

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

**Hanns Koren (Graz), Franz Lipp (Linz)
und Oskar Moser (Klagenfurt-Graz)**

geleitet von

Klaus Beitzl und Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XXIX**

**Gesamtserie
Band 78**

WIEN 1975

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE



Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Kärntner Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Oberösterreichischen Landesregierung
der
Salzburger Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
der
Tiroler Landesregierung
der
Vorarlberger Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Verbandes der wissenschaftlichen
Gesellschaften Österreichs

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien.
Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle A-1080 Wien,
Laudongasse 15—19. — Druck: Holzwarth & Berger, A-1010 Wien, Börseplatz 6.
AU ISSN 0029-9669

Abhandlungen und Mitteilungen

Karl Teplý, Die Bausage des Neugebäudes in Wien. Eine Wiener Volks- sage türkischen Ursprungs	1
Karl Ilg, Die Ekstase in volks- und völkerkundlicher Sicht	18
Kurt Grabhoff, Sprungstäbe und Stabsprung im niederländischen und alpenländischen Jagd- und Weidebrauchtum des 16. Jahrhunderts (mit 4 Abb. auf Tafeln und 10 Zeichnungen im Text)	33
Bertl Petrei, Zur weißen Maturafahne	48
Verzeichnis der Schriften von Richard Beitzl Erstellt von Klaus Beitzl	79
Leopold Schmidt, Aus der Geschichte des Volksgesanges im nieder- österreichischen Weinviertel	91
Klaus Beitzl, Motivbildstudien (mit 4 Abb. auf Tafeln)	104
Karl Horak, Systematik des deutschen Volkstanzes	119
Walter Berger, Eine bemerkenswerte Gruppe von niederösterreichischen Bäckerkreuzen (mit 5 Zeichnungen im Text)	142
Michael Martischinig, Das „Denkmalgut Kößlerhäusl“ im Salzburger Großarlal (mit 8 Abb. auf Tafeln und 2 Zeichnungen im Text)	147
Bertl Petrei, „Feitelvereine“ auch im heutigen Burgenland	186
Ebermut Rudolph, Blutstiller in Tiroler Alpentälern. Ein Beitrag zur Erforschung der Volksmedizin der Gegenwart	221
Elfriede Grabner, Volksmedizinisches Erbe oder übernommene Rezept- buchweisheit? Bemerkungen zu einem handschriftlichen Arzneibuch der Oststeiermark aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (mit 2 Abb. im Text)	260
Emil Schneeweis, St. Didacus (Diego) von Alcalá in Langenlois. Zur Ikonographie eines weniger bekannten Patrons gegen die Pest (mit 1 Abb. auf Tafel)	283
Leopold Schmidt, Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde	307
Tamás Hofer, Stilperioden der ungarischen Volkskunst. Über einige Möglichkeiten des Vergleichs der Volkskunst in Ungarn und Öster- reich	325
Druckfehlerberichtigung zu Michael Martischinig, „Das Denkmalgut Kößlerhaus“ (ÖZV 78/39, 1975, S. 147 ff.)	361

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum. Jahresbericht 1974 (Schmidt)	51
Franz Hutter, Melk † (Schmidt)	52
Wechsausstellungen im Österreichischen Museum für Volkskunde (Schdt.)	52
Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1974 Berichte von Klaus Beitzl, Leopold Schmidt, Emil Schneeweis und Franz Maresch	188

Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde im Sommer 1975	194
V. Internationale Arbeitstagung für Ethnologische Kartographie in Visegrád. Bericht von Franz Grieshofer	195
Bericht über das 7. Internationale Hafnerei-Symposion in St. Justina, Osttirol (Ingolf Bauer)	198
Das Wallfahrtsmuseum von Kleinmariazell (Schmidt)	287
Norbert F. Riedl † (Schmidt)	287
Wilhelm Conrad Ast † (Schmidt)	288
Herbstliche Volkskundetagungen 1975 in Niederösterreich und im Burgenland (Schmidt)	339
Österreichisches Museum für Volkskunde: Ausstellung Häuser und Menschen im Lungau (Schdt.)	340
VIII. Tagung der freien Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“ vom 3. bis 6. Juni 1975 in Prato di Resia (Gaetano Perusini-Klaus Beitzl)	340
Paul Stieber † (Ingolf Bauer)	342

Literatur der Volkskunde

Helge Gern dt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauches (Schmidt)	53
Leopold S ch m i d t, Volkskunde von Niederösterreich. Register (Leopold Kretzenbacher)	56
Karl L ö b l, Österreich. Ein Porträt in Farben (Schmidt)	57
Franz T r i s c h l e r (Hg.), Zwischen Weinsberg, Wild und Nebelstein (Schmidt)	57
Wastl F a n d e r l, Schwanthaler-Krippen. Juhe! Viktori! Der Engel singt s'Glori (Schmidt)	58
Hanns K o r e n, Viktor von Geramb. Ein Lebensbild (Schmidt)	59
Walther Z i t z e n b a c h e r, Zwischen Niederen Tauern und Nockgebiet (Schmidt)	60
Helm ut P r a s c h, Vom Lurnfeld zum Tiroler Tor (Schmidt)	60
Festgabe für Oskar M o s e r. Beiträge zur Volkskunde Kärntens (Schmidt)	61
Ida W e i ß, Kärntner Lebensbilder III (Schmidt)	62
Oskar M o s e r, Das Bauernhaus und seine landschaftliche Entwicklung in Kärnten (Schmidt)	63
Franz B r a u m a n n, Alpenländische Sagenreise (Schmidt)	63
Alfred K a r a s e k und Josef L a n z, Krippenkunst in Böhmen und Mähren (Schmidt)	64
Günther K a p f h a m m e r (Hg.), Bayerische Schwänke, „dastunka und dalogn“ (Schmidt)	66

Georg Lohmeyer (Hg.), Bayerische Barockprediger (Schmidt) . . .	67
Wilhelmine Junggrathmayr (Hg.), Das Historische Museum als Aufgabe (Schmidt)	67
Märchen der Weltliteratur, Neue Bände (Schmidt):	
Leza Uffer, Rätoromanische Märchen	68
Felix Karlinger und Gertrude Gréciano, Provenzalische Märchen	
Ernst Ulrich Kratz, Indonesische Märchen	
Diederichs Löwenbücher (Schmidt):	
Inge Diederichs, Gudbrand vom Berge. Märchen aus den Alpen	69
Inez Diller-Sellschopp, Die Hexe von Patmos	
Ulf Diederichs, Märchen aus der südlichen Sowjetunion.	
Reiner Hausherr, Bible moralisée. Faksimile-Ausgabe (Leopold Kretzenbacher)	70
Bedriye Atsiz und Hans-Joachim Kissling, Sammlung türkischer Redensarten (Leopold Kretzenbacher)	72
Milovan Gavazzi (Hg.), Etnološki pregled — Revue d'ethnologie (Leopold Kretzenbacher)	73
Václav Frolec, Tradiční vinařství na Moravě (Leopold Kretzenbacher)	74
Vera Trkovská, České Narodopisna Bibliografie (Leopold Schmidt)	75
Gislind M. Ritz, Alte geschnitzte Bauernmöbel (Schmidt)	200
Leopold Schmidt, Volkstümlich geformtes, bemaltes, geschliffenes Glas (Leopold Kretzenbacher)	201
Johann Haider, Die Geschichte des Theaterwesens im Benediktinerstift Seitenstetten in Barock und Aufklärung (Schmidt)	202
Loys Auffanger (Hg.), Der Bezirk Braunau am Inn. Ein Heimatbuch (Schmidt)	203
Anni Gamerith, Bäuerliche Sachkultur in Bezirk und Museum Feldbach, Steiermark (Schmidt)	204
Josefa Tanoš, Kindheitserinnerungen einer alten Wenigzellerin (Oststeiermark) (Franz Schunko)	205
Andreas Aberle, Wie's früher war in Tirol. Von Freiheitshelden und Volkssängern usw. (Schmidt)	205
Dankward G. Burkert, Wissenschaftliche Filme. Katalog 1974 (Schmidt)	205
Reinhold Aman, Bayrisch-österreichisches Schimpfwörterbuch. 2. Aufl. (Schmidt)	206
Edgar Harvold, Das Endorfer Volksschauspiel (Schmidt)	206
Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte (Schmidt)	207
Fachprosaforschung. Acht Vorträge zur mittelalterlichen Artesliteratur. Hg. Gundolf Keil und Peter Assion (Schmidt)	208

Frankfurter Wörterbuch (Schmidt)	209
Hans Watzlik, Das Ölbergspiel. Novelle. Hg. Erich Hans (Leopold Kretzenbacher)	209
L. Brandts Buys, De landelijke bouwkunst in Hollands Noorderkwartier (Oskar Moser)	210
Cornel Irimie, Corneliu Bucur u. a., Museum der bäuerlichen Technik / Bruckenthalmuseum Hermannstadt (Oskar Moser)	214
Ambros J. Pfiffig, Religio Etrusca (Leopold Kretzenbacher)	215
Lutz Röhrich (Hg.), Probleme der Sagenforschung (Schmidt)	289
Walter Deutsch und Gerlinde Haid (Hg.), Die Geige in der europäischen Volksmusik (Schmidt)	290
Margarete Baur-Heinhold, Bemalte Fassaden. Geschichte, Vorbild, Technik, Erneuerung (Schmidt)	291
Klaus Beitzl, Liebesgaben. Zeugnisse alter Brauchkunst (Ingeborg Weber-Kellermann)	292
Fritz Winkler, Sagen aus dem Böhmerwald (Schmidt)	293
Maria Kundegraber, Backmodel aus Bauern- und Bürgerhäusern (Schmidt)	294
Peter Anich und Blasius Hueber, Atlas Tyrolensis (Schmidt)	294
Peter Schenk, Die Almwirtschaft im Alpachtal (Tirol) in Geschichte und Recht (Schmidt)	295
Bernd Dieter Insam, Der Ork. Studien zu einer alpinen Wort- und Erzählgestalt (Schmidt)	295
Anna Wielander-Platzgummer, Sougeats Jorummer. Kinderreime aus dem Vinschgau (Schmidt)	296
Hermann Schilli, Das Schwarzwälder Freilichtmuseum — Der Vogtsbauernhof (Oskar Moser)	296
Christa Hinz, Märchen die die Brüder Grimm nicht kannten (Schmidt)	297
Gerd-Heinz Mohr, Das vergnügte Kirchenjahr. Heitere Geschichten und schmunzelnde Wahrheiten (Schmidt)	298
Paul Schwarz, Die neue Eva. Der Sündenfall in Volksglaube und Volkserzählung (Schmidt)	298
Wolfgang Brückner, Elfenreigen, Hochzeitstraum. Die Öldruckfabrikation 1880—1940 (Schmidt)	299
Gertrud Angermann, Engel an Ravensburgischen Bauernhäusern (Schmidt)	300
Bjarne Beckman, Von Mäusen und Menschen. Die hoch- und spätmittelalterlichen Mäusesagen (Schmidt)	300
Marcus Seeberger, Menschen und Masken im Lötschental. Photos von Oswald Ruppen (Schmidt)	301

Hannes Kopp, Erziehung im Wandel. Kindererziehung in den Jahren um 1890 und 1970 (Schmidt)	302
Ebdin Bojc, Sprichwörter und Redensarten im Slowenischen (slovenisch) (Leopold Kretzenbacher)	302
Maja Bošković-Stulli, Kroatische Volksmärchen (Leopold Kretzenbacher)	303
Aino Ränk, Ethnology 1945—1975 (Estnische Volkskunde-Bibliographie) (Schmidt)	305
Joachim Hähnel, Stube — Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur Hausforschung (Oskar Moser)	344
Via sacra. Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariazell. Helene Grunn (Hg.) (Leopold Kretzenbacher)	348
P. Stephan Schaller (Hg.), Ferdinand Rosner, Passio nova. Das Oberammergauer Passionsspiel von 1750 (Leopold Kretzenbacher)	349
Volkstümliche Möbel aus Altbayern. Katalog der Ausstellung in München 1975. (Schmidt)	
Heidi Müller, Volkstümliche Möbel aus Nordschwaben und den angrenzenden Gebieten (Schmidt)	350
Hermann Dannhauser, Keramik des Mittelalters in Bayern. Ein Katalog.	
Karl-Rolf Schultz-Klinken, Die Entwicklung der ländlichen Handarbeitsgeräte in Südwest-Deutschland (Schmidt)	352
Volker Kutschera, Spielzeug. Spiegelbild der Kulturgeschichte. (= Zeugnisse alter Volkskunst, Bd. 6) (Michael Martischnig)	353
Anneliese Röck, Abenteuer vor der Haustür. Kinder entdecken Oberösterreich (Schmidt)	354
Siegfried Neumann, Eine mecklenburgische Märchenfrau. Bertha Peters (Schmidt)	355
Siegfried Armin Neumann (Hg.), Plattdeutsche Legenden u. Legendenschwänke (Schmidt)	355
Felix Karlinger (Hg.), Berichte der Arbeitsgemeinschaft für Forschung zum romanischen Volksbuch (Schmidt)	356
Lutz Röhrich, Märchen und Wirklichkeit. 3. Auflage (Schmidt)	357
Zorica Rajković (Traditional forms of common-law marriage among the Croats and the Serbs) (Leopold Kretzenbacher)	357
Achille Bertarelli, Le stampe popolari italiane (Oskar Moser)	359
James George Frazer, The Golden Bough. Abridged Edition (Schmidt)	360

Schallplatten:

Quellen zur deutschen Volkskunde. Hg. Johannes Künzig und Waltraud Werner	
Bd. 2: Ungarndeutsche Märchenerzähler I	
Bd. 3: Ungarndeutsche Märchenerzähler II	
Bd. 8: Schwänke aus mündlicher Überlieferung (Schmidt)	218

Die Bausage des Neugebäudes in Wien

Eine Wiener Volkssage türkischen Ursprungs

Von Karl T e p l y

Das von Kaiser Maximilian II. eine Meile östlich der Stadt in der einsamen Simmeringer Heide erbaute Lustschloß Neugebäude ist dem Wiener immer fremd geblieben; und heute ist es völlig vergessen. Früh dem Verfall überlassen und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem Munitionsdepot der Garnison degradiert, befindet es sich seit langem in einem Zustand, der schwerlich ahnen läßt, daß es einst das Kleinod unter den Wiener Renaissancebauten gewesen ist, in dem sich das Bedeutendste, was damals an Architektur, Plastik und Malerei, Gartenkunst und Wasserspielen hier geschaffen wurde, zu einem bezaubernden Gesamtkunstwerk vereinigte ¹⁾.

An das „Neugebäu“ hefteten sich mehrere sagenhafte Überlieferungen. So soll „das gemeine Volk“ daran geglaubt haben, es sei mit purem Gold gedeckt ²⁾. Möglicherweise steht diese Meinung in Zusammenhang mit der gelegentlich auftauchenden Überzeugung, Kaiser Rudolf II. habe in einem der innersten Gemächer „viel Zeit mit Chymistischen Arbeiten zugebracht“ ³⁾. 1866 lokalisierte Moriz Bermann in der Menagerie die Sage von der „Löwenbraut“. Doch scheint er trotz eines alten Mirakelberichtes aus dem Jahre 1665, wonach ein Tierwärterehepaar von einem Tiger angefallen und nur wie durch ein Wunder gerettet worden sei, lediglich literarisch an die bekannte Ballade von Adelbert Chamisso anzuknüpfen ⁴⁾.

Wirklich volkstümlich wurde hingegen die Lokalsage, der Kaiser (die Meinungen schwanken hier zwischen Maximilian II. und Rudolf II.) habe das Schloß an der Stelle erbauen lassen, wo sich während der ersten Türkenbelagerung Wiens im Jahre 1529 das Prunkzelt Sultan

¹⁾ Gerhart Egger, Geschichte der Architektur in Wien. Von der Renaissance bis zum Klassizismus, in: Geschichte der Stadt Wien, hg. vom Verein für Geschichte der Stadt Wien, Neue Reihe, Bd. VII, 3, Wien 1974, 12 f.

²⁾ Erstmals bei Edward Brown, An Account of Several Travels through a great part of Germany in Four Journeys, London 1677, 100 f.

³⁾ Johann Georg Keyßler, Neueste Reise durch Teutschland, Böhmen, Ungarn . . . , Bd. 2, Hannover 1741, 952.

⁴⁾ Gustav G u g i t z, Die Sagen und Legenden der Stadt Wien, Wien 1952, 151 f., 216 f.

Süleymans erhoben habe. Zur dauernden Erinnerung an die Abwehr des grausamen Erbfeindes der Christenheit sei es im Umfang und genau in den Formen der sultanischen Zeltburg errichtet worden⁵⁾.

Daß diese Überlieferung keinen realen Hintergrund besitzt, ist längst bewiesen. Die auch in seriösen Geschichtswerken noch mitunter anzutreffende dezidierte Behauptung über den Standort des Schlosses leitet sich selbst lediglich von der Sagentradition ab. Aus zeitgenössischen Quellen ist nicht mehr herauszulesen, als daß sich das Lager des Sultans im Raum zwischen St. Marx und Kaiserebersdorf befand⁶⁾. Hinsichtlich der Baugestalt entzog der Kunsthistoriker Albert Ilg in einer gründlichen Untersuchung allen diesbezüglichen Spekulationen den Boden⁷⁾. Seine Ergebnisse wurden von Richard Kurt Donin durch die Erkenntnis der stilistischen Abhängigkeit von der venetianischen Villa suburbana präzisiert⁸⁾. Ohne auf kunstgeschichtliche Fragen eingehen zu wollen, muß dazu allerdings eine Einschränkung angebracht werden. Die Ansicht, in der Gestaltung des Schlosses und seines Gartens könnten auch osmanische Vorbilder wirksam geworden sein, wird heute keineswegs mehr als völlig abwegig zurückgewiesen⁹⁾. Osmanische Besucher Wiens fühlten sich jedenfalls — und dies ist für unseren Zusammenhang überaus wichtig — von der weitläufigen und vieltürmigen Anlage irgendwie an Heimisches gemahnt. Wie z. B. jener anonyme Beschreiber der Großbotschaft Ibrahim Paschas 1719/1720, dem das Neugebäude der Festung Yedikule in Istanbul zu gleichen schien¹⁰⁾.

Doch zurück zur Bausage. Nach Ilgs Deutungsversuch entstand die Tradition erst etwa ein Jahrhundert nach Erbauung des Schlosses und bildete sich bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts in zwei Etappen zur endgültigen Gestalt aus. Zunächst habe man lediglich davon gefabelt, daß das Schloß an der Stelle des Sultanzeltes erbaut worden

⁵⁾ Realis, Curiositäten- und Memorabilienlexikon von Wien, Wien 1846, Bd. 2, 209 ff.

⁶⁾ Joseph von Hammer-Purgstall, Wien's erste aufgehobene türkische Belagerung, Pest 1829, Quellenbeilagen, 57 f., 63. Niklas Meldemann, Rundbild mit Erläuterungen: Der Stadt Wien Belagerung . . . , Nürnberg 1530.

⁷⁾ Albert Ilg, Das Neugebäude bei Wien (Jb. der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses, Bd. 16, Wien-Prag-Leipzig 1895, 81—121).

⁸⁾ Richard Kurt Donin, Venedig und die Baukunst von Wien und Niederösterreich (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 14). Horn 1963, 54—64.

⁹⁾ Man vgl. dazu z. B. Renate Rieger, Das Wiener Neugebäude (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. 59, Wien 1951, 142 ff.), Hubert Kaut, Wiener Gärten, Vier Jahrhunderte Gartenkunst (= Österreich-Reihe, Bd. 264/266), 17 ff.

¹⁰⁾ Joseph von Hammer-Purgstall, Türkische Gesandtschaftsberichte, Teil II, (Hormayrs Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst, Bd. 13, Wien 1822, 47.

sei. Als frühesten Beleg führt er eine August 1669 geschriebene Stelle in der Reisebeschreibung des Franzosen Patin an. Sehr viel später, als im Barockzeitalter die in Wien niemals recht heimisch gewordenen Renaissanceformen bereits als fremdartig empfunden wurden, habe man auch die Formgestalt aus der Nachahmung des sultanischen Prunkzeltes erklären wollen. Erstmals erscheine dieser Gedanke 1708 in Gottlieb Eustarchius Rincks Geschichte Kaiser Leopolds I. ¹¹⁾.

Er verwies sodann darauf, daß es für diese Vorstellung eine Analogie aus der Antike gibt. Pausanias berichtet in seiner Beschreibung Griechenlands die Fabel, das Odeion in Athen sei nach dem Vorbild des Zeltes des Perserkönigs Xerxes gestaltet worden ¹²⁾. Die Ähnlichkeit der historischen Situation ließ ihm ihre Übernahme als naheliegend erscheinen: „Dort Athen, das Haupt von Hellas; hier Wien, der Hort der Christenheit. Beide werden von einem mächtigen Barbarenheer des Ostens belagert und Beide befreit Bürgertapferkeit von dem furchtbaren Schicksale, in asiatischer Despotie unterzugehen. Athen und Wien retteten durch ihren Heldenmuth Europa und seine Civilisation vor orientalischer Unterdrückung“ ¹³⁾.

Es ist Ilgs bleibendes Verdienst, die Deutung der Neugebäude-Sage erstmals von den unfruchtbaren rein lokalen Erklärungen gelöst zu haben. Der Forschungsstand seiner Zeit erlaubte ihm nicht, den sich zeigenden Weg weiterzuerfolgen. Wir hingegen vermögen heute zu erkennen, daß diese Erzählung den uralten und weltweit verbreiteten Vorstellungen von der Gestaltheiligkeit der göttlichen und menschlichen Wohnstätte zuzuordnen ist ¹⁴⁾. Doch kann Ilg der Vorwurf nicht erspart werden, daß er zwei wesentliche Quellenstellen, die seine Beweisführung aus den Angeln gehoben hätten, einfach im Sinne seiner ihm evident erscheinenden Schlußfolgerung manipuliert hat ¹⁵⁾.

Ilgs so bestechend wirkende Deutung hat zur Voraussetzung, daß die Vollform der Sage erst nach 1683 entstanden ist. Aus dem Triumphgefühl des „Heldenzeitalters“ der Monarchia Austriaca, die 1699 im Siegfrieden von Karlowitz die Türkengefahr endgültig gebannt und sich als Großmacht konstituiert hatte.

Dies ist jedoch nicht der Fall. Seither durch die orientalistische Forschung bekanntgewordene, aber auch schon von Ilg herangezogene

¹¹⁾ Ilg, 106 ff.

¹²⁾ Ilg, 115. Ernst Mayer, Pausanias Beschreibung Griechenlands, Zürich 1954, 52, 558 f.

¹³⁾ Ilg, 115.

¹⁴⁾ Leopold Schmidt, Häuser auf heiligem Grundriß, in: Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden, Berlin 1966, 74—88. Mircea Eliade, Das Heilige und das Profane, Hamburg 1957, 13—39.

¹⁵⁾ Vgl. die Anm. 26 und 53.

abendländische Quellen erweisen eindeutig, daß die Sage bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts erzählt wurde.

1663 eröffnete Großwesir Ahmed Köprülü nach einer langen Friedensperiode eine neue Offensive gegen Österreich. Sie konnte 1664 durch den großen Abwehrsieg von Sankt Gotthard an der Raab aufgefangen werden. Zur Ratifikation des daraufhin noch im Feldlager zu Vasvár geschlossenen Friedens wurden 1665 von beiden Höfen gleichzeitig „Großbotschaften“ entsandt. Graf Walter Leslie ging nach Istanbul, Kara Mehmed Pascha nach Wien¹⁶⁾.

Der osmanischen Ambassade, der größten und glanzvollsten, die bis dahin in Wien erschienen war, hatte sich ein merkwürdiger Mann angeschlossen: der türkische „Reisende aus Leidenschaft“ Evliyâ Çelebi aus Istanbul.

In einem vielbändigen Werk, dem Seyâhatnâme („Fahrtenbuch“), schilderte Evliyâ seine jahrzehntelangen Wanderfahrten durch die europäischen und asiatischen Provinzen des osmanischen Imperiums. Obwohl in ihm Reales und Phantastisches vielfach zu einem unlöslichen Amalgam verschmolzen ist, stellt es die wichtigste Quelle über den inneren Zustand des Osmanischen Reiches in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dar. Kein anderes Werk enthält auch nur entfernt eine solch unerschöpfliche Fülle an historischen, wirtschaftlichen, landes- und volkskundlichen Nachrichten¹⁷⁾.

Das 7. Buch des Seyâhatnâme ist Evliyâs Wien-Reise gewidmet¹⁸⁾. Angesichts zahlreicher Abwegigkeiten in seiner Darstellung konnte jedoch ernstlich die Frage gestellt werden, ob Evliyâ Çelebi nicht nur fremden Schilderungen und umlaufenden Geschichten die Form eines persönlichen Erlebnisberichtes gegeben hatte. Demgegenüber hat sich erst vor kurzem der quellenmäßige Nachweis seiner Anwesenheit in Wien führen lassen¹⁹⁾.

In den drei umfangreichen Abschnitten „Sultan Süleymans Zeltburg“, „Der Prachtgarten in der Süleymansburg“ und „Von allerlei ergötzlichen Wunderdingen“²⁰⁾ gestaltet Evliyâ den überwältigenden Eindruck, den er von der Anlage des Neugebäudes empfangen hat. Seine kühn das Reale übersteigende Schilderung gipfelt darin, diese

¹⁶⁾ Oswald Redlich, *Weltmacht des Barock. Österreich in der Zeit Kaiser Leopolds I.*, Wien 1961, 178 ff., Karl Těply, *Kaiserliche Gesandtschaften ans Goldene Horn*, Stuttgart 1968, 51 ff.

¹⁷⁾ Ewliyâ Çelebi, in: *Encyclopédie de l'Islam*, Nouvelle édition, Bd. 2, Leiden-Paris 1960, 736—738.

¹⁸⁾ Von Richard F. Kreutel meisterhaft unter dem Titel: „Im Reiche des Goldenen Apfels“ übersetzt (= *Osmanische Geschichtsschreiber Bd. 2*). Graz 1963.

¹⁹⁾ Karl Těply, *Evliyâ Çelebi in Wien* (*Der Islam. Zeitschrift für Geschichte und Kultur des islamischen Orients*, Bd. 52, 1, Berlin 1975, 125—131).

²⁰⁾ Kreutel, *Goldener Apfel*, 51—61.

Wunderwelt lasse sich allein mit dem Garten Irem, einem irdischen Paradies, vergleichen. Dabei erzählt er weitschweifig und mit mannigfachen Wiederholungen etwa folgendes:

Im Jahre 936 belagerte Sultan Süleyman, der großmächtige Chan, die Festung Wien. Schon war man in die Mauern eingebrochen; auf den Wällen erscholl bereits der muslimische Gebetsruf, und ein kühner tscherkessischer Haudegen war sogar durch eine Bresche bis in die Mitte der Stadt vorgedrungen, ehe er als Blutzuge der Übermacht erlag²¹⁾. Am nächsten Tag sollte der Hauptsturm gelaufen werden. Doch an diesem Morgen fiel nach dem Willen Allahs der Winter mit solch entsetzlichem Ungestüm und mit solcher Kälte ein, daß eine Verwirrung wie am Jüngsten Tag im Heere entstand. Auf Bitten der Krieger des Islams mußte Sultan Süleyman die Belagerung aufheben. Um die Geschütze und das Feldgerät zu retten, ließ er sein Prunkzelt zurück.

„Sultan Süleymans Zeltburg aber wurde von den Giauren abgebrochen und als Siegestrophäe in ihre Schatzkammer gebracht. An der Stelle jedoch, wo die Zeltburg gestanden hatte, errichteten sie dieses schmucke und stattliche Schloß in gigantischer Steinbauweise, das in seiner kunstvollen Anlage und mit seinen entzückenden Formen ein getreues Abbild dieser Zeltburg darstellt. Es soll aber nicht zur Abwehr eines Angriffs in Kriegszeiten dienen, sondern ist als ein großartiges Triumphantal erbaut worden, zur glorreichen Erinnerung daran, daß sie Sultan Süleyman gezwungen hatten, hier vor der Festung sein Prunkzelt zurückzulassen.

Das Gebäude mißt insgesamt viertausend Schritt im Umfang und hat sechzehn Ecken. An jeder Ecke haben sie einen stattlichen Turm errichtet, daß sich dem Beschauer bei seinem Anblick die Sinne verwirren. Das Schloß mit seinen hohen Mauern ist ganz in der Art und Weise und ganz nach demselben Plan aufgebaut worden, den auch heutzutage noch das himmelhoch gewölbte Staatszelt unseres Padihschaus aufweist, mit all seinen zinnenbewehrten Umfassungsmauern²²⁾. In den Türmen und im Schlosse findet man in getreuer Nachbildung alle Räume, in die sich zu Zeiten Sultan Süleymans eine Zeltburg zu gliedern pflegte: die Innerste Kammer, die Schatzkammer, den großen Divansaal, den Audienzsaal, die Gemächer für die Leibpagen und die Wachen usw., aber auch das Scharfrichterzelt und die Rundzelte und kleinen Zelte, die innerhalb einer solchen Zeltburg gewöhnlich aufgeschlagen waren.

²¹⁾ Die osmanische Form der Heidenschuß-Sage. Richard F. Kreutel, Ein zeitgenössischer türkischer Plan zur zweiten Belagerung Wiens (Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. 52, Wien 1953, 224 ff.). Kreutel, Goldener Apfel, 235.

²²⁾ Kreutel, Goldener Apfel, 53.

„Der Schlafbaldachin in dieser Zeltburg ruht auf achtundvierzig schlanken Marmorsäulen [...]. Auch das Privatgemach Sultan Süleymans ist hier nachgebildet, nach der Art eines Zeltes in persischem Stil, und die Türe dieses Raumes bleibt immer geschlossen²³⁾. [...] Immer wenn dort ein neuer Kaiser seine Thronbesteigung hält, begibt er sich in feierlicher Prozession von Wien hierher, um im Privatgemache Sultan Süleymans sich von seinem obersten Priester mit dem Schwert umgürten zu lassen. Dann erst zieht er, wieder in prunkvollem Aufzuge, in Wien ein und besteigt dort den Thron.

Dieser herrlichste aller Lustgärten liegt auf einer Anhöhe vor dem Kleinen Deutschen Gebirge, einen guten Kanonenschuß von der Festung Wien entfernt. Daß aber die Giauren diesem Garten so große Ehrerbietung zollen und dort das Schloß mit dem Park angelegt haben, das geht alles nur darauf hinaus, daß sie sich brüsten wollen: ‚Bis hierher ist Sultan Süleyman, der Herr über ein derartig prächtiges Staats- und Thronzelt, gezogen gekommen und hat mit zweimal hunderttausend Mann die Feste Wien berannt; da überraschte ihn aber der Winter und er mußte, ohne die Festung erobern zu können, abziehen und seine Zeltburg zurücklassen.‘ Um auf solche Weise ihren eigenen Ruhm zu vergrößern, haben sie also unter Aufwendung unermeßlicher Schätze und sagenhafter Reichtümer dieses prächtige Schloß mit dem herrlichen Garten errichtet. Aber so Allah der Allerhabene es will, ist all dieses letzten Endes ja doch wieder für uns erbaut worden: Allah gebe es, daß es endlich dem Islam anheimfalle²⁴⁾.

Soweit Evliyâ Çelebi. Die von ihm nachträglich angefügte Pseudoprophetie auf den unglücklichen Feldzug des Jahres 1683 kann hier außer Betracht bleiben²⁵⁾.

Ein merkwürdiger Zufall fügt es, daß auch die älteste abendländische Quelle, der die Existenz der Vollform dieser Sage zu entnehmen ist, mit dem Austausch dieser Botschaften in Verbindung steht. Der Gesandtschaft des Grafen Leslie gehörten die Brüder Henry und Edward Howard an. In der von ihrem Hofmeister (?) verfaßten Beschreibung ihrer Reise nach Wien und Istanbul und wieder zurück nach Wien wird in der knappen Schilderung der Kaiserstadt vom Neugebäude gesagt: „[It] was built in imitation and memory of Solyman the Magnific tent [...]“²⁶⁾.

²³⁾ A. a. O., 54.

²⁴⁾ A. a. O., 61.

²⁵⁾ A. a. O., 62, 219.

²⁶⁾ John Burbury, A Relation of a Journey of the Right Honourable My Lord Henry Howard, From London to Vienna, and thence to Constantinople, in the Company of his Excellency Count Lesly ... Ambassador from Leopoldus Emperour of Germany to the Grand Signor, Sultan Mahomet Han the Fourth ... , London 1671, 43. Ilg kannte die Schrift, zog die Stelle aber nur als Beleg für den Sagenzug vom Standort heran.

Für uns erhebt sich nun die Frage: Hat Evliyâ Çelebi die Sage auf seiner Reise nach Wien hier gehört und sie, ausgeschmückt mit eigenen Zutaten, seinen Landsleuten vermittelt, oder handelt es sich um eine ursprünglich im ungarisch-osmanischen Grenzgebiet beheimatete Legende, die später nach Wien gewandert ist? Der Verfasser glaubt, mit Bestimmtheit letzteres nachweisen zu können.

Da wäre zunächst der Gesamteindruck. Gegenüber der osmanischen Erzählung nimmt sich die Wiener Version wie eine Trümmerform aus. Doch mag der Eindruck trügen und lediglich durch Evliyâs Erzählkunst bestimmt sein.

Wichtiger ist eine Aussage darüber, ob diese Sage einen Platz innerhalb der osmanischen Überlieferung hat. Evliyâ erzählt die Sage für uns als erster²⁷⁾, doch hat er sie sicher nicht erfunden. Dies entspricht einerseits seiner Arbeitsweise, die überall — in diesem Punkt ist sich die Evliyâ-Çelebi-Forschung einig — vorhandene sagenhafte Überlieferungen aufgreift und verarbeitet²⁸⁾. Andererseits erweckt die Erzählung selbst den Eindruck, bereits in längerer Erzähltradition geformt zu sein.

Der frühest mögliche Termin für die speziell auf das Neugebäude bezogene Sage ist natürlich durch den Bau des Schlosses gegeben. Dieser begann 1569, doch wurden nach dem Tod Kaiser Maximilians II. (1576) die Bauarbeiten nur mehr schleppend fortgesetzt. Im Jahrzehnt zwischen 1584 und 1593 waren die diplomatischen Beziehungen mit dem Osmanischen Reich nur sehr dünn. Dann unterbrach der Lange Türkenkrieg (1593—1606) für vierzehn Jahre überhaupt alle Kontakte. So ist anzunehmen, daß erst der mit dem Frieden von Zsitvatorok 1606 erneut und verstärkt einsetzende diplomatische Verkehr, der nunmehr auch sogenannte „Großbotschaften“ ständig wachsenden Umfangs nach Wien führte²⁹⁾, für die Traditionsbildung maßgebend wurde. Allen, die aus dem Osmanischen Reich heraufkamen, Tschauschen, Gesandten, Kaufleuten, präsentierte sich nun das Neugebäude als erster

²⁷⁾ Ein genauer Zeitpunkt für die Niederschrift des 7. Buches des Seyâhat-nâme läßt sich nicht angeben. Kreutel nimmt an, daß es in der uns allein vorliegenden vorläufigen Gestalt in den Jahren nach der Botschaftsreise entstand, daß der Autor jedoch noch sehr viel später, vgl. Anm. 25, einzelne Einfügungen anbrachte.

²⁸⁾ *Enzyklopaedie des Islâm*, Bd. 2, Leiden-Leipzig 1913, 34 f. J. H. Mordtmann charakterisiert hier Evliyâ als phantasievollen Schriftsteller, mit ausgesprochenem Hang für das Wunderbare und Abenteuerliche, der stets die Sage dem schlichten historischen Faktum vorziehe. Analog die Neue Edition, Bd. 2, 737.

²⁹⁾ Karl T e p l y, *Kaiserliche Gesandtschaften nach Istanbul und ihre kulturgeschichtlichen Aspekte*, in: *Museum Perchtoldsdorf, Perchtoldsdorf 1973*, 122—152. Karl T e p l y, *Türkische Gesandtschaften an den Kaiserhof (Österreich in Geschichte und Literatur, Wien 1975, im Druck)*.

Vorbote des nach vielen Mühsalen erreichten Reiseziels. Zweimal führte sie der Weg an ihm vorbei, auch wenn sie zu Schiff heimkehrten. Zwangsläufig muß ihnen das „orientalisch“ anmutende Schloß in der einsamen Heide Rätselfragen gestellt haben. Anscheinend haben nur noch der Stephansturm mit seinem goldenen Knauf und dem Halbmond und Stern sowie das Heidenschuß-Hauszeichen in ähnlichem Umfang ihre Phantasie beschäftigt.

Wenn Evliyâ Çelebi versichert, der Ruhm des Bauwerkes sei im gesamten Osmanischen Reich verbreitet, übertrieb er nur mäßig. Bei der zweiten Türkenbelagerung Wiens trat tatsächlich ein, was Ilg als sentimentale Erfindung späterer Generationen belächelte. Kara Mustafa schonte es aus Ehrfurcht für Sultan Süleyman. Das Tagebuch des türkischen Zeremonienmeisters verbreitet sich unter dem 13. Juli 1683 ungewöhnlich ausführlich darüber, daß der Großwesir das an der Stelle der Zeltburg des verewigten Sultans nach Anlage des Prunkzertes errichtete Schloß schließlich eingehend besichtigt und schließlich die Zurücklassung einer Schutzwache angeordnet habe. Auch er preist überschwenglich die Schönheit des Lustschlosses und des Gartens³⁰⁾.

Vorher und nachher gab es wohl kaum eine ansehnliche türkische Gesandtschaft, welche die unter dem Namen „Köschk Sultan Süleymans“³¹⁾ bekannte denkwürdige Stätte nicht besuchte. Wenn der Reisende Keyser 1730 mit Bezug auf das Jahr 1683 versichert, viele Türken hätten aus Andacht mit Tränen in den Augen die Mauern des Schlosses geküßt, mag er eine für seine Gegenwart gültige Beobachtung in die Vergangenheit zurückprojiziert haben³²⁾. Daß das Neugebäude bei den Osmanen starke Emotionen auslöste, dürfte zutreffen.

Es bestand also wohl, daran ist nicht zu zweifeln, eine feste und gegenüber der Wiener Überlieferung vermutlich etwa um ein halbes Jahrhundert ältere osmanische Tradition. Diese muß im wesentlichen mündlich gelehrt haben, denn der einfache Osmane war illiterat. Evliyâ kann die Tradition nicht geschaffen haben. Sein Werk blieb zu seinen Lebzeiten unbekannt. Es begann erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts seine Wirkung zu entfalten³³⁾.

Noch gewichtigere Argumente für die osmanische Herkunft der Sage sieht der Verfasser jedoch in der Vorstellungswelt, die in ihr Gestalt gewonnen hat. Obgleich der Gedanke der Gestaltheiligkeit von

³⁰⁾ Richard F. Kreutel, Kara Mustafa vor Wien (= Osmanische Geschichtsschreiber, Bd. 1). Graz 1960, 28 f.

³¹⁾ Hammer, Gesandtschaftsberichte, 47.

³²⁾ Keybler, Neueste Reise, Bd. 2, 952.

³³⁾ Richard F. Kreutel, Neues zur Evliyâ-Çelebi-Forschung (Der Islam, Bd. 48, 2, Berlin 1972, 273 ff.). Dazu eine mündliche Auskunft Dr. Kreutels. Ich darf überhaupt an dieser Stelle Dr. Richard F. Kreutel und Dr. Erich Prokosch für die mir freundschaftlich gewährte Unterstützung danken.

Bauwerken im Abendland wie im Orient in den mannigfachsten Ausprägungen auftritt³⁴), dürfte doch der Umstand, daß gerade ein Zelt in die Bauform hineingesehen wurde, gleichfalls spezifisch osmanisch-orientalischen Vorstellungen entspringen.

Dem seit vorgeschichtlicher Zeit an das feste Haus gewöhnten Abendländer lag der Gedanke, ein steinernes Bauwerk bilde ein Zelt nach, wohl ferne. Daß er eher umgekehrt empfand, dafür ist der Reisende Ruy Gonzales de Clavijo ein Zeuge. Ihm erschien bei seinem Besuch in Samarkand das weitläufige Zelt des Welteroberers Timur „wie ein Schloß“³⁵). Anders dem Osmanen des 16., 17. Jahrhunderts, der die nomadische Vergangenheit noch nicht völlig abgestreift hatte. Es war ihm schwer genug geworden, das altgewohnte Zelt auch nur mit dem Holzhaus zu vertauschen. In weiten Teilen des Osmanischen Reiches erhielt sich bis zur Gegenwart der Yürük, der im Zelt lebende Wanderhirt. Die Sultane entschlossen sich erst unter dem Einfluß der persischen Hofkultur, Paläste zu bewohnen. Aber um das Gefühl des Eingeschlossenseins nicht aufkommen zu lassen, mußte ein solches Saray wenigstens aus mehreren einzelstehenden, locker im Raum gruppierten Pavillons bestehen. Erst die umschließende Mauer faßte den Komplex zu einer architektonischen Einheit zusammen³⁶). In diesem Sachverhalt ist ja auch begründet, daß osmanische Reisende das Neugebäude als „türkisch“ empfinden konnten.

Infolge der Tatsache, daß bei den Osmanen Zeltvorstellungen im privaten wie im öffentlichen Bereich und in der Kunst auf Schritt und Tritt begegnen, läßt sich nur wenig andeuten. Sie wirken im Bagedanken des Grabmonuments (Türbe) ebenso nach wie im „provisorischen“ Charakter des irdischen Wohnraumes und seiner Einrichtung. Die osmanische Hofordnung wurde im Bilde des von vier Säulen getragenen Staatszeltes gesehen³⁷). Wie das Haus im mythischen Denken mit der Welt gleichgesetzt werden kann, so auch das Zelt³⁸).

³⁴) Schmidt, Heiliger Grundriß, 74 ff. Hans Hermann Russack, Byzanz und Istanbul. Sagen vom Goldenen Horn, Berlin 1941, 15. Auch Evliyâ Çelebi erzählt solche Legenden. Zum Beispiel im 1. Buch des Seyâhatnâme, daß Sultan Mehmed II. das zur Bezwingung Konstantinopels am Bosphorus erbaute Sperrschloß Rumeli Hisari auf einem dem arabischen Namenszug Muhammad nachbildenden Grundriß errichtet habe.

³⁵) Ernst Diez, Islamische Kunst, Frankfurt a. M.-Berlin 1964, 44 ff.

³⁶) Ulya Vogt-Göknil, Osmanische Bauten, München 1965, 147 ff. Über die Übertragung von Zeltformen auf den Palastbau Diez a. a. O.

³⁷) Franz Babinger, Mehmed der Eroberer und seine Zeit, München 1959, 473 f.

³⁸) Eine in unserer Sage nur latent aus dem Hintergrund wirkende Vorstellung faßt den Mittelpfeiler der als Mikrokosmos gedachten Jurte als axis mundi auf. Wie in Wien der „Stock im Eisen“ den mythischen Stadtmittelpunkt bildete; Leopold Schmidt, Der „Stock im Eisen“, in: Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin 1963, 175—182.

Während dem Abendländer Haus und Herd Heimat bedeuten, stammt das entsprechende Wort *yurt* im Türkischen vom alttürkischen Filzzelt, der Jurte.

In direkten Beziehungen steht unsere Erzählung jedoch mit einem Sagentypus, der z. B. in der Gründungssage Sarajewos manifest wird. Sie erzählt: Als Sultan Mehmed II. 1463 auf dem Feldzug zur Eroberung Bosniens vor der Festung Vrhbosna lag, schlug er seine Zeltburg auf dem Hügel Čurčić auf. Um dieses Heerlager wurde später eine neue Stadt erbaut. Nach dem vom Sultan gebauten Saray empfing sie den Namen Bosna Saray³⁹⁾.

Es ist bezeichnend, daß sich Überlieferungen dieser Art fast ausschließlich an Mehmed II. Fatih und Süleyman Kanuni hefteten. In beiden empfand der Osmane charismatische Segenskraft (arabisch: *baraka*) in besonderem Maße wirkend. Der Sagentypus von der Gründung einer Stadt auf dem Boden der Zeltburg eines Anführers ist aber älter. Er wurde von den Osmanen nur übernommen. Dies beweist die Sage der Namengebung Kairos. Die Keimzelle Kairos ist das von dem arabischen Feldherrn 'Amr ibn al-Āṣ 641 zur Eroberung der Burg Babylon vor ihren Mauern angelegte Heerlager Fustat. Das Wort Fustat aber, tatsächlich abgeleitet von byzantinisch $\varphi\sigma\sigma\acute{\alpha}\tau\omicron\upsilon$, Lager, wurde im Arabischen in der Bedeutung „Zelt“ verstanden und hier zum Eigennamen⁴⁰⁾.

Das Zeltmotiv verkettet sich mit einem zweiten sehr alten Gedankenkomplex. Jenem, der den osmanisch-islamitischen Weltherrschaftsanspruch legitimieren sollte.

Im osmanischen Kurialstil wurde der Padischah oft als „Schatten Gottes auf Erden“ bezeichnet. Dies ist nicht einfach ein dichterisches Bild, sondern leitet sich letztlich von dem berühmten visionären Traum Osmans I. ab, in dem ihm die Weltherrschaft seines Geschlechtes verkündet worden war. Osman träumte, aus seinen Lenden wachse ein gewaltiger Baum hervor, dessen Blätter Schwertern glichen. Schließlich wurde der Baum so groß, daß er über alle Länder und Meere bis an die Grenzen der Welt seinen Schatten warf. Unter diesem Weltenbaum standen der Kaukasus, der Atlas, der Taurus und der Haemus (= Balkan) „gleichsam wie die vier Pfeiler des unendlichen Laubzeltes“, und die vier Ströme Nil, Euphrat, Tigris und Ister (= Donau) strömten unter seinen Wurzeln hervor⁴¹⁾.

³⁹⁾ Milena Preindlsberger-Mrazović, Sarajewo und seine Umgebung, in: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bd. Bosnien und Herzegowina, Wien 1901, 49 f. Encyklopaedie des Islâm, Bd. 4, Leiden-Leipzig 1934, 246.

⁴⁰⁾ Encyclopédie de l'Islam, Bd. 2, 979 f.

⁴¹⁾ Joseph von Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. 1, Pest 1827, 49 f. Hammer übernimmt die Formulierung des großen osmanischen Reichshistorikers Sadeddin.

Ehe wir die Folgerungen aus diesem Sachverhalt ziehen, muß noch auf ein bedeutsames Motiv aufmerksam gemacht werden, das wohl bereits zum ursprünglichen Bestand der Volkserzählung gehörte: die Schwertumgürtung des Kaisers.

Die Schwertumgürtung des Sultans in der Moschee Eyüb stellte den feierlichen Höhepunkt der osmanischen Thronbesteigungszeremonien dar. Die Sage setzt daher mit naiver Selbstverständlichkeit voraus, daß eine solche Zeremonie auch im Mittelpunkt der Kaiserkrönung stehe. Sie irrt darin zwar, verarbeitet aber trotzdem ein historisches Faktum. Nur gehörte dieses der ungarischen Krönungsordnung an, die darin eine altungarische Erinnerung bewahrte. Der ungarische König (und alle Habsburger seit 1526 erwarben die ungarische Krone vor ihrer Krönung zum Römischen Kaiser!) wurde im Preßburger Dom mit der Stephanskronen gekrönt und mit dem heiligen Schwert umgürtet. Sodann sprengte er auf den Krönungshügel und schwang das Schwert nach den vier Himmelsrichtungen⁴²⁾. Diese Zeremonie fand auf einem am Donauufer künstlich aufgeworfenen Hügel statt. Unten wird sogleich gezeigt werden, daß die Sage sie sinnvoll in das nur sechs Meilen westlicher an der Donau gelegene Neugebäude verlegt.

Findet die Sage in diesen Bereichen ihren Wurzelboden, entfaltet sie ebenso nur innerhalb des osmanischen geschichtlichen Denkens ihren vollen Sinngehalt. Für Wien blieb die Erste Türkenbelagerung letztlich eine Episode, so sehr man vor erneuten Vorstößen bangte. Für den Osmanen hingegen war dieser Kriegszug mit eminenter Bedeutung aufgeladen.

Nach der osmanischen Eroberungsideologie hatte Sultan Süleyman mit dem Aufrichten seines Zeltes bereits legitimen Anspruch auf den Boden des Landes, auf dem er geruht hatte, erworben⁴³⁾. Er war am ehernen Schicksal gescheitert und hatte die Eroberung Wiens seinen Erben als Vermächtnis hinterlassen müssen. Als Last einer

⁴²⁾ Magda von B á r á n y - O b e r s c h a l l, Die Sankt Stephans-Krone und die Insignien des Königreiches Ungarn, Wien 1961, 14 ff. Nach einer Aufzeichnung des byzantinischen Historikers Theophylaktos Simokattes aus dem 7. Jahrhundert nannten sich die Kagane der frühen Turkvölker „Herren der Weltgegenden“.

⁴³⁾ Vorstellungen dieser Art spielten nicht nur im volkstümlichen Denken eine Rolle, sie ziehen sich wie ein roter Faden auch durch die diplomatischen Verhandlungen über Friedenserneuerungen. Überdies ist im speziellen Fall ein überaus merkwürdiges Sultanswort überliefert. Süleyman habe — so erklärte Großwesir Ibrahim 1530 den österreichischen Gesandten Josef von Lamberg und Niklas Juricić —, tief beeindruckt von der herrlichen Lage der Stadt, vor Wien erklärt: „... hie gepüert wol, einen Keyser zu sitzen, da lass unser Hauss bauen, ...“ Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß dieser Ausspruch irgendwie in die osmanische Tradition gelangt sein könnte. Teilabdruck des Gesandtschaftsberichtes bei H a m m e r, Geschichte, Bd. 3, 41.

nicht gelösten Aufgabe. Damit erhielt ein altes Symbol erneut wirkende Kraft.

Wenn ein Sultan den Thron bestieg, empfing er drei Tage später in Eyüb vor den Toren Stambuls am Grabe des Bannerträgers des Propheten Mohammed das heilige Schwert. Er übernahm damit die Verpflichtung, den Heiligen Krieg für den wahren Glauben fortzuführen. Auf dem Rückweg ins Saray dankte er den ihm huldigenden Janitscharen mit dem traditionellen Zuruf: „Kızıl élmada görüşürüz — Beim Goldenen Apfel sehen wir uns wieder!“ Unter dem Goldenen Apfel verstanden die Osmanen eine mächtige Residenzstadt der Christenheit. Erst auf Konstantinopel bezogen, wo die kolossale Reiterstatue Kaiser Justinians vor der Hagia Sophia im vergoldeten Reichsapfel das Symbol der Weltherrschaft in der Rechten gehalten hatte, dann auf Rom oder Buda, wurde die Verheißung seit dem 16. Jahrhundert auf Wien mit seinem Stephansdom übertragen ⁴⁴⁾.

Nun schließen sich uns die einzelnen Traditionslinien zu einem großen Zusammenhang zusammen: Der freventliche Übermut der Glaubensfeinde machte ihren billigen Sieg durch Nachäffung der geheiligten Zeltburg des Padischah zum dauernden Stachel. Mit der Schwertumgürtung ihres Kaisers an der durch die Anwesenheit des großen Sultans, des einzig wahren Herren der Welt, geweihten Stätte fügten sie eine weitere Herausforderung hinzu. So mußte die Legende vom „Köschk Sultan Süleymans“ den Charakter einer beständigen Mahnung gewinnen, endlich das Vermächtnis zu erfüllen. In überaus charakteristischer Weise verband dabei das volkstümliche Geschichtsbewußtsein zwei — wenigstens für unser Gegenwartsdenken — unvereinbare Positionen: Das grundsätzliche Gebot der Religion, den Glaubenskrieg in die noch nicht dem Islam unterworfenen Teile der Welt zu tragen, mit dem Gefühl, von den Ungläubigen echt herausgefordert zu werden.

Wie eine Bestätigung unserer aus volkskundlichem Material gewonnenen Ansicht — zu der noch die Meinung, Sultan Süleyman selber habe die Grenzen des Reiches abgesteckt und mit schrecklichen Bannzaubern befestigt, gehört ⁴⁵⁾ — wirken neuere Arbeiten zweier ungarischer Militärhistoriker. Sowohl Géza Perjés als auch Gyula Káldy-Nagy gelangten zu dem Resultat, daß der Vorstoß Sultan Süleymans auf Wien nicht das Ergebnis einer von langer Hand vorbereiteten Planung gewesen sei, sondern sich aus einer momentanen Zwangssituation ergeben habe. Auch später hätten die Türken im

⁴⁴⁾ Kreutel, Goldener Apfel, 9 ff. Ettore Rossi, La leggenda turco-bizantina del Pomo rosso (Studi Bizantini e neoellenici, Bd. 5/6, Rom 1939/40, 542 ff.).

⁴⁵⁾ Kreutel, Goldener Apfel, 34.

Bewußtsein des gegen sie wirkenden Gesetzes vom Aktionsradius lange gezögert, über Ungarn hinauszugreifen. Erst als Reaktion auf die habsburgische Politik, die danach strebte, ganz Ungarn und Siebenbürgen in ihren Herrschaftsbereich einzubeziehen, hätten sie sich erneut zum Kampf um Wien entschlossen ⁴⁶⁾.

Man mag zu diesen Thesen stehen wie man will; hier ist allein wichtig, daß sich die Osmanen offenbar tatsächlich herausgefordert gefühlt haben. Evliyâ Çelebi erzählt die Geschichte seinen Landsleuten in dem Augenblick, als wieder einmal der Griff nach dem Goldenen Apfel gescheitert war. Kaum zufällig fügte er gerade an dieser Stelle nach 1683 die *vaticinatio ex eventu* auf den unglücklichen Feldzug ein. Bald nach seinem Tode wird sie zur wehen Erinnerung an eine unwiderrufflich dahingegangene Zeit der Größe und des Ruhmes.

Die Bausage des Neugebäudes ist somit nicht nur eine spielerische Ätiologie, wie man aus der Wiener Lokalsage schließen müßte. Sie enthüllt sich aus dieser Sicht als eine der großen Überlieferungen, in denen ein Volk sich selber, seine geschichtlichen Erinnerungen und Ansprüche zum Bild verdichtet wiederfindet. Vergessen wir nicht, daß dem Osmanen die Grenze zwischen Sage und Geschichte in anderen Räumen verlief, als sie uns verläuft. Überrascht erkennen wir die Vielschichtigkeit der Bezüge. Dabei wurde bewußt darauf verzichtet, noch weiter auszugreifen. Sultan Osmans Traum etwa würde uns in altorientalische und schamanistische Bereiche führen. Lediglich eines soll nicht unerwähnt bleiben: Um die Mitte des 6. Jahrhunderts bildete sich im Herzen Asiens das älteste türkische Reich. Es hatte sein Zentrum am Orchon in der Nähe der späteren mongolischen Residenz Kara-Korum und beherrschte den ungeheuren Raum zwischen der Mandschurei und dem Kaspischen Meer, erhob aber darüber hinaus ideell (vgl. Anmerk. 42) Anspruch auf die Weltherrschaft. Sehr wahrscheinlich geht das Vorstellungsbild vom bergenden Zelt, das der Welt Schutz und Segen zuteil werden läßt, bereits auf die Goldene Jurte, in der sein Kagan residierte, zurück.

Auf welchem Weg aber konnte ein so spezifisch osmanischer Traditionskomplex in Wien Heimatrecht erwerben?

Da muß zunächst daran erinnert werden, daß er nicht in seiner Gesamtheit übernommen wurde. Der Bericht von der Schwertumgürtung des Römischen Kaisers im Neugebäude vermochte als vollkommen inadäquat nicht einzuwurzeln. Wohl aber die Geschichte vom Sultanzelt. Diese fand nämlich nicht nur eine durch das Gefühl

⁴⁶⁾ Géza Perjés, Ungarn und die Türken, in: Internationales Kulturhistorisches Symposion Mogersdorf 1969, Eisenstadt 1972, 48 ff. Gyula K á l d y - N a g y, Suleimans Angriff auf Europa (Acta Orientalia academiae scientiarum Hungaricae, Bd. 28, Budapest 1974, 163 ff.).

der Fremdartigkeit und den aus anderen Zusammenhängen bekannten Sagentypus der Gestaltheiligkeit von Bauwerken geschaffene allgemeine Disposition vor, sondern konnte auch an konkreten Fakten anknüpfen.

1649 einigten sich Kaiser und Sultan, den 1606 geschlossenen Frieden auf weitere zwanzig Jahre zu verlängern. Der zur Ratifizierung von Sultan Mehmed IV. entsandte Großbotschafter Hasan Pascha überreichte Kaiser Ferdinand III. in der Audienz am 20. Dezember 1650 kostbare Geschenke. Schon am nächsten Tag meldete der Korrespondent des Herausgebers des „Theatrum Europaeum“ aus Wien: „Unter solchen habe sich sonderlich befunden dasjenige Zelt / unter welchem sich der Türkische Kayser Sulimanus / als er anno 1529 mit dreymal hundert tausend Mann / die Statt Wien [...] belägert hätte / [...] / aufgehalten, das dann sehr köstlich mit Kleinodien vnnnd Gold gestickt / einer schönen gantz runden Form / und für ein besonder hohes Ehren-Praesent zu halten seyn solle“⁴⁷⁾.

Es ist natürlich unerheblich, daß es sich nicht wirklich um das echte Zelt Sultan Süleymans gehandelt hat. Entscheidend wurde, was der Gesandte oder seine Leute erzählten, um den Wert des Präsensts herauszustreichen, was — vielleicht halbverstanden — die Runde machte. Die Meinung konnte sich aber umso leichter befestigen, als bereits 1609 zum erstenmal und später immer wieder (so auch 1665) osmanische Staatszelte als Geschenke an den Kaiserhof gelangten.

Somit ist kaum zu zweifeln, daß die Sage mit dem Objekt gewandert ist. Darauf weist ferner, daß die Tradition in Wien exakt mit der Übergabe des angeblichen Sultanzeltes einsetzt. Der 1635 in Wien weilende Pater Reginbald Möhner kannte sie offenbar noch nicht. Obwohl er sogar von einem Besuch bei seinem im Neugebäude arbeitenden Freund, den Historienmaler Christian Steinmüller, berichtet, erzählt er jedenfalls davon nichts⁴⁸⁾. Aber schon 1660 läßt sich die vermutlich älteste Wiener Nachricht fassen. Am 8. April vernahm eine Gruppe der in Wien weilenden sächsischen Gesandtschaft aus dem Munde des sie auf einem Ausflug nach Preßburg begleitenden Wirtes Zum Goldenen Drachen Johann Martin Drach, das „Neue Gebäude [sei von] Kayser Maximilianus II. zum Gedächtniß der Anno 1529 vorgegangenen Türkischen Belagerung der Stadt Wien / vor 100.000 Gulden gebauet / biß dahin damahls der Türk

⁴⁷⁾ *Theatrum Europaeum*, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1652, 1143. Übernommen von Martin Meyer, *Ortelius redivivus et continuatus...*, Teil 2, Frankfurt a. M. 1665, 163.

⁴⁸⁾ A. Czerny, *Ein Tourist in Österreich während der Schwedenzeit*. Aus den Papieren des P. Reginbald Möhner, Linz 1874, 26.

[= der Sultan] kommen / und ist sein Gezelt so weit umfangen gewesen / als ietzo das Neue-Gebäude" ⁴⁹⁾). Wenige Wochen später, am 18. Juni, wurde einer zweiten Gruppe dieser Gesandtschaft — diesmal anscheinend vom Wirt Zu den Drei Kronen — dieselbe Geschichte erzählt ⁵⁰⁾). In etwa analoger Form findet sich der Sagenbericht 1669 bei Charles Patin ⁵¹⁾ und 1672 bei Edward Brown ⁵²⁾).

Man muß daraus wohl — darin ist Ilg zuzustimmen — schließen, daß die Vollform der Sage zunächst in Wien wenig oder gar nicht bekannt gewesen ist. Anscheinend kannte sie Burbury nur deshalb, weil er auf seiner Istanbul-Reise mit Türken in Kontakt gekommen war. Doch ist Rinck nicht der erste, der sie berichtet. Sie erscheint vielmehr bereits 1683. Wenige Wochen nach der Belagerung veröffentlichte der Hofkriegsrat Johann Peter Vaelckeren eine lateinische Beschreibung des denkwürdigen Geschehens. Darin schildert er zuletzt die Begegnung zwischen Kaiser Leopold I. und König Sobieski am 15. September 1683 bei Schwechat. Bei dieser Gelegenheit verbreitet er sich auch über die Bausage des Neugebäudes. Und zwar in einer Form, die erkennen läßt, daß er seinen Lesern kein Novum zu berichten glaubte. Im folgenden Jahr veröffentlichte er eine etwas überarbeitete deutsche Ausgabe. Darin lautet diese Stelle:

„Sie [die kaiserliche Majestät] haben auf diesem Weeg gesehen / wie in selbiger Gegend alles verwüestet und in Aschen gelegt ware / außgenohmen der zwischen St. Marx und Eberstorff liegende Kayserl. Garten / das Newgebäu genant / welchen die Türcken sambt denen dazu gehörigen schönen Mauren / Gallerien / mit Kupffer bedeckten Thürnen / und darbey befindlichen Gebäwen / villeicht darumb nicht haben verwüesten wollen / weil der Sultan Solyman Anno 1529 bey damahliger Belägerung dieser Statt auff selbigem Platz seine Zelten auffgespanter gehabt / vnd nach seinem Abzug der Kayser Maximilianus der anderte diesen Garten mit Ring-Mauren vnd villen vmbher liegenden Thürnen eben in der Form und Distantz / wie vorhero die Solimanische Zelten auffgeschlagen gewesen / zur ewigen Gedächtnuß erbawet hat. Sie haben aber sich dieses Gebäwes für diesmahl zu einem Magazin oder Provianthauß gar vorteilhaftig bedient / massen dann nach ihrer Flucht ein unbeschreibliche Menge von Zwiback vnd

⁴⁹⁾ Johann Joachim Müller, *Entdecktes Staats-Cabinet...*, Jena 1714, 2. Eröffnung, 117.

⁵⁰⁾ A. a. O., 7. Eröffnung, Jena 1716, 217.

⁵¹⁾ Charles Patin, *Relations historiques et curieuses de Voyages, en Allemagene, Angeteerre, Hollande, Bohême...* Amsterdam 1695, 25.

⁵²⁾ Brown, *Travels*, 100 f.

allerhand anderem Proviant auch Munition alda gefunden worden / [...]⁵³.

Da zu diesem Zeitpunkt der „getaufte Türke“ noch nicht in einem solchen Ausmaß wie ein Jahrzehnt später zum Alltag Wiens gehörte⁵⁴), ist wohl in erster Linie an Vermittlung durch osmanische Gesandtschaften zu denken. Deren letzte vor Ausbruch des Großen Türkenkrieges war 1681 in Wien gewesen.

Der weitere Weg der Sage läßt sich in wenigen Sätzen umreißen. 1694 übernahm Johann Konstantin Feigius die Stelle in seine Zeitchronik „Wunderbahrer Adlers-Schwung“⁵⁵), entschied sich jedoch für Rudolf II. als Erbauer des Schlosses. Von dort ging sie 1739 fast in dem Wortlaut, den ihr Feigius gegeben hatte, in die bis weit ins 19. Jahrhundert maßgebend gebliebene Stadtgeschichte „Alt- und Neues Wien“ von Matthias Fuhrmann über⁵⁶). Damit war die Geschichte unangefochtenes Traditionsgut geworden. Rincks Notiz mag allenfalls ebenso „flankierend“ gewirkt haben wie Delsenbachs um 1715 entstandener Stich mit seiner Bildlegende⁵⁷).

Es paßt wie das Tüpfelchen aufs I, gerade Feigius und Fuhrmann an den Gelenkstellen der Traditionsbildung zu finden. Zu Unrecht hat Max Vancsa den zwischen 1682 und 1694 in Wien nachweisbaren ewigen Studenten aus Löwenberg in Schlesien als nicht beachtenswürdigen Kompilator abgeurteilt⁵⁸). Gerechter wertet Eduard Castle Feigius, indem er ihn eine „achtenswerte Stellung unter den Publizisten des zur Großmacht aufstrebenden Österreich“ zuerkennt⁵⁹). Nicht überraschend, daß er der von ihm gewiß in österreichisch-patriotischem Sinn verstandenen Sage Unterschlupf geboten hat.

⁵³) Joannes Petrus Va e l c k e r e n, Vienna à Turcis obsessa, à Christianis eliberata, ..., Wien 1683, 91. Wienn Von Türcken belägert / Von Christen entsezt, ..., Linz 1684, 100. Ilg zitiert die Stelle S. 107 unter Auslassung der entscheidenden Passage.

⁵⁴) Karl Teplý, Vom Los osmanischer Gefangener aus dem Großen Türkenkrieg 1683—1699 (Südost-Forschungen, Bd. 32, München 1973, 33—72). Karl Teplý, Türkentaufen in Wien während des Großen Türkenkrieges 1683 bis 1699 (Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 29, 1973, 57—87).

⁵⁵) Johann Constantin Feigius, Wunderbahrer Adlers-Schwung ..., Bd. 2, Wien 1694, 87.

⁵⁶) Matthias Fuhrmann, Alt- und Neues Wien ..., Bd. 2, Linz 1739, 1119.

⁵⁷) Johann Adam Delsenbach, Prospecte und Abrisse einiger Gebäude von Wien, 1713 ff., Tafel 19. Wiedergegeben bei Ilg, 105.

⁵⁸) Max Vancsa, Quellen und Geschichtsschreibung, in: Geschichte der Stadt Wien, hg. vom Verein für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 4, Wien 1911, 69.

⁵⁹) Eduard Castle, Dichter und Dichtung aus Österreich, Wien 1951, 15. Castles Vermutung, Feigius habe bereits das Pestjahr 1679 in Wien miterlebt, trifft jedoch nicht zu. Eine Nachschau in den Matriken der Universität hat klargelegt, daß Feigius erst 1682 immatrikuliert hat; Archiv der Universität Wien, Matriken, Bd. 7 unter 1682.

Überhaupt bringt der kraftvoll und anschaulich erzählte „Wunderbahre Adlers-Schwung“ eine lange Reihe wichtiger lokalhistorischer und volkskundlicher Nachrichten, die sich nirgendwo anders finden. So z. B. in seiner Beschreibung der „Antiquitäten / raren und seltzamen Sachen“⁶⁰⁾ im Wiener Bürgerlichen Zeughaus den ältesten Beleg für die Kenntnis der Nürnberger Sage von dem Raubritter Eppelein von Gaillingen in Wien⁶¹⁾.

Ebendort die Schilderung eines „gebauten Türken“, dem man den erbeuteten Kopf des am 24. August 1683 in der Schlacht am Bisamberg gefallenen Beglerbegs von Erlau Abaza Kör Hüseyin Pascha aufgesetzt hatte. Diese Figur tritt später in der Sage vom „Spuk im Zeughaus“⁶²⁾ auf. Die Sage erscheint bereits in den 1731/1741 gedruckten „Monathlichen Unterredungen“⁶³⁾, ist also nicht, wie Gugitz vermutet hat, eine von Hormayr erfundene Kunstsage.

Feigius hat aber auch viele Anstöße für Sagenbildungen vermittelt. Durch ihn blieb Koltschitzkys Kundschaftergang während der Zweiten Türkenbelagerung unvergessen. 1783 formte der Piarist Gottfried Uhlich die seither zum festen Bestand der Wiener Kulturgeschichte gehörende Erzählung vom jovialen ersten Kaffeesieder Wiens und seinem Kaffeehaus zur Blauen Flasche⁶⁴⁾. Auf ihn griff Matthias Fuhrmann zurück, als er die Geschichte vom Lieben Augustin erzählte und damit eine Gestalt von solch unverwüstlicher Lebenskraft schuf, daß sie wohl auch trotz des von Leopold Schmidt erbrachten Gegenbeweises als historische Persönlichkeit weiterleben wird⁶⁵⁾. Damit ist auf Feigius' Rolle als Traditionsträger volkstümlichen Erzählgutes nur eben hingewiesen. Eine systematische Durchsicht seiner Werke wird noch manches zutage fördern.

Eine systematische Beschäftigung verlangen jedoch endlich auch die österreichischen Türkensagen. Dabei wird den Wechselbeziehungen besonderes Augenmerk zu widmen sein. Sie sind zweifellos enger und vielfältiger gewesen, als gewöhnlich angenommen wird. Der Verfasser hofft, in naher Zukunft in größerem Rahmen auf diese Fragen zurückkommen zu können.

⁶⁰⁾ Feigius, Adlers-Schwung, Bd. 2, 610—615. Auszugsweise abgedruckt bei Walter Hummelberger, Das Bürgerliche Zeughaus, Wien 1972, 75 f.

⁶¹⁾ Feigius, a. a. O., 615. Vgl. dazu Die deutschen Sagen der Brüder Grimm, hg. von Hermann Schneider, 1. Teil, Ortssagen, Berlin o. J. Nr. 130, 136 f. Franz Bauer, Alt-Nürnberg. Sagen, Legenden und Geschichten, München³ 1955, 20 ff.

⁶²⁾ Gugitz, Wiener Sagen, Nr. 54, 74 f., 185.

⁶³⁾ Die Sagen der Monathlichen Unterredungen Otto von Grabens zum Stein, hg. von Will-Erich Peuckert, Berlin 1961, Nr. 109, 164 f.

⁶⁴⁾ Karl Teply, Georg Franz Koltschitzky und Georg Thomas Michaelowitz — Abschied von eingewurzeltten Legenden, in: Museum Perchtoldsdorf, 179—220.

⁶⁵⁾ Leopold Schmidt, Der liebe Augustin, in: Volkserzählung, 212 f.

Die Ekstase in volks- und völkerkundlicher Sicht

Von Karl Ilg

Für den Volks- und Völkerkundler — d. h. also sowohl für den Ethnologen, der sich auf europäische Erscheinungen ausrichtet, wie für den, der die außereuropäischen Eigentümlichkeiten beobachtet — ist die Ekstase bzw. sind die ekstatischen Erscheinungen schon lange bekannte und interessante Phänomene.

Die Gegenwart mit ihren z. T. krankhaften Wünschen, sich von alltäglichen Fesseln und von überkommenen unangenehm empfundenen Ordnungen mittels Drogen zu lösen, und gleichermaßen andere „schönere“ Sphären aufzusuchen, gibt unserem Versuch, diese Erscheinungen in volks- und völkerkundlicher Sicht zusammenzufassen, eine um diesen — bedauerlichen! — Akzent vermehrte, eigentümliche Aktualität.

Ich schreibe mit Absicht von einem „Versuch“; denn die Darstellung kann sich nur auf eine Auswahl von Erscheinungen beziehen. Allein sie machen bereits hinreichend die enge Verwandtschaft volks- und völkerkundlicher Erscheinungen deutlich.

Ausgehend von der Bedeutung des Wortes Ekstase, das sich bekanntlich vom griechischen ἐκστασις ableitet und das zu übersetzen ist mit „Austritt“, „Heraustritt“, verstehen wir unter ihr den Austritt der Seele, des Geistes aus dem Körper. An Stelle der austretenden Seele soll sich eine andere „Seele“ in diesem Körper vorübergehend niederlassen und ihn beherrschen . . .

Der Körper steht damit unter einem fremden Zwang und muß danach handeln.

Dabei kann die Herbeiführung der „Ekstasis“, des „Austritts der Seele“ freiwillig oder unfreiwillig geschehen und im letzteren Falle als ein Zwang vom Anfang bis zum Ende gelten.

Ich möchte bei der Darstellung dieses Phänomens mit jenen Erscheinungen beginnen, welche uns aus der Volks- und Völkerkunde unter dem Begriff „Zweites Gesicht“, Eidetik bekannt und mehrfach in die Literatur eingegangen ist. Ich weise bei deren Verbreitung insbesondere auf das norddeutsche Flachland, etwa auf die einsame, oft

nebelverhangene Marschenlandschaft hin, in der das „Zweite Gesicht“ früher weit verbreitet (Spöken- und Schichtkieker) war. (Etwa Westfalen). Es ist auch heute noch nicht ausgestorben.

K. Schmeing hat darüber ausführlich berichtet und dabei auch stets den Zwang hervorgehoben, unter welchem die mit dem Zweiten Gesicht Begabten (oder Belasteten?) stehen, so daß sie den „Förbrand“ (Feuerbrand), den Vorbeizug des „Totengeleites“ sehen müssen, ob sie wollen oder nicht. Ein Abwenden ist nicht möglich.

Karl Schmeing wies auf mehrere Landschaften des Nordens hin, die in den „magischen Ring“ einzubeziehen sind, und nannte außer Niederdeutschland noch die Bretagne, Nordskandinavien und die englischen Landschaften.

Ich mußte diesen „Ring“ auf Grund meiner Untersuchungen, namentlich in den „Walsertälern“, auch auf alpine Landschaften ausdehnen. Ich kannte und kenne noch Menschen, die unter diesem Zwang stehen und habe darüber berichtet. Die Literatur weist auch auf berühmte Persönlichkeiten als Eidetiker hin. Aus dem deutschsprachigen Raum wären unter anderen etwa D r o s t e - H ü l s h o f f und B e d a W e b e r zu nennen. Aus der russischen Literaturgeschichte dürfte insbesondere F. M. D o s t o j e w s k i nicht zu übersehen sein.

Die historische Tatsache, daß A. L i n c o l n seine Ermordung im Traume voraus erlebte, macht neben den anderen Hinweisen deutlich, daß Eidetik weit verbreitet ist und daß der Versuch, ihr Auftreten in landschaftlichen „Ring“ zu suchen, uns nicht die Augen vor dem Auftreten dieser Erscheinung anderswo verbinden darf.

Im Augenblick der Vorschau sind diese Menschen entrückt, sie leiden vielfach unter dem Zwang, die Bilder zu schauen. Es handelt sich um empfindsame Naturen. Ihr Begleiter ist zumeist die Einsamkeit, und in einsamen Landschaften sind sie vornehmlich anzutreffen. Doch neben dem Milieu ist es unzweifelhaft die Veranlagung und hiermit wohl ebenso die Erbmasse, die eine Rolle spielt.

Im gleichen Zusammenhang ist auch auf die „Gabe“ der Prophetie zu verweisen, wie sie K. W u n d t in seiner „Volkpsychologie“, Bd. II: „Mythos und Religion“ darlegte. Zweifellos bestehen nämlich gewisse Übereinstimmungen zwischen dem soeben genannten Phänomen und der Prophetie, denn auch der „Prophet“ steht unter dem Zwang der Vision. Doch erklärt Wundt nur dann eine solche Ekstase als Prophetie, wenn „gewaltige, die Gemüter ergreifende religiöse Bewegungen und nationale Ereignisse in geistig hervorragenden Persönlichkeiten zu jener abnormen Gesamterregung des seelischen Lebens führen“, welche auch von einer „Steigerung der Sinnesfunktion“ begleitet wird. (Band II, S. 100.)

Gemeinsam ist, objektiv gesehen, zweifellos die beiden Erscheinungen zugrunde liegende Tatsache, daß die Visionäre ihren Zustand nicht absichtlich und durch Mittel herbeiführen, sondern daß dieser Zustand von außen her über sie kommt und sie bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele erfaßt und die ganze Persönlichkeit gefangen nimmt. Sie erleben diesen Zustand der Ekstase auch nur teilweise im Schlafe bzw. die Vision im Traume, vielmehr oft wachend, bei „vollem Bewußtsein und mit allen Sinnen“. Natürlich können wir bei der Erörterung dieser Erscheinungen nicht an solchen aus der Antike vorübergehen. Die Gestalt der Pythia ist uns aus der Gymnasialzeit unvergessen geblieben. Auf alle Fälle legte der Alt-Historiker F. H a m p l, Innsbruck, klar, daß die Tempelausgrabungen einwandfrei erbrachten, daß von Erdklüften, aus denen berausende Dämpfe aufsteigen konnten, in Delphi keine Rede gewesen sein konnte.

In Spuren läßt sich der Zustand der Ergriffenheit auch bei gewissen volkstümlichen Aufführungen beobachten, als da sind beispielsweise „Passionsspiele“, „Kreuzaufzüge“, wie sie etwa aus Spanien während der Karwoche bekannt sind, ebenso gewisse „Maskenaufläufe“, wie z. B. das „Wildmannsauftreten“ in Osttirol, das „Schemenlaufen“ in einzelnen Oberinntaler Märkten und Dörfern, wobei sowohl Spieler und Maskenträger als auch das ihnen zuschauende einfache Publikum in eine eigenartige Welle des Miterlebens und der Verschmelzung der eigenen Persönlichkeit mit dem Spiel bzw. seinen Rollenträgern versetzt werden, so daß sie nicht mehr dieselben wie sonst sind. Die Träger vermögen in sonst nicht üblichem Maße Schmerzen zu ertragen (Geißelungen) oder Kraftleistungen zu vollbringen (Sprünge der Maskenträger, Tragen schwerer Glockengewichte, langes Tänzeln).

O. M a g n u s wußte es in gleicher Weise aus dem hohen Norden von den „Werwölfen“ zu berichten: Werwolf ist einer, der das Fell wechselt. Sigmund und Sinfjötli waren solche und von ihnen wird berichtet: „Er zog dann sein Bärengewand über und ging als Bär hinaus“.

Lilly Weiser führte auf S. 46 aus: „sie benahmen sich als solche wild, zerstörten, mordeten und zerfleischten“. Ähnlich hieß es von den „Berserkern“, daß sie in ihrer Wut — in ihrer Ekstase also — Menschenblut zu trinken vermöchten. Ihrem Anblick hielten keine Feinde stand.

Doch schon bei den „Werwölfen und Berserkern“ ist die Vermutung naheliegend und teilweise bezeugt, daß sie auch berausende Getränke zu sich nahmen, so daß sie den Zustand ihrer Besessenheit selbst herbeiführten, wie denn auch schon das Überhängen des Bärenfells diese Absicht andeutet. Gleiches ist teilweise auch von unseren

Maskenträgern bekannt. Nähert man sich ihnen auf geringsten Abstand, wird man teilweise die „Fahne“ riechen, die ihrem Maskenmund entströmt.

Ebenso ist auch bei Pythias Ekstase die Möglichkeit der Einwirkung besonderer Mittel — von Erddämpfen nun einmal abgesehen — nicht von der Hand zu weisen, umso weniger, als die Überlieferung schon von sich aus die Beeinflussung durch fremde Mittel zugab, auch wenn sie nicht die richtigen angegeben haben dürfte.

Wir kommen damit auf jene Art von Ekstase zu sprechen, welche mit fremden Mitteln herbeigeführt wird bzw. bei der auf alle Fälle diese sichtbar sind und offenkundig eine wesentliche Rolle spielen.

Ich möchte hier ein Thema herausgreifen, das sowohl in der Geschichte, wie in der europäischen Ethnologie eine große Rolle spielt: der Hexenwahn und seine Zeit. Die Forschung ist bei der Erklärung dieser entsetzlichen Zeiterscheinung neben allen sie begleitenden bzw. ihr vorausgegangenen religiösen, wissenschaftlichen, politischen und sozialen Umwälzungen und Mißständen auf eine Droge gestoßen, die eine Rolle spielte; welche tatsächlich Gefühlszustände erzeugte, wonach man in den Lüften schwebte und auch sexuelle Faszinationen und teilweise auch Abartigkeiten zu erleben glaubte. So also, daß die auf den Folterbrettern erpreßten Geständnisse nicht stets bösen Erfindungen der perversen Henkersknechte und ihren Hintermännern entstammten. Ein Extrakt aus der Tollkirsche hat zufolge von Versuchen eindeutig diese Zustände auch herbeigerufen und der vermehrte Gebrauch desselben konnte zu massenhaften Erscheinungen „wahnartiger Zustände“ führen. Das plötzliche Auftauchen und Überhandnehmen von Drogen und deren Gebrauch ist uns sicherlich vor zwanzig Jahren weit weniger faßbar gewesen als heute.

Ich möchte diesen Hinweis noch mit einem volkskundlichen Exkurs in die Heiligenverehrung unterstreichen. Ich meine damit die Verehrung des Hl. Veit, des Patrons „gegen Veitstanz, Besessenheit, Epilepsie, Toll- und Tanzwut, Hysterie“ (Lex. f. Theologie u. Kirche, Bd. X, S. 659), dessen Verehrung gerade ab dem ausgehenden Mittelalter und die nächsten Jahrhunderte eine auffallende Steigerung erfuhr. Der Gedanke ist sicherlich nicht abwegig, daraus auf ein Vorherrschen bzw. auf ein häufiges Auftreten dieser Krankheiten zu schließen, wobei aber durchaus auch die Möglichkeit besteht, daß „Tollwut, Besessenheit“ sicher nicht allein auf Erbanlagen und von außen importierte Krankheitserreger zurückgehen mußten, sondern daß sehr wohl auch eigenes Verschulden gerade etwa durch Genuß von Drogen u. ä. (siehe Tollkirsche) zugrunde lag. Der Heilige sollte die Süchtigen wieder davon befreien, ihnen helfen — für jene Zeit die naheliegendste Vorkehrung.

Man muß in diesem Zusammenhang mit Hans Findeisen auch an die Tanzkrankheit des Jahres 1374 in den Rheinlanden, an das Auftreten derselben Krankheit 1418 in Straßburg denken und daß sie die westlichen Mittelmeerländer aufsuchte, daran die „Tarantella“ („wie von der Tarantel gestochen“), nun eine Volksbelustigung, noch erinnern mag.

Ekstase konnte und kann somit durch verschiedene Mittel gewollt herbeigeführt werden. Sie kann aber auch, wie es uns die eingangs geschilderten Vorkommnisse bewiesen, von außen und ohne Zutun des Ekstaten über ihn kommen.

Es ist daher auch sehr schwer, objektiv auszusagen, wieviel bei den religiösen Ekstasen — es gibt solche nicht nur in den christlichen Hochreligionen, sondern auch im Islam und Buddhismus — gewollt und ungewollt ist, sagen wir es noch banaler: wieviel wahrhaftiges „Ergriffenwerden“ oder krankhaft oder absichtlich und bewußt irreführende Schaustellung bzw. zu verurteilendes Theater ist. Ich will mich hier wieder nur mit einem Beispiel begnügen, und zwar nun einmal nicht aus Konnersreuth (Theresia) oder Unteritalien (P. Pio), sondern aus der tirolischen Volkskunde. Ich meine die sog. „Tiroler ekstatischen Jungfrauen“ (Leitsterne in die dunklen Gebiete der Mystik, Regensburg 1843). Die Jungfrauen hießen: Maria v. Mörl / Kaltern; Domenica Lazzari / Fleimstal, und Crescentia Nieklutsch / Tscheims bei Meran. Letztere geriet mit ihrem jungen Beichtvater in eine sehr enge Verbindung. Ich möchte mich aber auch aus anderen Gründen auf Maria von Mörl beschränken. Ich erinnere mich, von ihr schon in Institutszeiten gehört und fromme Abbildungen gesehen zu haben. Ihre Ekstase trat angeblich insbesondere während des Messelens und vor allem an jedem Freitag auf, wobei sie das Leiden Jesu nachlitt, bis zu Blutschweißausbrüchen auf der Stirn. Mehrere Zeitgenossen berichten auch vom Auftreten der Wundmale, ähnlich der Theresia von Konnersreuth und des Pater Pio in Süditalien. Auch von fast völliger Abstinenz von Speisen ist die Rede. Nicht zu unterlassen ist aber auch die Bemerkung, daß Maria von Mörl unter großem Einfluß ihres Beichtvaters, eines asketischen Franziskanerpaters (Capistran) stand. Er allein konnte sie in Ekstase ansprechen, in der sie im übrigen stundenlang ohne sich zu rühren und in alles weniger als angenehmer Körperhaltung in Verzückung verharnte. Es wird schwer zu urteilen sein, was daran echt, d. h. ungewollte, bewußt erlebte Ekstase, freie Hinwendung und Unterwerfung einem anderen, göttlichen Willen und was krankhaften oder suggestiven Ursprungs war.

Auf alle Fälle gibt es solche gleiche Vorkommnisse (auch zufolge der außereuropäischen Ethnologie weit ab von uns: „Sri Ramaia lebte, nach seiner Flucht aus dem Elternhaus, in einem abgelegenen Teil

eines Tempels in Tiru monatelang auf dem Boden sitzend in einem ekstatischen Zustand, bis ihm der Eiter aus den Schenkeln floß, ohne daß er es merkte." (Gebh. Frei: Probleme der Parapsychologie, S. 180). In abgeschwächter Form wurde gleiches vom Fräulein von Mörl berichtet.

Mit dem Hinweis auf Sri Ramaia haben wir jedoch schon in Begebenheiten aus der Völkerkunde nachgeblättert.

Abschließend jedoch zum bisher Gesagten noch eine Feststellung: Entgegen vielleicht mancher Meinung überwiegen unter den Ekstatikern Männer. Nicht Frauen. Und zwar handelt es sich um ein Vielfaches, nämlich um neunmal mehr! „Das bestätigt in auffallender Weise gewisse Grundunterschiede in der menschlichen Eigenart von Mann und Frau, daß die Geistseele der Frau ‚leibnäher‘, die des Mannes ‚leibferner‘ ist." (Gebh. Frei, S. 193.)

Doch nun weiter in der Völkerkunde!

Wir stellen gleich fest: Ekstase aus völkerkundlichen Beobachtungen und Berichten gibt es in großer Zahl. Wieder ist daher nur eine — hoffentlich charakteristische — Auswahl an Beispielen möglich.

Vor allem beobachten wir ekstatische Erscheinungen im Bereich des Zaubers, der Dämonenbeschwörung und im Verkehr mit den Göttern.

Im Bereich der zauberischen Handlungen, somit im Tätigkeitsfeld des Zauberers ist die Erscheinung der „Ekstase" weit verbreitet. Man könnte fast behaupten, daß sie in diesen Fällen und Handlungen dominierend auftritt.

Natürlich wirft sich für uns auch sofort die Frage des Zweifels auf, was echt dabei sei, wahrhaftige Hingabe und Überzeugung, daß in dieser Stunde eine andere Macht vom Zauberer Besitz ergreife und er so Dinge zu schauen vermöge und Kräfte erhalte, welche dem gewöhnlich Sterblichen nicht gegeben seien.

Die völkerkundliche Forschung ist es gewohnt geworden, zwischen Medizinmann und Schamane zu unterscheiden. Ersterer wird als eine innerhalb der Gruppe auffallend intelligente, persönlich engagierte und nach Macht (und Reichtum) strebende Persönlichkeit bezeichnet, während der Schamane aus innerem Zwang handelt und eine sehr komplizierte nach innen gerichtete Persönlichkeit darstellt. Er ist Künstler, Sänger, Tänzer und Dichter (Andreas Lommel). Allein beide handeln in und mit Ekstase. Tut es der Medizinmann häufig in bewußter Verstellung?

Sicherlich wäre es falsch, diese Medizinmänner in Bausch und Bogen als Schwindler abzutun und auch ihre kulturhistorische Bedeutung ist nicht zu übersehen. Dieses erkannte bereits Frazer in voller Deutlichkeit:

„Jedenfalls ist niemandem stärkere Aufmunterung zum Erforschen der Wahrheit zuteil geworden als diesen primitiven Zauberern. Es war unbedingt erforderlich, sich wenigstens den Anschein des Wissens zu geben. Die Aufdeckung eines einzigen Fehlers konnte ihnen das Leben kosten. Dies führte sie zweifelsohne dazu, Betrug zu üben, um ihre Unwissenheit zu verbergen. Aber es gab ihnen auch eine äußerst wirksame Handhabe, wirkliches Wissen an die Stelle des falschen zu setzen, da es bei weitem das Beste ist, wirklich etwas zu können, wenn man sich den Anschein des Wissens geben möchte. So berechtigt es also sein mag, die übertriebenen Behauptungen der Magier zurückzuweisen und die Betrügereien, welche sie der Menschheit vorgemacht haben, zu verurteilen, so hat die ursprüngliche Einsetzung dieser Klasse von Menschen, im ganzen genommen, unschätzbare Wohltuend auf die gesamte Menschheit gewirkt. Sie waren nicht nur die unmittelbaren Vorläufer unserer Ärzte, sondern auch unserer Forscher und Entdecker auf jedem Gebiete der Naturwissenschaft. Sie begannen jene Arbeit, die seitdem durch ihre Nachfolger in späteren Jahrhunderten zu so herrlichen und nutzbringenden Ergebnissen geführt wurde. Und wenn der Anfang schwach und armselig war, so ist dies eher den unvermeidlichen Schwierigkeiten auf dem Pfade der Erkenntnis als der natürlichen Unfähigkeit oder dem absichtlichen Betrug der Menschen selbst zuzuschreiben.“

J. F r a z e r geht von der Tatsache aus, daß ursprünglich jeder gewissermaßen sein eigener Zauberer war und Krankheit, Dürre usw. von sich und seiner Familie zu vertreiben versuchte.

„Es bedeutet jedoch einen großen Schritt vorwärts, sobald man eine besondere Klasse von Magiern einsetzt, mit anderen Worten, eine Anzahl von Männern ausdrücklich dazu bestimmt, dem Gemeinwesen durch ihre Geschicklichkeit zu helfen, mag sich diese Geschicklichkeit nun auf das Heilen von Krankheiten, das Voraussagen der Zukunft, die Regelung des Wetters oder sonst einen Gegenstand von allgemeinem Nutzen beziehen. Die Unzulänglichkeit der Mittel, welche die meisten dieser Leute anwenden, um ihre Ziele zu erreichen, sollte uns nicht gegen die ungeheure Bedeutung der Einrichtung blind machen. Hier haben wir eine Klasse von Männern vor uns, die wenigstens in dem höheren Stadium primitiver Kultur der Notwendigkeit enthoben sind, sich ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit sauer zu verdienen, und denen es gestattet ist, ja von denen man erwartet und die man ermutigt, Nachforschungen auf den Geheimpfaden der Natur anzustellen. Zugleich ist es ihre Pflicht und liegt in ihrem Interesse, mehr zu wissen als ihre Gefährten, sich mit allem vertraut zu machen, was dem Menschen in seinem Kampfe mit der Natur helfen, mit allem, was seine Leiden mildern und sein Leben verlängern kann. Die Eigenschaften von Arzneien und Mineralien, die Ursachen von Regen und Dürre, Donner und Blitz, der Wechsel der Jahreszeiten, die Mondphasen, die täglichen und jährlichen Reisen der Sonne, die Bewegungen der Gestirne, das Geheimnis von Leben und Tod, alles das muß die Bewunderung jener alten Philosophen erregt und sie angefeuert haben, Lösungen von Problemen zu finden. Diese drängten sich ihnen häufig in praktischer Form auf durch die ungelegenen Fragen ihrer Klienten, die von ihnen erwarteten, daß die großen Naturprozesse nicht nur

verstanden, sondern auch zum Wohle des Menschen regelten. Daß sie dabei zunächst vielfach sehr daneben griffen, war kaum zu umgehen. Die langsame, nie endende Annäherung an die Wahrheit besteht in dem unaufhörlichen Aufstellen und Erproben von Hypothesen, wobei man diejenigen annimmt, die im Augenblick zu den Tatsachen zu stimmen scheinen, und die übrigen verwirft. Die Ansichten über die Kausalzusammenhänge in der Natur, wie sie der primitive Magier besitzt, erscheinen uns zweifellos offenkundig falsch und lächerlich. Dennoch waren sie zu ihrer Zeit berechnete Hypothesen, wenn sie auch der Erfahrung nicht standgehalten haben. Spott und Teufel sind der gerechte Lohn, nicht für diejenigen, welche solche primitive Theorien aufstellten, sondern für diejenigen, welche noch immer krampfhaft daran festhielten, nachdem besseres vorgeschlagen worden war."

Eine Beobachtung H. Harrers bringt die soeben erwähnte theoretische Erkenntnis mit praktisch gemachten Erfahrungen zur vollen Deckung. Es handelt sich um Beobachtungen bei den Eskimos, die den Küstenstreifen der Nordspitze Asiens bis zu den Küsten Grönlands bewohnen ¹⁾).

„Sie haben einen Medizinmann, der als Zauberdoktor und Heilmann wirkt. Ihn ruft man, wenn jemand erkrankt ist und bezahlt ihn, den eigenen Verhältnissen entsprechend. Krankheit ist niemals ein natürlicher Vorgang, sondern sie wird immer durch Hexerei verursacht und muß vom Medizinmann aus dem Körper wieder herausgetrieben werden. Ist der Zauber besonders mächtig, verwendet er als Hilfsmittel Rasseln, manchmal auch Klapperschlangensasseln, singt sich in Trance und raucht dazu eine Pfeife. Während er sich in Trance befindet, gehen seine übernatürlichen Kräfte in den Besessenen über und vertreiben den in ihm wohnenden bösen Geist. Ein langes Training ist notwendig, um die Fähigkeiten eines Eskimoschamanen zu erlernen. Wochen der Konzentration in völliger Abgeschlossenheit sind die Voraussetzung, um große Leistungen zu vollbringen. Ich habe ein Eskimodorf besucht, in dem ein Zauberer lebte, von dem mir die Männer erzählten, er könne sich in die Luft erheben, ja sogar zum Mond fliegen. Hätten sie nicht genug Fische nach Hause gebracht, so würde er in der Nacht bei völliger Dunkelheit ins Meer tauchen und die notwendige Nahrung holen. Groß war die Verehrung, die sie ihm zollten, denn er sagte auch die Zukunft voraus, ob die Regenzeit bald komme oder ihnen das Jagdglück blühe. Traten seine Voraussagen nicht ein, so schob er einfach die Verantwortung auf irgend jemanden, der sich dann auch gleich zerknirscht als schuldig bekannte ²⁾."

Die Fähigkeit, sich in die Luft zu erheben, sollte uns noch besonders interessieren. Harrer ³⁾ schildert uns den Vorgang wie folgt:

¹⁾ J. Frazer, Der goldene Zweig, S. 89/90.

²⁾ H. Harrer: Geister und Dämonen, S. 112/113.

³⁾ H. Harrer: Geister und Dämonen, S. 118/119.

„Dieser körperliche Flug, etwa zum Mond, geht nun nicht allein und verschwiegen vorstatten, sondern alle Einwohner versammeln sich im größten Haus des Dorfes, in dessen Dach sich wie in allen anderen ein Loch befindet. Unter diesem sitzt der Schamane, fast nackt und von den Männern wie ein Paket zusammengeschnürt, so daß er sich nicht bewegen kann. Man gibt ihm eine Schnur mit einem langen Hammer, und nun bläst man das Licht aus, und trotz der Dunkelheit müssen alle im Kreise um den Zauberer sitzenden Leute ihre Augen fest zukneifen. Den Kindern halten die Eltern die Hand vor die Augen. Der Schamane beginnt nun mit Zaubersprüchen, singt von der Schwerelosigkeit seines Körpers, und das mit so eigenartig kehliger Stimme, daß sich keine Entfernung feststellen läßt. Er erzählt, wie er langsam in die Höhe steigt und läßt dazu den Hammer pfeifen und sausen. Würde es einer der Umsitzenden wagen, die Augen zu öffnen, so würde ihn der Hammer auf der Stelle töten. Je lauter das Sausen wird, desto fester kneifen sie vor Angst die Augen zu. Seine Stimme erklingt aus immer größerer Entfernung, das Sausen verebbt, und plötzlich ist der Schamane aus dem Hause hinausgeflogen. Etwa eine halbe Stunde bleibt die Versammlung ganz still und mit geschlossenen Augen sitzen. Da nähert sich die Stimme wieder und berichtet, daß er nun zurückkomme, sich hinsetze und sie nun die Augen öffnen dürfen. Und siehe, er sitzt wieder, wo er vor Beginn der Zauberhandlung gesessen hatte. Der Schamane läßt sich nun losbinden und erzählt den gespannt Lauschenden von seinen Abenteuern. Er war auf dem Mond und näherte sich dem Haus des Mannes im Mond. Dort wartete er ehrfürchtig, bis das Mondweib herauskam und ihn einlud. Bald darauf kam auch der Mann im Mond von der Rentierjagd zurück, mit Fleisch und schönen Markknochen beladen. Er lud ihn zum Essen ein, und beim Knabbern des Fleisches haben sie dann alles besprochen, das Wetter, die Jagd, ob die kleinen Buben schon Schneehühner fingen, und ob die Dorfbewohner die Bannregeln befolgten. Und wer denn kürzlich etwas angestellt habe, denn er habe Dünste aufsteigen sehen. Auf dem Mond vergeht die Zeit anders als auf Erden, und darum habe er in Wirklichkeit sehr lange dort oben gewieilt. Beim Abschied habe er den Mondleuten versprochen, bald wiederzukommen. Nachdem der Schamane den Bericht beendet hatte, unterhielten sie sich alle noch eine Weile und gingen dann müde in ihre eigene Behausung.“

Die Annahme eines Schwindels liegt in diesem Falle berechtigt nahe. Doch läßt sich auch die Möglichkeit der Selbsttäuschung nicht gänzlich ausschließen, eine Art Autosuggestion und auch die damit verbundene Ekstase.

Ich muß dabei an einen Kenner, nämlich Theod.-Wilh. D a n z e l und seinen Ausspruch denken:

„Der Ausübende wird bei dem Vollzuge der magischen Handlung durch Ausschaltung unerträglicher oder hemmender Vorstellungen, Empfindungen und Gefühle in seinem Zustande geändert; wenn auch nicht die Lebensbedingungen der Außenwelt günstigere werden, so wird doch sein Sicherheitsgefühl, seine Zuversicht, seine Bereitwilligkeit gehoben. Das zugrundeliegende Verhalten ist in fundamentaler Weise verschieden von dem des Menschen höherer Kulturstufe, der vorwiegend die Neigung hat, aktiv in die Umwelt und Außenwelt einzugreifen, um dort durch seine Tätigkeit eine günstigere Bedingung für sich zu bewerkstelligen. Wir haben hier den Unterschied des Homo divinus vom Homo faber, wie wir ihn in den einleitenden Bemerkungen charakterisierten, vor uns, einen Unterschied, der bereits in der älteren Kulturgeschichte in der Einteilung des Menschengeschlechtes in aktive und passive Rassen durch Klemm zum Ausdruck kam.

„Wenn die mexikanischen Priester, so heißt es in einem alten Berichte, den wir als Beispiel hier anführen möchten, sich mit der (in den Tempeln geweihten) Hexensalbe anstrichen, verging ihnen alle Furcht, überkamen einen greulichen Geist und grimmig Gemüt also, daß sie Menschen unverzagt opferten, gingen bei Nacht und Nebel auf dem Gebirge in greulichen Höhlen und Klüften, verachteten die grimmigen Tiere, so sich im Gebirge hielten, und andre wilde Tiere mehr, sollten für ihnen durch Kraft des obgemelten Schmers weichen und fliehen . . . 4).“

Weit mehr scheint die Möglichkeit selbstgeglaufter ekstatischer Ergriffenheit und Besessenheit beim Schamanen gegeben zu sein. Durch seine gewollte Versetzung in Trance beeinflußt er sich selbst und seine Zuschauer. Dergleichen ist uns insbesondere aus den nördlichen Gebieten der Erde, in denen noch Menschen wohnen, bezeugt.

Die Möglichkeit zur Herbeirufung dieser Verfassung beim Schamanen und seinen Zuschauern basiert allerdings auf einer bestimmten geistigen Grundhaltung, wie sie durch Rasmussen, Frobenius, Mircea Eliade, Ursula Knoll Greiling, Hans Findeisen und Andreas Lommel überzeugend herausgearbeitet wurde. Die nördlichen Jägervölker gelangten demnach schon sehr früh zu einer sehr komplizierten Auffassung der Natur und des Lebens, wonach dieses in Körper und Seele zerfalle. Es verhalf ihnen zu einer gewissen Befreiung von der „Schuld“ des Tötens (von Tieren), von dem sie sich als ihrem entscheidenden (wenn nicht einzigen) Mittel der Nahrungsbeschaffung nicht lösen konnten.

Wenn aber sozusagen die Möglichkeit bestand, daß die Seele des erlegten Tieres schlichtweg in einen anderen Körper überspringen bzw. sich auch einmal ohne körperliche Schale an einem Ort aufhalten konnte, dann war das Schuldgefühl fast oder ganz beseitigt. Allerdings war dann Gleiches beim Menschen selbst anzunehmen und vor allem der Vorstellung, daß die Seele vorübergehend aus dem Körper entweichen und in diesen eine andere eintreten könnte, Tür und Tor geöffnet. Es war glaubhaft, daß in Trance und auch in Krankheit ein anderer Geist im betreffenden Menschen Wohnung genommen habe. Man wird dabei auch schon an Levy Bruhls und Th. W. Danzels völkerkundliche Erkenntnisse zurückerinnert.

Ein weiteres ist aber aus der erwähnten Grundhaltung ebenfalls noch verständlich und für den Schamanen (und seine Zuschauer) entscheidend; man kann den Austritt der Seele und namentlich das Platzergreifen einer anderen im eigenen Körper nicht verhindern. Mit anderen Worten: der Schamane kann — und darf — sich seiner Aufgabe nicht entziehen. Daher berichten auch die Sagen dieser Völker von den Strafen, welche solche Schamanenanwärter trafen.

4) Theodor-Wilh. D a n z e l : Kultur und Religion des primitiven Menschen, Stuttgart 1926, S. 44/45.

Von jenen Menschen, welche Schamanen werden sollen, berichtet Findeisen: Diese sind nicht glücklich, geraten außer sich, „wobei sie traurige Lieder singen, in denen sie sich an die Götter und an die guten Geister wenden und sie bitten, sie doch nicht zu belästigen und zu quälen. Nachts leiden sie an schrecklichen Traumgeschichten und tagsüber an ebensolchen Halluzinationen, worin die Geister sie zu bereden versuchen, ihnen zu folgen.“ (S. 37)

In den Forschungen über das Schamanentum ist hierbei auch von der „Schamanenkrankheit“ die Rede. Es dürfte sich um eine Art Geisteskrankheit handeln, welche möglicherweise durch das subarktische Milieu — so Findeisen — ausgelöst wird und insbesondere schwächere Naturen befallen kann.

In der Tat sind aber Schamanen mehr körperlich schwache als robuste Menschen, empfindsam und leidend. Allerdings handelt es sich nicht um Irre! „Wenn auch die krankhaften Erscheinungen die Voraussetzung für den Beruf des Schamanen sind . . . so ist es doch klar, daß man die Schamanen, die sich eines großen Ansehens erfreuen, nicht bloß für Geisteskranke halten darf.“ (Findeisen S. 51.) Offenbar trifft diese Feststellung aber genauso auch für Schamanen anderer Völker zu.

„Die mächtigsten und angesehensten Schamanen“, die H a r r e r bei den Xingu-Indianern antraf, „waren Stammesangehörige, die selber eine schwere Krankheit durchgemacht hatten. Epileptiker, Schizoide oder mit anderen außerordentlichen seelischen Anlagen behaftete Indianer hielt man immer für Stammesbrüder, die mit übernatürlichen Kräften ausgestattet seien, und erwählte sie zu Schamanen. Sie erhielten die Weihe durch einen alten erfahrenen Zauberer, der ihren Körper mit einem Gemisch aus pulverisiertem Baumharz und Wasser einrieb, wobei man es besonders in Fingernägel, Haare und Ohren schmierte. Nun mußte der Schüler sein Können beweisen, indem er rauchte, in Trance fiel und sogar „starb“, wie es die Kuikuro nannten. Danach gab man ihm ein Getränk aus Baumharz, Wasser und Salz; zweimal mußte er es hinuntergießen, ohne sich dabei zu übergeben. Gelang ihm auch dieses erfolgreich, so war er vollwertiger Schamane und bekam seine machtbezeugenden Gegenstände wie hier bei den Xinguanern die Kürbisrasseln, die grünen Zigarren und die Knochenflöten, welche die Aufgabe hatten, mit den von ihnen erzeugten hohen Tönen Gewitter zu vertreiben, und schließlich noch das Schwirrholtz, um den lebensnotwendigen Regen herbeizurufen⁵⁾.

Der zeitweise gestörte Geistes- und Gesundheitszustand wurde (und wird) offenkundig als vorübergehende Machtergreifung durch eine andere, fremde Seele verstanden, der sich der Betroffene unent rinnbar zu unterwerfen hatte.

Nicht von ungefähr scheint allerdings der Umstand zu bewerten sein bzw. bewertet werden, daß sich der Schamane auch von der Machtergreifung befreien konnte (oder befreit wurde), so daß er vom normalen Menschen wieder ansprechbar und zu ihm mitteilungs fähig

⁵⁾ H a r r e r : Geister und Dämonen, S. 87/88.

war. Durch eine freiwillige, gekonnte (oder mitunter auch unfreie, wieder krankhafte?) Tranceversetzung war er späterhin in der Lage, gewissermaßen eine Mittlerrolle zwischen der menschlichen und der außermenschlichen Welt herzustellen und letztere zur Hilfe für seine Mitmenschen zu gewinnen. Er konnte den „Herrengeist“ der Jagdtiere veranlassen, daß die Tierseelen (wieder) in die Tierkörper eintreten und den Jägern (und Fischern) reichliche Beute beschieden sei usw.

Wer wollte unter der gegebenen geistigen Grundhaltung dieser Menschen — die Schamanen inbegriffen — bezweifeln, daß dieses nicht möglich sei?

Die Bereitschaft zur Ekstase mag geradezu als unentbehrliches Hilfsmittel zur Erlangung der Jagdbeute, ja überhaupt zur Erlangung jeglicher Hilfe von oben empfunden sein.

Allein die Hingabe der Menschen an außermenschliche Kräfte, an die Götter und an Gott, die Bereitschaft, sich von diesen Menschen ergreifen zu lassen, aber auch die Annahme, daß außermenschliche Mächte — gute und böse — vom Menschen Besitz ergreifen können, ist auch Hochreligionen nicht fremd und daher sind ihnen auch die Vorstellungen von Entrückung, Besessenheit und Exorzismus wohlvertraute Dinge.

Wir haben eingangs auf mehrere Erscheinungen dieser Art aus volkskundlicher Sicht und im Bereich unseres Volkes aufmerksam gemacht. Offenkundig ist die Ähnlichkeit und Verwandtschaft volks- und völkerkundlicher Erscheinungen auch in diesen Zusammenhängen nicht von der Hand zu weisen und schließt sich für uns gewissermaßen der Ring in unserer Betrachtung ekstatischer Vorgänge, wobei es sich allerdings, wie schon eingangs erwähnt, um nicht mehr als ein eilige Auswahl aus der Fülle des Beobachtungsmaterials beider Disziplinen handeln konnte.

Und also kommen wir zum Schluß.

Bei Erwähnung der mexikanischen Priester waren wir bereits weit vom Primitiven entfernt in den Bereich hochstehender alter Religionen gelangt. Zu ihnen zählen wir auch den Lamaismus in Tibet.

In ihm ist die Ekstase eine besonders häufige, ja sogar offizielle Einrichtung. So z. B. bei folgendem politischen Orakel ⁶⁾.

„Es war eine unheimliche Atmosphäre, als man das Orakel, einen Priester, aus seinen Privatgemächern in die düstere Tempelhalle führte. Auf seiner Brust trug er einen runden Metallspiegel, und Diener hüllten ihn in kostbare Brokatgewänder. In seinen Händen hielt das Medium ein Schwert, dessen eiserne Klinge es später im Laufe der Zeremonie wie Wachs zu einer Spirale biegen konnte. Außer der dumpfen beschwörenden Musik war kein Laut zu hören. Alle verharrten in erwartungsvollem Schweigen. Das Orakel begann nun seine Konzentration. Vielleicht hatte es sich vorher durch irgendwelche Drogen wie

⁶⁾ H. H a r r e r, Geister und Dämonen, S. 183—185.

Haschisch oder Räucherwerk in einen Rauschzustand versetzt. Noch bewegte er keine Miene, immer mehr schien das Leben aus ihm zu weichen, bis plötzlich wie von einem Blitzstrahl getroffen sich der ganze Körper in wilden Zuckungen aufbäumte. Ein Aufatmen ging durch die Menge. Der Gott, auf den das Medium sich konzentriert hatte, hat für die Dauer seines Zustandes Wohnung in seinem Körper genommen. Nun tanzte es sich immer mehr in Trance, bis es einen Grad der Besessenheit erreichte, der seinen Körper immer stärker zittern ließ. Schweiß perlte auf seiner Stirn und Schaum trat vor seinen Mund. Jetzt kamen Diener zu ihm und setzten ihm einen riesigen phantastischen Kopfschmuck auf. Dieser war so schwer, daß zwei Männer ihn halten mußten, und ich sah, wie das Orakel unter seiner Last zusammensank. Es ist eine ungeheure körperliche und geistige Anstrengung, der diese Medien ausgesetzt sind, und sie zehrt an ihren Kräften.

Das Zittern wurde stärker, auf und ab schwankte der viel zu stark belastete Kopf. Die Augen quollen aus ihren Höhlen, das Gesicht war aufgedunsen, und zischende Laute brachten aus seinem Mund hervor. Plötzlich sprang das Medium auf, Diener wollten ihm helfen, er entglitt ihnen, und zum Wimmern der Oboen und dem Schlagen von Zimbeln und Trommeln im Hintergrund begann sich das Orakel in einem seltsamen ekstatischen Tanz zu drehen. Sein Stöhnen und Zähneknirschen waren die einzigen menschlichen Laute im Tempel, die man hören konnte. Er schlug mit einem silbernen Daumenring wild auf sein schimmerndes Brustschild ein, dumpf dröhnten die Trommeln, und seine Hände wurden mit Gerste oder Reiskörnern gefüllt, die er unter die verängstigte Menge der Zuschauer warf. Diener hielten ihn mit festem Griff, und ein Kabinettsminister trat vor ihn hin. Über den von der Last gebeugten Kopf warf er eine Seidenschleife und begann, die vom Kabinett gewünschten Fragen zu stellen. Die Besetzung einer Gouverneursstelle zum Beispiel, die Auffindung einer hohen Inkarnation, Krieg oder Frieden, das alles wird dem Orakel zur Entscheidung vorgelegt. Oft mußte eine Frage wiederholt werden, bis das Orakel aufs neue zu lallen begann. Ich bemühte mich, aus dem Murmeln verständliche Worte herauszuhören, aber obwohl ich fließend tibetanisch spreche, war es vergeblich. Während der Regierungsvertreter demütig gebeugt stand und etwas zu verstehen versuchte, schrieb ein älterer Mönch mit schneller Hand alle Antworten auf ein Holzbrettchen nieder. Er hatte das schon viele Male in seinem Leben getan, denn er diente auch dem vorherigen Orakel als Sekretär. Ich konnte mich des Verdachtes nicht ganz erwehren, daß dieser Sekretär vielleicht das eigentliche Orakel war und nicht der medial veranlagte Mönch.

Noch augenfälliger scheint der obige Verdacht beim „Regen-orakel“⁷⁾ gegeben gewesen.

„Während in den Straßen Lhasas die Wasserschlacht tobt, wird das ‚Orakel von Gadong‘, der berühmteste Wettermacher Tibets, in den Sommergarten des Dalai Lama gerufen. Dort wartet bereits eine glänzende Versammlung der höchsten Regierungsbeamten, und der Dalai Lama persönlich führt den Vorsitz. Vor dem harrenden Publikum fällt der Mönch in kurzer Zeit in Trance. Sein Körper beginnt sich zuckend zu bewegen, Stöhnen bricht aus seinem Munde. In diesem Augenblick bittet einer der Mönchsbeamten in feierlicher Weise das Orakel um Regen, da durch eine Mißernte dem Land zuviel Schaden zugefügt würde. Die Bewegungen des Orakels werden ekstatischer, sein unverständliches Murmeln steigert sich zu kleinen Schreien — und schon ist ein Sekretär zur Stelle, der daraus die orakelhaften Worte entnimmt und mit fliegender Hand

⁷⁾ H. H a r r e r, Geister und Dämonen, S. 157/158.

niederschreibt. Er überreicht die Tafel dem Kabinettsrat. Der Körper des Mediums, von seinem Gotte verlassen, versinkt in tiefe Ohnmacht und wird hinausgetragen.

Und nun wartet ganz Lhasa gespannt auf den Regen. Und es regnet wirklich. Ob man nun an Mystik glaubt oder nach einer verstandesmäßigen Erklärung sucht, Tatsache bleibt, daß immer bald nach diesem Schauspiel Regen fällt. Für die Tibetaner gibt es keinen Zweifel: der schützende Gott ist während des Trancezustandes in den Körper des Zauberers gefahren und hat die Bitten seines Volkes erhört.

Ich gab mich damit natürlich nicht zufrieden und suchte krampfhaft nach einer nüchternen Erklärung. Vielleicht hatte das Wasser, das tagelang auf die Straßen geschüttet wurde, die Wolkenbildung hervorgerufen? Oder waren es die Ausläufer des Monsuns, die etwas verspätet das tibetische Hochland erreichten?

Die britische Vertretung hatte eine Wetterstation eingerichtet, machte gewissenhaft ihre Messungen und registrierte einen Jahresdurchschnitt von 35 Zentimeter Niederschlag. Die Hauptmenge fiel regelmäßig um dieselbe Zeit des Jahres. Aufschnaiter konnte später mit seinen Pegelmessungen am Myitschu den Beginn des Ansteigens jährlich an fast genau demselben Tag verzeichnen. Mit etwas mystischem Aufwand hätte er ein gutes Orakel abgegeben."

Die beschränkte Zahl von Berichten und Schilderungen über Ekstase und ihr verwandte Erscheinungen ließe sich bekanntlich aus der gesamten Ethnologie vielfach vermehren. Doch im Querschnitt käme wohl dasselbe heraus:

nämlich, daß es im Bereich der Volks- und Völkerkunde zweifellos die Erscheinung der Ekstase gibt, daß sie vielfach beschrieben, aber auch kritisch beobachtet wurde, daß es im Einzelfall sehr schwer ist, zwischen „echt und wahrhaftig“ und „gekünstelt und erlogen“ zu unterscheiden und daß es auch nicht in der Möglichkeit der Ethnologie liegt, die tiefsten Ursachen dieser Erscheinung aufzuzeigen.

Wohl aber soll unsere Disziplin gerne bereit sein, alle ihre Beobachtungen für eine möglichst genaue Erklärung dieses interessanten Phänomens beizusteuern, das teilweise in metaphysische Tiefen hinabgreifen mag und Augenblicke vermitteln, in denen — mit Wallenstein zu sprechen — der Mensch ein Wort frei hat an das Schicksal.

Literatur

- Beck, Paul: Ekstase. Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde. Leipzig 1923
Danzel, Theodor Wilhelm, Kultur und Religion der primitiven Menschen. Stuttgart 1924
Frazer, James George, Der goldene Zweig (the golden bough). Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker. Leipzig 1928
Frei, Gebhard, Probleme der Parapsychologie. Gesammelte Aufsätze (= Imago mundi. Schriftenreihe für Ausbau und Vertiefung des christlichen Welt- und Menschenbildes, hrsg. von Andreas Resch. Band III). München-Paderborn-Wien 1969
Frobenius, Leo, Kulturgeschichte Afrikas. Frankfurt 1933
Harrer, Heinrich, Sieben Jahre in Tibet. Mein Leben am Hofe des Dalai Lama. Wien 1952

- Harrer, Heinrich, Geister und Dämonen. Magische Erlebnisse in fernen Ländern. Berlin-Frankfurt-Wien 1969
- Hartwig, E. v., Briefe aus und über Tirol, geschrieben in den Jahren 1843 bis 1845. Ein Beitrag zur näheren Charakteristik dieses Alpenlandes im Allgemeinen und der Meraner Gegend im besonderen. Berlin 1846
- Ilg, Karl, Über das Verkünden und das zweite Gesicht in den Alpenländern. In: Amman-Festgabe, Innsbruck 1953, S. 132—139
- Ilg, Karl, Das Verkünden und das zweite Gesicht (bei den Walsern). In: Ilg, Die Walsen in Vorarlberg, 2. Teil: Ihr Wesen; Sitte und Brauch als Kräfte der Erhaltung ihrer Gemeinschaft (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 6), Dornbirn 1956
- Knoll-Greiling, Ursula, Die sozial-psychologische Funktion der Schamanen. Beiträge zur Gesellungs- und Völkerwissenschaft, Berlin 1950
- Levy-Brühl, L., Das Denken der Naturvölker. Wien-Leipzig 1926
- Levy-Brühl, L., Die Seele der Primitiven. Wien-Leipzig 1930
- Lexikon für Theologie und Kirche. Zweite, neubearbeitete Auflage des kirchlichen Handlexikons. 3. Band, Freiburg/Breisgau 1931. 10. Band, Freiburg/Breisgau 1938
- Lommel, Andreas, Die Welt der frühen Jäger. Medizinmänner, Schamanen, Künstler. München 1965
- Eliade, Mircea, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik. Zürich-Stuttgart 1957
- o.V. (Volk, Wilhelm Gustav Werner = psd. Ludwig Claus): Die Tyroler ekstatischen Jungfrauen. Leitsterne in die dunklen Gebiete der Mystik. Bd. 1, Regensburg 1843
- Rasmussen, Knud, Thulefahrt. Frankfurt 1925
- Schirokogorow, S. M., Versuch einer Erforschung der Grundlagen des Schamanentums bei den Tungusen. (Baessler Archiv, Bd. XVIII, S. 41 bis 96, Berlin 1936)
- Schmeing, Karl, Das zweite Gesicht in Niederdeutschland. Wesen und Wahrheitsgehalt. Leipzig 1937
- Schröder, Dominik, Zur Struktur des Schamanismus (Anthropos, Bd. 50. Fribourg 1955)
- Weiser, Lilly, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde (= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 1). Baden 1927
- Wimmer, Otto, Handbuch der Namen und Heiligen. Mit einer Geschichte des christlichen Kalenders. Innsbruck-Wien-München 1959
- Wundt, Wilhelm, Mythos und Religion (= Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte, Bd. 2, 2. Teil). Leipzig 1906

Sprungstäbe und Stabsprung im niederländischen und alpenländischen Jagd- und Weidebrauchtum des 16. Jahrhunderts

Zu Fragen des Bildinhaltes von Pieter Bruegel d. Ä. „Heimkehr der Herde“¹⁾ (Herbst) und zu deren Bedeutung für Kunstwissenschaft, Volkskunde und Sportgeschichte.

(Mit 4 Abbildungen und 10 Strichzeichnungen)

Von Kurt Graßhoff

Will man Genaueres als die Sporthistorie bisher bietet, über Ursprung und Entwicklung des sportlichen Stabhochspringens erfahren, so stößt man beim Nachsuchen im 16. Jahrhundert in den Alpen und in den Niederlanden auf Brauchformen aus der Arbeitswelt der Jäger und Hirten (Bauern). Den Anstoß, sich damit eingehender zu beschäftigen, gab eine falsche Deutung der Stangen, die von den beiden Hirten in Bruegels genannten Gemälde benutzt wurden. Obwohl jene nur der vielfältigen Kleinwelt des Bildes angehören, haben Kunstwissenschaft und Volkskunde bei dessen inhaltlicher Auswertung mehrfach um ihren Sinn gerechtet. Jedoch über das Bemühen hinausgehend, die hierbei aufgetretenen irrtümlichen Vorstellungen zu klären, soll die Untersuchung Fragen beantworten, die sowohl Kunstgeschichte als auch Volkskunde und Sportgeschichte angehen. Dabei handelt es sich vor allem für die beiden letzteren um die Aufhellung quellenkritischer Merkmale.

Ausgegangen wird vom Herbstbild Bruegels. Gerätselt wurde an ihm über die an ihren unteren Enden so eigenartig geformten Stangen der beiden Kuhhirten im Vordergrund des linken Bildteils. Haberlandt²⁾ spricht von dem Melker, welcher „eine Kuh mit langem Spieß“ antreibt, „der rückwärts eine knaufartige Verdickung aufweist“. In das gleiche Gerät des zweiten Hirten sieht er aber, von der Fiktion ausgehend, dem Bild müsse ein ganz bestimmtes alpenländisches Er-

¹⁾ 1565, Wien, Kunsthistorisches Museum.

²⁾ Haberlandt, A.: Das „Herbstbild“ oder „Die Heimkehr der Herde“ Peter Bruegels d. Ä. In: Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Tirols. (Schlern-Schriften), Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners, 2. Teil, Innsbruck 1948, S. 92 f.

lebnis zugrunde gelegen haben, ein „gerades Wurzhorn (Alphorn) hinein. Für Novotny³⁾ sind beide Stangen Spieße, sie wurden auch zum Treiben benutzt. Haberlandt⁴⁾ gibt das späterhin zu, er macht sich jedoch dann keine Gedanken mehr über die Funktion der gekennzeichneten knaufartigen Verdickungen. (Zeichnung 1)

Eine genaue Überprüfung ergab, daß die Enden beider Stangen an einem Kegelstumpf auslaufen, in dessen Grundfläche zentral ein — im Vergleich zur Stange — etwas dünnerer Pflock oder Dorn steht. Der Durchmesser des Stangenquerschnittes nimmt zum Konus hin leicht zu. Haberlandt⁵⁾ fiel Ähnlichkeit mit dem Griffstück eines Lanzenschaftes auf. Man kann, wie sich in Bruegels Gemälde „Schlaraffenland“ beobachten läßt, vor allem an Turnierlanzen ähnlich konische Ausweitungen feststellen⁶⁾. (Zeichnung 2)

Obwohl die Überdachung des dünneren Schaftteiles dort nicht allzu stark ist, dürfte klar sein, daß sie neben der Rolle, die Hand zu schützen, die Aufgabe hatte, den Druck des Stoßes besser abfangen zu können. Sehr viel eindringlicher macht dies das „Turnierbild“ von Hans Schäufelein im Schloß Tratzberg deutlich⁷⁾. (Zeichnung 3) Es stützt die Schlußfolgerung, daß das Vorbild so seltsam geformter Stangen die Turnierlanze gewesen sein muß⁸⁾. Die konische trichterförmige Erweiterung der Stäbe — ob ausgefüllt oder hohl, ist leider aus den vorliegenden künstlerischen Zeugnissen nicht immer erkennbar — diente dazu, auf unsicheren — das sind hier feuchte, sumpfige — Böden, das zu tiefe Einsinken zu verhindern. Im täglichen Arbeitsgang der Hirten sind diese Stäbe außer zum Treiben und zum Wehren dazugebraucht worden, kleine Wasserläufe zu überspringen. Als augenscheinlicher Beweis dafür kann eine von Bruegel ins Bild gesetzte etwa zehn Millimeter große Gestalt eines Stabspringers weit im Bildhintergrund in der Stromau gelten. Jenseits des Flusses befindet sich in der Mitte des Tales nahe am Ufer ein Haus in einer Baumgruppe, rechts dahinter ist ein Bachlauf erkennbar, den unmittelbar hinter dem Knick ein Mann mit Hilfe einer Stange im Sprung überwindet. Obwohl

³⁾ Novotny, Fritz: Volkskundliche und kunstgeschichtliche Betrachtungsweise. Zu Pieter Bruegels „Heimkehr der Herde“, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 53, Wien 1950, S. 42 f.

⁴⁾ Haberlandt, Arthur: Volksbrauch im Jahreslauf auf den „Monatsbildern“ Pieter Bruegels d. Ä., in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, Bd. 6, Wien 1952, S. 47.

⁵⁾ Siehe Anmerkung 4.

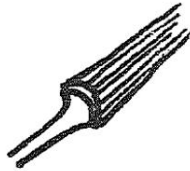
⁶⁾ 1567, München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen.

⁷⁾ In: Tirol, Innsbruck Winter 1968/69.

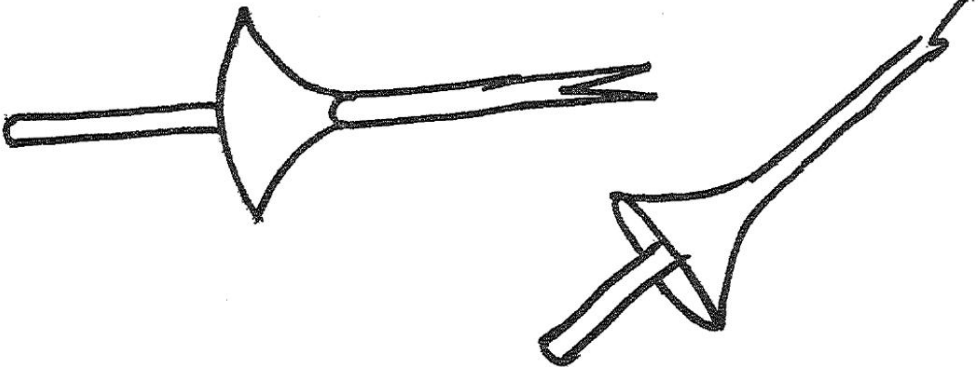
⁸⁾ Offen bleibt, ob die Umwandlung der Spieße und Stangen in den Niederlanden von diesen Erfahrungen ausgingen!



Zeichnung 1



Zeichnung 2



Zeichnung 3

Haberlandt⁹⁾ festhält, daß dort ein kleiner Seitenarm des Flusses ist, „den ein Mann mit einem Stock im Sprung übersetzt“, findet er die gedankliche Brücke zu den „Knäufen“ an den beiden Hirtenstäben im Vordergrund des Bildes nicht.

Gleichartige Stäbe, mit zentral stehendem Einstichdorn, nur etwas kürzer und klobiger, bietet eine Zeichnung, die Bruegel verschiedentlich zugeschrieben wurde¹⁰⁾. (Abb. 1.) In der Zeichnung, einer Studie nach der Natur, führt eine Straße über einen Deich im Vorgelände einer größeren Stadt, vermutlich Antwerpens. Aus der rechten unteren Bildecke schreiten zwei Bauern, eine Kuh hinter sich herziehend, mit geschulterten, zweieinhalb Meter langen Stangen stadtwärts. Ihnen entgegen kommt ein Bauer, der ein gleiches Gerät geschultert trägt. Auf der linken Bildseite kniet ein Mann, der die Stange neben sich abgelegt hat. Ihre Stäbe besitzen alle die konische Verdickung am Ende mit einem fünf bis acht Zentimeterlangen Dorn, etwa im Stangendurchmesser, in der Mitte der Grundfläche. In dieser Zeichnung erkennt man, daß der Konus massiv ist.

Wie mit einer solchen Stange gesprungen wurde, berichtet eine kleine Szene im linken Bildteil am Fuße des Dammes. Mit Unterstützung einer Stange schwingt sich ein Mann über ein Fließ. Er hat das Gerät nicht ganz in der Mitte des etwa drei Meter breiten Wassergrabens eingesetzt, nach dem Absprung nahm er mit beiden Händen über Kopfhöhe einen festen Griffpunkt und zog seinen Körper links an der Stange vorbei. Der Zeichner hat einen Bewegungsmoment in der zweiten Hälfte der Phase erfaßt, die Stange senkt sich bereits zum anderen Ufer hin. Der Körper pendelt fast gestreckt hängend, nur in den Knien etwas angewinkelt, mit dem Gesicht in Sprungrichtung auf die Gegenseite zu. Da die Stange mitgenommen werden muß, ließ man sie im Niederfallen selbstverständlich nicht los.

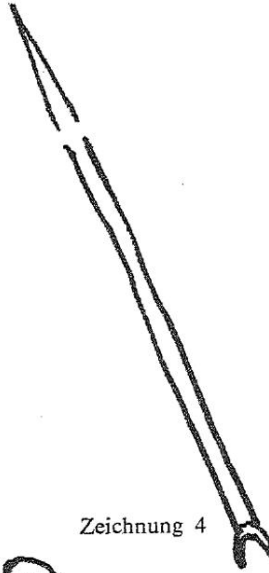
Man kann die Sprungdarstellung im Gemälde schlecht mit jener der Zeichnung vergleichen, weil die vorliegenden Reproduktionen keine genauen Vorstellungen vermitteln. Das Kunsthistorische Museum Wien teilte zu der Stelle mit: „Der Stab ist bereits jenseits des Rinnsals eingesetzt, und die Figur — ob Mann oder Knabe kann nicht unterschieden werden — schwingt sich gerade auf, um über das Rinnsal zu

⁹⁾ Haberlandt, A. (1948), a. a. O., S. 89.

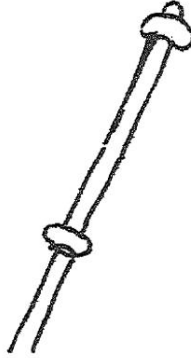
Vgl. dazu: Glück, G.: Das große Bruegel-Werk, Wien 1951, Tafel 29 a; Wien 1955, Tafel 30 a.

¹⁰⁾ (Dvořák, Max): Pieter Brueghel/Flämisches Volksleben, Berlin 1935, S. 9 (dort Abb.) und S. 23 (dort Anmerkung zu „Verzeichnis der Tafeln“).

Siehe auch: Bock, E. und Rosenberg, J.: Die niederländischen Meister. Staatliche Museen zu Berlin. Beschreibendes Verzeichnis der Zeichnungen, Berlin 1930, Textband S. 22.



Zeichnung 4



Zeichnung 5 a

Zeichnung 5 b

setzen. Mehr läßt sich zu diesem skizzenhaften Detail nicht sagen ¹¹⁾."

In Bruegels Werk gibt es noch eine zweite Stelle, an der ein stab-springender Mensch zu beobachten ist. Eine Episode des Gemäldes „Die Kreuztragung Christi" ¹²⁾, etwa ein Jahr vor dem Herbstbild entstanden — zeigt im Vordergrund eine sich tummelnde Kindergruppe, in ihr fällt ein Junge auf, der mit einem relativ kurzem Stecken über eine Pfütze springt. Die Bewegung gleicht in ihrem Habitus der in der Vedute dargestellten, sie ist jedoch noch jugenhaft ungelent. Der Stab wurde vor der Wasserlache eingesetzt. Abweichend von bisherigen Feststellungen haben die Hände auseinanderliegende Griffpunkte, und es scheint, daß die linke Hand und der linke Arm am Stabe stützten. Der Stab verrät keine besondere Herrichtung.

Das Auftreten dieses Motivs in Bruegelschen Bildern markiert einen Übergang von Gerät und Bewegungsform aus der Arbeitswelt der Erwachsenen in die Spielwelt der Kinder.

In diesem Zusammenhang interessiert im Herbstbild auch die Gruppe der drei Männer im Vordergrund der rechten Bildseite, die lange Stangen geschultert tragen. Für Haberlandt ¹³⁾ sind das Schweinespieße, und sie weisen diese Männer zusammen mit Kleidung und Utensilien ihrer Ausrüstung wie Dolche, Hirschfänger und Armbrustspanner als Jäger aus. Gefragt werden muß dann, ob man diese Spieße nicht auch bei Geländesprüngen genutzt hat. Das Herbstbild gibt darauf keine Antwort. Im Gemälde „Jäger im Schnee" (Winterbild) ¹⁴⁾ jedoch läßt die Bewehrung eines derartigen Spießes mit einem eisernen zweifingrigen Beschlag am unteren Ende — erkennbar beim vordersten Jäger — den Verdacht zu, die Zwinge mit den beiden Dornen könnte der Sicherung eines Sprunges beim Einstechen auf hartgefrorenem Schnee oder auf dem Eis der Gräben gedient haben. Ein augenfälliger Beweis für Sprünge mit jenem Jagdspieß war nicht zu erbringen. (Zeichnung 4)

Das ist ebenfalls für einen anderen Stabtyp nicht möglich, der an vier Stellen im Werk Bruegels auszumachen ist ¹⁵⁾, obwohl dieser offensichtlich in seiner Funktion als Pilgerstab (Erkennungszeichen einer christlichen Gemeinschaft?) durch eine besondere Ausformung auch auf eine Benutzung zum Springen hinweist. Der Stab ist etwas übermannslang und besitzt drei wulstartige Verdickungen wie Ringe umgelegt, je eine an den Enden und eine ungefähr fünfzig Zenitmeter unter dem oberen Knauf, der untere Knauf ist mit einer langen Metallspitze bewehrt. Der Stab kommt auch mit einer kleinen runden Platte

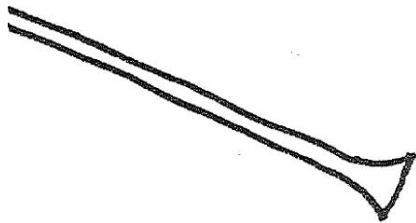
11) Brief vom 25. 11. 1957.

12) 1564, Wien, Kunsthistorisches Museum.

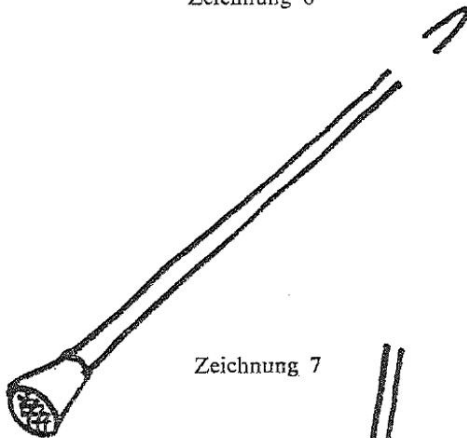
13) Haberlandt, A. (1952), a. a. O., S. 49 und S. 51 f.

14) 1565, Wien, Kunsthistorisches Museum.

15) Stiche: Caritas, Einzug in Emmaus, Jesus und die Jünger auf dem Weg nach Emmaus; Zeichnung: Pilger.



Zeichnung 6



Zeichnung 7



Zeichnung 8

am unteren Ende vor, aus der dann der Metalldorn herausragt. (Zeichnung 5 a und b)

Aber zurück zum Herbstbild! Haberlandt¹⁶⁾ versucht mit Hilfe der Vorgänge dort eine genaue terminliche Festlegung des Bildgeschehens. (16. Oktober, St. Gallustag, u. a. Beginn der Jagd.) Mit ihr vertritt er die Auffassung, daß die drei Männer Jäger sind und das Bruegel im Bild Erfahrungen im alpenländischen Raum festgehalten hat. Das ist für unsere Betrachtung insoweit von Bedeutung, weil sie Fragen nach dem berufs- oder standesmäßig bedingten Gebrauch der Stangen und nach ihrer Bodenständigkeit aufwirft. Da die Grenzen des Überganges von einer Beschäftigung in der Freizeit zur Arbeit bei der Jagd fließend sind, bleibt es müßig zu untersuchen, ob wir im Herbst den Auszug zu einer Erwerbsjagd oder zu einem jägerischen Vergnügen vor uns haben. Die Gepflogenheit Bruegels, in den anderen Bildern des Jahreszeitenzyklus¹⁷⁾, diesen Gegensatz — hier freizeitliche Vergnügen und Spiele, dort mühevollen Arbeit — herauszuarbeiten, läßt die Annahme zu, daß die Jagd hier für die bäuerliche Erholung steht. Allerdings macht die Stellung des Bauern in der damaligen Gesellschaft das etwas zweifelhaft. Aber darauf wird noch zurückzukommen sein.

Zunächst gilt es, die aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Ansatzpunkte dazu bietet eine motivgeschichtliche Untersuchung. Sie bringt neue Aufschlüsse über das Sprungerät und die Sprungform.

In enger Beziehung zu den Jahreszeitenbildern Bruegels stehen Gebetbücher flämischer Miniaturenmaler mit ihren Kalendarien. Die Blüte ihres Schaffens lag in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zweimal begegnen wir bei ihnen dem Motiv des Stabspringens. Zunächst als Randzeichnung in einem um 1500 datierten Gebetbuche¹⁸⁾. (Abb. 2 und Zeichnung 6). Ihr Thema ist die Beizjagd auf Reiher, im Vordergrund durchstreifen zwei Jäger das Gelände an einem Bachlauf. Beide tragen Stangen mit konisch erweiterten Endstücken geschultert. An ihnen fehlt jedoch der Mittelpflock zum Einstich. Das führt zu der Vermutung, daß das Kegelstück hohl ist. Einen ebenfalls pflocklosen Sprungstab führt uns der Miniaturist der Kalenderblätter im Brevia-

¹⁶⁾ Haberlandt, A. (1952), a. a. O., s. o.

¹⁷⁾ Folgende fünf Gemälde rechnet man dazu: Düstere Tag, Heuernte, Kornernte, Heimkehr der Herde, Jäger im Schnee. Verschiedentlich werden sie auch als Monatsbilder aufgefaßt.

¹⁸⁾ Winkler, F.: Die flämische Buchmalerei des 15. und 16. Jahrhunderts, Leipzig 1925, Tafel 17, rechts unten (Gebetbuch, Berlin, 78 b 15). Siehe auch: Wescher, P.: Beschreibendes Verzeichnis der Miniaturen — Handschriften und Einzelblätter — des Kupferstichkabinetts der Staatlichen Kunstsammlungen zu Berlin, Leipzig 1931, S. 178 (Gebetbuch, Brügger Schule um 1500, f 247 r).

rium Grimani¹⁹⁾ vor. Im Blatte des Monats August trägt der etwa in der Mittelachse des Bildes gehende Jäger, der eine berittene adlige Jagdgesellschaft zur Beizjagd begleitet, das Gerät auf der rechten Schulter. Im Vergleich mit den langen eisenspitzengerüsteten Spießen der Reiter fällt seine geringere Länge und die eine größere Festigkeit ver ratende Dicke vor. Der Kegelstumpf ist auf das Ende aufgeschuht und wiederum ohne Pflock. Es hat den Anschein, daß er massiv ist, in seiner Grundfläche meint man eine Riffelung zu erkennen. Sie könnte zur Erhöhung der Bodenhaftung den Ersatz für den fehlenden Einstichdorn gebildet haben. (Zeichnung 7)

Im Novemberblatt des gleichen Gebetsbuches wird das Thema Jagd noch einmal behandelt. Im Bildmittelgrund spielt sich eine Treibjagd auf Hasen ab. In ihrem Verlauf müssen zwei Jäger — es sind sicher Bauernjäger — über den Bach im Talgrund springen. Sie bedienen sich dazu langer Stangen. Der linke Jäger hat den Sprung bereits vollbracht und stürmt hangaufwärts. Der Stab, den er trägt, weist keine besondere Zurichtung auf. Der rechte Jäger springt gerade. Die Form seines Sprunges ist gut zu erkennen. Der relativ lange Stab, der sich ein wenig durchbiegt, wurde auf der Absprungseite eingesetzt — also auf festem Boden, damit wird die Entbehrlichkeit einer besonderen Herrichtung verständlich! — die rechte Hand hat über Kopfhöhe gefaßt, die linke etwa in Hüfthöhe, mit geringer Beinerhebung, gefördert durch die Stützaktion des linken Armes, schwingt sich der Mann auf das andere Ufer hinüber. Da man bei einer Hetzjagd auf Hasen mit Hunden eigentlich kaum einen Jagdspieß benötigt, scheinen die Stangen von vorn herein wohl mehr Hilfsgeräte für die Treiber und Jäger im Gelände gewesen zu sein. Jenes ist auch nicht Niederung sondern Hügelland. Wesentlich scheint, daß die Stangen hier ohne Sicherungen gegen zu tiefes Einsinken auftreten.

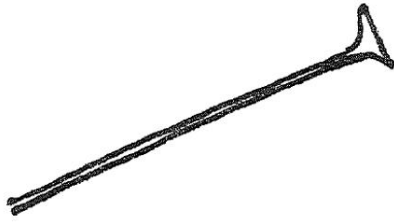
Es gibt in dieser Zeit noch eine weitere Variante besonders hergerichteter Springstäbe. Eine Abbildung des „Theuerdank“²⁰⁾ zeigt eine solche. Im ebenen Gelände einer Winterlandschaft ist Theuerdank auf einer Eisfläche mit einem Stab zu beobachten, der am unteren Ende eine runde Scheibe von etwa fünfzehn Zentimeter Durchmesser besitzt. Sie hat, da sie nicht völlig endständig angebracht ist, ähnlichen Effekt wie der Teller beim modernen Skistock, hier mag sie vor dem

¹⁹⁾ Gebetbuch, Markusbibliothek Venedig.

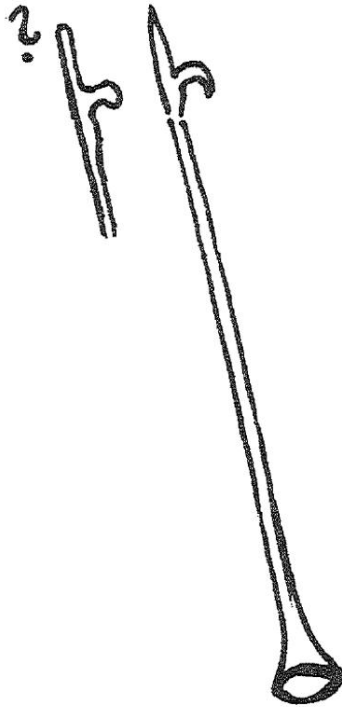
Siehe: O n g a n i a, Ferd. (Hrsg.): Das Brevier Grimani in der Markusbibliothek in Venedig, Venedig 1906.

N e u m a n n: Michael: Die Freuden des Jahres. Die Monatsbilder des Breviarum Grimani aus dem Schatz von San Marco zu Venedig, Braunschweig 1966.

²⁰⁾ Erste Auflage 1517. Facsimile-Reproduktion von L a s c h i t z e r, Simon. In: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, Wien 1888, 8. Band.



Zeichnung 9



Zeichnung 10

Einbrechen beim Springen über verschneite Gräben und Wasserläufe bewahrt haben ²¹⁾). (Zeichnung 8)

Für eine Lokalisierung der bisher bekannten Sprungstäbe und der mit ihnen verbundenen Bewegungsformen haben die Darstellungen einer Gemenjagd im „Theuerdank“ Bedeutung. Jene Gemenjäger im Hochgebirge tragen lange stabile Stangen und an einigen Stellen der Illustrationen sieht es so aus, als wenn sie damit sprängen. Im Text heißt es dazu, daß es kein Sprung sondern ein Unglücksfall gewesen sei: der Wind treibt Teuerdank vom Felsen, er stützt sich dabei auf die Stange (den Bergstock) ²²⁾. An einer anderen Stelle wird zu einem Sprungversuch gesagt: es kam ihm in den Sinn der Sprung, wie man diesen ausführt an „pickhen“ (Lanzen) in den Niederlanden ²³⁾.

Damit wird die Auffassung, daß der Gebrauch solcher Sprungstäbe in den Alpen bodenständig gewesen sei, eigentlich abgewiesen. Möglich ist aber, daß die „internationale“ Zusammensetzung des Gefolges Kaiser Maximilians dazu geführt hat, daß seine Jäger im Hochgebirge auch den Bergstock nach niederländischem Beispiel vorsätzlich benutzten. Im Bild des Plansees aus dem Tiroler Fischereibuch Maximilians ²⁴⁾ springt zum Beispiel an der linken Uferseite hoch über dem See ein Gemenjäger über einen zu Tale stürzenden Bach. Auszumachen ist auf dem Bild ein Hang-Stützsprung, bei dem die Griffstellen beider Hände am unpräparierten Stab weit auseinanderliegen.

In späteren Kunstwerken kehrt das Stabspringen noch einige Male wieder. Einer der Söhne Pieter Bruegels d. Ä. Jan Bruegel (d. Ä.), hat es in eines seiner kleinen Landschaftsbilder ²⁵⁾ hineinkomponiert. Er setzt abseits der Straße auf einen Waldweg in der linken Bildseite einen Mann, der mit einem Stabe über ein Sumpfloch springen will. In den Mann wird ein Bote hineingesehen ²⁶⁾. In David Vinckeboons Gemälde „Waldinneres mit musizierenden Paaren“ ²⁷⁾ bemerkt man weit im Hintergrund auf einer Brücke die silhouettenhafte Figur eines laufenden Mannes. Der Spieß, den der leicht als Jäger zu identifizierende Läufer trägt, besitzt am unteren Ende die kegelförmige Ausweitung wie sie den Stäben eigen war, welche die Jäger der Beizjagddarstellung aus dem Gebetbuch um 1500 ²⁸⁾ mit sich führten.

²¹⁾ Tafel Nr. 23 (von Leonhard Beck).

²²⁾ Tafel Nr. 56; vgl. Text dazu S. 256.

²³⁾ Tafel Nr. 31; vgl. Text dazu S. 141.

²⁴⁾ In Tirol, Innsbruck Winter 1968/69.

²⁵⁾ 1605 (?) Titel: Belebte Waldstraße. München, Bayerische Staatsgemäldesammlungen.

²⁶⁾ Vgl. Bildbeschreibung in der Zeitschrift ADAC-Motorwelt, 1966, Heft 4 (April).

²⁷⁾ Entstanden um 1605. Staatliche Kunstsammlungen Kassel. Vgl. Unbekannte Schätze der Kasseler Gemäldegalerie (Katalog), S. 78 und 79.

²⁸⁾ Siehe Anm. 18.

(Zeichnung 9). Im Sprungansatz wie bei Jan Bruegel zeigt uns Abraham Bloemaert in einer lavierten Federzeichnung einen Mann in einer felsigen Flußlandschaft, der im Begriff ist, ein reißendes Gewässer zu überqueren. Benutzt wird ein einfacher Stab (Wanderstab). Der Griff seiner beiden Hände liegt im Vergleich zu ähnlichen Phasen der Sprungausführung in den bisher vorgestellten Bildern sehr hoch²⁹⁾. (Abb. 2) Wiederum nur einen Stab führt uns Esaias von de Velde im Gemälde „Eisbelustigung auf dem Stadtgraben“ vor³⁰⁾. Der geschultert getragene Stab zweier bäuerlicher Schlittschuhläufer ähnelt dem im Breviarium Grimani wiedergegebenen. Bei dem rechten Läufer weist er an der Spitze jedoch eine Besonderheit auf, man könnte sie als einen Beschlag deuten, dessen quer nach rechts zeigendes hakenförmige Gebilde der Griffsicherung dienen soll. Leider ist das Stabende nicht gut zu erkennen, sollte es spitz auslaufen, wäre die Stange zum Einsatz auf Eis auch umgekehrt zu verwenden. (Zeichnung 10, Abb. 4) Ob das üblich war, bleibt jedoch ungeklärt. In Bruegels Herbstbild wurde von einem Interpreten³¹⁾ am Stab des rechten Hirten eine „sichelförmige Querstrebe zum besseren Stützen oder Aufhängen“ erkannt. Leider läßt sich das nicht halten, da eine genauere Betrachtung der Querstrebe als Horn der Kuh entlarvte. Immerhin läßt der Irrtum die Vermutung zu, daß es so etwas gab. Tatsächlich findet man im Bilde vom Plansee aus dem bereits erwähnten Tiroler Fischereibuch Kaiser Maximilians am oberen Bildrand auf der rechten Uferseite einen Jäger, der eine Stange mit einer kurzen geraden Querstrebe — etwas unter dem oberen Ende — trägt.

Die frühe Verknüpfung des Stabspringens mit der Jägerei ist nicht unbekannt, sie wird — wie bei Gutsmuths nachzulesen ist — bereits im Altertum belegt. Guthsmuths³²⁾ fand bei Ovid eine Stelle, die besagt, daß sich Nestor mit seiner Lanze auf die Zweige einer Eiche Schwang, „um dem Calydonischen Eber zu entkommen“. Das ist während des Jagens geschehen. Nestor schwingt sich dabei in die Höhe, unfreiwillig zwar; aus Angst; die Jäger der Miniaturen vergrößern ihren Wirkungsbereich, indem sie in die Weite springen, über Gräben und Wasserläufe. Der Jagdspieß war zunächst unvorbereitet, er blieb

²⁹⁾ Titel: Landschaft mit einem Fluß. Besitzer: Staatliche Museen zu Berlin, Berlin C 2.

³⁰⁾ Gemälde auf Holz. Besitzer Bayerische Staatsgemäldesammlungen München. Inv.-Nr. 2884.

E. v. d. Velde: 1591—1630.

³¹⁾ Siehe: Brueghel, Pieter d. Ä.: Das Brueghelbuch. Mit einer Einleitung von Br u h n s, Leo. Wien 1943 (Die Erläuterungen zu den einzelnen Bildern sind dem Werk „Bruegels Gemälde“ von G l ü c k, Gustav, entnommen. Wien 1941).

³²⁾ S c h w a r z e, Max (Hrsg.): Quellenbücher der Leibesübungen. Bd. I: Guthsmuths: Gymnastik der Jugend (Dresden 1928), S. 236.

es, solange er an fester Stelle eingesetzt werden konnte, wie zum Beispiel im Novemberblatt des *Breviarium Grimani*³³⁾ auf dem Rand des schmalen Baches. Die Beizjagd im wasserreichen oder sumpfigen Gelände veranlaßte die Jagenden dann nach dem Vorbild des Lanzen-schaftes, das untere Ende kegelstumpfförmig auszuweiten, um so eine breite Aufsetzfläche zu schaffen. Ob man nach dem Muster der überschirmten Griffstelle bei Turnierlanzen den Kegel hohl ließ, ist — zumindest aus dem vorliegenden Bildmaterial — nicht zu klären. Zwei Varianten sind festzustellen, einmal wurde ein massiver hölzerner Kegelstumpf aufgeschuht, ein anderes Mal befestigte man etwa zehn Zentimeter vom Ende entfernt eine stabile Holzscheibe. Nach Bruegels Beobachtungen schufen sich die Bauern seiner Heimat ähnliche Stangen und benutzten sie in ihrem Wirtschaftsbetrieb, so vor allem beim Weiden oder bei Weidegängen. Sie verbesserten sie zur Sicherung des Einstichs durch einen Pflock in der Mitte der Kegelgrundfläche. Auch ihren Jagdspieß versahen sie für den Winter zur Sprungsicherung in Schnee und Eis mit einer zweifingrigen eisernen Kralle. — Einen ähnlichen Beschlag, jedoch etwas größeren Ausmaßes, beobachtete Vieth³⁴ etwa dreihundert Jahre später im Oldenburgischen an Stangen, mit denen die Bewohner dort sprangen. — Zu Bruegels Zeiten und späterhin sind Wanderer, Boten und Pilger — letztere mit einem besonders geformten Stab, der vermutlich sogar Erkennungszeichen einer religiösen Sekte war — wie die Jäger und Bauern mit Stecken gesprungen, wenn sich ihnen Hindernisse entgegenstellten. Die benutzten Stäbe waren dabei sicherlich meist für diesen Zweck nicht vorbereitet.

In der neueren Geschichte der Leibesübungen (oben: Sportgeschichte) kennt man die Herkunft des Stabspringens aus den feuchten Niederungen des nördlichen Mittel- und Westeuropa, wie das auch aus dem Bericht von Vieth hervorgeht. Durch die hier herangezogenen Kunstwerke läßt es sich zurück bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts in dem damals den Niederlanden zugehörigen brabantisch-flandrischen und — dann nachgeahmt — im alpenländischen (Tirol) Lebensraum nachweisen. Das Stabspringen war eine Arbeitsbewegung aus den täglichen Vorhaben der Landbevölkerung und aus den dienstlichen Verrichtungen von Knechten auf dem Lande wohnender adliger Herren. Es liegt damit mehr im Interessenbereich der Volkskunde als der Geschichte der Leibesübungen, beider Zusammenwirken wird jedoch wichtig, wenn man um einen Einblick in die Übertragungsvorgänge aus

³³⁾ Siehe Anm. 19.

³⁴⁾ Schwarze, Max. . . . a. a. O., Bd. II, 2. Teil: Vieth, Gerhard u. A.: Versuch einer Enzyklopädie der Leibesübungen. (Dresden 1930), S. 194 und Tab., Fig. 9 b.

der Arbeitswelt in die Spielwelt und von dort in die agonale Welt des Sports bemüht ist. Der stabspringende Junge Bruegels hat einen in seiner Umgebung vorkommenden Arbeitsbrauch nachgeahmt. Das Kind übernimmt den Vorgang völlig unbewußt in seine absichtslose und zweckfreie Spielwelt, als solche muß man das tummelhafte Mitlaufen im Menschenzug der „Kreuztragung“ ansehen. Gegenüber der bis dahin sichtbar gewordenen Entwicklung des Sprunggeräts tritt wieder die einfachste Form auf. Erfindung und Verwandlung von Gerät und Bewegungsform waren Mittel, in Anpassung an eine naturgegebene Umwelt die Mobilität der Menschen zu verbessern. Das erfolgte bei den Erwachsenen aus den Verrichtungen eines Arbeitstages. Aber aus der zweckgebundenen Brauchbewegung der spätmittelalterlichen, bäuerlichen Lebenssphäre wurde schließlich die an sich zwecklose Hochsprungleistungsbewegung im Sport der modernen Industriegesellschaft. Die unbewußte Übernahme des Stabspringens in das kindliche Spiel durch die Nachahmung beobachteter Arbeitsbewegungen zeigt den späteren Weg an, den (vermutlich) die Philantropen dann ganz bewußt gingen. Mit der Turnbewegung fand es dann Mitte des 19. Jahrhunderts Eingang in Nordamerika und kam von dort als Stabhochsprung nach Europa zurück.

Unsere Betrachtung macht weiterhin deutlich, daß für die Geschichte der Leibesübungen die Jagd mit ihrem Brauchtum eine wichtige Nahtstelle zwischen Arbeitswelt und Spielwelt darstellt. Von ihr aus vollzogen sich viele Übertragungsvorgänge. Sie aufzufassen ist für diese Zeitverhältnisse deshalb nicht einfach, weil es schwierig ist, aus den Bildern schlüssig zu entscheiden, ob es sich bei den vorgeführten Jagdszenen um Freizeitjagd oder Erwerbsjagd handelt. Ohne weiteres einzusehen ist, daß die Bewegungskategorien bei beiden Arten zwar die gleichen gewesen sind. Nur, sie auszuführen oder gar vorzuüben wird dem leichter fallen, der aus freien Stücken und als freier Mensch zur Jagd gehen kann. Auch der vom Zwang des Notwendigen getriebene — in den Niederlanden damals schon freie Bauer³⁵⁾ und der unter beruflichem Zwang stehende Bedienstete einer Herrschaft mögen Laufen, Springen, Werfen, Schießen und Reiten betrieben und geübt haben, aber das geschah dann unter subjektiven Voraussetzungen, die den Übergang ins Spielerische sicherlich nicht sehr begünstigt haben.

Rückschauend müssen noch zwei Fragen diskutiert werden: 1. Ist die Lokalisierung des Phänomens Stabsprung und seiner Gerätschaften richtig? 2. Stimmt die zeitliche Einordnung in den Ablauf der Kulturgeschichte? Es geht dabei um den Quellenwert der Zeugnisse Bruegels,

³⁵⁾ Holm, Edith: Pieter Bruegel und Bernart van Orley. Die Jagd als Motiv in der niederländischen Kunst um 1550, Hamburg/Berlin 1964, S. 21.

seiner Nachfolger und anderer zeitgenössischer Maler oder Zeichner sowie der vorausgehenden Miniaturenmaler.

Kunstwissenschaft und Volkskunde³⁶⁾ widerstreiten in der Frage nach dem Realitätsgehalt der im Herbstbild Bruegels dargestellten Landschaft. Die Hirtenstäbe spielen dabei eine nicht unwesentliche Rolle. Da sie wegen ihrer eigenartigen Formung nicht im alpenländischen Raum lokalisierbar sind, fällt es schwer, hier eine wirklichkeitsgetreue Nachbildung einer Alpenlandschaft anzunehmen. Die Stäbe mit konischer Erweiterung sind durch die flämische Miniaturenmalerei nur für deren Erfahrungsbereich nachzuweisen. Die Kunstwissenschaft spricht deshalb folgerichtig von „Mischlandschaft“. Das braucht nicht auszuschließen, daß im alpenländischen Raum mit Stäben wie zum Beispiel mit dem Bergstock gesprungen worden ist. Zweifellos ist das bei der Jagd oft geschehen. Im „Theuerdank“ wird allerdings dabei ausdrücklich auf das Vorbild der Niederlande hingewiesen, so daß man dort den Ursprung annehmen kann. Die Häufung von Wiedergaben des Stabsprunges und seiner Geräte in der niederländischen Malerei unterstreicht das.

In den Werken Bruegels kehren zahlreiche Motive der Miniaturmalerei wieder. Möglich wäre es, daß jene als traditionelle Bildgegenstände nicht der Wirklichkeit in Lebensraum und Lebenszeit Bruegels entsprochen haben und von ihm nur als Symbol aus den Kalendarien der Gebetbücher übernommen worden sind. Man könnte also Zweifel haben, daß Sprungstangen und Sprungformen dem persönlichen Erfahrungskreis Bruegels zugehören. Die Zweifel sind aus folgenden Gründen gegenstandslos: die besondere Formgebung der bei Bruegel festgestellten Stäbe mit dem Mittelpflock der Grundfläche des Konus ist nur durch Bruegels Herbstbild und die Vedute von Antwerpen belegt. — Was übrigens gegen die Annahme einer nur mutmaßlichen Urhebererschaft Bruegels spricht³⁷⁾. Daß Bruegel gegenüber den traditionellen Darstellungen die Veränderung der Sprungstangen und Differenzierungen in der Sprungweise bemerkt hat, ist sicherlich einer sehr intensiven und genauen Beobachtung seiner Umwelt zu danken. Auch die Fortsetzung des Motivs in sich verändernden Formen bis hinein ins 17. Jahrhundert spricht für ein wirkliches Vorkommen in der Umwelt der Künstler.

³⁶⁾ Vgl. Kontroverse Haberlandt-Novotny, siehe Anm. 2, 3 u. 4.

³⁷⁾ Siehe Anm. 10.

Abschluß der Literaturbearbeitung um 1965.

Zur weißen Maturafahne

Von Bertl Petrei

Anmerkung zu: Hermann Steininger, Studentisches Brauchtum an österreichischen Mittelschulen (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band XXVIII/77, Wien 1974, S. 198 ff.)

Steininger verweist in seinem Aufsatz nur zweimal kurz auf die weiße Maturafahne, weil darüber schon „mehrmals referiert“ worden sei. Gerade deshalb mag aber eine ergänzende Mitteilung zu diesem Thema nicht ohne Interesse sein:

In Wien konnte ich in den letzten Jahren Einzelfälle von „Erweiterungen“ dieses Brauches (erste Hinweise gab mir Klaus Beitzl) feststellen, in einem Fall auch photographisch festhalten: a) Die weiße Fahne wird auch dann ausgehängt, wenn nicht alle bestanden haben; in diesem Fall wird jeder „Durchgefallene“ durch einen schwarzen Querstreifen symbolisiert; b) Auszeichnungen (Vorzug) werden durch einen großen „goldenen“ (meist gelben) Punkt oder Kreis kundgetan. Andererseits habe ich mich — angeregt von Rudolf Gross' Dissertation über „Ursprung und Wesen der Farbsymbole“ — in letzter Zeit eingehender mit der Farbe als Brauchelement beschäftigt. Aus diesen beiden Gründen habe ich 1973/74 einen Versuch mit Vortragsbesuchern im Burgenland (in 6 Orten) durchgeführt. Es handelt sich um 81 Personen (35 weiblich, 46 männlich) verschiedener Altersstufen ab 14 Jahren; 47 Versuchspersonen waren Absolventen oder Schüler einer mittleren oder höheren allgemeinbildenden oder berufsbildenden Schule (was der von Steininger verwendeten früheren zusammenfassenden Bezeichnung „Mittelschule“ entsprechen dürfte). Jede Versuchsperson hatte Fragen zu beantworten, die auf einzelnen gereichten Karten standen, und konnte auf der nachfolgenden Karte feststellen, ob die Antwort richtig, teilweise richtig oder falsch war. Die Fragen bezogen sich auf die weiße Maturafahne, auf die erwähnten „Erweiterungen“ (die im Burgenland noch nicht aufgetreten sind); zuletzt auf eine angenommene „End“form im Falle von „Durchgefallenen“ und „Ausgezeichneten“ in einer Klasse bzw. Schule.

Es ist schon recht interessant, daß in beiden Gruppen (die ich im folgenden der Einfachheit halber „Mittelschüler“ und „Nicht-Mittelschüler“ nenne) gleich viele den Brauch kannten (55 Prozent) und

nicht kannten (41 Prozent); sogar die Zahl jener war gleich, die angaben, den Brauch zu kennen, die Bedeutung aber falsch interpretierten (je vier Befragte).

Von den Querstreifen hatte unter den Nicht-Mittelschülern noch keiner etwas gehört, von den Mittelschülern wußten 6 Personen um die Bedeutung. Wichtiger war nun die Frage an die Nicht-Informierten, ob sie sich vorstellen könnten, was die Querstreifen bedeuten. Bei den Nicht-Mittelschülern antwortete nur ein Drittel mit „Ja“, bei den Mittelschülern waren es zwei Drittel. Wer „Ja“ geantwortet hatte, wurde gebeten, seine „Vorstellung“ mitzuteilen. Verblüffenderweise kehrte sich das Verhältnis sofort um: Bei den Nicht-Mittelschülern hatten sich zwei Drittel etwas Richtiges vorgestellt, bei den Mittelschülern nur ein Drittel. — Bei den „Goldenen Punkten“ waren die Verteilungen nach „Wissenden“ und „Sich-etwas-vorstellen-könnenden“ ähnlich; nur war jetzt die Zahl der richtigen Vorstellungen in beiden Gruppen beinahe gleich.

Da es ja eigentlich um Farbvorstellungen ging, waren bis zu diesem Punkt der Befragung die Farben Schwarz und Gold nicht genannt worden. Nun wurden die Versuchspersonen (10) ausgeschieden, die die Farben kannten. Natürlich lautete die Frage jetzt. „Können Sie sich vorstellen, welche Farbe die Querstreifen (für Durchgefallene) bzw. die Punkte oder ‚ausgefüllten Kreise‘ (für Auszeichnungen) haben?“ Hier spielte sich ähnliches wie bei der Deutungsfrage ab: Nur etwas über ein Drittel der Nicht-Mittelschüler, aber mehr als die Hälfte der Mittelschüler antworteten mit „Ja“ — aber während bei ersteren ein Drittel beide Farben richtig erriet, gelang das nur 10 Prozent der Mittelschüler. Wesentlich anders war das bei den sozusagen „halbrichtigen“ Antworten, wo also nur eine Farbe richtig genannt wurde: das gelang wieder einem Drittel der Nicht-, aber fast zwei Drittel der Mittelschüler. Allerdings war es bei allen „halbrichtigen“ Angaben ausschließlich die Farbe Schwarz, die erraten wurde. In größerem Ausmaß tauchten bei den falschen Farben bezeichnenderweise nur noch Rot für die Auszeichnung und Blau für das Durchfallen auf.

Auf die Frage, warum denn die Querstreifen bzw. Punkte wohl diese Farbe hätten (es konnten mehrere, nicht vorgegebene Stichwörter angeführt werden), gab es bei Schwarz ziemliche Einhelligkeit (32-mal „Trauer“ oder „traurig“, alle anderen Stichwörter kamen höchstens zweimal vor), bei Gold gab es neben der Bedeutung „Freude“, „freudig“ (22-mal) noch häufiger: „Sieg“ (5mal), „Erfolg“ (3mal) und je zweimal u. a.: „Positiv“, „Medaille“, „Preis“, „Herrschaft“ usw.

Auch bei der noch kleinen Zahl der Befragten scheint mir neben den Gesamtzahlen das Verhältnis zwischen falschen und richtigen Vor-

stellungen bei Mittelschülern und Nicht-Mittelschülern bedeutsam; ebenso aber auch daß die richtigen Vorstellungen sowohl bei Deutungs- wie bei Farbvorstellungen mit zunehmendem Alter deutlich abnehmen. Ich werde diesen Versuch nach einiger Zeit mit weiteren Personen durchführen, glaube aber, daß die bisherigen Zahlen schon ziemlich repräsentativ sind; Zwischenauswertungen bei etwa 15 und etwa 40 Befragten deuten darauf hin, weil sie kaum andere als die jetzigen Endzahlen ergeben.

Chronik der Volkskunde

Österreichisches Freilichtmuseum

Das Museum im steirischen Stübinggraben hat seinen Jahresbericht über 1974 herausgebracht, wieder einen stattlichen Band mit vielen guten Zeichnungen. Der ausführliche Tätigkeitsbericht von Hofrat. Dr. Viktor Herbert Pöttler zeichnet genau und ausführlich die Erfolge im Berichtsjahr nach (S. 7—42). Es ist kein Jahresbericht der Sensationen, aber nach der Fertigstellung von einem halben Hundert Objekten ist dies ja auch nicht mehr zu erwarten. Immerhin konnte das Gehöft aus dem Waldviertel (Rammelhof bei Arbesbach, Niederösterreich) fertigaufgestellt und mit Unterstützung des Niederösterreichischen Landesmuseums eingerichtet werden. Auch der zum Gehöft gehörende freistehende Backofen wurde aufgestellt, ebenso wie der Backofen vom Hanslerhof aus Alpbach in Tirol und die Hammerschmiede aus Krakau-Hintermühlen in Steiermark. Über den Waldviertler Hof wird besonders eingehend berichtet, unterstützt von sieben guten Zeichnungen. Eine gewisse Problematik des Freilichtmuseums ergibt sich in diesem Fall, weil der Abstand dieses „Dreikanters“ vom oberösterreichischen „Vierkanter“ doch verhältnismäßig klein ist. Aber es ist ja an sich schon bewundernswert, daß Pöttler immer noch Gehöfte in seinen Graben hineinzustellen versteht, wobei es sich in immer zunehmendem Ausmaß um bäuerliche Bauten handelt, die eben nicht für ein steirisches Seitental geschaffen wurden.

Bemerkenswert erscheinen in diesem Zusammenhang die Bemerkungen Pöttlers über die Einrichtung der Höfe mit Geräten, die nicht im Sinn der älteren Volkskunsthochforschung „schön“ sind, sondern dem oftmals ärmlichen Alltag angehört haben. Pöttler schreibt direkt: „Indem man nur das bleibend Wertvolle und Schöne zeigen wollte, schuf man mit der Ansammlung kostbaren Inventars einen Multiplikator dieses Fehlers und verrannte sich in die legendäre ‚Alte Bauernherrlichkeit‘.“ (S. 16) Man darf hinzufügen, daß die stärker ethnographisch ausgerichteten Museen diesen Fehler eigentlich nicht gemacht haben, daß aber andererseits das Herausstellen von gut gearbeiteten Stücken, von charakteristischen Reihen traditioneller Volkskunst nicht durchaus zu verwerfen ist. Schränkt man Pöttlers Einwand auf die Freilichtmuseen ein, dann erscheint er sicherlich mehr berechtigt. Da wäre, wenn möglich, auf eine originale Ausstattung Bedacht zu nehmen. Aber freilich, wenn, wie bei dem Arbesbacher Hof der originale Stubenofen fehlt, wird man nicht leicht ein völlig entsprechendes Stück als Ersatz finden, und vielleicht unter Umständen etwas „zu hoch“ greifen, wenn ich den Satz Pöttlers vom „Zug ‚nach oben‘“ richtig verstehe. Es dürfte nicht leicht sein, sich gerade für die Einrichtung der Höfe und Häuser, die man in ein Freilichtmuseum überträgt, eine auf längere Sicht hin brauchbare Leitlinie zu ziehen. Alle Dinge, die dort versammelt werden, sollen einerseits „echt“, andererseits aber doch auch „sehenswert“ sein, sonst wird vor allem der ungeschulte Besucher damit nicht mehr viel anfangen können. Das soll nicht mit den geringeren Besucherzahlen verbunden werden, die der Jahresbericht auszuweisen hatte. Ein gewisser Schwund war nach den ersten Jahren,

in denen die Einrichtung des Freilichtmuseums eben neu war, vorauszusehen. Der Jahresbericht beschäftigt sich ausführlich damit, und weist auch aus, wie viele Veranstaltungen, Tagungen, Vorträge, Übertragungen usw. das Freilichtmuseum im Stübinggraben auch in diesem Jahr wieder weiterhin bekanntgemacht haben. Man kann dem schönen Unternehmen also nur wie immer gutes Gelingen wünschen.

Leopold Schmidt

Franz Hutter, Melk †

Am 18. Februar 1975 ist der ehemalige Bezirksinspektor der Bundesländerversicherung Franz Hutter in Melk im 78. Lebensjahr gestorben. Hutter war ein vorzüglicher Kenner seiner Heimat, hatte sich um Melk, seine Kulturlandschaft, sein Heimatmuseum jahrzehntelang angenommen und war demgemäß auch Korrespondent des Bundesdenkmalamtes. Ein Hauptinteresse von ihm galt den Flurdenkmälern seiner Gegend, und darüber hat er auch in unserer Zeitschrift mehrfach genau berichtet (Tauschenkreuz nächst Kolla-Priel: XVI/1962, S. 100 f.; Spielberger Kreuz nächst Melk: XXII/1968, S. 105 ff.). Die Bildstockforschung in Niederösterreich hat mit ihm einen guten Kenner verloren.

Leopold Schmidt

Wechsausstellungen im Österreichischen Museum für Volkskunde

Das Museum stellte vom Winter 1974 bis zum Frühling 1975 in seinem Wechsausstellungsraum eine kleine Auswahl aus seinen Glas-Beständen unter dem Titel „Volkstümlich bemaltes Glas“ aus. Ab April 1975 folgt dieser Kleinausstellung die neue Auswahl „Volkstümliche Malerei auf Papier und Pergament“. Es handelt sich um Haussegens-, Taufbriefe, Schützenbriefe, aber auch ganz kleine Kreuzwegfolgen und andere volksreligiöse Darstellungen, die infolge der Lichtempfindlichkeit der Wasserfarbenmalerei nicht dauernd gezeigt werden können.

Schdt.

Literatur der Volkskunde

Helge Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauches (= Aus Forschung und Kunst, Bd. 20). 239 Seiten, mit 14 Diagrammen im Text, 44 Abb. auf Kunstdruckpapier im Anhang und einer Farbtafel. Klagenfurt 1973, Geschichtsverein für Kärnten. In Kommission bei Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn.

Monographien über einzelne stark betonte Bräuche sind verhältnismäßig selten. Es gibt selbst über sehr bekannte Großbräuche wie etwa das Ebenseer Glöcklerlaufen keine solche Darstellung, und die einigermaßen vergleichbaren Monographien etwa über die Schemenlaufen in Imst und Nassereith liegen nun doch schon wieder einige Jahrzehnte zurück. Jährlich wiederholte Großwallfahrten, die man zweifellos auch hierherstellen kann, sind kaum schon wirklich monographisch behandelt worden, wenigstens im alpenländischen Bereich. Aber für Franken hat Wolfgang Brückner mit seiner umfangreichen und tiefgreifenden Monographie über die Wallfahrt nach Walldürn ein hervorragendes Beispiel geschaffen.

Von diesem Beispiel aus kann man vielleicht die vorliegende prächtige Monographie von Helge Gerndt am besten beurteilen. Wohl hat der Vierbergelauf, der so eng mit dem archäologisch hochberühmt gewordenen Magdalensberg verbunden ist, schon früh Beachtung gefunden, und durch Georg Graber bereits 1912 eine erste monographische Darstellung erhalten. Die steten Bemühungen vieler anderer Forscher in den letzten sechzig Jahren sollen auch nicht unterschätzt werden, und Gerndt tut das auch durchaus nicht, sondern berichtet sehr sachlich über sie. Die großen persönlichen Anregungen zur Untersuchung und Darstellung des Vierbergelaufes sind selbstverständlich von seinen Münchner Lehrern Rudolf Kriss und Leopold Kretzenbacher ausgegangen, die auch persönlich den Lauf mehrmals mitgemacht haben und in verschiedenen Formen jeweils darüber auch Darstellungen und Untersuchungen veröffentlicht haben, die Gerndt dankbar verwenden konnte. Aber das Buch, wie es heute vorliegt, ist dennoch die ganz persönliche Leistung Gerndts, der sich im Erscheinungsjahr damit auch habilitiert hat.

Helge Gerndt berichtet in seiner Einleitung über die „Probleme des Vierbergelaufes“ und gibt dabei eine eingehende wissenschaftsgeschichtliche Übersicht, von Franziszi und Waizer über Graber und Emil Lorenz bis zur unmittelbaren Gegenwart. Er reflektiert im Sinn gegenwärtiger Forschung dabei auch darüber, in welchem Ausmaß die Ergebnisse der älteren Forschung bis zu den Brauchträgern zurückgeflossen sein mögen. Die kritische Auseinandersetzung mit gegenwärtigen Strömungen der Brauchforschung zeigen eine noble Gelassenheit gegenüber Auswüchsen, ohne Verzicht auf eventuelle Anregungsgewinne. Diese Einstellung dient nicht zuletzt dazu, ruhig darzulegen, daß man Erlebnis und Fragebogen und archivalische Zeugnishebung durchaus miteinander verbinden könne. Wenn etwas, wie die statistischen Graphiken vielleicht einigermaßen aus dem Rahmen bisher verwendeter Methoden zu fallen scheine, meint der Verfasser (S. 25), dürfe man dies ja „in erster Linie als ein didaktisches Bemühen“ verstehen.

So eingestimmt läßt man sich gern mit dem ersten Teil, also mit dem „Vierbergelauf in der Gegenwart“ ein. Es geht um „Wallfahrt als Erlebnis“, mit einer kleinen Kartenskizze des Weges der Vierberger, mit dem eindrucksvollen Farbbild der „Sörger“ auf dem Weg zur Gipfelkirche des Magdalensberges. Von diesen Leuten aus Sörg und aus manchen anderen Orten lesen wir anschließend viel. Mit ihnen, besonders mit dem langjährigen Vorbeter Ferdinand Eicher, hat sich Gerndt besonders beschäftigt. Alle persönlichen Mitteilungen über den Brauch verdankt Gerndt, der den Lauf selbst mitgemacht hat, diesen Leuten aus der Umgebung. Hier setzt er sich auch mit den Berichten von Rudolf Kriss, Richard Wolfram, Leopold Kretzenbacher und Bertl Petrei auseinander (S. 37). Im einzelnen beschäftigt er sich nun mit den „Teilnehmern und ihren Handlungen“, wobei Graphiken einzelne Komplexe wie Herkunft, Geschlecht, Alter der Teilnehmer darstellen. Es gibt wohl keine Frage innerhalb dieses Bezugsbereiches, die in diesem Kapitel nicht angeschnitten wäre. Selbst die „inneren Motivationen“ der Teilnehmer haben sich an Hand der Fragebogen ganz schön herausarbeiten lassen. Wieder veranschaulichen Graphiken die unterschiedlichen Motivationen von städtischen oder ländlichen, von männlichen oder weiblichen Brauchteilnehmern. Daß nur 12,7 Prozent der Teilnehmer ausschließlich religiöse Beweggründe zur Brauchaübung angeben, wird vielleicht am meisten überraschen (S. 57). Da lassen die Fragebogenantworten doch wohl unterschwellige Beweggründe überhören. — Gerndt wendet sich dann dem „Formenschatz“ dieses Wallfahrtsbrauchtums zu, gibt die dabei gesungenen Vierbergelieder an, handelt über die oft bezeugte Verwendung des „Bergerlaubes“, über den „Getreidetausch“, der Graber schon so stark aufgefallen ist, und Gerndt weist hier darauf hin, daß der Brauch wohl nicht allein den Vierbergern zugeordnet werden darf (S. 55). Ein spezielles Kapitel ist dann dem schon genannten Vorbeter Ferdinand Eicher gewidmet, dessen Innenleben der Erste Weltkrieg entscheidend mitgeprägt hat. Auch Schwierigkeiten mit der wallfahrtsabgeneigten Polizei in der Zeit des Zweiten Weltkrieges werden betont. Die mit persönlichen Briefmitteilungen Eichers angereicherte Darstellung bei Gerndt drängt zu der Feststellung, daß hier wie öfter wohl auch die Psychologie als Hilfswissenschaft unseres Faches befragt werden sollte. Aber die überschichtende Deutung des Vierbergelaufes durch das Motiv der geistlichen Stundenuhr, der Passionsuhr, durch Eicher (S. 86) ist doch wieder nur von der religiösen Volkskunde selbst her zu verstehen.

Nun wendet sich Gerndt dem Kapitel „Der Brauch als Handlungssystem“ zu, im Sinn der Durchinterpretation eines sinnvollen Brauchablaufes. Das läßt wieder zum bewährten Mittel einer Graphik dieses „Handlungsschemas“ greifen. Die Möglichkeiten von Varianten im Brauchablauf werden im Hinblick auf Variantenbildung beispielsweise im Volkslied erörtert.

Der zweite Teil ist dem schon viel erörterten Problem „Der Vierbergelauf in der Vergangenheit“ gewidmet. Hier kann sich Gerndt mit ruhiger Zurückhaltung der Problematik des eventuellen Zusammenhanges gegenwärtiger und prähistorischer oder antiker Bräuche an Ort und Stelle widmen. Die Forschung hat auf Grund der großartigen Funde in und um Virunum stets gern mit einer möglichen Kontinuität gerechnet. Gerndt gehört einer Generation an, die trotz vieler möglicher Hinweise eher einer Diskontinuität das Wort spricht: Auf zweien der vier Berge haben sich wohl keltisch-römische Heiligtümer nachweisen lassen. Aber niemand kann beweisen, daß diese, oder auch mehrere, in der Form des späteren Vierbergelaufes besucht worden seien.

Daher nun die Hinwendung zu „Mittelalter und beginnender Neuzeit“. Gerndt durchsieht die einschlägigen Kapitel der Kirchengeschichte Kärntens, findet auch die verhältnismäßig frühen Verehrungen auf dem Ulrichsberg und auf dem Helenen-, bzw. Magdalensberg, aber „auf Grund der urkundlich be-

legbaren mittelalterlichen Fakten sieht es also für eine gar ins Altertum reichende Kulturplatzkontinuität auf den vier Bergen nicht sehr günstig aus" (S. 114). Maßgeblich wurde jedenfalls zunächst die Helenaverehrung, dann die Ansetzung der Wallfahrt auf den Dreinageltag. Gerndt läßt hier kritisch alles Revue passieren, was zu diesen letztlich doch undurchsichtigen Verhältnissen der Frühzeit schon gesagt wurde. Sehr maßgeblich sind für ihn die Ausführungen Kretzenbachers über die „Volkserinnerungen an die Reichs-Heiligtümer“ von 1957 geworden. Der Dreinageltag innerhalb der Passionsfrömmigkeit, das bleibt sicherlich ein Schlüssel für den Werdegang des Brauches in der frühen Neuzeit. Hier erfreut der Rückgriff auf den Gedanken Ernst Klebels von 1927, daß die Mehrkirchenwallfahrt in irgendeiner Beziehung zu den römischen Mehrkirchen-Verehrungen stehen könne, und die Anregung zu der Übertragung in die Zeit Friedrichs III. zurückgehen dürfte. Daß die Nachbildung stadtrömischer Vorbilder mehrfach üblich war, ist geläufig. Auch der Zusammenhang mit einem damit verbundenen Ablauf liegt dann nahe. Direkt beweisen läßt sich dies alles freilich nicht. Aber der Quellenfund von Winfried Stelzer (Carinthia I, Bd. 162, 1972, S. 457 ff.) führt doch an die in Frage stehende Zeit um 1500 heran, Gerndt reiht ihn hier ganz richtig ein.

Aus der weiteren Geschichte der Vierberger-Brauchbezeugung ist das meiste schon bekannt. Wesentlich erscheint die Vermehrung der Zeugnisse erst wieder für die Aufklärung, da hat Gerndt aus den Pfarrakten im Gurker Diözesanarchiv wichtige Funde beibringen können. Man erfährt, wieviel an Motivgaben in den einzelnen von den Vierbergern besuchten Kirchen nach 1782 beseitigt wurde, liest von der Sperrung und Exsekrierung dieser Bergkirchen, und der immer wieder versuchten Einschränkung der Wallfahrten selbst. Dieses ganze höchst bemerkenswerte Belegmaterial ist, obwohl in Klagenfurt vorliegend, noch niemals benützt oder gar veröffentlicht worden. Gerndt hat hier einen ganz vorzüglichen Griff getan. Die Protokolle aus der josephinischen Zeit können mit den Umfrageergebnissen in der Gegenwart durchaus konkurrieren. Bemerkenswert beispielsweise das Ergebnis, daß die „Passions-Stundenuhr“, die hinter den Meditationen Ferdinand Eichers steht, in der Barockzeit tatsächlich abgebetet wurde. Parallelen zu den liedhaften Passionsuhren der gleichen Zeit liegen nahe.

In franziszeischer Zeit wurden die Wallfahrten mehr oder minder stillschweigend wieder geduldet. Es gibt zwar keine Hinweise dafür, daß die Vierbergewallfahrt um 1840 schon regelrecht wieder vollzogen worden sei (S. 171), aber nach 1849 muß dies schon der Fall gewesen sein, und seit damals nahm die Zahl der Vierberger gewaltig zu. Um 1890 muß der wallfahrtliche Brauch eine wahre Blüte erlebt haben.

An die genaue Darstellung dieser Verhältnisse schließt Gerndt nun einen Exkurs „Sagen und Legenden“ an, mit einem beachtlichen, aber auch berechtigten Abrücken von den Sagen-Interpretationen Grabers, aber auch jenen des Slowenen Josep Šašel. Anschließend daran überblickt Gerndt den „Brauch in seinem Wandel“. Es werden da die fälligen Schlüsse aus den vielen vorher eingebrachten Materialgewinnen und kritischen Überlegungen gezogen. Die Umschau über mögliche Quellengebiete der begrifflichen Erfassung führt Gerndt schließlich dahin, den Vierbergelauf als eine „Innovation“ aus der Zeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts anzusprechen. Das ist ein durchaus möglicher Ansatz, den freilich nur derjenige aussprechen dürfte, der sich mit den vielen anderen bisherigen Interpretationsvorschlägen beschäftigt hat. Das heißt, Gerndt darf es. Nach diesem bemerkenswerten Ergebnis folgen noch „Schlußgedanken“ über Wesen und Bedeutung des Vierbergelaufes, die beispielsweise die Frage nach dem „Sinn“ des Wallfahrtsbrauches zu beantworten suchen. Es sind

„Aspekte der Brauchforschung“, um einen von Gerndt zitierten Titel Friedrich Siebers von 1956 noch einmal aufzugreifen. Gerndt setzt sich da noch einmal mit Interpretationen von Einzelelementen durch Graber oder auch durch Petrei auseinander. Weit wesentlicher ist ihm jedenfalls die Feststellung, daß wir es dabei immer mit einem „geschichtlichen Phänomen“ zu tun haben. Davon ist von unserer Seite her nun schon seit vielen Jahren die Rede. Erfreulich, daß die Saat so gut aufgegangen ist. Daß man nicht alles, was bisher dazu gedacht und geschrieben wurde, unbesehen über Bord werfen sollte, bleibt eine immer gültige Merkregel.

Das wertvolle Werk ist vorbildlich gearbeitet, mit genauen Anmerkungen und guten Registern ausgestattet und mit einer lebensnahen Bebilderung versehen. Man wird nicht nur dem Verfasser, sondern auch den Direktoren des Landesmuseums für Kärnten Gotbert Moro und Franz Koschier für die Betreuung gerade dieses wichtigen Buches sehr dankbar sein müssen. Aber die eigentliche Leistung ist eben doch Helge Gerndt zu danken, der mit diesem Buch einen ungewöhnlich wichtigen Beitrag zur religiösen Volkskunde Österreichs geleistet hat.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Register. Horn, NÖ., Ferdinand Berger u. Söhne, 1974, Brosch. 129 Seiten; öS 120,—.

Die große „Volkskunde von Niederösterreich“, die Leopold Schmidt aus jahrzehntelanger Arbeit in zwei starken Bänden von zusammen 1126 Seiten, mit zehn Karten und 130 Abbildungen auf Tafeln 1966 und 1972 hatte herausbringen können, wurde hier dankbar gewürdigt. (Vgl. Österr. Zs. f. Volkskunde N. S. XXI, 1967/1, S. 56 f.; XXVII, 1973/2, S. 156 ff.) Nun folgt als dritter Teil dieser Register-Band. Bedarf dies einer Rechtfertigung? Wohl kaum! Wer nur einigermaßen „im Fach steht“, der weiß, wie es immer schwieriger wird, die Fülle der Publikationen auch nur einigermaßen in Evidenz zu halten. Das Anschwellen von Ausgaben von Quellen, Untersuchungen, Kompendien, über die Traditionen vieler Nationen hin ausgreifender Monographien zu Einzelphänomenen der Volkskultur(en) zwingt den Forscher zur rationellsten Notierung, Archivierung, Informations-Speicherung. Wer aber weit in den Fachsparten ausreifend, frühe Zeiten auslotend und schichtenspezifische Erscheinungsformen der Kultur auch nur eines, allerdings traditionsreichen Landes wie Niederösterreich darstellend eben Werden und Wandel seiner Kulturprägungen bis zur Halbvergangenheit oder zum unmittelbar erlebbaren Heute nachzeichnet, kann gar nicht erwarten, daß der über die Wichtigkeit der Einzelmittlung hinausgehende gesamte Informationswert erhalten bleibt, wenn nicht das Register die Fülle zu erschließen unternimmt. Wie solch ein Register erstellt wird, ist zunächst Sache dessen, der das Werk schrieb. Er wird es nie allen, die den Punkt suchen und nicht die Fläche zu überschauen gewillt sind oder überhaupt vermögen, recht machen können. Die moderne Kommunikationsforschung hält sich viel (zu viel) darauf zugute, welche ausgeklügelten Systeme zur Datenspeicherung sie auch für die Geisteswissenschaften anzubieten habe und manche jüngere Kollegen halten mit ihrer Kritik über Register zu älteren Büchern, die zu lesen sie oft a priori gar nicht bereit sind, nur mühsam oder gar nicht zurück. Daß solche Überheblichkeit dann nicht einmal imstande ist, eine Einzelmonographie im Heftumfang mit einem wirklich brauchbaren Register zu versehen, ist leider Tatsache, nicht nur im Bereich akademischer Lehre. Man nehme also getrost dieses Register zur „Volkskunde von Niederösterreich“ zur Hand, lese die besinnliche Einleitung S. 5—8 und mache sich selber ein Bild davon, daß 1381 Orte genannt sind, 948 Personen, daß Zahlen und Farben in ihren ver-

schiedensten Zusammenhängen erfaßt sind und daß man, zwischen den Zeilen des Vorwortes lesend, noch so manches (und nicht „nur“ für Niederösterreichs Volkskunde!) erhoffen darf. Dann wird man dieses „Register“ dankbar zu den farbschön gebundenen zwei Großbänden als schlicht-grauen, aber verläßlich getreuen Helfer stellen und immer zur Hand haben.

Leopold Kretzenbacher

Karl Löbl, Österreich. Ein Porträt in Farben. Text und Bildlegenden von Erich Landgrebe. 216 Seiten. München 1974, Süddeutscher Verlag.

Ein großer schöner Bildband, mit ausgesucht guten Farbphotos von Robert Löbl, der schon über so manches österreichische Bundesland einen eigenen Bildband herausgebracht hat. Die in glühenden Farben fotografierten Landschaften und Bauten wirken ein bißchen theatralisch vorgetragen, Österreich ist in Wirklichkeit viel schlichter. Aber das verkauft sich bekanntlich nicht so gut. Für uns kommen in dem Band nur wenige Tafeln in Betracht, so etwa die Bilder vom Eisenstädter Kalvarienberg, von den Stiegenlaubenhäusern in Mörbisch, leider auch von einer Tamburizza-Kapelle. Für Niederösterreich kommt höchstens die Weinlese in Weißenkirchen in Frage, eines der wenigen Bilder, auf denen überhaupt Menschen vorkommen. Löbl fotografiert sonst doch lieber menschenleere Landschaften. Für Oberösterreich kommt der Fischer auf dem Mondsee in Betracht, für Kärnten ein alter Bildstock. Eine bunt bemalte Hausfront mit dem hl. Florian grüßt von Walchsee.

Den Text auf unsere Anliegen zu befragen ist ziemlich nutzlos. Ein frisch geschriebener Reisejournalistentext, mit manchen Kenntnissen gut angereichert, stark auf die unmittelbare Gegenwart bezogen, daher voll Schimpf gegen moderne Bauten in alten Bauernhauslandschaften, — das hat zweifellos ein gewisses Niveau, sagt aber nicht mehr als jedermann schon weiß. Daß einige glatte Fehler dazukommen, nimmt nicht wunder; aber Radetzky als Sieger in der Schlacht von Custozza (S. 54) hätte ich Landgrebe eigentlich nicht zugebraut. Das kommt davon, wenn man sich über den „Heldenberg“ von Wetzdorf immer noch lustig macht, statt zu begreifen, daß man diese Stätten durchaus mit historischem Verständnis begehen kann. Daß man sich, wie Landgrebe S. 54 meint, am Leopolditag beim Faßlrutschen in Klosterneuburg „aus dem Innern des Faßls etwas zu Gemüte führen“ könne, zeigt auch von richtiger Unkenntnis: Seit 1805 ist das Riesenfaß leer. Aber wer liest denn schon so etwas wie unsere Fachliteratur.

Leopold Schmidt

Franz Trischler, (Hg.), Zwischen Weinsberg, Wild und Nebelstein. Bausteine zur Heimatkunde des Hohen Waldviertels. 324 Seiten mit zahlr. Abb. Zwettl, Schwarz' Erben KG, 1974.

Mit Unterstützung des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung und der Lehrerschaft des Schulbezirkes Zwettl hat der rührige Bezirksschulinspektor Franz Trischler diesen Band herausgebracht, in dem er neben eigenen Beiträgen auch solche von vielen Mitarbeitern bringt, wobei einige davon Neudrucke von schon früher erschienenen Arbeiten sind.

Bei einer solchen landschaftsgebundenen Heimatkunde sind Beiträge zur Volkskunde im engeren wie im weiteren Sinn ganz selbstverständlich. Die wichtigsten davon sollen hier kurz namhaft gemacht werden. Nach der Darstellung der „Blocklandschaft des Waldviertels“ von dem längst verewigten Anton Becker steht die Abhandlung von Adalbert Klaar über „Die Siedlungslandschaft zwischen dem Weinsberger Forst, der Wild und dem Nebelstein.“ Es folgen „Die Flurnamen im Raume Zwettl“ von dem berufenen

Kenner Heinrich Weigl. Der Historiker Karl Gutkas hat den Beitrag „Städte und Märkte im Raume Zwettl“ beigezeichnet. Von Christine Lauter stammt der im Zusammenhang mit ihrer Dissertation entstandene Beitrag „Die Legenden des nordwestlichen Waldviertels.“ Auch der Beitrag von Karl Merinsky „Zwettl und der Truppenübungsplatz Döllersheim“ muß hier erwähnt werden, weil dieser „Beitrag zur Zeitgeschichte Niederösterreichs“ auch mit unserer Museumsgeschichte zu tun hat. Als die bauerlichen Häuser im Bereich von Döllersheim geräumt wurden, konnte nämlich ein beachtlicher Teil des Inventars von unserem Museum geborgen werden (Inv. Nr. 44.341 bis 44.420). An weiteren Beiträgen seien noch verzeichnet: Walter Pongratz, „Waldviertler Glas“ und von Franz Trischler „Dechant Alois Plessner, ein Heimatforscher aus Leidenschaft“. Besondere Hervorhebung verdient der Beitrag von Josef Frank „Verborgene Kostbarkeiten“ mit den schönen Aufnahmen auch von Bildstöcken und Sonnwendbäumen, Haustüren und Schalensteinen. Im ganzen also ein durchaus anregender Band.

Leopold Schmidt

Wastl Fanderl, Schwanthaler-Krippen. Juhe! Viktori! Der Engel singt s'Glori. Fotos von Wilfrid Bahn Müller. Mit einem Beitrag von Benno Ulm: Die Schwanthaler-Familie. 176 Seiten, mit 110 Fotos, davon 12 Farbtafeln. Noten zu den 25 alten Weihnachts- und Krippenliedern. Rosenheim 1974, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. S 284.40.

Die große Schwanthaler-Ausstellung in Reichersberg hat eine lebenswürdige Nebenfrucht gezeitigt. Die aus der Schwanthaler-Familie stammenden Krippenfiguren, vielen Interessenten offenbar erst durch diese Ausstellung bekannt geworden, haben dazu angeregt, mit ihnen ein Krippenbuch zu machen, und zwar im wesentlichen dadurch, daß man den bekannten bayerischen Volksliedsammler Fanderl Wastl dazubracht, den Bildern Weihnachtslieder aus dem gleichen, nämlich dem oberösterreichischen Bereich gegenüberzustellen. Das ergab sich nicht zuletzt dadurch, daß die Ausstellung auch die Krippe von Pram bei Grieskirchen zeigte, die vorzügliche Musikantenfigürchen enthält, welche bei der Hochzeit zu Kana aufspielen. Diese Spieler von Orgel, Geige, Querflöte und Radleier können als durchaus lebensvolle Verkörperungen von Volksmusikanten des frühen 18. Jahrhunderts angesehen werden. Wenn in den Krippenliedern so manche Hirtenmusikinstrumente erwähnt werden, dann läßt sich hier sicherlich ein gewisser geistiger Faden knüpfen. Benno Ulm hat seinen Beitrag über die Bildhauerfamilie Schwanthaler aus dem großen Katalog der Reichersberger Ausstellung etwas verkürzt hier angeschlossen und um einige Mitteilungen zur Krippenkunst in Oberösterreich bereichert. Soweit stellt der sehr schön ausgestattete Band also ein wertvolles Buch dar.

Es wäre freilich nicht unrichtig gewesen, wenn Fanderl Wastl zu den Liedern nicht nur ganz allgemein die Herkunft aus den großen Sammlungen von Pailler, Klier, Schaller und Commenda angegeben hätte, sondern im Anhang einen richtigen Herkunftsnachweis erbracht hätte. Da wären die Verbindungen zu den Flugblattgedrucken auch deutlich geworden, die ja für Oberösterreich besonders gut erschlossen sind. Die große Anzahl von Weihnachtsliedern, die im 18. Jahrhundert in Steyr und in Linz gedruckt wurden, hätte man also mit den zur gleichen Zeit entstandenen Krippen gut konfrontieren können. Dann wäre vielleicht auch der Hinweis auf die Krippengeschichte bei Ulm etwas gegenstandsnäher ausgefallen. Seine Angaben über die Krippengeschichte gehen nämlich leider auf die längst widerlegte Abhängigkeit der Krippen von mittelalterlichen geistlichen Schauspielen ein, oder auch auf das Kindlwiegen, und beide

an sich so wichtige Erscheinungen haben eben mit Geschichte und spezieller Gestaltung der Krippen im Innviertel gar nichts zu tun. Aus nicht namhaft gemachter Literatur übernimmt Ulm auch Mitteilungen wie „1306 werden in Oberösterreich erstmals Sternsinger bezeugt“ (S. 169), und man fragt sich wirklich, wo das sein mag. Die ersten Sternsinger sind in Oberösterreich frühestens zweihundert Jahre nach dem genannten Jahr aufgetreten. Außerdem hat auch das mit den Krippen nichts zu tun, und vermag nur Unkundige zu verwirren.

So läßt das schöne Buch doch deutlich Wünsche offen, und man bedauert, daß der Verlag offenbar etwas unbedenklich, ohne Befragung eigentlicher Fachleute, wieder eine seiner „Rosenheimer Raritäten“ präsentieren wollte.

Leopold Schmidt

Hanns Koren, Viktor von Geramb, Ein Lebensbild. (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 5) Graz 1974, Selbstverlag des Historischen Vereines für Steiermark. 84 Seiten, mit 7 Abb.

Der Haupt-Schüler und Nachfolger Geramb's auf dem Grazer Lehrstuhl hat eine knappe, eindringliche, liebevolle Biographie des bedeutenden Vertreters der Volkskunde in Steiermark geschrieben. Er geht, wie ganz selbstverständlich für ihn, vom „Erlebnis der Persönlichkeit“ aus, zeichnet weiters den Lebensweg Geramb's nach, wie ihn dieser auch in seiner Selbstbiographie geschildert hat, umreißt dann das „Wissenschaftliche Lebenswerk“, bietet ferner „Kleine Erinnerungen“ sehr persönlicher Natur und druckt schließlich den am Grab Geramb's gehaltenen Nachruf ab. Dieser lebendig geschriebenen Biographie folgt eine Auswahl aus den kleineren Schriften Geramb's, nämlich seine wichtige frühe Arbeit „Peter Roseggers Bedeutung für die Volkskunde“, ferner die Aufzeichnungserinnerung „Zur Entstehung von Volksliedern“, und weiters der Vortrag bei den Salzburger Hochschulwochen von 1936 „Volkskundliche Grundfragen“. Die Veröffentlichung wird durch das ausführliche „Verzeichnis der Veröffentlichungen“ Geramb's abgeschlossen, das Maria Kundegrabner erstellt hat.

Für die Schüler und Freunde Geramb's also eine willkommene Gabe. Für die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde in Österreich zumindest eine gewisse Grundlage, um Persönlichkeit und Verhältnisse in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu verstehen. Daß von außen her, also etwa von Wien aus, manche Akzente anders zu setzen, manche Gesichtspunkte anders zu formulieren wären, versteht sich fast von selbst. Daß Geramb von Jugend auf von seinen Arbeiten sehr überzeugt war, und daß er sich mit eventuellen Kritikern hart herumschlug, kommt hier beispielsweise nicht zum Ausdruck. Aber man muß die Kritik des Altmeisters Anton Dachlers an Geramb's frühen Veröffentlichungen lesen (diese Zeitschrift XIV, 1908, S. 216—228) und Geramb's Antikritik darauf, unter dem Titel „Eine Betrachtung der ostalpinen Bauernhaustypen nach den Grundrissen der Wohnraumanlage“ (diese Zeitschrift XV, XV, 1909, S. 140—144), um so manche Ereignisse der Folgezeit richtig zu verstehen. Vor allem die Reaktion auf die 1924 veröffentlichte „Kulturgeschichte der Rauchstube“, welche Arthur Haberlandts ungemein kenntnisreiche „Kritische Betrachtung“ (diese Zeitschrift XXIX, 1924, S. 81—87) zur Folge hatte. War Dachler vielleicht in seiner Kritik dem damaligen Anfänger gegenüber etwas herablassend gewesen, so bemühte sich Arthur Haberlandt durchaus um einen sehr höflichen Ton. Geramb hat ihm diese Besprechung dennoch nie verziehen, und zwei Jahre später in seiner Rezension des Haberlandt-Europabandes von Buschans „Völkerkunde“ (diese Zeitschrift XXXI, 1926) zumindest auf Einzelheiten recht kritisch reagiert. Was sich in solchen kurzen Beiträgen

und in Rezensionen niederschlug, die leider in Maria Kundegrabers Bibliographie nicht zur Gänze erfaßt erscheinen, das hörte sich im Gespräch bei weitem schärfer und mitunter geradezu unversöhnlich an. Die österreichische Volkskunde, die in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre zu einer beträchtlichen akademischen Geltung aufzusteigen begann, ist dadurch nicht gerade gefördert worden.

Man wird von einem liebevollen Gedenken, wie es Korens Geramb-Biographie darstellt, nicht verlangen, daß sie sich auf diese mitunter ja recht schmerzhaften Züge unserer Forschungsgeschichte einläßt. Es muß hier nur darauf aufmerksam gemacht werden, um die Spuren des tatsächlichen Lebens, die sich auch in das Werk Gerambs und seiner Zeitgenossen eingegraben haben, verständlich zu machen und in einer stärker objektiv orientierten Erinnerung zu erhalten.

Leopold Schmidt

Walther Zitzenbacher, Zwischen Niederen Tauern und Nockgebiet. 16 Seiten und 64 zum Teil farbige Tafeln. Innsbruck 1972, Pinguin Verlag. S 98,—.

Ein schmaler Bildband, der das stille hochalpine Gebiet vom steirischen Ennstal über die Niederen Tauern hin zum oberen Murtal und weiter bis zum Nockgebiet an der Grenze von Kärnten eindrucksvoll erschließt. Die zum Teil sehr schönen Fotos geben vor allem die Landschaft mit ihren mächtigen Formen wieder, die Täler, in welche kleine Siedlungen eingeschmiegt sind, ein beträchtlicher Teil davon erstmals von Freising aus betreut. Die kleinen Städte Oberwölz und Murau haben beeindruckende mittelalterliche Bauten erhalten.

Im engeren Sinn volkskundlich sind auch nicht wenige Bilder, vor allem aus dem oberen Murtal. Da gibt es den gewaltigen Murauer „Samson“, den aufschlußreichen Blick von der Stolzalpe auf den Preber hinüber, einen Eindruck von der Murauer Leonhardi-Kirche. Dann in Krakauschatten einen hl. Isidor, den man angeblich als „steirischen Herrgott“ bezeichnet. Auch der Samson mit dem Schützenaufzug in Krakaubene ist festgehalten, und die hochgelegene Wallfahrt Schönanger bei St. Lambrecht. Dazwischen fallen Bilder vom Eisschießen auf, von verschiedenen Bauernschlittenfahrten, das Buch zeigt recht deutlich, daß es sich um ein Gebiet mit langem Winter, mit viel Schnee handelt. Das Treiben am Maxlonimarkt in Niederwölz ist ebenso festgehalten wie das Faschingrennen in Krakaubene. Kein eben anspruchsvolles Buch, aber zum Auffrischen von Erinnerungen ebenso geeignet wie als Anreiz, das Gebiet einmal zu durchwandern, womöglich mit einer gewissen volkskundlichen Vorschulung, wofür es ja genügend Unterlagen in der steirischen Volkskunde gibt.

Leopold Schmidt

Helmut Prasch, Vom Lurnfeld zum Tiroler Tor. Volksleben zwischen Teurnia und Aguntum. Spittal an der Drau 1974, Bezirksheimatmuseum. 324 Seiten, mit zahlreichen Abb.

Helmut Prasch hat wieder eines seiner großformatigen Heimatbücher gestaltet, die den Einzellandschaften rings um Spittal gewidmet sind und aus einer großen Zahl kleiner und kleinster Beiträge bestehen, die womöglich alle heimatkundlichen Teilgebiete berühren möchten. Prasch sagt zu seiner Methode selbst: „Darum ist es ratsam, zur Erinnerung an das Überholte, Alte alles kurz und bündig, nicht wissenschaftlich verbreitert, aufzuschreiben, und noch besser, mit Sachgut und Bildern zu belegen.“ (S. 10). Das Sachgut sammelt Prasch in seinem Museum, die Bilder bietet er in reicher Fülle in seinen Büchern, also auch in dem vorliegenden.

Ein solches Heimatbuch mit seinen Ausgriffen nach vielen Seiten, mit Einbeziehung vieler Persönlichkeiten, enthält selbstverständlich auch zahlreiche Beiträge, die mit dem Gebiet der Volkskunde etwas zu tun haben. Man kann nur einige davon, der Reihenfolge im Buch entsprechend, hier aufzählen: S. 46: Ein weltliches Lied vom Türkenuntergang; S. 48: Die Ballade vom Ritter und den anel Jungfrauen (Ulinger); S. 74: Der letzte Störweber; S. 79: Sichtbare Zeichen in Haus und Hof; S. 87: Drautaler Stadelfenster; S. 105: Oberkärntner Bildstöcke als Wegweiser; S. 118: Zacharias, der „Heilige Mann“ aus der Niggelai; S. 121: Fasching; S. 151: Der goldene Schuh der Heiligen Kummernus; S. 162: Eisenschlagmarken; S. 174: Das „Liadlen aufgeb'n“ und der „Juchaschroa“ oder Juchezer; S. 180: Die Korbflechter und Strumpfwirker von Steinfeld; S. 184: Andachtsbildln; S. 198: Ein Greifenburger Hafner; S. 207: Das „Kasn“; S. 228: Hifler, Harpfn, Hilln; S. 238: Arbeitstrachten; S. 247: Masken (das beigegebene Bild einer Gasteiner Maske stammt aus unserem Museum); S. 256: Der Zeugdruck im Oberland; S. 258: Der Bauer und das Gesinde; S. 264: Der Handschuh als Symbol; S. 266: Vom Feuerbock zum Grill — Zeitlosigkeit der Kochgeräte; S. 271: Erntekranz; S. 272: Sonnenwende; S. 293: Goldhauben; S. 299: Wachs und Honig; S. 310: Perchten in Oberdrauburg; S. 314: Mundartforschung, Literatur, Geistesgeschichte Kärntens. Die zahlreichen Bilder, die volkskundliche Beziehungen haben, müßte man einzeln hervorheben.

Es ist durchaus möglich, daß so ein Sammelband nicht nach jedermanns Geschmack ist und daß man eine Erwähnung im Zusammenhang mit der wissenschaftlich betriebenen Volkskunde für unnötig erachten mag. Aber Prasch bringt in seiner Vielseitigkeit doch manches, was sonst weniger bekannt ist, eine Fülle von Wort- und Bildzeugnissen, die man sicherlich immer, wenn man sich mit Oberkärnten beschäftigt, wird nachblättern müssen. In diesem Sinn hat ein Altmeister der Volkskunde wie Bruno Schier für den Band auch ein freundliches, anerkennendes Geleitwort geschrieben.

Leopold Schmidt

Festgabe für Oskar Moser. Beiträge zur Volkskunde Kärntens (= Kärntner Museumsschriften Bd. 55) 160 Seiten, mit zahl. Abb. Klagenfurt 1974, Verlag des Landesmuseums für Kärnten, S 180,—.

Oskar Moser, Ordinarius für Volkskunde an der Universität Graz, ist 60 Jahre alt geworden. Seine Kärntner Heimat hat ihm bei dieser Gelegenheit eine Festschrift gewidmet, und man darf sogleich dazu sagen, daß es sich um einen sehr schönen Band mit interessanten Beiträgen handelt. Sie sind übrigens nicht nur Kärnten gewidmet, wie der Untertitel aussagt, sondern auch der Steiermark und Salzburg, und bieten zusammen einen sehr bemerkenswerten Querschnitt durch das gegenwärtige Schaffen der Volkskunde in Österreich.

Franz Koschier hat die freundschaftliche Würdigung für den Sechziger Oskar Moser geschrieben. Im Anschluß an diesen ersten Beitrag steht das „Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Oskar Moser“, zusammengestellt von Josef Höck. Es ist eine überaus stattliche Liste geworden, man kann das wissenschaftliche Leben Mosers darin intensiv gespiegelt vorfinden. Dann folgen die fachlichen Beiträge. Zunächst bietet Sepp Walter einen Beitrag über „Das letzte Lavamünder Faschingbegraben“, worin er das seltsame Schweben der Überlieferung dartut, das sich an besonders lustige Faschingsleute und ihr mitunter schauriges Ende knüpft. Wirklichkeit und alte Greuelmärchen scheinen sich fast unauflöslich verbunden zu haben. — Einen sehr umfangreichen stoffgesättigten Beitrag hat Richard Wolfram über „Die Osterbräuche in der Gottschee“ beigestellt. Es ist gleichzeitig sein „7. Bericht von der Brauchtaufnahme in der Sprachinsel Gottschee“. In manchen Zügen dieses Osterbrauchtums tritt mehr die Altertümlichkeit, in anderen wieder das Kontakt-

ergebnis mit den Umwohnern der Sprachinsel hervor. — Franz Lipp berichtet über „Pferderennen, Ringelstechen und Faßreiten auf einem oberösterreichischen Lederranzen“. Es handelt sich um einen seit langem im Besitz des Oberösterreichischen Landesmuseums befindlichen Gürtel, der deutlich Figuren eines Ringstechens aufweist. Die Beziehung zu dem von Oskar Moser mehrfach behandelten Gailtaler Kufenstechen liegt nahe, aber Lipp kann selbstverständlich auch auf bezeugte Mühlviertler Reitbräuche verwandten Charakters hinweisen, und begreiflich machen, daß es sich bei dem Gürtel um den Preis für einen Sieger in einem derartigen Reiten gehandelt haben könnte. Wenn man Parallelen heranziehen will, könnte man etwa an Gmundner Majolikakrugeln denken, auf denen ein Türkenkopffrennen dargestellt ist, wie beispielsweise auf dem Stück unseres Museums Inv. Nr. 19.203. — Elfriede Grabner gibt unter dem Titel „Der Mensch als Arznei“ interessante „Alpenländische Belege zu einem Kärntner Schauermärlein“. Da hat man doch lange Zeit geglaubt, daß die Apotheker jedes Jahr einen Menschen zu Medikamenten aufarbeiten dürfen, wobei man rothaarige Mädchen für besonders gefährdet erachtete. Was daran medizinisch-wissenschaftliche Wirklichkeit gewesen sein mag, wird von Elfriede Grabner mit gewohnter Umsicht herausgearbeitet. — Leopold Kretzenbacher bringt einen wichtigen Beitrag zur neueren Geschichte des alpenländischen Volksschauspielwesens: „Sylvester Wietinger/Metnitz und die Krise des Kärntner Volksschauspiels zu Beginn des 20. Jahrhunderts“. Die aktenmäßigen Belege geben über das Verhältnis Wietingers zu dem bedeutenden, aber problematischen Förderer so mancher Volksschauspiele Eduard Stepan und seinen Verein „Deutsche Heimat“ Aufschluß. — Karl Haiding hat „Ein Ennstaler Zeugnis zum Schwert- und Reifanz der Bergknappen“ gefunden, das sich im wahren Sinn des Wortes „sehen lassen kann“. Es handelt sich um die Bretter eines „Gangls“ vom Hof Angerer in Pürgschachen in der Obersteiermark, die in Form von Reifanzern ausgesägt sind, und sich nun nach Abbruch des Gebäudes im Museum Trautenfels befinden. Ein schönes Gegenstück zu den Ganglbrettern vom Pfeiferhaus bei Archkogel am Grundlsee (vgl. Schmidt, Volksmusik. 1974. Taf. 8). Haiding fügt den wertvollen Bildbeleg in die entsprechenden Zusammenhänge der Schwert- und Reifanz in der Steiermark ein. — Kurt Conrad weist „Probleme der Scheunenforschung im Lande Salzburg“ auf und geht damit den Spuren Oskar Mosers nach, der sich gerade dafür intensiv interessiert hat. — Franz Koschier endlich bringt einen schönen Beitrag zur Kärntner Kreuzstickerei „Es ranken Blumen aus dem Herzen, es hüten Hirsch und Pfau“. Die schönen Kärntner Tischdecken und Weihkorbdecken werden hier systematisch vorgestellt, wobei auch die vorzüglichen Stücke unseres Museums zur Geltung gebracht erscheinen. Man vergleiche dazu jetzt auch Klaus Beitzl, Liebesgaben, 1974, Taf. 41.

Der schöne Band bedeutet also wirklich eine Festschrift, und das nicht nur für Oskar Moser, dem er gewidmet ist, sondern für die österreichische Volkskunde selbst, die hier mit vorzüglichen Beiträgen repräsentiert erscheint.

Leopold Schmidt

Ida Weiß, Kärntner Lebensbilder III (= Kärntner Heimatleben (Band 18) 124 Seiten, mit 13 Aufnahmen, Klagenfurt 1974, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 90,—.

In der bereits mehrfach hier besprochenen Serie ist nunmehr noch ein 3. Band der „Kärntner Lebensbilder“ erschienen, der wieder in schlichter Form das Leben und Wirken bedeutender Männer und Frauen Kärntens zu schildern unternimmt. Unter den solchermaßen Verlebendigten finden sich große Gelehrte wie Rudolf Egger, Karl Ginhart und Bruno Grimschitz, aber auch große Künstler wie Franz Wiegele, Anton Kolig, Herbert Boeckl und Arnold Clement-

schitsch. Für die Volkskunde kommen die Lebensbilder zweier bedeutender Frauen in Betracht, nämlich das von Hadwig Bertold, (1887—1947) und von Josefine Gartner (1893—1968). Hadwig Bertold hat sich maßgeblich mit der Erforschung und Pflege der Tracht in Kärnten beschäftigt, und Josefine Gartner war innig mit der Sammlung und Pflege des Volksliedes im Lande verbunden. Ihr mit Robert Geutebrück 1957 gemeinsam herausgegebenes Büchlein „Und der Wind verwahts Lab“ gehört zu den wichtigsten Volksliedsammlungen der Alpenländer in den vergangenen Jahrzehnten. Die schlichten, meist auf Würdigungen und Nachrufen beruhenden Schilderungen, denen je ein Porträt beigegeben ist, bedeuten eine freundliche Bereicherung des allgemeinen Wissens um die geistig führenden Persönlichkeiten Kärntens auch auf unserem Gebiet.

Leopold Schmidt

Oskar Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche Entwicklung in Kärnten (= Kärntner Museumsschriften Bd. 56) 220 Seiten, mit 63 Fotos und Zeichnungen des Verfassers (insgesamt 69 Abb.) Klagenfurt 1974, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 180,—.

Oskar Moser hat in mehr als dreißig Jahren in nicht weniger als mehr als dreißig größeren und kleineren Abhandlungen dieses sein zentrales Thema bearbeitet. Seit Rhamm und Bunker, Geramb und Haberlandt und den vielen landschaftlichen Beiträgern, besonders Oswin Moro und Hans Kotzurek, sind Fragen dieses Gebietes behandelt worden. Oskar Moser kennt diese sowie die ganze weitere, auch die vergleichende Literatur sehr genau und hat das Land immer wieder durchwandert, immer wieder nach allen Einzelgebieten auch durchphotographiert: Da mußte sich schließlich eine Gesamtdarstellung ergeben, die nun wohl keine Frage mehr offenläßt.

Die Darstellung des Bauernhauses in den Kärntner Hauslandschaften beginnt mit einem Überblick über die Bauweisen und ihrer geschichtlichen Entwicklung, soweit diese erschlossen ist. Da ist in einem ersten Hauptkapitel von den Baustoffen und Bauweisen der Hauswände, in einem zweiten vom Dachwerk die Rede. Das nächste Hauptkapitel ist den „Gebäudeanlagen und der Innengliederung des Wohnhauses“ gewidmet, mit bevorzugter Behandlung der Feuerstätten. Von den Rauchstuben wird noch auf die Lauben ausgegriffen, wobei sich bei den Längslauben zeigt, daß es hier vielleicht noch offene Probleme gibt. Dann folgt die schöne Darstellung der Wirtschaftsgebäude, von Ställen und Scheunen über die Kastenspeicher bis zu den Brunnen und Zäunen. Heuharfen und Badstuben kommen nicht zu kurz. Nach der Darstellung der Gehöftformen folgen schließlich die „Hauslandschaften“.

Mit Mosers Buch erweist sich die Bauernhausforschung, von der heute nicht mehr allzuviel gesprochen wird, doch als lebendig. Seit den Werken von Adalbert Klaar ist hierzulande keine so bedeutende, landschaftlich eingehende, aber überlandschaftliche Darstellung mehr erschienen wie diese. Hohe fachliche Anerkennung ist dem Buch gewiß.

Leopold Schmidt

Franz Braumann, Alpenländische Sagenreise. Spannende Geschichten aus Österreich, Bayern, Schweiz, Südtirol und Krain. 224 Seiten mit 50 Illustrationen im Text von Herbert Friedl. Linz, 1974, Oberösterreichischer Landesverlag. S 98,—.

Der oberösterreichische Schriftsteller Franz Braumann hat offenbar eine Vorliebe für die Volkserzählung. Er hat schon mehrere Bände mit Nacherzählungen von Märchen und Sagen vorgelegt, so die „Volksmärchen aus Österreich“ 1953 und „Der verzauberte Schimmel. Seltsame Geschichten aus dem Amsetal“ 1961. Man kann diese volkstümlichen Nacherzählungen, zu Jugend-

büchern bestimmt, von uns aus nicht vollständig erfassen. Aber der vorliegende Band soll doch nicht ohne kurze Erwähnung bleiben.

Der stattliche und gleichzeitig billige Band bringt jeweils ein paar Sagen aus Oberösterreich, Salzburg, Bayern, der Schweiz, Vorarlberg, Nordtirol, Südtirol, Krain, Kärnten, Steiermark, Burgenland, Niederösterreich, und schließlich eine Faust-Sage aus Wien. Die aus veröffentlichten Quellen oder auch von Braumann aufgezeichneten Sagen sind neu stilisiert, lesbar wiedererzählt. Im Nachwort beklagt sich Braumann darüber, daß die Sagensammlungen vielfach nur verdorrte Fassungen, knappe Inhaltsangaben wiedergeben: „Immer wieder wörtlich abgeschrieben, werden sie nun von Sagenwerk zu Sagenwerk als ‚erste Fassung‘ weitergetragen“ (S. 258). Braumann hat immerhin einige dieser „Sagenwerke“ in seinem Literaturverzeichnis aufgezählt. Man findet darin so seltsame Namen wie „Vernalaeken“ (statt Vernaleken) und „Leoprechting“ (statt Leoprechting). Aber Braumann ist auf die alte Sagenforschung überhaupt nicht gut zu sprechen. Da heißt es etwa: „Die Sagenforschung wurde lange Zeit der Volkskunde allein zugeordnet. Sie blieb damit auf den Zeitgeist der Romantik, in der die Volkskunde zur Wissenschaft aufstieg, festgelegt. Sie geriet dadurch mit dem Abklingen jenes Zeitgeistes in Gefahr, als ein Rückstand überwundener Geisteshaltungen abgetan zu werden. Erst als in der neueren Zeit die Geistesgeschichte mit der Sage zusammentraf, wurde sie ein immer wertvolleres Forschungsobjekt der Geistesgeschichte und Soziologie“. (S. 259). Vielleicht muß man dazusagen, daß das neueste Buch, das Braumann in seinem Quellenverzeichnis zitiert, Friedrich Rankes „Volkssagenforschung“ von 1935 ist: Immerhin ein vierzig Jahre altes, durchaus nicht unbestrittenes Buch. Was in den inzwischen vergangenen vierzig Jahren sonst, und zwar von seiten der Volkskunde, zur Sage gesagt wurde, hat Braumann offenbar nie gesehen.

Nun, dafür hat er „Phonetische Aufnahmen der mündlichen Berichte verschiedener Gewährleute und alter Sagenerzähler aus der Heimat der Vorfahren des Autors“ gemacht (S. 260), die in dem Buch auch verwertet sein sollen. Leider hat Braumann nicht angegeben, welche Sagen er nach den „Gewährleuten“ oder nach den „alten Sagenerzählungen“, die offenbar miteinander nicht identisch sind, wiedergegeben hat. Er muß ja auch nicht, von einem volkstümlichen Jugendbuch verlangt man das nicht unbedingt. Aber in einem solchen Jugendbuch ist auch der erwähnte Angriff auf die Volkskunde nicht am Platz.

Leopold Schmidt

Alfred Karasek und Josef Lanz, Krippenkunst in Böhmen und Mähren vom Frühbarock bis zur Gegenwart. Archivforschung: Dr. Ludwig Maresch, Kartographie: Ing. Roman Strzygowski. Im Auftrage der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. herausgegeben von Erhard Riemann. Marburg an der Lahn 1974. VIII und 364 Seiten Großquart, 4 Farbtafeln 77 meist ganzseitige Abbildungen und 16 Karten im Text. DM 198,—.

Ein Werk dieser Art hätte wohl vor vielleicht sechzig Jahren erscheinen sollen, dann wäre die ganze weitere Krippenforschung vernünftiger verlaufen. Dann hätte man allenthalben, nicht zuletzt in Österreich, überlegt, wie vielfältig doch kulturelle Erscheinungen und ihre künstlerischen Ausformungen sein können, wenn sie nicht in wenigen Probestücken, sondern in den tatsächlich vorhandenen, nachweisbaren zehntausenden Exemplaren auftreten und bei einigem Bemühen doch auch geordnet dargestellt werden können. Man hätte dann schon daran eingehender denken können, daß Wien um 1900 zur größten Stadt der Menschen aus Böhmen, Mähren und Schlesien geworden war, und

daß die Zuwanderer der drei oder vier hauptsächlich in Betracht kommenden Generationen ihre Krippen oder doch ihre Krippentraditionen und Krippensehnsüchte mitgebracht hatten. Ich erinnere mich durchaus persönlich daran, daß in unserem Wohnhaus in der Nähe des Rennwegs um 1914 der einzige Bewohner, der eine Krippe besaß, ein alter „Deutsch-Böhm“ war, und er hatte die bescheidene Kastenrippe selbst aus seiner alten Heimat mitgebracht. Für die eingesessenen Wiener Kinder gab es damals im wesentlichen nur die Ausschneidebogen, deren ausgeschnittene Figürchen man in die Fenster stellte, was, wie mir erst viel später klar wurde, auch ein Krippenbrauch war, den man in Niederösterreich und darüber hinaus in Mähren sehr gut verfolgen kann. Lanz hat ihn dementsprechend betont.

All das und noch viel mehr drängt sich sofort auf, wenn man das unvorstellbar inhaltsreiche Buch durcharbeitet. Gewiß, Karasek und Lanz haben viele Jahre hindurch bereits einzelne Kapitel des Buches vorwegveröffentlicht, man kennt die „Porzellanerkrippen“ ebenso wie die „Mannmalerei“. Aber nunmehr wird, mit Auswertung des respektablen Materials, das Ludwig Maresch aus den verschiedenen „Litterae Annuae“ der einzelnen Jesuitenansiedlungen exzerpieren konnte, eben jeweils eine kleinlandschaftliche Krippengeschichte gegeben. Es wird in keiner Weise auf mehr oder minder fragliche „Ursprünge und Vorformen“ eingegangen, wesentlich ist stets der Einsatz in der Gegenreformation, der Vorrang der Krippen in den Kirchen und Klöstern, mitunter der Einfluß der adeligen Hauskrippen, und dann folgt an Belegen, was sich aus Atlasbefragungen, Einzelerhebungen, Museumsmitteilungen usw. eben für jede Kleinlandschaft vom Egerland rings um Böhmen und Mähren bis wiederum zum Böhmerwald ergeben hat. Der in der Aufbringung des Materials von staunenswerter Energie erfüllte Karasek hat mit diesem nach seinem Ableben erschienenen Buch sein Denkmal bekommen, und Josef Lanz, der alte Volksschauspielforscher aus den deutschen Siedlungen in Galizien hat die letzten Jahrzehnte mit ungeheurer Konzentration auf die Gesamtgestaltung des Textes aufgewendet.

Man wundert sich eigentlich wirklich, daß für das so sehr krippenreiche Land vorher, als die Sudentendeutschen noch in der alten Heimat saßen, ein solches Werk nicht erarbeitet werden konnte. Umgekehrt hätte es vielleicht nicht so erarbeitet werden können, wie es jetzt vorliegt, da doch zumindest die Arbeiten von Rudolf Berliner damals noch nicht vorlagen, jenem Krippenspezialisten am Bayerischen Nationalmuseum in München, dessen Erinnerung laut „Einführung“ das Buch gewidmet ist. Gewiß, Berliner kannte Böhmen und Mähren überhaupt nicht, und beschäftigte sich auch durchaus nicht mit dem Krippenwachstum im 19. Jahrhundert, das gerade für die Sudetenländer und ihre Ausstrahlungsgebiete so bezeichnend war. Aber der gebieterische Hinweis auf die geschichtliche Erforschung des Krippenwesens ist zweifellos von ihm ausgegangen. Andererseits freilich hat er, für einen Kunsthistoriker selbstverständlich, das bildkünstlerische Element an den Krippen besonders betont, nicht anders als Josef Ringler. Nun, das vorliegende Buch heißt auch „Krippenkunst“, aber jene bedachte Freude an der Kleinplastik, wie sie Berliner und Ringler beseelte, steht hier nicht im Vordergrund. Hier wird Krippengeschichte und Krippengeographie ohne Rücksicht auf eine eventuelle künstlerische Wertung betrieben, und das erscheint diesem Stoff hier auch angemessen.

Man kann das zweispaltig gedruckte Riesenwerk also in erster Linie als willkommene mächtige Ergänzung der bisherigen Krippenforschung betrachten, und gleichzeitig darüber nachdenken, was die vielen Angaben über Krippenverlust, gleichzeitig mit Heimatverlust, neue Krippenfreude in neugewonnener Heimat alles bedeuten. Man kann zweifellos auch überlegen, ob und inwieweit die gemeinsame Behandlung der Krippen der verschiedenen Sprachgruppen auf

dem Boden von Böhmen und Mähren möglich war und tunlich erscheint. Karasek ist offenbar eine späte Versöhnung von Deutschen und Tschechen im Geiste der Weihnachtskrippe vorgeschwebt. Umgekehrt mag man praktisch-kühl feststellen, daß sich vor allem die historische Bezeugung nicht nach der sprachnationalen Zugehörigkeit richten könnte. Die Jesuiten suchten Deutsche wie Tschechen zum Katholizismus zurückzuführen, vermittelten Lieder für Weihnachten, die sprachlich getrennt sein konnten, und anschauliche Gemälde, die keiner Sprache bedurften. Es war erst dem 19. Jahrhundert und seinem „Sprachenkonflikt“ im alten Österreich-Ungarn beschieden, auch in die Weihnachtskrippe einzuziehen: Damals nämlich, als die Hirten und Bauern in den tschechischen Krippen plötzlich in betonten Nationaltrachten erschienen. Politischer Folklorismus von einst, ein merkwürdiges Kapitel, das aber wie alle anderen in diesem Buch mit Redlichkeit vorgestellt wird.

Der Verlag hat sich um die Ausstattung des mächtigen Bandes sehr bemüht. Der umfangreiche Text mit seinen 2040 Anmerkungen muß da ebenso gerühmt werden wie die gut aufgeschlüsselten Register, und die Karten im Text sind ebenso zu bedanken wie die Abbildungen auf den Tafeln, die wenigstens die wichtigsten Typen nach erhaltenen Stücken andeuten. Ein in seiner Art grundlegendes Werk also, an dem wir alle viel lernen können.

Leopold Schmidt

Günther Kapfhammer (Hg.), *Bayerische Schwänke*. „dastunka und dalogn“. 246 Seiten. Mit 30 Illustrationen aus den Münchner „Fliegenden Blättern“ und von Ignatius Taschner. Düsseldorf — Köln, 1974, Eugen Diederichs Verlag. DM 25,—.

Seiner umfangreichen Ausgabe „Bayerische Sagen“ läßt Kapfhammer nunmehr den schönen Band „Bayerische Schwänke“ folgen, wobei sich „Bayerisch“ wieder auf das Gesamtgebiet des Freistaates Bayern, nicht etwa auf Altbayern allein bezieht. Man muß das auch in der Erzählforschung immer betonen, weil ja das Erzählgut, die Erzähltraditionen, die Erzählgewohnheiten bei Altbayern, Franken und Schwaben durchaus nicht die gleichen sind und auch nicht sein können. Aber es gibt immerhin kleinere landschaftliche Sammlungen zumal aus Franken und aus Schwaben, und so lassen sich diese stärker engräumig gebundenen Erscheinungen doch genauer feststellen, und der Band Kapfhammers stellt den Gesamtbestand, wenn man so sagen will, nun nebeneinander, was in mehr als einer Hinsicht interessant ist. Was die Anordnung betrifft, so folgt Kapfhammer dem gescheiten Katalogisierungsvorschlag für die Encyclopädie des Märchens, den Elfriede Moser-Rath 1969 vorgelegt hat. Das reiche Material, das zum Teil auch auf eigenen Aufzeichnungen Kapfhammers beruht, liegt also gut gegliedert vor, — der Nacharbeiter wird bedauern, daß die Stücke nicht numeriert sind, aber das wollen manche Verleger nicht, obwohl es wohl keinen Leser stört. Man fände dann die Anmerkungen leichter, welche Kapfhammer diesmal recht ausreichend beigelegt hat, obwohl er ausdrücklich vermerkt, es sei nicht das „Ziel der Ausgabe“ gewesen, „jede Erzähleinheit zu kommentieren“. Das wäre ja auch schwierig; die Kommentierung etwa nach Herkunft und Verbreitung bei Wanderanekdoten ist undankbar und scheint manchmal recht ergebnisarm. In Seminaren aber wird man sie doch immer wieder durchführen lassen, und eifrige Leser können sich, wie einst Albert Wesselski, ihre „Lesefrüchte“ ja an den Rand des schönen Buches notieren. Alles in allem aber ist es ein erfreuliches Buch, voll von wenig bekannten Schwänken, daher fast durchwegs gut lesbar, und fachlich brauchbar und nützlich.

Leopold Schmidt

Bayerische Barockprediger. Ausgewählte Texte und Märlein bisher ziemlich unbekannter Skribenten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Besorgt von Georg Lohmeyer. Vorwort von Abt Hugo Lang O. S. B. † 266 Seiten, vier Farbtafeln. München (1974), Süddeutscher Verlag. DM 25,—.

Dieser Auswahlband aus bayerischen Barockpredigern ist zuerst 1961 erschienen. Er war eine Vorwegnahme dessen, was Elfriede Moser-Rath dann in ihren „Predigtmärlein der Barockzeit“ (Berlin 1964) hervorragend ediert und kommentiert bot. Die Auswahl von Lohmeyer hat auch eine Taschenbuch-Ausgabe erfahren: Geistliches Donnerwetter. Bayerische Barockpredigten (= DTV 460) München 1967. Nun liegt eine Art von Neudruck vor, eigentlich das gleiche Buch, nur um ein hier sicherlich berechtigtes Kapitel „Kleine Kunstgeschichte der Kanzel in Bayern“ bereichert. Den erzählkundlichen Kommentar zu diesen Predigten muß man sich nach wie vor bei Elfriede Moser-Rath suchen. Die Bilder einiger schöner barocker Kanzeln sind diesmal in Farben wiedergegeben.

Leopold Schmidt

Das Historische Museum als Aufgabe. Forschungen und Berichte aus dem Museum für Hamburgische Geschichte 1946—1972. Herausgegeben von Wilhelm Jungraithmayr (= Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte, Bd. VI) 336 Seiten, XXX Tafeln. Hamburg 1972. Museum für Hamburgische Geschichte. DM 28,50.

Der inhaltsreiche Band ist eigentlich eine Festschrift zum 65. Geburtstag von Walter Hävernicky. Da der Jubilar ihn aber in dieser Form sozusagen nicht haben wollte, wurde daraus dieser Arbeitsbericht, was den Vorteil hat, daß Hävernicky selbst darin auch zu Wort kommen konnte, ja sogar die Einführung schrieb, welche auf diese etwas ausgefallenen Umstände näher eingeht. Der Kenner wird sich sagen: Man hätte sich gewundert, wenn es bei einer Festschrift für Hävernicky anders zugegangen wäre.

Aber der Benützer hat ja zur Kenntnis zu nehmen, was der Band tatsächlich bietet, und das ist für uns doch recht viel. Zunächst berichtet Hävernicky über Rettung und Wiederaufbau seines Museums nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei immer wieder der Anschluß an das Wirken seines bedeutenden Vorgängers, Otto Lauffer, zum Ausdruck kommt. Dann berichtet Reinhard Schindler über die Neugliederung des Museums nach dem Zweiten Weltkrieg. Von der Außenstelle „Museum für Bergedorf und die Vierlande“ berichtet der bereits verstorbene Ludwig Uphoff. Hävernicky gibt dann eine statistisch unterbaute Darstellung über Museumsbesuch und Museumsbesucher in Hamburg 1961—1970. Eine Karte schlüsselt das Einzugsgebiet des Museums noch auf. Dann folgen die Berichte der einzelnen wissenschaftlichen Abteilungen. Vom Bildarchiv berichtet Ulrich Bauche über die Hamburger Bilder des Malers Georg Emanuel Opitz (1775—1841), der bekanntlich auch viele Wiener Darstellungen geschaffen hat. Aus Bibliothek und Volksliedarchiv berichtet Helmut Glagla über die beiden Einrichtungen, was besonders hinsichtlich dieses Hamburgischen Volksliedarchives wichtig ist. Glagla hat vor kurzem interessante Texte daraus eigens veröffentlicht: Hamburg im plattdeutschen Drehorgellied des 19. Jahrhunderts (Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte, Neue Folge Bd. IX) Hamburg 1974. Hier klingt also die Volkskunde als ein am Hamburger Museum eigens gepflegtes Fach an, worüber der Band ja sonst kaum Auskunft gibt. Aber Hävernicky hat die Volkskunde eben als Ordinarius an der Hamburger Universität betrieben, das macht sich hier offenbar bemerkbar. Das Verhältnis der beiden Institutionen zueinander

der wird auch in einem eigenen Beitrag von Herbert Freudenthal hier dargestellt, wogegen Wilhelmine Jungrathmayr über den Hamburger Museumsverein und seine Verlagstätigkeit für Museum und Seminar in den Jahren von 1947 bis 1972 berichtet.

Als Bericht über eine ganze Epoche eines Institutes, das mit der Volkskunde diese Zeit hindurch so eng verbunden war, also ein sehr bemerkenswerter Band.
Leopold Schmidt

Märchen der Weltliteratur. Verlag Eugen Diederichs, Düsseldorf — Köln.

Neue Bände:

Leza Uffer, (Hg.), Rätoromanische Märchen. 286 Seiten. Düsseldorf/Köln 1973. DM 22,—.

Felix Karlinger und Gertrude Gréciano (Hg.), Provenzalische Märchen. Düsseldorf/Köln 1974. 278 Seiten. DM 22,—.

Ernst Ulrich Kratz (Hg.), Indonesische Märchen. 292 Seiten. Düsseldorf/Köln 1973.

Die berühmte Diederichs-Reihe „Märchen der Weltliteratur“ wächst unter ihren derzeitigen Leitern Kurt Schier und Felix Karlinger immer weiter, und man müßte sich eigentlich mit jedem Band eigens beschäftigen. Aber das ist bei einer derart umfangreichen Produktion dieses Verlages und seiner Mitarbeiter kaum möglich, so daß wir uns auf den kurzen Hinweis auf die schönen neuen Bände beschränken müssen.

Leza Uffer ist heute der bekannteste Kenner der Märchen der Rätoromanen in der Schweiz. Bände wie „Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler“ (Basel 1945) oder „Die Märchen des Barba Plasch“ (Zürich 1955) bezeugen seine unermüdliche Sammeltätigkeit. Erst vor kurzem hat er Robert Wildhaber bei der Herausgabe des Diederichs-Bandes „Schweizer Volksmärchen“ (1971) unterstützt. Daß nunmehr in der gleichen Reihe ein eigener Band den Rätoromanen gewidmet wird, geht vermutlich auf das bezeugbare Weiterleben des Märchens gerade in diesen Hochgebirgslandschaften zurück. Es werden in diesem Band aber nicht nur Märchen aus Graubünden, aus der Vorderrhein-Landschaft und aus dem Engadin geboten, sondern auch aus den ladinischen Gebieten von Südtirol und aus Friaul. Viele der hier enthaltenen Märchen stehen schon in der berühmten „Rätoromanischen Chrestomathie“ von Decurtins (1901), sind aber hier zum ersten Mal ins Deutsche übertragen. Viele andere Geschichten hat Uffer auf Tonband aufgenommen. Für Südtirol wurde in erster Linie die mehr als hundert Jahre alte Sammlung von Christian Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol (Innsbruck 1867) herangezogen, aber auch die „Dolomitensagen“ von Karl F. Wolff (1939).

Die „Provenzalischen Märchen“ enthalten Stücke aus der eigentlichen Provence, aber auch aus dem weiteren Südfrankreich. Sprachlich ist auch noch das Francoprovenzalische Gebiet miteingeschlossen. Die Märchen stammen aus allen bekannteren und unbekannteren Sammlungen wie etwa Bladé, Joisten, Lalanne, Lambert, Meraville, Perbosc, Roche, Valmigère und manchen anderen. Aber auch Tonbandaufnahmen von Karlinger finden sich verwendet sowie Aufzeichnungen seiner Mitarbeiterinnen. Nicht wenige Geschichten sind im Kern Sagen oder auch Volksbuch-Nacherzählungen, was in der Heimat der Magelone nicht wundert. Die immer erneuten Bemühungen von Felix Karlinger um das romanische Volkserzählgut haben auch in diesem Fall ein schönes, gut lesbares Buch ergeben.

Der Großteil der „Indonesischen Märchen“ geht auf Aufzeichnungen zurück, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg gemacht und veröffentlicht wurden. Die malaïischen Originalausgaben sind in weiteren Kreisen sicherlich

ganz unbekannt. Die älteren deutschsprachigen Ausgaben, besonders von Hambruch (1922) werden im Nachwort wohl erwähnt, doch wurde Wert darauf gelegt, nicht aus ihnen, sondern eben aus den neuen indonesischen Veröffentlichungen Material zu entnehmen. Im Nachwort und in der Kommentierung ist darauf Wert gelegt, die Verwendung der Motive in den großen Romanen der Inselwelt, also vor allem im Hikayat Hang Tuah (durch die deutsche Ausgabe von Oberbeck, München 1922, weithin bekannt) festzustellen, und damit die beträchtliche geschichtliche Tiefe dieser Volkserzählungen zu unterstreichen. Die Vielzahl der Kulturströme, welche Indonesien berührt und beeinflusst haben, macht sich deutlich geltend.

Zu allen drei Bänden hat wieder Kurt Ranke die Typen- und Motivregister erstellt, wofür ihm im Namen der Mitforschung herzlich gedankt sei. So knapp die Hinweise auch sind, sie ersparen demjenigen, der hier weiterarbeiten muß, viel Zeitaufwand.
Leopold Schmidt

Diederichs Löwenbücher: Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag.

Gudbrand vom Berge. Märchen aus den Alpen. Redaktion Inge Diederichs. Illustrationen von Tilman Michalski. 168 Seiten. Düsseldorf/Köln 1974. DM 10,80.

Die Hexe von Patmos. Märchen von den griechischen Inseln. Herausgegeben und übersetzt von Inez Diller-Sellschopp. Illustriert von Günther Lawrenz. 168 Seiten. Düsseldorf/Köln 1974. DM 10,80.

Das Feuerpferd. Märchen aus der südlichen Sowjetunion. Redaktion Ulf Diederichs. Illustriert von Günther Lawrenz. 168 Seiten. Düsseldorf/Köln 1974. DM 10,80.

Der Eugen Diederichs Verlag bringt nunmehr neben seiner großen, wissenschaftlich anerkannten Reihe „Märchen der Weltliteratur“ auch eine kleine volkstümliche Märchenserie heraus, im Rahmen der „Diederichs Löwenbücher“, die ein neues Verlagsunternehmen bedeuten. Da stehen die Märchenbände als Jugendbücher da, und großes Gewicht wird offenbar auf eine frische Illustration gelegt. Da es sich aber eben doch um Märchenbücher handelt, sei hier ein Hinweis gestattet.

Der Band „Gudbrand vom Berge“ scheint einen norwegischen Namen zu führen, enthält aber doch Märchen aus den Alpen, hauptsächlich aus der Schweiz und Tirol. Für die Schweiz wurden die „Alpensagen und Senngeschichten“ von C. Englert-Faye herausgezogen, für Tirol die „Dolomiten-Sagen“ von Karl F. Wolff. Das sind leider gerade zwei Bücher, die man normalerweise nur mit Kritik benützt. Für die Märchen aus Kärnten und Steiermark, die immerhin auch in dem Band stehen, müßte man sich die Quellen selber suchen. Verantwortlich ist das „Märchen-Lektorat“ des Verlages.

Der Band „Das Feuerpferd“ bringt unter dem Untertitel „Märchen aus der südlichen Sowjetunion“ hauptsächlich Märchen der Kaukasusvölker, und schöpft vor allem aus den beiden guten Sammlungen von Adolf Dirr und von Gustav Jungbauer, die ja einstmals in den „Märchen der Weltliteratur“ erschienen sind. Auch für diesen Band ist das „Märchen-Lektorat“ des Verlages verantwortlich.

Der Band „Die Hexe von Patmos“ hat es sich mit den „Märchen von den griechischen Inseln“ nicht so leicht gemacht. Inez Diller-Sellschopp hat die verschiedensten älteren und jüngeren neugriechischen Märchensammlungen benützt, selbstverständlich auch den wichtigen Band von Paul Kretschmer, aber

auch Einzelbeiträge aus der „Laographia“ und manches andere. So ist ein Band entstanden, den man gern neben anderen schon vorhandenen Sammlungen neu-griechischer Märchen in deutschen Übersetzungen benutzen wird.

Ein für den Märchenfreund also interessantes Unternehmen, das man aber wohl auch von seiten der wissenschaftlichen Märchenforschung im Auge wird behalten müssen.

Leopold Schmidt

Reiner Hausherr, Bible moralisée. Faksimile-Ausgabe im Originalformat des codex Vondobonensis 2554 der Österreichischen Nationalbibliothek. Bd. I: Facsimile, 133 Farbbildseiten (67 fol.); Bd. II: Commentarium (deutsch u. französisch), 72 Seiten folio. Graz, Akademische Druck- u. Verlagsanstalt Paris, Club du livre, 1973.

Unter einer „Bible moralisée“ (der Name begegnet uns erst im 15. Jh.) versteht man seit dem 13. Jh. Bibelauslegungen, in denen die moralisierende Deutung des Sinnes der Hl. Schrift im Vordergrund steht gegenüber der wörtlichen, der allegorischen und der anagogischen Erfassung. Während man von dieser Hss.-Gattung insgesamt 14 kennt, sind nur vier noch aus dem 13. Jh. erhalten; zwei davon in Wien, eine im Kathedralschatz zu Toledo, eine in Paris. Nur diese letztgenannte war von Comte Alexandre de Laborde 1811—1827 in fünf Bänden herausgegeben worden. Der ikonographisch besonders wertvolle Wiener cod. 2554 unserer Nationalbibliothek, der sich in vielem von den anderen unterscheidet, wird hier wiederum zu Graz von jener „Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt“ in einem bibliophilen Facsimile herausgebracht, von der wir hier bereits den „Krumauer Bildercodex“ (ÖZV XXII, 1968/4, 273 ff.), das „Tacuinum sanitatis in medicina“ (ÖZV XXIII, 1969, 3—4, 258 ff.) und zuletzt das „Speculum humanae salvationis“ (ÖZV XXVIII, 1974/2, 171 ff.) hatten anzeigen dürfen. Auch die vorliegende Prachtwiedergabe der Bible moralisée erschließt eine eigenartige Welt bildhafter re-praesentatio des christlichen Heilsgeschehens in Handschriftillustrationen, die nach der Vermutung des Volkskundlers doch wohl der Entwicklung des geistlichen Dramas wie der lyrischen lateinisch-französischen religiösen Dichtung im Frankreich des frühen 13. Jhs. parallel laufen dürften.

Mit Ausnahme einer einzigen Seite, auf der Gott gleichsam als „Architekt des Universums“ mit einem Zirkel (früheste Darstellung England, 11. Jh.!) den Kosmos ausmißt, zeitgleich mit der hohen Kunst der gotischen Kathedralen Nordfrankreichs, sind alle übrigen Blätter in acht kreisrunde Medaillons unterteilt und von Schriftblöcken in französischer Sprache eingerahmt, die oben Bibeltexte zusammenfassen oder paraphrasieren und sie im unteren Folienteile wiederum auslegen, „deuten“, so wie jeweils acht Bildszenen und acht Textstellen paarweise einander zugeordnet sind. Der Primat der Bilder mit ihrer aufwendigen Miniaturenmalerei vermutlich als „Erbauungsbuch“ für eine hochgestellte Laienpersönlichkeit, der es auf „Schau“ zur Verehrung, nicht auf ein theologisches Compendium angekommen war, ist offenkundig.

Wir wissen fast nichts über Ursprung und erste Eigentümer der so großartigen Bilderhandschrift, die man heute auf Grund von Stilkriterien und dialektologischen Vergleichen Paris und der Zeit bald nach 1230 zuordnen möchte (R. Hausserr). Erst ab dem 16. Jh. hellt sich die Besitz- und Wander-geschichte des Codex beim Zusatz lothringischer Geschlechterwappen etwas auf. Die Handschrift gelangt 1783 über das berühmte Damenstift von Hall i. T. an die Wiener Hofbibliothek, aus der sie nur zwischen 1809 und 1813/14 nach Paris verbracht war.

Nicht eine vollständige Hl. Schrift des Alten Testaments ist in Bild und Text gegeben. Der Abbruch im „Buch der Könige“ hatte zu Maßnaßungen

über den Tod eines eventuellen Auftraggebers Anlaß gegeben. Die Evangelien sind zu einer „Harmonie“ ineinander gearbeitet. Ihr folgt unmittelbar die Apostelgeschichte. So ist in der Fülle der sorgsam gemalten Medaillons szenisch auch das „Leben“ des Alten wie des Neuen Testaments, verständlicherweise in der zeitgebundenen Anschauung des westeuropäischen frühen 13. Jhs. gekleidet. Dadurch ist für den Volkskundler wiederum eine Fundgrube zu Beobachtungen gegeben, die zwar nicht „reale“ und „lokale“ Bezüge erlauben. Wohl aber gewähren sie Einblicke in das auch sonst vergleichsweise umweltnäher geschilderte „Leben“ aus der Schau-Stellung durch die verschiedenen Gattungen der Bildenden Künste. Daß dabei dennoch auch für den Volkskundler eine sehr kritische und kleinste Kleinigkeiten beachtende Schau zusammen mit ständiger Konfrontation mit den Texten der Hl. Schrift wie der Apokryphen erforderlich ist, aus denen ja gerade nicht so sehr die allgemein geläufigen, sondern die Besonderheiten zur exegetischen Gegenüberstellung gewählt wurden, ist nur zu verständlich. Es führt aber dazu, im Vergleich zu erraten, wie bunt im frühen 13. Jh. auch die textlich gar nicht so stark belegte Welt des Mysteriendramas zwischen sakralraumgebundener Liturgie und Ausweitung zum Volkhaft-Öffentlichen hin schon gewesen sein konnte. Denn die Bilder erscheinen uns wirklich „geschaut“ und sie lassen die breite Lebensfülle des geistig im Geistlichen Erlebbaren sprechen gegenüber den doch nur kargen szenischen Hinweisen auf der Frühstufe des sich vom Lateinischen und der Liturgiegebundenheit allmählich emanzipierenden Passionsdramas und Osterspieles in ihrer Schwelltendenz, die aus den Textansätzen der Hl. Schrift erst das „Volkschauspiel“ werden hatte lassen. So etwa beim Besuch der drei Frauen am Grabe (*visitatio sepulchri*) mit dem Hinweis auf das Grabtuch Christi, mit der Parallelisierung im Schicksal des ägyptischen Joseph, dessen Kleider mit dem Blute eines geschlachteten Ziegenbockes getränkt wurden, und wiederum die blutbesudelten Kleider des Gegeißelten, daß dann Jakob über dem blutigen Rock seines totgeglaubten Joseph trauert wie die Christen über die Not des Gegeißelten, der selber im Bildtypus eines Schmerzensmannes von einem Juden in Gegenwart von Maria, Johannes und anderer (Hintergrund-) Personen zur Leidenserfüllung geführt wird. Es ist gewiß „theologische Lehrdemonstration“. Aber sie kann m. E. sehr wohl Licht auf das Wachsen der Szenen im volkhafte werdenden Passionsdrama des 13. Jhs. werfen. (Vgl. auch den Kommentartext S. 25 ff., wenn auch ohne Andeutung der Möglichkeit in Richtung auf das Mysteriendrama jener Zeit.) Man darf auch nicht vergessen, daß die Malerwerkstätten solche Szenenfülle — hier allein sind es über 1000; eine andere Handschrift enthält 5424 Szenen! — in begrenzter Zeit zu bewältigen hatten, so daß mir auch von hier aus Überlegungen zu Impression und Invention aus dem Erleben geistlich geprägter Umwelt jenes Mittelalters Erfolg in der Zusatzerkenntnis zu versprechen scheinen, das sich eben in Frankreich gegen die aufständischen Häresien zu wehren hatte und das Grauen der lang nachwirkenden Albigenser-„Kreuzzüge“ (1209—1229) noch zu verwinden hatte. Keinesfalls ist damit übersehen, daß es zu vielem aus der Bildszenenfülle nachweisbare Vorlagen von Handbüchern der Scholastik (wie Anselm von Laon, „*Glossa ordinaria*“, Anf. d. 12. Jhs.; Cotton-Genesis mit ihrer Nachwirkung in den Narthex-Mosaiken von San Marco in Venedig, frühes 13. Jhs. usw.) gegeben haben muß.

Daß zum nunmehr vorgelegten codex-Facsimile auch über den Kommentarband (mit Illustrationsverzeichnis der biblischen Szenen, mit Konkordanz und Bibliographie) auch noch eine ergänzende Monographie über die Handschrift zusammen mit einer Text-Transkription wie einer deutschen Übersetzung in Bände erscheinen soll, wird die Möglichkeit auch zu volkskundlich-ikonographischer Auswertung noch erhöhen.

Leopold Kretzenbacher

Bedriye Atsiz und Hans-Joachim Kissling, Sammlung türkischer Redensarten. Geb. 186 Seiten. Wiesbaden 1974, Otto Harrassowitz-Verlag.

Wir stehen heute inmitten einer erfolgreichen Wiederaufnahme der lange zurückgestellten Redensarten- (und Sprichwort-)Forschung. Sie hatte (nicht nur für Österreich) bereits 1949 begonnen, als Leopold Schmidt in der Festschrift für V. v. Geramb seinen Beitrag „Zur Wiener Redensartenforschung. Stand und Aufgaben“¹⁾ leistete. Er konnte an viele Kleinmonographien anknüpfen, die er in VIII Teilen zwischen 1940 und 1944, in publizistisch schlechtester Zeit also, in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ (Wien) vorgelegt hatte. Höhepunkt wurde das monumental zu nennende „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“, das Lutz Röhrich 1973 in zwei Bänden²⁾ herauszubringen imstande war. Es rief seinerseits sofort wieder (1974) Leopold Schmidt mit „Lesefrüchten und Randbemerkungen“³⁾ zu Röhrichs Werk auf den Plan. Das brachte eine staunenswerte Fülle nicht nur zur Verdichtung dieses und jenes Belegumfanges. Vielmehr erfahren wir noch Zusätzliches zur Typologie, mehr noch zu sprachlich und landschaftkennzeichnenden, von der spezifischen Mentalität sehr verschiedenartiger sozialer Gruppen zumal im Wienerischen mindestens zweier Jahrhunderte getragenen Prägungen. Und schon dürfen wir hier eine willkommene, vor allem für die Interessen einer „Vergleichenden Volkskunde“ wertvolle Neuerscheinung zur Redensartenkunde anzeigen, wenn auch mangels Sprachkenntnisse und islamkundlicher Zuständigkeit verständlicherweise nicht rezensieren. Es handelt sich um die „Sammlung türkischer Redensarten“, die Frau Atsiz, Lektorin für Türkisch an dem von H.-J. Kissling geleiteten „Institut für Geschichte und Kultur des Nahen Orients sowie Turkologie“ an der Universität München als dem führenden Islamwissenschaftler und im besonderen an Fragen der Vergleichenden, insbesondere südosteuropäischen Volkskunde und religionswissenschaftlich interessierten Gelehrten in Gemeinschaftsarbeit herausgebracht hat. Sicher werden den Hauptnutzen aus dem Werke, das in sehr eng gedruckten Zweispaltenseiten eine unglaubliche Fülle bildhafter Redensarten dennoch übersichtlich darzubieten vermag, die Turkologen und die fachnahen Orientalisten ziehen. Aber wie bei den so sehr kennzeichnenden Volkskunde-Interessen H.-J. Kissling's, die sich allein schon in der Fülle seiner entschlagigen Bücher und Studien spiegeln, wie sie seine Schüler und Mitarbeiter 1974 als „Islamkundliche Abhandlungen“ samt einer Kissling-Bibliographie⁴⁾ als Festschrift zum 60. Geburtstage ihres Lehrers bereiteten, läßt sich der auch drucktechnisch betonte Blickpunkt eben in Richtung auf die Vergleichsmöglichkeiten des sprachlich geformten Saggutes sprichwörtlicher Redensarten erkennen. Zur türkisch formulierten Redensart stellen die Sammler und Übersetzer zunächst jeweils die „Übersetzung“ ins Deutsche.

1) L. Schmidt, Zur Wiener Redensartenforschung. SW: Volk und Heimat, hrsg. von H. Koren u. L. Kretzenbacher, Graz—Salzburg—Wien 1949, S. 209 ff.

2) L. Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, 2 Bände, Redaktion Gertraud Meinel, Freiburg i. B. 1973 (1256 Seiten, rund 300 Abb.)

3) L. Schmidt, Sprichwörtliche deutsche Redensarten. (Österr. Zs. f. Volkskunde N. S. XXVIII (Bd. 77), Wien 1974/2, S. 81—130).

4) (H. G. Majer, Redakteur), Islamkundliche Abhandlungen aus dem Institut für Geschichte und Kultur des Nahen Orients an der Universität München. (= Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, XVIII. Band), München, Vlg. R. Trofenik, 1974; Schriftenverzeichnis Hans Joachim Kissling, zusammengestellt v. L. Schiemann, ebenda S. 9—16.

Doch der lassen sie eben im Wissen um die Gefahren von Abstraktionen und das Schillernde der Beispielmöglichkeiten sofort in Klammer wiederum deutsch die „wörtliche“ Übersetzung folgen. Das bedingt manchmal ein gewisses, in der Notwendigkeit zur Prägnanz nicht vermeidbares Pressen im Stilistischen, erweist sich aber als unschätzbarer Vorteil eben im Vergleich aus „volkskundlichen oder völkerpsychologischen Gründen“ (Vorwort). Zudem sind die Beispiele in der Mehrzahl dem praktischen Leben, nicht der (immer stilisierenden) Literatursphäre eines gedruckten Schrifttums entnommen. Und auch hier wiederum ist man dafür dankbar, weil sich die Umweltverschiedenheiten zwischen Mitteleuropa und dem Geltungsbereich des Türkischen wesentlich scheidend. Gerade weil wir heute, gegenwartbedingt und „Historie“ revidierend eine Neuorientierung in der Beurteilung des Türkischen bzw. seiner Sprachnation, wie sie von sehr verschiedenartigen Substraten getragen, von mancherlei Adstraten entscheidend im Laufe einer langen Geschichte geprägt wurde, anstreben, um auch der historischen Leistung der Türken in weiten und dem alten Österreich-Ungarn nahen Bereichen Südosteuropas entgegen landläufigen Klischeevorstellungen gerecht zu werden, ist uns diese Redensartensammlung überaus willkommen auch in der mitunter derb formulierten Unmittelbarkeit des Ausdrucks, die tiefere Einblicke in tatsächlich gesprochenes Bildwortgut vermittelt. Es wäre wünschenswert, würden auch unsere anderen Nachbarn, die Italiener wie die Friulaner, die Slawen wie die Magyaren ihr Redensartengut so mustergültig gesammelt und übersetzt vorlegen wie dies hier von Seiten der Turkologie nicht primär „philologisch“, sondern eben unter sprachpsychologisch-volkskundlichen Aspekten geleistet erscheint.

Leopold Kretzenbacher

Etnološki pregled — Revue d'ethnologie, hrsg. v. Milovan G a v a z z i, Band 12, Ljubljana 1974. Brosch. 192 Seiten, zahlr. Abb. im Text.

Ein Großteil der Abhandlungen dieser Volkskunde-Publikation des „Etnološko društvo Jugoslavije“ (Ethnolog. Ges. Jugoslawiens) ist diesmal Slowenien nach einer Fachtagung 1973 zu Otočac in Unterkrain (Dolensko) gewidmet. Dementsprechend als Einleitung im traditionellen Stil der Regional-Volkskunde „Bilder der Volkskultur in Unterkrain“ von M. M a k a r o v i č (5—31), verbunden mit einer knappen Literatur-Auswahl. Br. V l a h o v i č verfolgt (35—43) die sehr langsame Entwicklung von Wohnhaus und Wohnkultur im ärmlichen, sehr konservativ verbliebenen Nordteil von Weißkrain (Bela Krajina). P. Z a b l a t n i k geht den Vorstellungen der Kärntner Slowenen vom Tode in Glaube und Brauchtum nach (49—56), die sich — wie bei allen Slawen — durch die ausschließlich feminine Vorstellung des Todes (Smrt, Smrtnica als „Tödin“), häufig als weiße Frau (Weiß auch als Trauerfarbe!) von den Parallelen der mit den Slowenen in Symbiose lebenden Deutschen nach Grundvorstellung und Brauchtum um Sterben, Begräbnis und Totenmemorie abheben. B. G u n d a (Debrecen) stellt „Eithnographische Forschungen von Ferenc Gönczi (1861—1948) bei den Slowenen und Kroaten in Ungarn“ (51—56) vor und würdigt damit dessen Forschungsarbeit als Lehrer im sprachlich und nationalen Mischgebiet des damaligen Ungarn zwischen Mur und Drau. Weitere auf Slowenien bezogene Untersuchungen gehen auf das Problem der Zigeuner in Unterkrain und ihre zivilisatorisch-kulturelle Angleichung (P. Š t r u k e l j, 57—64), auf Fragen der dörflichen Nachbarschaftshilfe (M. M a k a r o v i č, 91—99), auf die Fragen des Denkmalschutzes beweglicher Zeugnisse der Volkskultur in Slowenien (G. M a k a r o v i č, 145—153), parallel zu Überlegungen über den Methodenansatz der Bemühungen zum Schutze speziell volkskundlich bedeutsamer Kulturdenkmäler von I. S e d a j (135—144). — Eine zweite Gruppe von Studien befaßt sich mit Realien oder mit Grundsatzfragen zu ethnologischen Relevantem in

anderen Teilen Jugoslawiens. Dazu treten die besonderen jugoslawischen Aspekte im vielstimmigen Konzert der Methodendiskussion zur „Regional-Ethnologie“ von gestern und heute: R. K a j m a k o v i ć über Wohn- und Wirtschaftsbauten in der Semberija (NO-Bosnien) (65—76); über interethnische Berührungen und Entwicklungen im Bereich der Hirtenregionen des südwestserbischen und südostbosnischen Stari Vlah (P. V l a h o v i ć, 77—84); über „Formen, Struktur und Charakter der gesellschaftlichen Dorfgemeinschaften in der Zeta“, jener so fruchtbaren Niederung Süd-Montenegros bis zum Skutarisee hin (J. V u k m a n o v i ć, 85—90). — Auf Theorie und Methodenlehre zur Erfassung von Problemen einer Gegenwarts-Volkskultur zwischen Tradition und Formen- wie Funktionswandel gehen je eine tschechische Arbeit von R. J e ř á b e k / Brno-Brünn (101—106) und eine polnische von J. B u r s z t a / Poznań—Posen (107—119) ein. Dazu treten zwei kroatische Arbeiten von D. R i h t m a n - A u g u š t i n (121—127) und von ihrer Mitarbeiterin Z. R a j k o v i ć (129—134) über die so schwierigen Fragen zu Feldforschung und Dokumentation, zu den jeweils gesondert zu suchenden Erhebungsmethoden, zur Erfassung der Qualitätsmerkmale als Aufnahmekriterien, zumal auch der kaum je zufriedenstellend möglichen Feststellung von qualitativer und quantitativer Teilhabe des Individuums innerhalb jeder kulturtragenden Gemeinschaft, noch dazu in der Verwirrung und Nivellierung bewirkenden, jäh ansteigenden (nicht nur sozialen) Mobilität breiter Bevölkerungskreise. Hier ist geistig auch der (deutsch geschriebene) Beitrag des mit Atlasfragen der Volkskunde so erfolgreich befaßten Budapesters J. B a r a b á s angesiedelt über „Innovationen und endogene Entwicklung“ (155—161) mit dem allzu berechtigten Klageruf über die Sucht der oft bedenklich wirklichkeitsfremden Diskutanten, immer neue Termini zu erfinden, die jegliches „Vorverständnis“ bei der bisher gebrauchten Fachterminologie ablehnen und solcherart im definitonischen Übereifer „in der gesellschaftlich-geschichtlichen Disziplin oft mehr Schaden als Gewinn“ bringen, ja „eher störend als orientierend“ wirken. Dem muß man leider weitgehend zustimmen, wo so oft der „neue“ Terminus eben nur „neu“ ist, aber nicht schärfer umreißt. — Allen Vortrags-Aufsätzen sind westsprachliche Zusammenfassungen beigegeben. Auch ein Rezensionsteil unterrichtet über Neuerscheinungen aus Jugoslawien, aber auch aus der BRD und aus Ungarn.

Leopold Kretzenbacher

Václav Frolec, *Tradiční vinařství na Moravě* (La viticulture traditionnelle en Moravie). (Opera Universitatis Purkynianae Brunensis, Facultas Philosophica, Bd. 198), Brünn-Brno 1974. Geb. 256 Seiten, 233 Autotypen, zahlreiche Strichzeichnungen im Text, 4 Karten und Farbbildreproduktionen in Faltbeilage.

Václav Frolec, der sich seit rund 15 Jahren mit einer Fülle von Publikationen über Geräte und bäuerliche Wirtschaft, über Hausbau, Arbeitsorganisation und Rechtsfragen, zumal auch solchen von Entstehung, Entwicklung und Gegenwartsformen des Weinbaus in Mähren, aber auch mit Vergleichsausgriffen über weitere westlawische, besonders slowakische Bereiche sowie mit Überlegungen zur Gerätetypologie (etwa des Rebmessers) einen guten Namen gemacht hat, legt hier in reich dokumentierter und im allgemeinen auch gut, wenngleich nicht technisch einwandfrei gebildeter Ausstattung eine Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungen vor. Sie umfaßt alle Erscheinungen einer — letztlich in ihrem „antiken“ Bestande doch nicht beweisbaren — langen Geschichte dieses Wirtschaftszweiges. Ausgehend von frühen Rebmesserrunden (Okluky, laténezeitlich; römerzeitliches Stationslager von Mušoc, worüber kürzlich Zdeněk M é ř i n s k ý im *Národopisny věstník československý* 7/1-2, Brünn 1972, ge-

handelt hat) und der sehr häufigen Wiederkehr der Rebmesser (*securis*) auf mährischen Siegeln zwischen dem ausgehenden 16. und der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts untersucht Frolec die Fülle der sonst noch zur Weinwirtschaft notwendigen Gerätschaften (Sägen, randbeschlagene Spaten, Hauen, Misttraggeräte, Butten, Preßanlagen — jeweils mit sorgfältigen Detailzeichnungen, kartographischen Übersichten, Nomenklatur einschließlich der notwendigen Vergleichsschau — Seiher, Gebinde, Kelleranlagen nach Grundriß, Bedachung, als Gassen und Einzelbergeräume. Ein weiterer Hauptabschnitt (S. 121 ff.) wendet sich zu Rechtsfragen und Brauchtumsgeschichte um den Weinbau. Reizvoll ein Siegel von Stražnice 1607, darauf ein (Wirts-?)Haus mit einem „Auszesteckt“-Kranzl (S. 137). Vorgeführt wird Obrigkeitliches wie der *Tractatus de iuribus incorporalibus* Kaiser Leopolds I. von 1679 und die Gültigkeitsbereiche wie die Veränderungen der (Wein-)Bergrechtsbestimmungen bis 1919. An 3. Stelle, wiederum durch Umzeichnungen aus mittelalterlichen Buchmalereien reizvoll illustriert, das südmährische Winzerleben und sein Brauchtumsjahr einschließlich des Lied- und Spruchgutes samt Melodien. Das Gesamtwerk ist sorgfältig mit Anmerkungen, Registern und Literaturverzeichnissen ausgestattet. Aus allerjüngster Zeit wäre für die Slowakei nachzutragen: František Kalesný, Arbeitsgeräte der Weinbauern (*Ethnologia slavica* IV, Bratislava-Preßburg 1972, S. 87—151). Zusätzlich ist S. 233—238 eine Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse in französischer Sprache gegeben. Das wird zumal auch der Vergleichsforschung im Bereich der Weinkulturgebiete Österreichs in den donau- und burgenländischen Zentren zugute kommen, über deren einschlägige Forschung L. Schmidt, *Volkskunde von Niederösterreich*, Bd. I, Horn 1966, S. 227 ff. u. S. 388 f. viel geboten hätte.

Leopold Kretzenbacher

Vera Trkowska, *Česke Narodopisna Bibliografie*. Tschechische volkskundliche Bibliographie (= *Zpravodaj*, 1974, příloha 5), Prag 1975, Ustav pro etnografii a folkloristiku CSAV. Vervielfältigt, 136 Seiten.

Zur Internationalen Volkskundlichen Bibliographie treten in den letzten Jahren immer mehr Spezialbibliographien. Auch Bibliographien zur Volkskunde einzelner Länder kommen allmählich auf, und haben sicherlich ihren eigenen Sinn und Wert.

Nun liegt auch eine derartige tschechische Bibliographie vor, die für die Jahre 1971/1972 immerhin 652 Nummern registriert. Es sind wohl alle wesentlichen Zeitschriften und anderen Veröffentlichungen der Tschechoslowakei erfaßt, so daß man von einem vollständigen Überblick sprechen darf, der in dreißig Abschnitte gegliedert, vorgelegt erscheint. Die Titel der einzelnen Veröffentlichungen sind jeweils auch in deutscher Sprache angeführt, so daß die Benützung erleichtert ist. Ein Verfasser-Register erschließt die fleißige Arbeit.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1
Wien 1975

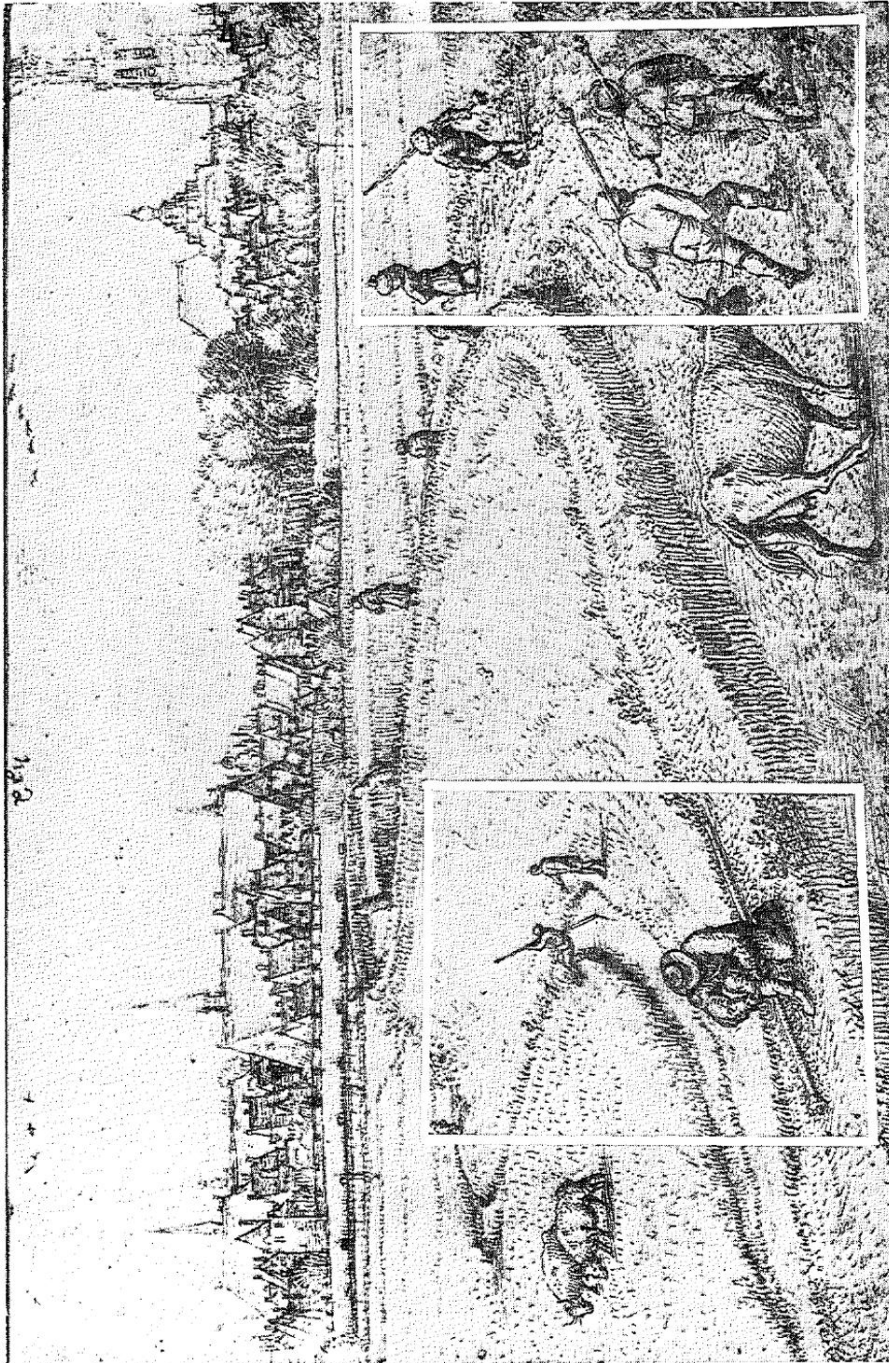


Abb. 1. Pieter Bruegel d. Ä. (?), Landstraße bei einer Stadt (Antwerpen).
Feder in Braun, 39,9 x 20,1 (Staatl. Museen zu Berlin)



Abb. 2. Gebetbuch um 1500. Reiherbeize.
Deckfarben auf Pergament. 18 x 9,8 cm
(Staatliche Museen zu Berlin, 78 B 15)



Abb. 3. Abraham Bloemaert; Landschaft mit einem Fluß 16,4 x 21,5; Feder in Braun, laviert
(Staatl. Museen zu Berlin)

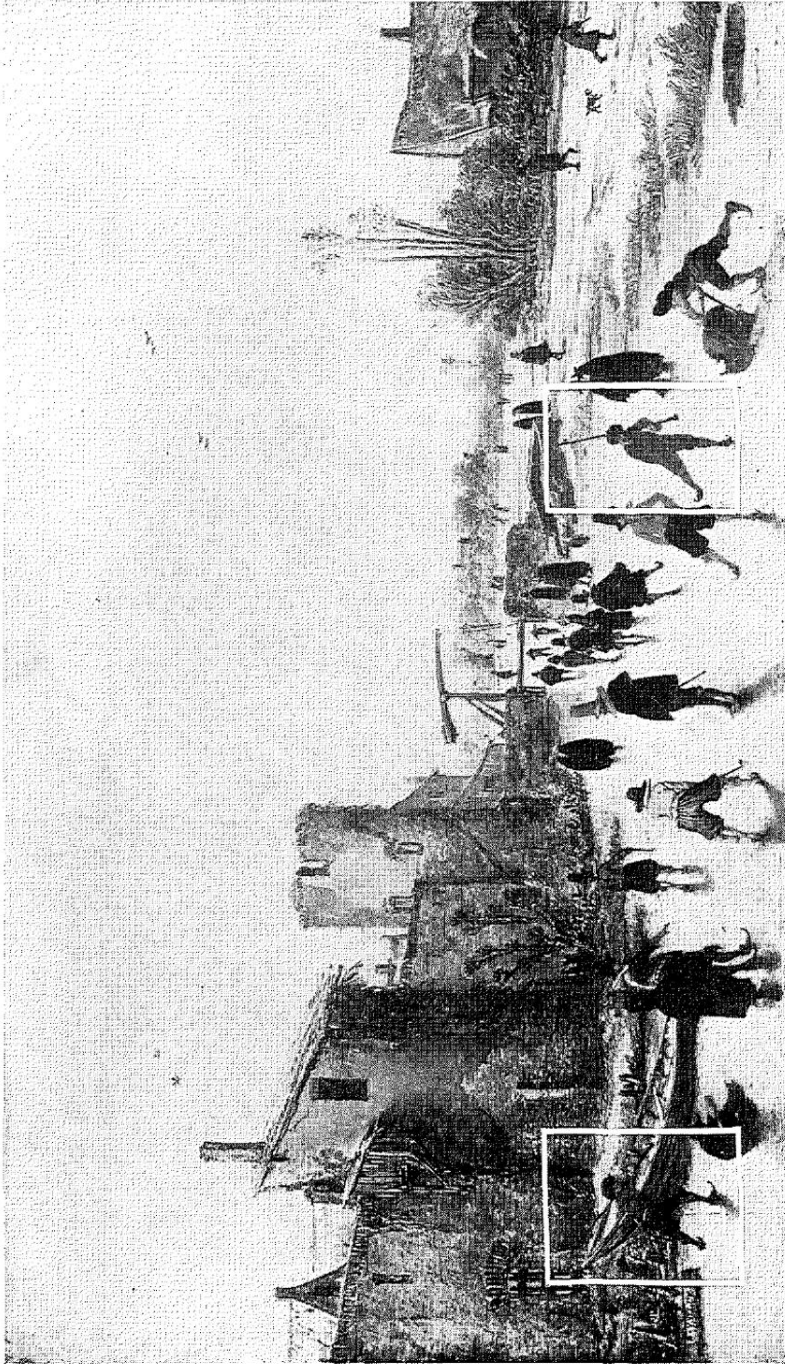


Abb. 4. Esaias van der Velde, Eisbelustigung. 29,9 x 50,4 cm. Gemälde auf Holz.
(Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München, Inv. Nr. 2884)

Richard Beitzl zum 75. Geburtstag

Vor einem Jahr stand Richard Beitzl mit vier Fachkollegen im Hof unseres Schlosses Gobelsburg, und der Verein für Volkskunde konnte ihm wie diesen Kollegen die Michael-Haberlandt-Medaille für Verdienste um die österreichische Volkskunde überreichen.

Nunmehr ein Jahr später, am 14. Mai 1975, hat Richard Beitzl seinen 75. Geburtstag gefeiert. Verein und Museum haben ihn dazu herzlich beglückwünscht. Sie sind zwar leider nicht in der Lage, ihm eine Festschrift zu widmen, wie er sie sicherlich längst verdient hätte. Aber sie können ihm wenigstens dieses Heft der Zeitschrift darbieten, das vor den anderen Beiträgen die ausführliche Bibliographie der Veröffentlichungen von Richard Beitzl enthält. Sein Sohn Klaus Beitzl, Mitredaktor dieser Zeitschrift, hat sie sorgfältig zusammengestellt, und sie weist wohl deutlich genug aus, was und wieviel Richard Beitzl gearbeitet hat. Daß er nicht nur fachlicher Vertreter der Volkskunde war und ist, sondern auch ein bedeutender Schriftsteller und Dichter, geht aus dieser Bibliographie auch hervor, falls es überhaupt notwendig sein sollte, diese Seite von Richard Beitzls Schaffen eigens zu betonen. Wer seine Romane „Angelika“ und „Johringla“ gelesen hat, der weiß, wie eng sich dichterische Darstellung und Kenntnis heimischer Volkskultur darin verbinden. Diese Sonderstellung hat Richard Beitzl längst weit über den engeren Rahmen unseres Faches hinaus bekannt gemacht. Nichtsdestoweniger ist es wohl sehr notwendig, innerhalb des Faches Volkskunde hiermit daran zu erinnern, was es ihm alles verdankt. In diesem Sinn darf auch unsere Zeitschrift Richard Beitzl herzlich beglückwünschen.

Leopold Schmidt

Verzeichnis der Schriften von Richard Beitzl

Erstellt von Klaus Beitzl

A. Volkskunde und Germanistik

1927

1. Spiel und Landschaft. (Die Blätter für Laien- und Jugendspieler, 1927.)
2. Volkskunde und Auslanddeutschtum. (Deutsche Allgemeine Zeitung, 26. 11. 1927.)
3. Das deutsche Weihnachtsspiel. (Der Zwiespruch, Berlin 1927, S. 63—64.)

1928

4. **Der Atlas der deutschen Volkskunde.** Protokoll der Gründungssitzung. Berlin 1928. Als Manuskript gedruckt.
5. Das Puppentheater. (Wille und Werk, 1928.)
6. Deutsche Volkskunde und Jugendbewegung. (Der Zwiespruch, Berlin 1928.)

1929

7. **Goethes Bild der Landschaft.** Untersuchung zur Darstellung der Landschaft in Goethes Kunstprosa. Inaugural-Dissertation der Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin, 1929. 245 Seiten.
8. **Taschenbuch für Laienspieler.** Berlin 1929. Bühnenvolksbundverlag. (2 Auflagen.)
9. Bäuerliches Theater. In: Laienspielbuch. Berlin 1929.
10. Ein Atlas der deutschen Volkskunde. (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, Bd. 4, 1929, S. 1—3.)
11. Das deutsche Weihnachtsspiel. (Württemberg. Monatsschrift im Dienste von Volk und Heimat, 1. Jg., Stuttgart 1929, S. 538 bis 544.)

1930

12. Sagen aus dem Montafon. (Württemberg, 2. Jg., Stuttgart 1930, Heft 12.)

13. Gestalten der Adventszeit. (Württemberg, 2. Jg., Stuttgart 1930, Heft 12.)
14. Neue Volkskunde. (Der Zwiespruch, Berlin 1930.)
15. Kornmutter, Bär und Butzemeckeler. Kinderschrecke in Württemberg und in Deutschland. (Württemberg, 3. Jg., Stuttgart 1931, S. 544—550, 4 Karten.)
16. Rez.: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 1 bis 3. (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Band 3/41, Berlin 1931, S. 71—77).

1933

17. **Deutsche Volkskunde.** Von Siedlung, Haus und Ackerflur, von Glaube und Brauch, von Sage, Wort und Lied des deutschen Volkes. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft, 1933. 544 Seiten, 300 Abb., Tabellen und Notenbeispiele. (2. Auflage 1938.)
18. **Deutsches Volkstum der Gegenwart.** Berlin, Volksverband der Bücherfreunde-Wegweiserverlag, 1933. 279 Seiten. (Mit den Kapiteln: Der Atlas der deutschen Volkskunde; Der Mythos des Kindes; Der Brauchkreis von Tod und Begräbnis; Der Mann im Mond; Volksglaube der Großstadt; Weihnachten und Epiphanias; Der Ursprung der Zwölftenfeste; Die Weihnachtsskrippe; Das Kleid des Volkes; Das Puppentheater).
19. **Untersuchungen zur Mythologie des Kindes.** Ungedruckte Habilitationsschrift. Berlin 1933. 364 Seiten, 226 Karten.
20. Art. „Korndämonen“. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. von Hanns Bächtold-Stäubli und Eduard Hoffmann-Krayer. Bd. V. Berlin 1932/33, Sp. 249—314, 8 Karten.
21. Das Frühlingsspiel. „Maienvogel“, „Sommertag“ und „Sommer-singen“. (Das deutsche Volksspiel, 1, 1933, S. 120—124.)
22. Wilhelm Mannhardt und der Atlas der deutschen Volkskunde. (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. IV, Berlin 1933, S. 70—84.)
23. Erklärung. (Entgegnung auf Rezension „Deutsche Volkskunde“ durch Lutz Mackensen.) (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. 5/43, Berlin 1933, S. 126—127.)
24. Rez.: Rudolf Helm, Hessische Trachten. Heidelberg 1932. (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 1933, 7 Seiten.)

1934

25. Hg.: **Volkskunde und Schule.** Ein Wegweiser zum volkskundlichen Unterricht (= Völkisches Lehrgut, Schriftenreihe zur Neugestaltung des Volksschulunterrichts). Leipzig, Julius Klinkhardt, 1934. 104 Seiten, 12 Abb., 3 Karten, Notenbeispiele.

26. Volksspiele. In: Wilhelm Pessler (Hg.), Handbuch der deutschen Volkskunde, Bd. 2. Potsdam 1934, S. 251—272, Abb. 246—254, davon 2 Karten, Farbtafeln VIII und IX.
27. Volkskunde des Kindesalters. (Die Deutsche Schule. Erziehungswissenschaftliche Monatsschrift für den Bereich der Volksschule, 38. Jg., Leipzig 1934, Heft 4: Volkskunde in der Schule, S. 149 bis 157.)
28. Garbenopfer. Aus der Arbeit des Atlas der deutschen Volkskunde. (Geistige Arbeit, Nr. 18, Berlin 1934.)
29. Die volkserzieherische Bedeutung des Atlas der deutschen Volkskunde. (Deutsche Volkserziehung, Berlin 1934.)
30. Deutsche Weihnacht. (Soziale Berufsarbeit, 1934.)

1935

31. Von der Heimat. In: Heimat- und Trachtenfest Berlin-Steglitz, Lichterfelde, Lankwitz, Südende 1935. Festschrift hg. vom Arbeitsausschuß. Berlin 1935, S. 28—31.
32. Arthur Hübner †. (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. 7/45, Berlin 1935, S. 327—328, mit einem Bildnis.)
33. Deutsche Volkskunde im Dienst der Fachschule. (Der Fachschulstudent, Berlin 1935.)
34. Rez.: Volkskunde-Arbeit. Zielsetzung und Gehalte. Otto Lauffer zum 60. Geburtstag. Hg. von Ernst Bargheer und Herbert Freudenthal. Berlin und Leipzig 1934. (Deutsche Literaturzeitung 1935, Heft 31, Sp. 1344—1348.)
35. Rez.: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. von Hanns Bächtold-Stäubli und Eduard Hoffmann-Krayer. Band 4 bis 6. (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. 7/45, Berlin 1935, S. 167—173.)
36. Rez.: Otto Brinkmann, Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft. Münster 1933. (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 1935, 4 Seiten.)

1936

37. Oswald A. Erich und Richard Beitzl, **Wörterbuch der deutschen Volkskunde**. (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 127.) Leipzig, A. Kröner Verlag, 1936. 864 Seiten, III.
38. Die Spinnte in Rosenthal. (Brandenburgisches Jahrbuch, Bd. 3: Märkisches Brauchtum, Potsdam und Berlin 1936, S. 167—178, 8 Abb. und Notenbeispiele.)
39. Alte deutsche Volksspiele. Gedanken zum Olympiajahr. (Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Bd. 60, Heft 12, Stuttgart-Leipzig-Wien 1936, S. 107—116, 10 Abb.)
40. Rez.: Gisela Piaschewski, Der Wechselbalg. Breslau 1935. (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, 1936.)

1937

41. **Brauch und Glaube der Soldaten.** In: Deutsche Soldatenkunde. Hg. von B. Schwertfeger und O. Volkmann. Leipzig und Berlin, Verlag Bibliographisches Institut und Herbert Stubenrauch, 1937, S. 299—331.
42. **Berliner Kinderspiele.** (Schule und Elternhaus, Berlin 1937.)
43. **Wettkampf oder Spiel? Vom Sinn der alten Jahresbrauchspiele.** (Württemberg, Jg. 9, 1937.)

1938

44. **Der Funkensonntag, ein alter Feuerbrauch.** (Württemberg, Jg. 10, Stuttgart 1938, S. 63—70, 7 Abb., 1 Karte.)
45. **Von den Montafonern.** (Württemberg, 10. Jg., Stuttgart 1938, S. 244—248, Abb.)
46. **Aus dem Vorarlberger Volksmund (3 Schwänke).** (Württemberg, 10. Jg., Stuttgart 1938, S. 254—257.)
47. **Geformtes Brauchtum. Volkskunst im Jahreslauf.** (Die Lese-stunde. Zeitschrift der Deutschen Buch-Gemeinschaft, 15. Jg., Berlin 1938, S. 78—79, 9 Abb.)

1940

48. **Niederbarnimer Jahreslauf.** In: Zwischen Schorfheide und Spree. Heimatbuch des Kreises Niederbarnim. Hg. von M. Weiß und M. Rehberg. Berlin 1940, S. 265—291, 4 Abb.

1942

49. **Der Kinderbaum.** Brauchtum und Glaube um Mutter und Kind. Berlin, Grotosche Verlagsbuchhandlung, 1942. 220 Seiten, 4 Farbtafeln, 68 Textabbildungen.

1946

50. **Die Silbertaler Hochzeit.** (Montfort. Zeitschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunde Vorarlbergs, Jg. 1, Dornbirn 1946, S. 56—61.)
51. **Vorarlberger Volkskunde.** (Montfort. Zeitschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunde Vorarlbergs, 1. Jg., Bregenz 1946, S. 186—192.)

1948

52. **A Hälgli.** Vorarlberger Andachtsbilder. (Vorarlberger Volksblatt, Bregenz 15. 5. 1948, mit 3 Abb.)

1949

53. Die Sagen Vorarlbergs. In: Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb. Hg. von Hanns Koren und Leopold Kretzenbacher. Graz-Salzburg-Wien, Verlag Anton Pustet, 1949, S. 193 bis 208.

1950

54. **Franz Josef Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs** mit Beiträgen aus Liechtenstein. Auf Grund der Ausgabe von Hermann Sander (1889) neu bearbeitet und herausgegeben von Richard Beitzl, Feldkirch, Montfort-Verlag, 1950. 308 Seiten, Ill. von Eugen Jussel. (Vgl. Rez.: Elfriede Moser-Rath, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 3, 1957, S. 298—300.)
55. Funkensonntag. (Österreichischer Heimatkalender, Salzburg 1950, S. 83—86, 1 Abb.)
56. Von Hexen und Windsbräuten. (Vorarlberger Volksblatt, Bregenz 20. 3. 1950, 2 Seiten.)

1952

57. „**Die Montafonertracht im Bild.**“ Kleiner Führer durch die Ausstellung in der Hauptschule Schruns anlässlich des 3. Vorarlberger Landestrachtentreffens in Schruns im Montafon am 30. und 31. August 1952. 5 Bll. hektographiert.

1953

58. **Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg.** Feldkirch, Montfort-Verlag Othmar Kneissl, 1953. 464 Seiten, mit 10 Tuschzeichnungen von Josef Hofer.

1954

59. Mittwinterbrauch im Montafon. In: Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz zu seinem 80. Geburtstag, hg. von Leopold Schmidt (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 5). Wien 1954, S. 53—62.

1955

60. **Wörterbuch der deutschen Volkskunde.** Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Zweite Auflage. Neu bearbeitet von Richard Beitzl (= Kröners Taschenausgabe, Bd. 127). Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 1955. X und 919 Seiten, 40 Abb. im Text, 18 Karten. (Vgl. Rez. I. Weber-Kellermann, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 3, 1957, S. 269—271.)

1956

61. **An der Silvretta-Hochalpenstraße.** Land und Leute, Geschichte und Technik. Text und Redaktion von Richard Beitzl. Dornbirn, Vorarlberger Verlagsanstalt, 1956. 79 Seiten, 37 Abb. auf Taf., 3 Karten.
62. Rez.: Ernst Burgstaller, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1948. (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 2, Berlin 1956, S. 443—448.)

1957

63. **Der Zauberspiegel.** Märchen aus Österreich und Siebenbürgen. Berlin, Der Kinderbuchverlag, 1957. 288 Seiten, 5 Farbtafeln. 2. Auflage 1959.
64. Rez.: Leo Jutz, Vorarlbergisches Wörterbuch. (Berichte und Informationen, 2. 8. 1957, 1 Seite; und öfter.)

1958

65. Volksglaube und Brauch am Bartholomäberg im Montafon. Gesammelt und aufgezeichnet von Schulleiter Josef Troger-Nikolussi †. Eingesandt von Richard Beitzl. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Bd. XII/61, Wien 1958, S. 31—35.)
66. Allerhand Mondglaube. (Taschen-Jahrbuch für den Vorarlberger Landwirt, 15. Jg., Bregenz 1958, S. 8—10.)
67. Die Silvretta-Hochalpenstraße. In: Unica Austriaca. Notring-Jahrbuch 1958. Wien 1958, S. 122—124, 1 Abb.
68. Rez.: Reinhard Peesch, Das Berliner Kinderspiel der Gegenwart. Berlin 1957. (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 4, Berlin 1958, S. 575—577.)
69. Rez.: Friedrich Pfister, Götter- und Heldensagen der Griechen. Heidelberg 1956. (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 4, Berlin 1958, S. 242/243.)

1959

70. Das Montafoner Heimatmuseum. (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59, Bregenz 1959, S. 262—268.)
71. Rez.: Österreichischer Volkskundeatlas, 1. Lieferung. Organisation und Methode. Die Karten. (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1958/59, Bregenz 1959, S. 283—291.)

1960

72. Das Montafon. In: Vorarlberg. Landschaft, Kultur, Industrie. Hg. von Friedrich Metz. Lindau-Konstanz, Jan Thorbecke-Verlag, 1960, S. 125—138, 8 Abb., 1 Farbtafel.
73. Rez.: Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge, Kartenlieferung 1; Erläuterungen. Marburg/Lahn 1959. (Deutsche Literaturzeitung, Jg. 81, Berlin 1960, S. 661—698.)

1962

74. Zur Erinnerung an Richard Weiss †. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Bd. XVI/65, Wien 1962, S. 268—271.)
75. Rez.: Erich Schneider, Die Tracht der Sorben um Hoyerswerda (= Institut für sorbische Volksforschung in Bautzen. Reihe Sorbische Volkstrachten, Nr. 3). Bautzen 1959. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, 11, Berlin 1962, S. 506/507.)

1963

76. Dämonisches und Heiliges in Vorarlberger Volkssagen. (Taschen-Jahrbuch des Vorarlberger Landwirtes, 20. Jg., Bregenz 1963, S. 10—14.)
77. Rez.: Reinhard Peesch, Die Fischerkomünen auf Rügen und Hiddensee. Berlin 1961. (Deutsche Literaturzeitung, Jg. 83, Berlin 1963.)
78. Rez.: Wolfgang Pfaundler, Sankt Notburga. (Informationen und Berichte, Salzburg 1963.)

1964

79. Das österreichische Alemannenland. Gang durch die Jahrhunderte. In: Österreich. Wien, Europaverlag, 1964, S. 201—210, Abb.
80. Vom Wesen der Sage. In: Kurt Pomplun, Berlins alte Sagen. Berlin 1964 (u. ö.), S. 9—15.
81. Da kriecht ne Spinne, sagt Minne . . . Namenneckrufe aus Berlin-Steglitz. (Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte, 15, Berlin 1964, S. 60—97.)
82. Johannistag. (Taschen-Jahrbuch des Vorarlberger Landwirtes, 21. Jg., Bregenz 1964, S. 10—11.)
83. Rez.: Paul Hugger, Werdenberg. Land im Umbruch. Eine volkskundliche Monographie (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 44). Basel 1964. (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1964, S. 126/127.)

1965

84. Allerseelenbrauch. (Vorarlberger Bauernbund. Taschenkalender, 22. Jg., Bregenz 1965, S. 10—12.)
85. Rez.: Doris Stockmann, Der Volksgesang in der Altmark. Von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 29), Berlin 1962. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, 13/14. Jg., Berlin 1965, S. 545/546.)
86. Rez.: Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge, Kartenlieferung und Kommentar 2 und 3, Marburg/Lahn 1963/64. (Deutsche Literaturzeitung, Jg. 86, Berlin 1965, Sp. 793—796.)

1966

87. Es geht eine alte Sage. (Taschen-Jahrbuch des Vorarlberger Landwirtes, 23. Jg., Bregenz 1966, S. 10—13.)

1967

88. Geformtes Brauchtum — Volkskunst im Jahreslauf. (Vorarlberger Bauernbund. Taschenkalender, 24. Jg., Bregenz 1967, S. 10—13.)
89. Rez.: Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts auf Grund der Mannhardt-Befragung in Deutschland von 1865 (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung, Bd. 2), Marburg/Lahn 1965. (Deutsche Literaturzeitung, Jg. 88, Berlin 1967, Sp. 926—929.)
90. Rez.: Oskar Schmolitzky, Volkskunst in Thüringen vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Weimar 1964. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 15, Berlin 1967, S. 509—511.)

1968

91. Woher die Flurnamen kommen. (Taschen-Jahrbuch des Vorarlberger Landwirtes, 25. Jg., Bregenz 1968, S. 10—13.)
92. Rez.: Ernst Schäfer, Der Harz und sein Handwerk. Berlin 1967. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 16/17, Berlin 1968, S. 527.)

1969

93. Rez.: Österreichischer Volkskundeatlas, 2. Lieferung. (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins, 112. Jg., 1968/69, Bregenz 1969, S. 356 bis 367.)
94. Rez.: Ulrich Tolksdorf, Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 4), Marburg/Lahn 1967. (Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 18, Berlin 1969, S. 429—431.)

1970

95. Über Mundartdichtung. (Montfort. Zeitschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunst Vorarlbergs, 22. Jg., Bregenz 1970, S. 175—178.)

1973

96. Rez.: Wilhelm Hansen, Das Lippische Landesmuseum. Detmold 1972. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXVII/76, 1973, S. 165 bis 167.)
97. Rez.: Volkskunde — Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag. Hg. von Klaus Beitzl (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 2). Wien 1972. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXVII/76, 1973, S. 249—254.)

1974

98. **Wörterbuch der deutschen Volkskunde.** Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Dritte Auflage, neu bearbeitet von Richard Beitzl unter Mitarbeit von Klaus Beitzl (= Kröners

Taschenausgabe, Band 127). Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 1974. VII und 1005 Seiten, 43 Abb. und 18 Karten.

99. Rez.: „Wunder über Wunder.“ Gesammelte Studien zur Volkserzählung. Hg. von Leopold Schmidt (= Raabser Märchenreihe, Bd. 1). Wien 1974. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXVIII/77, Wien 1974, S. 308/309.)

B. Literarische Arbeiten

1928

1. **Brot.** Ein Großstadtspiel. Berlin 1928. (2. und 3. Auflage 1931.)
2. **Taschenbuch für Laienspieler.** Berlin, Bühnenvolksbundverlag, 1928. 260 Seiten. (2. Auflage 1929.)

1939

3. **Angelika.** Ein Roman aus dem Montafon. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1939. 446 Seiten. (Lizenzausgaben: Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1940 u. ö; — Schweizer Volksbuchgemeinde — Rex Verlag, Luzern 1950, 476 Seiten.)

1940

4. Alte Liebe an der Havel. Roman. (In: Vobach-Zeitschrift.) 1940.

1947 ff.

5. (Erzählungen, Novellen und Skizzen von 1944/45). In: Die Furche, Die Presse, Wiener Zeitung, Vorarlberger Nachrichten, Vorarlberger Volksblatt, St. Galler Tagblatt, Christ und Welt, Saarbrücker Zeitung, Ludwigsburger Zeitung u. a.

1950

6. Das Haus an der Grenze. Hörspiel. Radio Vorarlberg 1950.

1951

7. **Johringla.** Roman. Salzburg, Otto Müller Verlag, 1951, 526 Seiten.
8. Der Bettler an der Brücke. Hörspiel. Radio Wien 1951.

1953

9. Mundartdichtung im Montafon. In: Otto Borger, Muntafuner Zwörn. Schruns, Selbstverlag, 1953.

1954

10. Sommersachen. Erzählung. (Internationale Bodensee-Zeitschrift, Jg. 3., Amriswil 1954, Nr. 6, S. 88—91.)
11. Wie der Roman „Angelika“ entstand. (Ebd., S. 84—88.)

1958

12. Freundschaftliches Geleitwort. In: Otto Borger, Maisesarbat. Schruns, Selbstverlag, 1958, S. 5—12.

1962

13. **Angelika**. Roman. Vom Autor auf Tonband gesprochen für den Verlag der Blinden in Wien. Mit einem Vorwort. Wien 1962.

1963

14. Auf den Weg. In: Otto Borger, Fir-Obad. Schruns, Selbstverlag, 1963. S. 5—7.

1964

15. Der Schrunser Funken. In: Dichtung aus Vorarlberg. Eine Sammlung der Gegenwart. Hg. von Arnulf Benzer und Walter Lingenhölle (= Schriftenreihe „Vorarlberger Schrifttum“ der Vorarlberger Germanistenvereinigung, Bd. 9). Bregenz, Eugen Ruß-Verlag, 1964. S. 57—66.
16. Madonna molto bene. In: Ebd., S. 67—76.

1968

17. Auf den Weg. In: Otto Borger, Die Lötschta. Schruns, Selbstverlag, 1968. S. 5—10.

1973

18. **Garben und Kränze**. Gedichte. Ried im Innkreis, Oberösterreichischer Landesverlag, 1973. 139 Seiten.
19. Frühlingsfreude — Herbstgedanken. Ein Wort auf den Weg. In: Otto Borger, Die Allerlötschta. Schruns, Selbstverlag, 1973. S. 5—9.

1975

20. **Vom Havelland zum Val Serchio**. Skizzen 1944/45. Bregenz, Eugen Ruß-Verlag, 1975. (Im Druck.)
21. **Willkommen und Abschied**. Gedichte. Ried im Innkreis, Oberösterreichischer Landesverlag, 1975.

C. Über den Autor

Anton **Schneider**, Das Erstlingswerk eines Montafoner Dichters. (Feierabend, Bregenz 3. 11. 1939, S. 349—352.)

August **Steinmann**, Richard Beitzl. (Internationale Bodensee-Zeitschrift, 3. Jg., Amriswil 1954, Nr. 6, S. 81—84, 9, mit Bildnis und Bibliographie.)

Eugen **Thurnher**. Richard Beitzl — Wissenschaftler, Dichter, Erzieher. (Montfort 9. Jg., Dornbirn 1957, S. 103—111.) (Laudatio anlässlich der Verleihung des Bodensee-Literaturpreises 1957.)

D. H. **Stolz**, Richard Beitzl, der Überlinger Literaturpreisträger 1957. (Bodensee-Hefte, August 1957.)

Adalbert **Schmidt**, Dichtung und Dichter Österreichs im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Auflage. Salzburg 1964, Bd. 1, S. 371.

Hans **Giebisch** und Gustav **Gugitz**, Bio-Bibliographische Literaturlexikon Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien 1964, S. 23. (Werke.)

s. a., (Richard Beitzl). In: Dichtung aus Vorarlberg. Eine Sammlung der Gegenwart. (Hg. von Arnulf Benzer und Walter Lingenhölz. Bregenz 1964, S. 289—290.) (Werke.)

s. a., Richard Beitzl. In: Österreich-Lexikon. Hg. von Richard Bamberger und Franz Maier-Bruck. 1. Band. Wien 1966, S. 99. (Werke.)

Eugen **Thurnher**, Das literarische Schaffen. In: Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. Hg. von Karl Ilg. Bd. 4, Innsbruck 1967, S. 299—300.

Adalbert **Schmidt**, Literaturgeschichte. Wege und Wandlungen moderner Dichtung. 3. Auflage, Salzburg-Stuttgart 1968, S. 671.

Hans **Nägele**, Richard Beitzl. Der Montafoner Volkskundeforscher und Dichter. (Montfort, 22. Jg., Dornbirn 1970, S. 135—174, mit einer Bibliographie.)

Anton **Fritz**, Richard Beitzl. Zu seinem 70. Geburtstag. (Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon Nr. 20 vom 16. 5. 1970, Nr. 21 vom 23. 5. 1970, Nr. 22 vom 6. 6. 1970; gleichfalls abgedruckt in: „D'Sonntagstubat“, Kultur, Heimatkunde, Wissen und Unterhaltung, Wochenbeilage zum Vorarlberger Volksblatt Nr. 20 vom 16. 5. 1970, S. 1—2, und Nr. 21 vom 23. 5. 1970, S. 1—2.)

Karl F. **Stock**, Rudolf **Heiling**, Marylene **Stock**, Personalbibliographien österreichischer Dichter und Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Pullach bei München 1972, S. 222 (Nr. 1400—1403).

Siehe auch: Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender, Kürschners Deutscher Literaturkalender, Brockhaus-Encyklopädie.

Aus der Geschichte des Volksgesanges im niederösterreichischen Weinviertel

Von Leopold Schmidt

Vor uns¹⁾ liegt das erste Heft „30 Volkslieder aus Niederösterreich“, das Raimund Zoder und Karl Magnus Klier vor nunmehr schon zweiundvierzig Jahren herausgegeben haben. Damals, als Karl Lugmayer Volksbildungsreferent für Niederösterreich geworden war und dem Volksliedarchiv für Niederösterreich und Wien und damit Raimund Zoder Unterkunft in seiner Kanzlei in der Herrengasse geboten hatte. Er hat auch das Vorwort zu jenem Heft geschrieben, das am Beginn einer langen Reihe ähnlicher Veröffentlichungen in all den Jahren danach steht.

Schlägt man das Heft auf, prüft man das erste Lied, das Zoder und Klier hier veröffentlicht haben, dann findet man das schöne balladeske Lied

In Österreich steht ein schönes Schloß,
von Edelstein gehauen,
darinnen wohnt ein junger Graf,
voll Schönheit anzuschauen.

Eine Spielform der berühmten Ballade vom „Schloß in Österreich“. Die Fassung hat Franz Reingruber eben damals, 1932, aufgezeichnet, und zwar in Groß-Rußbach²⁾.

Schlägt man in der nur ein Jahr vorher erschienenen „Bibliographie des weltlichen Volksliedes“ von Dominik Hummel nach, dann wird man unter Nr. 29 verschiedene Fassungen der Ballade finden, eine aus Bisamberg, die schon 1921 veröffentlicht wurde, eine weitere aus Goggendorf bei Hollabrunn, um bei den Aufzeichnungen aus dem Weinviertel zu bleiben³⁾. Die Fassung aus Groß-Rußbach hat Hummel noch nicht verzeichnen können, sie war knapp vor der Entstehung des Heftes eben erst dem Volksliedarchiv übergeben worden.

¹⁾ Vortrag, gehalten bei der Tagung „Volksmusikforschung im niederösterreichischen Weinviertel“ in Groß-Rußbach am 12. VI. 1974.

²⁾ Raimund Zoder und Karl M. Klier, Volkslieder aus Niederösterreich. (1. Heft.) Wien 1932, Nr. 1.

³⁾ Dominik Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich. (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. XXVI, Wien 1931, Nr. 29.)

Bleiben wir noch bei den Balladen aus Niederösterreich, bei den besonders im Weinviertel aufgezeichneten Fassungen, die Hummel 1931 schon verzeichnen konnte. Da findet sich als Nr. 21 die Ballade vom eifersüchtigen Knaben, mit dem Anfang „Was kann mich denn besser erfreuen“, in der Fassung aus Guttenbrunn bei Poysdorf, im damaligen Bezirk Feldsberg. Und der Aufzeichnungsort „Guttenbrunn“ bedeutet für den Kenner der Sammlungsgeschichte des Volksliedes im Lande: Michael Pfliegler. Es handelt sich tatsächlich um den nachmals so hochberühmten Theologen, der 1891 dort in Guttenbrunn zur Welt gekommen war⁴⁾. Erst im Vorjahr ist er als emeritierter Professor an der Wiener Universität gestorben. Wenn man Größe und Bedeutung Pflieglers kennt, so wird man nur mit einer gewissen Rührung lesen können, was sich Zoder einstmals, 1913, noch vor dem ersten Weltkrieg also, zu diesem merkwürdigen Sammler notierte: „Beide Lieder — die er nämlich als Nr. 31 seiner mit Konrad Mautner zusammen herausgegebenen ‚Alten Lieder fürs Landvolk‘ veröffentlichte — beide Lieder stammen aus Guttenbrunn im Feldsberger Bezirk und wurden vom Gymnasiasten Michael Pfliegler, derzeit Cooperator in Kirchberg am Wechsel, überliefert⁵⁾.“ Der Hinweis bezieht sich auf die beiden Balladen „Meister Müller tut nachsehen“ (Hummel Nr. 52) und „Es reisen drei Klingschmied wohl über den Rhein“, durch die also Pfliegler unsere Kenntnis der im Weinviertel gesungenen Balladen vermehrt hat.

Man kann den Pflieglerschen Aufzeichnungen in dieser Hinsicht noch weiter nachgehen. Da wäre die Ballade von den „Winterrosen“ mit dem Anfang „Ein Mädchen wollte zum Brünnelein gehen“ (Hummel Nr. 35). Man kann aber auch verwandte, ungefähr gleichzeitige Balladenaufzeichnungen aus dem Weinviertel verfolgen, beispielsweise „Es wohnt ein Pfalzgraf an dem Rhein“ aus Stillfried (Hummel Nr. 38) oder „Es ging ein Knab spazieren“ aus Neudorf bei Staatz (Hummel Nr. 45), „Es reist ein Knab ins fremde Land“ wieder aus Guttenbrunn (Hummel Nr. 51), dann „Es spielt ein Graf mit seiner Magd“ aus Guttenbrunn wie aus Wagram (Hummel Nr. 53) und selbstverständlich die Ballade vom Grafen und der Nonne, mit dem berühmten Anfang „Einst stand ich auf hohem Felsen“ (Hummel Nr. 54) beispielsweise aus Guttenbrunn, aus Falkenstein und aus Goggendorf. Bekanntlich hat Raimund Zoder, bewegt von der großen Zahl der Varianten gerade dieser Ballade, schon 1908 seine Abhand-

⁴⁾ Vgl. Österreich-Lexikon, hg. Richard Bamberger und Franz Maier-Bruck, Bd. II, Wien 1967. S. 891.

⁵⁾ Alte Lieder fürs Landvolk. Hg. Adam Konturner (= Konrad Mautner) und Zeno Drudmaier (= Raimund Zoder). Nr. 31.

lung über „Die Melodien zur Ballade vom Grafen und der Nonne“ veröffentlicht ⁶⁾).

Von dieser einstmals also rüstig vorwärtsgetriebenen Balladenforschung in Niederösterreich ist späterhin nicht mehr viel lebendig geblieben. Aus allen unseren vielen Aufzeichnungen gerade aus dem Viertel unter dem Manhartsberg ist beispielsweise nur die eine der „Frau von Weißenburg“ aus Prinzendorf im Bezirk Gänserndorf in die schöne zweibändige Volkslied-Ausgabe von Lutz Röhrich und Rolf Wilh. Brednich eingegangen ⁷⁾. In dem von John Meier einstmals inauguriertem großen deutschen Balladenwerk sind freilich und erfreulicherweise alle niederösterreichischen Aufzeichnungen mitberücksichtigt worden ⁸⁾. Dafür hat auch einstmals noch Raimund Zoder gesorgt, der jeweils Abschriften nach Freiburg geliefert hat.

Überblickt man das Thema etwas allgemeiner, so kann man an Hand der dargebotenen Belege vielleicht feststellen, daß sich die großen Balladen des 15. und 16. Jahrhunderts im Weinviertel besonders häufig gefunden haben. Sie haben sich hier, wie die Aufzeichnungen aus mehr als sechzig Jahren zeigen, besonders lang und gut und variantenreich erhalten ⁹⁾.

Um diese Erscheinungen, die ja durchaus nicht selbstverständlich sind, etwas besser zu verstehen, muß man sich mit der Geschichte des Volksesanges hier im Lande etwas näher beschäftigen. Besonders mit seiner Geschichte in dem halben Jahrtausend der Frühzeit, also zwischen dem 10. und dem 16. Jahrhundert, das heißt jener Zeit, aus der wir sogut wie gar keine Nachrichten oder gar Aufzeichnungen von Liedern unserer Landschaft vorliegen haben. Wir müssen versuchen, zu ihrer Erschließung einige Wege anzudeuten.

Zunächst also eine Annahme, um überhaupt weiterüberlegen zu können: Es hat zweifellos seit dem Beginn der deutschen Besiedlung hier im Lande einen Volksesang gegeben. Auch vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, wo die Zeugnisse verständlicherweise besonders spärlich sind, hat man hier gesungen. Die bäuerlichen Siedler in ihren altbairischen, vielleicht auch altfränkischen Mundarten, die Geistlich-

⁶⁾ Raimund Zoder, Die Melodien zu der Ballade von der Nonne. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XVIII, Berlin 1908, S. 394—411.) In der Abhandlung werden zwei Fassungen der Ballade aus dem Weinviertel wiedergegeben, nämlich aus Gogendorf und aus Braunsdorf, beide im Bezirk Hollabrunn, und beide aufgezeichnet von Emil Karl Blümml.

⁷⁾ Deutsche Volkslieder. Texte und Melodien. Hg. Lutz Röhrich und Rolf Wilhelm Brednich. Bd. I. Düsseldorf 1965. S. 327 f., Nr. 60 b.

⁸⁾ Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Hg. John Meier (mit wechselnden Mitarbeitern). Bd. I, Berlin 1935 ff.

⁹⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Bd. II, Horn 1972. S. 433 ff.

keit, die in Kirchen und Gnadenstätten wirkte, zunächst in lateinischer, aber bald auch in frühmittelhochdeutscher Sprache. Ob die mit den landnehmenden deutschen Grafen kommenden Siedler noch Reste der Völkerwanderungsvölker hier antrafen, ob sie etwa Nachkommen von Langobarden, von Franken und Thüringern vorfanden und sich mit ihnen verständigten, läßt sich nicht sagen. Die Möglichkeit ist, wenn man das aus Funden der Frühgeschichtsforschung aufbereitete Material ins Auge faßt, offenbar gegeben¹⁰⁾. Es haben Germanen besonders im Norden der Donau im Lande weitergelebt, der Bruch zwischen dem 5. und dem 8. Jahrhundert ist sicherlich kein vollständiger gewesen. Auch diese Völkerwanderungsgermanen waren schon Christen gewesen, was zur eventuellen Kontinuität in die frühdeutsche Zeit hinein wichtig erscheint. Sie haben dementsprechend Kultstätten, vielleicht sogar Frühformen von Gnadenstätten besessen. Bei einigen wenigen kleinen Wallfahrten könnte das Patrozinium darauf hinweisen, beispielsweise bei Radlbrunn, das auf die hl. Frankenkönigin Radegundis zurückweist¹¹⁾.

Ab der ostfränkisch-bairischen Besiedlung kann dann kein Zweifel daran herrschen, daß die Leute ihre Anführer, diese Sighartinger und Babenberger, auch im Lied verherrlicht haben. Die Tradition des germanischen Preisliedes und der gesungenen Totenklage ist für damals bezeugt¹²⁾. Auch wenn nur ganz selten ein direktes Zeugnis zu finden ist, so darf doch an der Tatsache selbst nicht gezweifelt werden. Freilich wissen wir nichts davon, wie solche Lieder entstanden sein und überliefert worden sein mögen. Sie waren vermutlich nur mündlich verbreitet. Das ist hinsichtlich der Bezeugung der größte Unterschied gegenüber dem geistlichen Lied. Die Kirche hatte einerseits ihre lateinischen Hymnen, regte aber immer auch zur Gestaltung volkssprachlicher Lieder an. Es sind vor allem die Stifte im Land gewesen, die für die Schaffung, aber auch für die Verbreitung solcher Lieder Sorge trugen.

Im 11. und 12. Jahrhundert haben Stifte wie Melk und Klosterneuburg sicherlich für die Verbreitung solcher volkssprachlicher Lie-

¹⁰⁾ Vgl. Herbert Mitscha-Märheim, Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren. Die Völkerwanderungszeit in Österreich. Wien 1963.

¹¹⁾ Leopold Schmidt, St. Radegundis in Groß-Höflein. Zur frühmittelalterlichen Verehrung der heiligen Frankenkönigin im Burgenland und in Ostniederösterreich (= Burgenländische Forschungen, H. 32), Eisenstadt 1956. S. 45.

¹²⁾ Rudolf Koegel und Wilhelm Bruckner, Geschichte der althochdeutschen und altniederdeutschen Literatur. 2. Aufl. Straßburg 1901. S. 21 u. ö.

Gustav Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 2. Teil: Die mittelhochdeutsche Literatur. I. Frühmittelhochdeutsche Zeit. München 1922. S. 85 u. ö.

der gesorgt, Klosterneuburg etwa für das dort zuerst bezeugte „Christ ist erstanden“ und Melk für sein „Marienlied“¹³⁾). Wenn man diese Erscheinungen aber heranzieht, muß man gleichzeitig darauf hinweisen, daß es sich dabei um wahre Leitzzeichen für jede weitere Erschließung des alten Volkskulturgutes im Lande handelt. Leitzzeichen dafür nämlich, daß die Volkskultur nur im Zusammenhang mit den Machtverhältnissen, das heißt hier mit den Herrschaften, mit den Untertanenverhältnissen zu verstehen ist. In der Frühzeit haben wir es, man kann das nicht genug betonen, mit einem städteleeren, städteleeren Land zu tun. Kulturmittelpunkte, Ausstrahlungszentren sind die Klöster, viel weniger die noch nicht zahlreichen Pfarr- und Taufkirchen, und auch viel weniger die weltlichen Herrensitze, deren Besitzer erst allmählich, indem sie Vögte von Klostergut wurden, zu größerer Macht gelangten. Die Gebundenheit an die geistliche Grundherrschaft bedeutet aber für das Frühmittelalter nicht nur eine materielle Bindung, sondern durchaus eine geistig-geistliche Abhängigkeit. Man war eigentlich nicht Untertan von Passau, sondern Untertan des hl. Stephan, des Hauptpatrones des Passauer Bistums. Man lieferte seinen Zehnten nicht an die Kirche, sondern an den jeweiligen Heiligen, feierte an dessen Festtag, und das heißt in diesem Zusammenhang denn auch: Sang zu Ehren dieses Heiligen die ihm gewidmeten Lieder. Der Anfang einer sehr großen Gruppe des festlichen Liedbrauches, der ganzen Volksliedkultur, die man im Begriff des „Brauchtumsliedes“ zusammenfaßt, ist in dieser geistig-geistlich-materiellen Gebundenheit begründet.

Es war bereits die Diözese Passau zu nennen, die für hier, für das nördliche Niederösterreich, von der frühdeutschen Besiedlung an maßgebend war. Wenn beispielsweise die Pfarrkirche von Großrußbach den hl. Valentin zum Patron hat¹⁴⁾, dann handelt es sich um jenen hl. Bischof Valentin von Obermais bei Meran, dessen Reliquien im Jahre 764 unter Herzog Tassilo III. nach Passau übertragen worden waren¹⁵⁾. Seit damals war dieser hl. Valentin, dessen Reliquien also auch im Passauer Dom verehrt wurden, ein zweiter Leit-Heiliger, neben dem hl. Stephan, dem ja so viele Kirchen im Bereich der Diözese Passau geweiht wurden. Ich weise nur so nebenbei darauf hin, daß diesem hl. Valentin, dem speziellen Patron gegen

¹³⁾ Johann W. Nagl und Jakob Zeidler, *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*. Bd. I, Wien 1899. S. 137 u. ö.

¹⁴⁾ (Schweikhart von Sickingen), *Darstellung des Erzherzogthums unter der Ens*. Viertel unter dem Manhartsberg. Bd. VI, Wien 1836, S. 39 f. *Dehio-Handbuch Niederösterreich*. 5. Aufl. Wien 1972. S. 95.

¹⁵⁾ Romuald Bauerreiß, *Kirchengeschichte Bayerns*. Bd. I, München 1949. S. 9 ff.

die Epilepsie, auch in Niederösterreich wichtige Heiligtümer unterstellt waren. In Röhrenbach bei Sieghartskirchen steht heute noch die dem hl. Valentin geweihte Filialkirche, mit dem eigenen Valentini-brunnen, einer einstmals wallfahrtlich verehrten Quelle¹⁶⁾. Und in St. Valentin-Landschach bei Ternitz weist ja noch der Ortsname daraufhin, daß hier der hl. Valentin mindestens seit 1204 speziell verehrt wurde, bis an unsere Zeit heran mit dem Opfer schwarzer Hühner, besonders eben von Epileptikern¹⁷⁾. Wo all dies durch Jahrhunderte der Fall war, dort hat man selbstverständlich auch Lieder zu Ehren des hl. Valentin gesungen. Man hat sich nur bisher kaum mit der Möglichkeit, sie wiederzufinden, beschäftigt.

Das ist nun vielleicht auch nicht ganz leicht, man muß für das Mittelalter schon andere als die gewohnten Wege gehen. Man muß sich beispielsweise fragen, ob es Parallelercheinungen gibt. Wenn man sich also sagt, daß die Kirche von Groß-Rußbach schon um 1050 dem hl. Valentin geweiht wurde, muß man, um zeitgleiches Liedgut zu finden, einigermaßen parallele Sachverhalte mustern. Da wären beispielsweise die Weihungen an den hl. Koloman zu überprüfen. Der ungefähr zur gleichen Zeit, als man in Groß-Rußbach schon die Kirche weihte, nämlich in der Mitte des 11. Jahrhunderts in Stokkerau aufgegriffene und als vermutlicher Spion hingerichtete Pilger Koloman ist bekanntlich rasch als Heiliger verehrt worden¹⁸⁾. Das Stift Melk als verantwortlicher Patronatsinhaber hat die Reliquien an sich gezogen, von Melk aus ist der hl. Koloman so etwas wie der Landespatron von Niederösterreich geworden. Dadurch ist es erklärlich, daß man ihm zu Ehren auch Lieder sang. Das erste derartige frühmittelhochdeutsche Lied, das man mit ihm in Zusammenhang bringen kann, hat Richard Kienast mit Recht als ein „werdendes geistliches Volkslied des Mittelalters“ bezeichnet¹⁹⁾. Es handelt sich um die sogenannte „Litanei“ des Priesters Heinrich, der sich selbst „Gottes scalch“, also Knecht Gottes, nannte. Die „Litanei“ ist wahr-

¹⁶⁾ Schweikhart von Sickingen, Viertel ober dem Wienerwald, Bd. II, S. 131, 138 f., 139 f.

Danach Carl Calliano, Niederösterreichischer Sagenschatz. Bd. XI, Wien o. J., S. 178 f.

Weiters Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. II: Niederösterreich. Wien 1955. S. 159.

¹⁷⁾ Gugitz, Gnadenstätten, ebendort, Bd. II, S. 175 f.

Calliano, wie oben, Bd. II, S. 40 (nach Schweikhart)

¹⁸⁾ Robert Schindler, Der Tag des hl. Koloman (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XII/61, Wien 1958, S. 258 ff.)

¹⁹⁾ Richard Kienast, Die ritterlich-höfische Lyrik: Der Minnesang (Deutsche Philologie im Aufriß, hg. Wolfgang Stammer, 2. Aufl. Bd. II, Sp. 41—42.)

scheinlich um 1190 vielleicht in St. Florian oder in Melk entstanden. Handschriften davon liegen in Graz und einst in Straßburg. In der längeren Fassung nun, die sicherlich in Melk entstanden ist, findet sich V. 806 ff. der hl. Koloman angerufen. In dieser Litaneiform mit dem Strophenanfang

806 Herre sancte columban
hilf dinen armen dienistman,
einen offin sundere

hat man damals wohl zu Ehren dieses Heiligen gesungen²⁰⁾. Vermutlich haben eventuelle Lieder zum hl. Valentin auch ähnlich gelaute. Das wäre also ein erster greifbarer Hinweis darauf, wie man sich eigentlich das geistliche Volkslied der frühdeutschen Zeit bei uns vorzustellen hat.

In Groß-Rußbach ist übrigens nicht nur eine Pfarrkirche entstanden. Neben ihr befand sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Bau, den man als „Katharinen-Kapelle“ bezeichnete, und der nach der Beschreibung offenbar ein Karner war²¹⁾. So wie ihn Schweikhart von Sickingen beschreibt, „in runder Turmform mit spitzigem Schindeldach“ hat es sich gewiß um einen charakteristischen niederösterreichischen Karner aus romanischer Zeit gehandelt, etwa dem von Pulkau zu vergleichen²²⁾. Diese Katharinen-Kapelle soll auch als „alte Pfarrkirche“ angesprochen worden sein, was sicherlich unberechtigt war. Aber das Pfarrkirchen-Grundbuch hieß tatsächlich „Katharinen-Grundbuch“, was also darauf hinweist, daß man den Zins bestimmter Felder eben an die hl. Katharina, gewissermaßen als die eigentliche Inhaberin, zu leisten verpflichtet war. Unter diesen Umständen wäre es durchaus möglich, daß hier am Katharinenfest auch Katharinenlieder gesungen worden wären. Es sind ja gerade mittelalterliche Rufe zur hl. Katharina in größerer Zahl erhalten²³⁾. Für Niederösterreich hat der Abt Gregor David Corner, der erste Sammler des geistlichen Liedgutes im Lande, schon 1631 den alten Ruf

Wir lobn die heilig und die rein
Die heilig Jungfrau Catharein

festgehalten²⁴⁾. Das wäre also eine Liedform, die durchaus auch hier

²⁰⁾ Carl von Kraus, *Mittelhochdeutsches Übungsbuch* (= Germanische Bibliothek, Bd. III/2), Heidelberg 1912. S. 39.

²¹⁾ (Schweikhart von Sickingen), Viertel unter dem Manhartsberg, Bd. VI, S. 40.

²²⁾ Franz Eppel, *Kunst im Lande rings um Wien. Ein Kunstführer*. 2. Aufl. Wien 1963. S. 237 f.

²³⁾ Wilhelm Bäumer, *Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen*. Bd. II, Freiburg 1883. S. 189 Nr. 161, 162, 163, S. 190 Nr. 164.

²⁴⁾ Corner 1631 = Bäumer, Bd. II, Nr. 161.

im 15. und 16. Jahrhundert üblich gewesen sein könnte, nicht zuletzt durch die örtliche Katharinen-Verehrung gestützt und getragen.

Man könnte sich auf Grund solcher Hinweise vielleicht wenigstens den Ansatz eines Liedrepertoires des frühen und hohen Mittelalters für diese Landschaft erarbeiten. Man muß dabei aber nicht beim geistlichen Lied stehenbleiben. Wenn man schon Passau und die ihm zugeordnete Macht- und Einflußzone mustert, dann drängen sich ja auch weitere Gedanken auf. Auch die geistlichen Herrschaften haben jederzeit Männer hervorgebracht, die sich mit weltlichen Geschäften, Dichter, die sich mit weltlichen Stoffen abgegeben haben. Bei Passau denkt man für die Schwelle von früherem zum hohen Mittelalter ganz selbstverständlich an das Nibelungenlied, das doch in irgendeiner Form von dort ausgegangen ist. Nun, die große Pfarre Groß-Rußbach wurde von den Babenbergern und später von den Habsburgern immer gern an bedeutende Männer vergeben, die ihrem internen Verhältnis nach mit Passau verbunden waren. Besonders merkwürdig ist jedenfalls, daß um 1200 hier Konrad von Rußbach Pfarrer war, ein Mann, der zunächst bischöflicher Beamter in Passau, dann etwa von 1226 bis 1232 Notar des Herzogs Leopolds VI. war. Ein beachtlicher Teil der Nibelungenlied-Forschung nimmt an, daß dieser Konrad von Rußbach der eigentliche Dichter der Endfassung des Nibelungenliedes gewesen sei²⁵⁾. Wenn man das so liest, mutet es vielleicht nur wie eine literarhistorische Hypothese an. Aber für uns erhebt sich doch die Frage: Hat der Dichter, ob es nun Konrad wirklich selbst und allein war oder nicht, hat dieser Dichter als Vorlagen nur Papiere, nur Handschriften besessen, oder hat er nicht auch lebende Lieder über den Nibelungenstoff gehört? Mit einem Wort, man möchte es doch nicht von der Hand weisen, daß die gleichen Leute, die zu den kirchlichen Festen Lieder zu Ehren der Heiligen Valentin oder Koloman oder Katharina sangen, bei anderen Gelegenheiten Lieder über Gunther und Siegfried, Kriemhild und Brunhild, Hagen und Dietrich von Bern sangen. Daß es das gab, ist wohl bekannt. Nur lokalisieren lassen sich die Belege kaum. Und wieder mag sich fragen, wer hier solche Lieder gesungen haben mag. Etwa die Knappen der Ministerialen, die auf den nahen kleinen Burgen saßen, die Leute der Maissauer und Kuenringer, und wie sie alle hießen.

Man muß sich vielleicht dazu vor Augen halten, daß das seit dem 10. Jahrhundert frühdeutsch erschlossene Weinviertel mit seiner

²⁵⁾ Dietrich K r a l i k, Passau im Nibelungenlied. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Anzeiger der Philosophisch-Historischen Klasse, 1951, Bd. 87, Nr. 20.)

derselbe, Einleitung zur Übersetzung des Nibelungenliedes von Karl S i m r o c k. Neuausgabe Stuttgart 1954.

Rückverbindung zu den großen Stiften an der Donau, zu Melk, zu Klosterneuburg, dann auch zu Stift Schotten in Wien, durchaus nicht außerhalb der Welt lag. Im Gegensatz zum inneren Waldviertel etwa, das doch erst durch die Gründung von Zwettl 1139 stärker erschlossen wurde, gingen hier die Verbindungswege nach dem Norden durch, standen hier die kleinen Burgen der Adeligen, welche die beweglichen Elemente in einer sonst eher starren, statischen Welt des ländlichen Lebens bedeuteten.

Auch das kann man sich wieder in unserer Sicht eigens vor Augen führen. Es gab für alle die hier erwähnten Menschen im Lande beispielsweise persönliche Berührungen mit den Dichtern der Zeit, die übrigens so wenig wie alle anderen Weltmenschen ihrer Schicht schreibende Menschen, Literaten waren. Diese Dichter, für das 13. und 14. Jahrhundert zusammenfassend als Minnesänger bezeichnet, waren Männer adeligen Standes. Als bedeutendsten Vertreter ihrer Art spricht man mit Recht Herrn Walther von der Vogelweide an. Daß er in Wien und in Niederösterreich war, ist geläufig²⁶⁾. Den einzigen Beleg seines tatsächlichen Lebens verdanken wir einem Aufenthalt im kleinen passauischen Markt Zeiselmauer. Als Walther von der Hochzeit Herzog Leopolds VI. im Jahre 1204 kam, traf er in Zeiselmauer auf den Bischof Wolfger von Erla, also den Bischof von Passau, der später Patriarch von Aquileja werden sollte, und der gab ihm damals das Geld zum Ankauf eines Pelzmantels²⁷⁾. Das ist längst und gut bekannt. Aber man hat die weiteren Umstände für uns noch nicht ausgewertet. Bischof Wolfger von Erla hatte damals wohl einerseits seine Diözese zu betreuen, war aber großer Diplomat, der offenbar verschiedene politische Geschäfte im Lande zu betreiben hatte. Er war nicht nur in Wien und in Zeiselmauer, er führte vielmehr zwei Visitationsreisen im Lande nördlich der Donau durch, bei der er vermutlich auf Boten des Königs von Böhmen gewartet haben dürfte, es waren also auch diplomatische Reisen. Jedenfalls führten sie ihn durch unser Gebiet, die Reiserechnungen lassen seine Aufenthalte genau nachprüfen. Die erste dieser Reisen ging über Zöbing nach Retz, von dort nach Znaim, dann nach Altenburg, weiter westwärts nach Weitra, und von dort zurück. Die zweite führte von Krems nach Kühnring, wieder nach Retz, dann nach Weikertschlag, nach Thaya und schließlich wieder zurück nach Passau²⁸⁾. Und Bischof Wolfger, der Seelsorger und Politiker, war

²⁶⁾ Konrad Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. 2. Aufl. Halle an der Saale 1928. S. 5 ff., 299 ff.

²⁷⁾ Hedwig Hager, Das Lebenszeugnis Walthers von der Vogelweide. Die Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Erla. Wien 1970.

²⁸⁾ Hager, ebendort, S. 149 ff. und die Karten im Anhang.

selbstverständlich nicht allein. Ob Walther von der Vogelweide eine dieser beiden Reisen mitgeritten ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber andere Sänger und Musiker waren sicherlich im Gefolge jenes Bischofs, der doch wohl auch der Anreger der Niederschrift des Nibelungenliedes gewesen ist. Friedrich Panzer hat von ihm gesagt: Er war ein Politiker, ein Diplomat, kein Asket. Er blieb den Genüssen des Lebens zugewandt. „Wo er ging und stand, daheim wie auf Reisen, war er von Gauklern und Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen umschwärmt²⁹⁾.“ Wie dem auch gewesen sein mag, es eröffnet sich hier ein kleiner, aber bedeutsamer Einblick in das Liedleben der Zeit um 1200. Wir erfahren doch einmal, wer damals gesungen hat, und wir können uns vorstellen, daß man den Sängern des Bischofs zugehört hat.

Wenn man den Namen Konrad von Rußbach nennt, denkt man unwillkürlich an einige andere Personen der gleichen Zeit des frühen 13. Jahrhunderts, die alle auch den fränkischen Königsnamen Konrad führten. Man denkt vielleicht an Konrad von Fußesbrunn, den man einen geistlichen Minnesänger nennen könnte³⁰⁾. Seine „Kindheit Jesu“ gehört zu den wichtigsten Zeugnissen der mittelhochdeutschen geistlichen Dichtung, der Verfasser aber war ein Ritter, der in Klosterneuburger Urkunden zwischen 1182 und 1186 genannt wird, und das „Fußesbrunn“ ist der geltenden Meinung nach doch unser „Feuersbrunn“ hier am Wagram³¹⁾.

Von geistlichen und weltlichen Minnesängern, deren Bedeutung man sich größer vorstellen muß als die allgemeine Meinung wahrhaben will, von diesen Minnesängern sei hier immerhin noch ein weiterer genannt, der durch unser Land gezogen ist: Der Steirer Ulrich von Liechtenstein, der auf seiner zweiten Venusfahrt von Wien nach Norden bis Laa an der Thaya gekommen ist³²⁾. Nach seinen eigenen Versen wurde Ulrich 1240 bei dem Betreten niederösterreichischen Gebietes in Wiener Neustadt vom Gefolge Herzog Friedrichs des Streitbaren empfangen, und in diesem Gefolge befand sich Herr Ulrich von Sachsenhof. Ulrich aber, der selbst in seiner kleinen Feste bei Kirchberg am Wagram saß, war seinerseits kein unbedeutender

²⁹⁾ Friedrich Panzer, Das Nibelungenlied, Entstehung und Gestalt. Stuttgart 1955.

Danach: Helmut Berndt, Das 40. Abenteuer. Auf den Spuren der Nibelungen (= Deutsche Taschenbuch-Ausgabe Bd. 987), München 1974. S. 174, 175.

³⁰⁾ Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. II, S. 1359 f.

³¹⁾ Edward Schröder, Die Heimat des Konrad von Fussesbrunn. (Zeitschrift für deutsches Altertum, Bd. 67, 1930, S. 174 ff.)

³²⁾ Nagl-Zeidler, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd. 1, S. 201 ff.

Minnesänger, von dem sich eine Reihe von Liedern erhalten hat. Der Zug Ulrichs von Liechtenstein, den der von Sachsendorf dann wohl begleitet hat, ging von Wiener Neustadt nach Traiskirchen, dann nach Wien, wo man einen Tag blieb. Dann ging es weiter nach Korneuburg, nach Mistelbach, nach Feldsberg, und an der Thaya, also an der Grenze Österreichs auch damals fand die Fahrt ihr Ende³³⁾.

Es war, wie man weiß, ein ritterlicher Maskenzug, die Herren fühlten sich als König Artus und sein ritterlicher Hof. Innerhalb weniger Jahrzehnte war die Mode der französischen Artusromane ins Land gekommen, die immerhin für die höfischen Kreise eine zeitlang viel bedeuteten³⁴⁾. Das läßt sich bis in die Namengebung hinein verfolgen, wo noch im 14. und 15. Jahrhundert Namen wie Sigune oder Herzeloide nach dem „Parzival“ Wolframs von Eschenbach vorkommen³⁵⁾.

Der Hinweis gilt also einem Einfluß, der für uns noch deutlicher unterstrichen werden muß. Der Aufstieg Frankreichs in den Kreuzzügen hatte einen ungemein stark spürbaren Einfluß auf Lebensart, Literatur, Kunst und Musik mit sich gebracht. Wie dies in anderen Zeiten auch zu gehen pflegt, waren es nicht zuletzt die Modetänze, an denen man die Stärke dieses Einflusses abzulesen vermag. Bei Neidhart von Reuenthal, dem bayerischen Minnesänger am Wiener Hof des späten 13. Jahrhunderts sind uns genug Tanznamen belegt, die als französisch angesprochen werden³⁶⁾. Es gibt da den „girgandrey“, den „trypotey“ und nicht zuletzt den „gofenanz“, dessen französische Wortform „Convenance“ sich noch besonders gut erkennen läßt³⁷⁾. Neidhart läßt seine Tullnerfelder Bauern nach diesen Weisen tanzen. Wenn es überhaupt so gewesen sein sollte, und ein gewisses Quentchen Tatsächlichkeit wird damit wohl verbunden sein, dann haben wohl auch die Leute in anderen Landesteilen Niederösterreichs nach diesen soeben Mode gewordenen französischen Weisen getanzt.

Da wären also die französischen Epenstoffe bekannt geworden, da hätte man nach den französischen Modeweisen getanzt: Sollte man

³³⁾ Ulrich von Liechtenstein, Narr im hohen Dienst. Hg. Walter Zitzenbacher (= Stiasny-Bücherei Bd. 37), Graz und Wien 1958, S. 193 f.

³⁴⁾ Kurt Herbert Halbach, Epik des Mittelalters (in: Deutsche Philologie im Aufriß, hg. Wolfgang Stammer, 2. Aufl., Bd. II, Sp. 544 ff.).

³⁵⁾ Leopold Schmidt, Parzival-Namen in Niederösterreich. (Unsere Heimat, Niederösterreich und Wien, Bd. XVII, Wien 1946, S. 201.)

³⁶⁾ Neidharts Lieder. Hg. Moriz Haupt. 3. Aufl. bearbeitet von Edmund Weißner. Leipzig 1923.

³⁷⁾ Franz Magnus Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland. Bd. I, Leipzig 1886. S. 31 f.

Karl Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter. 3. Aufl. Bd. II, Wien 1897, S. 153, 157.

nicht vielleicht auch nach französischen Melodien gesungen haben? Wir haben im Lande einen höchst merkwürdigen Beweis dafür, der hier angeschlossen werden muß: Auf der Handschrift des oben erwähnten „Melker Marienliedes“ hat sich eine Notenniederschrift erhalten. Zunächst konnte man annehmen, daß es sich um die Singweise des Marienliedes handle. Dann aber hat sich herausgestellt, daß die Melodie nur aus irgendeinem Grund an den Rand der gleichen Seite geschrieben wurde, auf dem schon der Text des Marienliedes stand, und zwar gut hundert Jahre später. Die Melodie selbst hat sich einwandfrei als die einer französischen Ballade des 14. Jahrhunderts erkennen lassen, es handelt sich um die offenbar vielgesungene Ballade „Fuyez de moi“, also „Flieh weg von mir“, die auch im deutschsprachigen Gebiet noch lange Zeit verwendet worden sein muß. Im 15. Jahrhundert ist sie noch mit einem Text Oswalds von Wolkenstein verbunden worden. Leopold Nowak hat einst die verwickelte Geschichte der Entdeckung und Deutung dieser Melodie-Niederschrift sehr deutlich dargelegt³⁸⁾.

Mit der französischen Ballade „Fuyez de moi“ stehen wir aber am Beginn der Zeit der spätmittelalterlichen Ballade überhaupt. Es hat damals eine neue Zeit des Volksgesanges begonnen, die sehr bald eine Fülle von Balladen mit sich brachte³⁹⁾. Die schöpferische Kraft hielt in Europa etwa zwei Jahrhunderte lang an, dann begannen wohl keine neuen Balladen mehr zu entstehen, aber die inzwischen eingelebten allgemein bekannt zu werden und zu einem Traditionsgut, zu einem lang nachlebenden Stück Spätmittelalter sich auszugestalten⁴⁰⁾. Damit sind wir eigentlich dort angelangt, wo wir von Anfang an hinwollten: Die überraschende Balladenfreude im Weinviertel, die von der Sammlung wohl festgestellt, die aber wissenschaftlich noch recht wenig ausgewertet erscheint, hat durchaus ihre Begründung. Wenn man sich eine Art von Geschichte des Volksgesanges, oder doch eines wichtigen Teiles des alten Volksgesanges im Lande vor Augen führen will, dann kann man dies an Hand der Vorgeschichte und Geschichte der Ballade im Lande und darüber hinaus tun. Wir kennen nur ganz wenige Glieder in der langen Kette, die ja schließlich durch ein ganzes Jahrtausend reicht: Wir können mit einiger Sicherheit annehmen, daß epische Lieder von den Nibelungen und

³⁸⁾ Leopold Nowak, Das Melker Marienlied. (Unsere Heimat, Niederösterreich und Wien, Bd. VII, Wien 1934, S. 184 ff.)

³⁹⁾ Karl Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur. Halle an der Saale 1925. 3. Aufl. S. 493 ff.

G. R a y n a u d, Bibliographie des altfranzösischen Liedes. Neu bearbeitet und ergänzt von H. Spanke. Leiden 1955.

⁴⁰⁾ European Folk Ballads. Hg. Erich Seemann, Dag Strömbäck, Bengt R. Jonsson (= European Folklore Series Bd. 2), Kopenhagen 1967.

ihrem Untergang im Lande gesungen wurden, vermutlich im 11. und 12. Jahrhundert schon. Wir sehen, daß mit dem 14. Jahrhundert der Grund zu der Balladenfreudigkeit gelegt wird, so daß die nunmehr sich entwickelnden großen allgemeindeutschen Balladen des 15. und frühen 16. Jahrhunderts gerade hier besonders gern gesungen und besonders gern überliefert wurden.

Um den Wirklichkeitsgehalt solcher Annahmen zu verstehen, wird man sicherlich noch die Fülle der vorhandenen Aufzeichnungen daraufhin neu überprüfen müssen. Man kontrolliere also die so wichtigen Aufzeichnungen von Michael Pfliegler, von Franz Reingruber, von der erst vor kurzem dahingegangenen Ada Noggler-Michel und all den anderen, die hier in den Orten des Weinviertels auf das Singen der Leute gehorcht haben. Man scheue nicht davor zurück, die Unterstützung dieser mündlichen Überlieferung durch schriftliche und gedruckte Fassungen gerade von Balladen mit zu berücksichtigen⁴¹⁾. Wir wissen, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts eine Welle von Neudrucken von Flugblatt-Balladen über unser Land hinweggegangen ist⁴²⁾. Aber man wird sich auch dabei fragen, ob hier ganz neue Anregungen gegeben wurden, oder ob man damit auf ältere Überlieferungen zurückgegriffen hat. Ob die Sänger dadurch nur aufgemuntert wurden, die bei ihnen üblichen Balladen eben wieder vorzunehmen, und eventuell alte Texte zu neueren Singweisen zu singen. Auf diese Weise wird man sich doch wohl den großen alten Liedschatz des Weinviertels wirklichkeitsgetreu neu erschließen können.

⁴¹⁾ So steht „Wär ich ein wilder Falke“ als „Ein schöner bergreyen Von der schönen Madalena“ im Wienerischen Musenalmanach auf das Jahr 1782, S. 89 ff.

⁴²⁾ Die Ballade „Von der schönen Bernauerin“ findet sich in einem Wiener Flugblattdruck von 1817: Rudolf W o l k a n, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Bd. I, 2. Abt. Wien 1924, S. 1 ff., Nr. I.

Votivbildstudien

1. Votivbild aus dem ehem. Benediktinerinnenstift Sonnenburg (Südtirol), 1679. — 2. Votivbild aus der Schatzkammerkapelle des Minoritenklosters in Graz, 1755.

(Mit 4 Abbildungen)

Von Klaus Beitzl

Votivbilder als Werke der religiösen Volkskunst und Zeugnisse volksfrommen Brauches sind seit mehr als fünfzig Jahren Gegenstand umsichtiger volkskundlicher Sammlung und Forschung. Eine große Zahl von Einzelstudien, topographischen Erhebungen und umfassenden Darstellungen und Untersuchungen bezeichnen den Weg der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dieser volkskulturellen Erscheinung, deren mehrfache Aussagekraft für eine wesentlich historisch eingestellte Volkskunde wohl längst schon erkannt, bei weitem aber noch nicht voll ausgeschöpft worden ist¹⁾. Die Wurzeln dieses Phänomens konnten freigelegt, sein Wachstum, Blühen und Vergehen nachgezeichnet werden. Dennoch sind die Fragen des tatsächlichen Ursprungs und der kulturräumlichen Entfaltung des Votivbildbrauches noch immer nicht voll geklärt.

Früheste Belege noch aus der Zeit vor 1400 und aus dem 15. Jahrhundert verweisen auf die spanische und italienische Romania als Ursprungsgebiet. Mit der europäischen Zeitenwende um 1500 dringt das wallfahrtsgebundene Votivbild über die Alpen auf den Boden des deutschen Kaisertums vor²⁾. Seine Verbreitung während der Blütezeit etwa von 1650 bis 1850 deckt ungefähr jene Räume aus, die auf den Geschichtskarten von der europäischen Glaubensspaltung im 16. und 17. Jahrhundert mit gelbem Flächenkolorit als katholische Territorien gekennzeichnet sind, im Gegensatz zum Violett der protestantisch ge-

¹⁾ Vgl. die jüngsten Darstellungen mit umfangreichen Literaturhinweisen: Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k, *Ex Voto. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum*. Zürich-Freiburg i. Br. 1972; — Klaus B e i t z l, *Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst*. Salzburg 1973.

²⁾ Leopold S c h m i d t, *Das deutsche Votivbild. Erscheinung und Geschichte eines Volkskunstwerkes*. In: *Volkskunde als Geisteswissenschaft. Gesammelte Abhandlungen zur geistigen Volkskunde* (= *Handbuch der Geisteswissenschaft, Bd. 2*). Wien 1948, S. 103—126.

wordenen Länder. Doch bleiben in diesem Zusammenhang wichtige Einzelfragen zu klären. So hat beispielsweise Matthias Zender in einer kritischen Würdigung der neuesten Veröffentlichungen über das Motivbildwesen unlängst darauf hinweisen können, daß das nordwestdeutsche katholische Gebiet an Rhein und Lippe diesbezüglich ganz ausfällt. Unter den dort überhaupt nur spärlich bezeugten Motivgaben haben sich offenbar keine Motivtafeln erhalten. Das Problem lautet, „ob dieser Unterschied gegenüber Oberdeutschland nur darauf beruht, daß im Rheinland die Folgen der Aufklärung und der Französischen Revolution so gründlich aufgeräumt haben, daß fast nichts erhalten blieb, ja kaum Nachrichten bekannt sind, oder ob die rheinische Bevölkerung zu diesen Motivtafeln von jeher ein distanziertes Verhältnis hatte³⁾.“

Diese von Matthias Zender aufgeworfene Frage grundsätzlicher Natur hat ihre Berechtigung nicht nur in dieser regionalen Beschränkung. Die im Rheinland getroffenen Beobachtungen lassen sich beispielsweise direkt auf die Verhältnisse im benachbarten Frankreich übertragen. Das Motivbild in unserem Sinn fehlt im Erscheinungsbild der religiösen Volkskultur Frankreichs auf weitesten Strecken. Die wenigen bisher feststellbaren Vorkommen sind beschränkt auf Landstriche, die, historisch gesehen, eine Sonderstellung im heutigen französischen Staatsverband einnehmen, da sie diesem zum Teil nur wenig mehr als 100 Jahre angehören. Gemeint ist die Provence, die alte Grafschaft Nizza und Frankreichs Anteil am alten Herzogtum Savoyen mit den heutigen Départements Alpes-Maritimes und Var im Süden und Savoie im Südosten, wo auf Grund neuerer Erhebungen französischer Kollegen und bei persönlichen Begehungen des Verfassers mehrere Motivbilderbestände in Wallfahrtsstätten festgehalten werden konnten⁴⁾. Das hier erkennbare Beharren in alten Formen des volksfrommen Brauches, welches sich nicht nur auf das Wallfahrts- und Motivwesen beschränkt, sondern ebenso im Weiterleben religiöser Bruderschaften und festlicher Prozessionen zu beobachten ist⁵⁾, er-

³⁾ Matthias Zender, *Volkskunde 1970—1973* (Literaturbericht). (Blätter für deutsche Landeskunde, 110. Jg., 1974, S. 390).

⁴⁾ (ohne Verf.), *Var. Ex-voto peints*. (Arts et traditions populaires, Bd. IX, Paris 1961, S. 147); — Myriam Gracy, *Pèlerinage aux sources de la peinture populaire religieuse: les ex-votos peints* (Vortragsreferat). (Ebd., Bd. XII, Paris 1964, S. 261); — Kundfahrt des Verf. nach Bessans in der Haute-Maurienne (Département de Savoie), September 1965: Wallfahrtskapelle Notre-Dame-de-Grâce mit kleinem Bestand an gemalten Motivtafeln. (Vgl. Arnold Niederer, *Etude rétrospective d'un village* (Bessans). (Ethnologia Europaea, Bd. VI/1972, erschienen Göttingen 1973, S. 87).

⁵⁾ Eugenie Goldstern, *Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden*. Ein Beitrag zur romantischen Volkskunde (= Supplementhefte zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. 41). Wien 1922, S. 59—61.

klärt sich aus der bereits angedeuteten besonderen historischen Stellung dieser Landschaften. Die französische Aufklärung und die Revolution des Jahres 1789 mit ihren radikalen Folgen für die Gestaltung des Volkslebens in Frankreich konnten zumindest in jenen Teilen des alten Herzogtums Savoyen-Piemont und des nachmaligen Königreiches Sardinien, die erst 1860 von Viktor Emanuel II. an das Frankreich Napoleons III. als Anerkennung für die Hilfe im Unabhängigkeitskampf gegen Österreich abgetreten worden sind, nicht unmittelbar wirksam werden.

Solchen allgemeinen oder, wie man auch sagen kann, makroskopischen Betrachtungen des Votivbildbrauches stehen in der volkskundlichen Forschung häufiger Bemühungen gegenüber, die sich der Darstellung und Untersuchung bestimmter orts- und zeitgebundener Gruppen und Einzelbelege von Votivbildern zugewandt haben und diese nicht nur nach ihrer Bedeutung für die Volksfrömmigkeit und im Wallfahrtsbrauch, sondern auch nach ihrem historischen Quellenwert für verschiedene andere Bereiche der geistigen und materiellen Volkskultur befragt haben⁶⁾. Es soll hier nicht noch einmal ausgeführt werden, in welchem Maß auch diese „mikroskopische“ Betrachtung des einzelnen Votivbildes oder eines geschlossenen Votivbildbestandes in seinen vielfältigen Bezügen reiche volkskundliche Aufschlüsse gibt. Das Votivbild ist und bleibt im Bereich der Volkskunst eben jenes erstaunliche und überaus komplexe Gebilde, das, im Gegensatz zu anderen Überlieferungsgütern, von sehr vielen Seiten her befragt werden muß und unter Umständen auch dann noch zum Sprechen gebracht werden kann, wenn die sinngebende Traditionskette längst schon abgerissen ist. Mit den verfeinerten Methoden der historischen Volkskunde können Votivbilder, die einmal aus ihrem ursprünglichen Kontext herausgerissen, auf heute kaum noch nach vollziehbaren Wanderungen zuletzt in museale Obhut gelangt sind und hier oft ein vorerst stummes Dasein führen, identifiziert und dementsprechend als historisches Objekt und als Bildquelle ausgewertet werden. Zwei Beispiele, die mir in der museologischen Praxis begegnet sind, sollen hier für viele andere stehen.

I.

Votivbild aus dem ehem. Benediktinerinnenstift Sonnenburg bei St. Lorenzen im Pustertal (Südtirol), 1679

Zu den allerfrühesten, ikonographisch und künstlerisch interessantesten Votivbildern in der Sammlung des Österreichischen

⁶⁾ Klaus Beitzl, Die Votivbilder der Montafoner Gnadenstätten. Volkskundliche Inventarisierung und Interpretation des Gegenwartsbestandes. (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins 1963, Bregenz 1974, S. 70—142, Abb.)

Museums für Volkskunde in Wien gehört das große Tafelbild aus dem Jahr 1679 (Abb. 1), das 1958 von Leopold Schmidt aus Nordtiroler Privatbesitz erworben werden konnte⁷⁾. Das Bild war, seiner Bedeutung entsprechend, seither in mehreren Beiträgen zu Ausstellungskatalogen und in anderen Veröffentlichungen Gegenstand interpretatorischer Bemühungen⁸⁾. Die Identifizierung dieses auffällig großformatigen Votivgemäldes, das ohne nähere Herkunftsangaben in Musealbesitz gelangt war, erwies sich jedoch zunächst schwierig. Vor allem der hagiographischen Bestimmung des zweiten Kultobjektes, des unter der Hl. Dreifaltigkeit auf einer Wolkenbank knieenden Mittlerheiligen in schwarzem Mönchshabit (hl. Leonhard, hl. Kajetan?) haftete bislang sehr viel Unsicherheit an. Auch der zweite Weg, aus den topographischen Gegebenheiten der markanten Schloß- oder Klosteranlage im Bildhintergrund irgendwelche Schlüsse auf die Herkunft des Votivbildes zu ziehen, öffnete sich erst viel später.

Eine neuerliche Beschäftigung mit diesem Votivbild des Jahres 1679, die begleitet war von einer Farb Reproduktion in ausgezeichnete Faksimilequalität⁹⁾, hatte endlich auch die Aufmerksamkeit der hochspezialisierten geschichtlichen Landesforschung in Tirol geweckt und in weiterer Folge zur vollständigen Enträtselung der Ikonographie, Funktion und Herkunft der so bedeutenden Votivtafel geführt. So bedeutende Kenner der Tiroler Geschichte, Kunst und Volksfrömmigkeit wie Hans Hochenegg, Nikolaus Grass und Erich Egg äußerten sich mündlich und in Briefen in dieser Sache einhellig in dem Sinn, daß es sich bei Tafel nur um ein Relikt aus dem einstigen großen Pustertaler Benediktinerinnenstift Sonnenburg bei St. Lorenzen handeln

⁷⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien, Inv.-Nr. 52.795: Votivbild mit Darstellung der Hl. Dreifaltigkeit und einer vermittelnden Heiligengestalt in schwarzer Mönchskleidung, darunter felsige Gebirgslandschaft mit weitläufiger Schloß- oder Klosteranlage, im Vordergrund Brücke über einen reißenden Gebirgsfluß, gotischer Tabernakelbildstock. Ein von einem Pferd gezogenes Fuhrwerk stürzt in die wasserführende Felsschlucht. Der vor dem Ertrinken errettete Fuhrmann in schwarzer Kleidung und weißem Mühlsteinkragen kniet links und betet zum Heiligen. Links unten datiert: 1679. Ölgemälde auf Holz, neu gerahmt, 87 x 65 cm.

⁸⁾ Leopold Schmidt, Nordtiroler Votivtafel von 1679. In: Schätze aus den Museen Österreichs (= Notring-Jahrbuch 1967). Wien 1966, S. 82—83, Abb.; — Ders., Barocke Volksfrömmigkeit. Katalog der Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelburg. Wien 1971, S. 19, Kat.-Nr. 52.

⁹⁾ Klaus Beitzl, wie Anm. 1, S. 40—41 und 124, Taf. 2.

kann¹⁰⁾. Diese jetzt als völlig gesichert zu wertende Zuschreibung läßt sich an Hand der einzelnen Bildkomponenten — Kultobjekt, Kultsubjekt, Kultintention und historische Topographie — überprüfen. Das soll hier in einer etwas ausführlicheren Form geschehen, weil sich daraus neue Kenntnisse zur volkstümlichen Heiligenverehrung und zur Baugeschichte des Pustertaler Frauenstiftes ergeben.

Von der Größe und Bedeutung des ehemaligen Südtiroler Frauenstiftes der Benediktinerinnen auf Sonnenburg zeugen heute nur noch ehrwürdige Ruinen auf der steil zur Rienz abfallenden Felskuppe am Westrand des weiten Brunecker Talkessels. Unter Dach ist nur mehr der durch eine Durchfahrt mit einem kleinen Nebengebäude verbundene Wohntrakt der Äbtissin, der vorne von einem breiten Viereckerker mit dreifach abgestuften Ablauf versehen ist. Nördlich davon liegen die gründlich verfallenen Reste des Konventbaues, am Westende der Ringmauer die Kapellenruine¹¹⁾. An der höchsten Stelle des Felsens haben sich Grundmauern einer romanischen Kapelle mit Rundapsis erhalten. Fundamente von gewüsteten Wirtschaftsbauten konnten erst kürzlich im Zuge der Revitalisierung des noch erhalten gebliebenen Baubestandes festgestellt und wissenschaftlich bearbeitet werden¹²⁾. Diese neuesten Grabungsforschungen im Bereich der ehemaligen Klosteranlage haben im wesentlichen die bisherigen historischen Kenntnisse bestätigt. Demnach hat Volkhold (Volchold), ein Sohn des Grafen Otwin von Lurngau und Pustertal, sein Schloß und den alten Gerichtssitz Suanapurk zwischen 1030 und 1039 in ein Benediktinerinnenstift umgewandelt und seine Nichte Wichburg von Kloster St. Georgen am Längsee als erste Äbtissin berufen. Aus der bewegten und gut durchforschten Geschichte des Frauenklosters Sonnenburg seien hier nur einige Merkdaten hervorgehoben, welche für die richtige Einschätzung des Motivbildes von 1679 als Bildquelle für die Baugeschichte und historische Topographie von Sonnenburg wesentlich sind¹³⁾. Die mittelalterliche Klosteranlage ist durch einen verheeren-

¹⁰⁾ Für die gütigst erteilten Auskünfte der Herren Hofrat Dr. Hans Hochenegg, Hall in Tirol (Briefe vom 10. und 14. Mai 1975), Univ.-Prof. Dr. Nikolaus Grass, Vorstand des Instituts für Deutsche Rechtsgeschichte der Universität Innsbruck (Brief vom 27. April 1975) und von wirkl. Hofrat Dr. Erich Egg, Direktor des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck (mündl. Mitteilung und Überlassung von topographischen Bildzeugnissen) bedanke ich mich bestens.

¹¹⁾ Josef Weingartner, *Die Kunstdenkmäler Südtirols*, Band I (Eisacktal, Pustertal, Ladinien). Innsbruck—Wien 1951, S. 288—289.

¹²⁾ Reimo Lunz, *Die Ausgrabungen auf der Sonnenburg bei St. Lorenzen*. (Der Schlern, Bd. 48, Bozen 1974, S. 647—652.)

¹³⁾ Josef Weingartner, *Sonnenburg*. (Der Schlern 4, Bozen 1923, S. 42—50); — K. Staudacher, *Kloster „Sonnenburg“* (ebd. 14, Bozen 1933, S. 82—83); — Karl Wolfsgruber, *Kloster Sonnenburg als mittel-*

den Brand im Jahr 1598 stark in Mitleidenschaft gezogen worden, so daß sie in der Folge einem gründlichen Um- bzw. Neubau unterzogen werden mußte. Knapp zwei Jahrhunderte später, am 28. April 1785, wurde das Kloster Sonnenburg auf Anweisung Kaiser Josephs II. säkularisiert, was in weiterer Folge 1812 zum Abbruch großer Teile der Klosteranlage samt Kirche führte. Nur der Abteistock blieb erhalten. Er diente lange Zeit hindurch als Gemeindearmenhaus und wurde erst in unseren Tagen in einen Hotelbetrieb umgewandelt.

Setzt man diese Daten mit der Jahresangabe unseres Bildzeugnisses in Beziehung, so ist zunächst festzuhalten, daß auf der Motivtafel von 1679 der Bauzustand der neuzeitlichen Klosteranlage nach der Brandkatastrophe von 1598 dokumentiert ist. Da das vermutlich älteste Bildzeugnis von Kloster Sonnenburg, das Titelaquarell (um 1600) in dem bis ins frühe 17. Jahrhundert heraufreichenden chronikartigen Sonnenburger Hausbuch, offensichtlich noch die mittelalterliche Situation wiedergibt, darf die Motivtafel des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien als der früheste Bildbeleg für das um die Wende vom 16. und 17. Jahrhundert wiederaufgebaute Kloster angesehen werden. Weitere Bildzeugnisse aus jüngerer Zeit schließen daran an (Abbildung 2)¹⁴). Sie können hier außer Betracht bleiben, weil es uns nicht um die Erörterung baugeschichtlicher Einzelheiten geht. Doch soll festgehalten sein, daß die wirklichkeitsnahe Abbildung der land-

alterliches Wirtschaftsgebilde. (Ebd. 28, 1954, 53—55); — Hubert Stemberger, Aus der Geschichte des Klosters Sonnenburg. In: Stifte und Klöster. Entwicklung und Bedeutung im Kulturleben Südtirols (= Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes, Bd. 2. Bozen 1962, S. 364—375; — Rudolf Humboldt, Die Chronik des Klosters Sonnenburg (Pustertal). Eingeleitet und aus der Originalhandschrift ediert von —. 1. Band: 1597—1766 (= Schlern-Schriften, 226). Innsbruck 1963; — Franz Huter (Hrsg.), Handbuch der Historischen Stätten Österreichs. 1. Band: Alpenländer und Südtirol (= Kröners Taschenausgabe, 279). Stuttgart 1966, S. 560—561); — Kolumban Spahr, Nikolaus von Cues, das adelige Frauenstift Sonnenburg OSB und die mittelalterliche Nonnenklausur. In: Nikolaus Grass (Hrsg.), Cusanus-Gedächtnisschrift (= Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte, Bd. 3). Innsbruck—München 1970, S. 307—326.

¹⁴) Hs. FB 130 des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Innsbruck. Abgebildet bei Kolumban Spahr, wie Anm. 13, S. 326. — An weiteren Bildzeugnissen sind mir bekannt geworden: (Zustand vor der Zerstörung Ende des 18. Jahrhunderts): Ölgemälde „Kloster Sonnenburg im Pustertal“. Original bei Familie Mumelter am Perlhof in Bozen-Dorf. Abbildung bei Karl Wolfsgruber, wie Anm. 13, S. 54; — Caspar Pfandler, „Kloster Sonnenburg bey St. Lorenzen“. Bleistiftzeichnung, 114 x 174 cm. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck, Inv.-Nr. FB 31.347/Nr. 52; — (Nach der Zerstörung Ende des 18. Jahrhunderts): Klosterruine Sonnenburg. Stahlstich von Fr. Hablitschek, gezeichnet von J. Lange. Sammlung Hofrat Dr. Hans Hochenegg, Hall in Tirol; — „Sonnenburg, St. Lorenzen“. Tuschezeichnung von Anton Bayer, 154 x 100 mm. Datiert 1908. Sammlung Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien, Inv.-Nr. 66.237.

schafts- und kunsttopographischen Gegebenheiten rund um das ehemalige Kloster Sonnenburg auf der Votivtafel von 1679 zweifellos für weitere lokal- und kunstgeschichtliche Forschungen wichtig sein wird. Vom Standpunkt der historischen Bauernhausforschung aus muß auf die Andeutung alter Haustypen hingewiesen werden, wie auch die einst aus Holz errichtete Brücke über den Rienzfluß und der gemauerte Tabernakelbildstock, der mit seiner ursprünglichen Bemalung — Darstellung der Kreuzigungsgruppe im Tabernakel und der Schmerzhafte Muttergottes auf dem Pfeiler — als qualitätsvolles Beispiel für den spätmittelalterlichen Typus solcher Wegsäulen anzusprechen ist, für die jeweiligen Spezialforschungen von Interesse sind ¹⁵⁾.

Unsere Aufmerksamkeit wendet sich vielmehr dem Umstand zu, daß mit der Möglichkeit einer lokalen Zuordnung der Votivtafel von 1679 zugleich auch Licht auf einen ortsgebundenen historischen Wallfahrts- und Heiligenkult fällt, von welchem bisher eigentlich nichts bekannt war. Die wallfahrtstopographischen Erhebungen von Gustav Gugitz konnten für das Benediktinerinnenstift Sonnenburg nur eine wallfahrtsmäßige Verehrung der hl. Maria von Einsiedeln geltend machen ¹⁶⁾. Als Kultgegenstand wird eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Marienstatue genannt, die nach Auflösung des Klosters 1785 bzw. nach Abbruch der Klosterkirche 1812 in die Pfarrkirche von St. Lorenzen übertragen wurde. Das Kultobjekt des Votivbildes von 1679 zeigt uns, daß es in Sonnenburg im Hochbarock offensichtlich eine noch ältere Verehrung gegeben haben muß, die der hl. Dreifaltigkeit gewidmet war.

Die Bindung der Dreifaltigkeitsverehrung an ein Ordenshaus der Benediktinerinnen ist bezeichnend, denn dieser Kult hatte unter benediktinischem Einfluß in der Gegenreformation eine starke Belebung erfahren und zur Ausbildung bedeutender Wallfahrtsorte geführt ¹⁷⁾. Sicherlich hatte Sonnenburg nicht den Rang bekannter großer Dreifaltigkeitswallfahrten des Barock erlangt; die deutliche Betonung des Kultgegenstandes auf dem Votivbild weist jedoch unmittelbar auf eine bestimmte örtliche und zeitliche Geltung hin.

Ansätze zu einer zeitlich und örtlich wohl noch begrenzteren volksfrommen Verehrung scheint neben der Dreifaltigkeit die Darstellung des mönchischen Mittlerheiligen anzuzeigen, von welchem wir

¹⁵⁾ Auch für die Gegenwart verzeichnet bei Josef Weingartner, wie Anm. 11, S. 288: „Runder (?) Granitpfeiler mit viereckigem Aufsatz. XVII. Jahrhundert“.

¹⁶⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. III: Tirol und Vorarlberg. Wien 1956, S. 171.

¹⁷⁾ Klaus Beitzl und Leopold Schmidt, Wallfahrten in Österreich (in Auswahl). In: Ernst Bernleithner (Hg.), Kirchenhistorischer Atlas von Österreich. 1. Lfg. Wien 1966, Karte und Kommentar 11.

jetzt wissen, daß es sich um den seligen Ordensstifter Volkhold handelt. Zur Hagiographie dieses Klosterpatrons war bisher nur bekannt, was das Erbauungsbuch „Heiliger Tyroler-Ehrenglanz“ aus dem Jahre 1843 zur Lebensgeschichte, frommen Stiftung und Legende des „gottseligen Volkhold, Stifter des Klosters Sonnenburg, Levit und Klausner im Pusterthale (972—1041)“ enthielt¹⁸⁾. Volkhold, der zum geistlichen Stand bestimmt war, aber aus Demut nur Levit, also Subdiakon oder Diakon, bleiben wollte, hatte sich mit der Klosterstiftung seiner ererbten zeitlichen Güter entledigt und lebte, der Legende zufolge, nach der Aufrichtung des Klosters seine meisten Tage zu Sonnenburg, „wo er hinter dem Kloster in einem dunklen Gebüsch eine ärmliche Hütte bewohnte, und sich in Allem wie ein armer Büsser ganz sparsam behalf“. Zwei schlichte Stäbe, ein Becher und ein Teller aus weißem Stein mit grünen Adern sowie ein Messerbein sind im Klosterarchiv lange als ehrwürdige Andenken an den Stifter des Klosters aufbewahrt worden. Nach seinem Tode im Jahre 1041 wurde der Selige unterhalb des Hochaltars auf der Epistelseite bestattet¹⁹⁾. Sein erster Grabstein ist nicht mehr vorhanden, wohl aber einer aus jüngerer Zeit. Dieses Monument, um 1710 entstanden, wurde nach Aufhebung und Zerstörung des Klosters in den Gottesacker der Pfarre St. Lorenzen bei Sonnenburg übertragen und dort vor der Kirchenpforte eingemauert²⁰⁾. Der Reliefstein zeigt den seligen Volkhold als Diakon im Levitenrock. Er kniet vor der Gottesmutter Maria. Die Inschrift besagt: „Allhie ligt begrawen Herr Volkholdus gefürsteter Graf zu Görz wellicher dises hochadelige Frawen-Closter gestift hat Anno 1018. Starb in Gott seliglich um das Jahr 1041²¹⁾.“ Dieser Grabstein von 1710 und das schon erwähnte Titelaquarell des Sonnenburger Hausbuches um 1600 sind Zeugnisse dafür, daß es innerhalb der Ordensgemeinschaft der Sonnenburger Benediktinerinnen eine gewisse Bildtradition gab, die das Andenken an den Klostergründer über die Jahrhunderte hinweg wachhielt. Nichts scheint bisher jedoch davon zu sprechen, daß über diesen engen Rahmen hinaus so etwas wie eine volksfromme Heiligenverehrung mit der Person des seligen Volkhold verknüpft war, wenn nicht das Motivbild von 1679, das zeitlich eine Mittelstellung zwischen den beiden historischen Bildzeugnissen von 1600 und 1710 einnimmt, in diesem Sinn gedeutet werden kann. Der Selige ist auf dem Motivbild

¹⁸⁾ Heiliger Tyroler-Ehrenglanz, oder Lebensgeschichten heiliger, seliger, gottseliger, frommer und ausgezeichnete Tyroler. Gesammelt und bearbeitet zur Erbauung und Belehrung für jedermann. II. Heft: Vom Jahre 600 bis zum Jahre 1150. Innsbruck 1843, S. 252—256. (Herrn Hofrat Dr. Hans Hochenegg in Hall in Tirol sei hier für die freundliche Mitteilung dieser Literatur gedankt).

¹⁹⁾ Heiliger Tyroler-Ehrenglanz, wie Anm. 18, S. 254—255.

²⁰⁾ Josef Weingartner, wie Anm. 11, Band III, Wien 1923, Abb. 74

²¹⁾ Heiliger Tyroler-Ehrenglanz, wie Anm. 18, S. 255.

im schwarzen Mönchshabit der Benediktiner dargestellt, was eine ikonographische Abweichung zu den Abbildungen des Volkhold im liturgischen Obergewand der Diakonen bedeutet. Das soll aber nicht weiter befremden. Die adeligen Frauen der benediktinischen Ordensgemeinschaft haben ihren Klostergründer eben als Angehörigen des Ordens des Hl. Benedikt gesehen und ihn deshalb auch mit den entsprechenden trachtlichen Merkmalen ausgestattet.

Ich möchte in der Tatsache, daß ein doch sehr qualitätsvolles Motivbild, das nicht nur einen beträchtlichen Aufwand gekostet hat, sondern auf dem der Gründer des Klosters Sonnenburg auch als Zugehöriger des Benediktinerordens bildlich deutlich hervorgehoben erscheint, im Jahr 1679 in Auftrag gegeben worden ist, einen Versuch der Sonnenburger Benediktinerinnen oder ihres geistlichen Betreuers erblicken, dem seligen Klostergründer eine gewisse öffentliche Geltung zu verschaffen, die über das pietätvolle Andenken innerhalb der klösterlichen Gemeinschaft hinausreichen sollte. Die Blütezeit der barocken Frömmigkeit war solchen Bestrebungen günstig, und der auf der Motivtafel dargestellte Unglücksfall mit glimpflichem Ausgang hätte den konkreten Ansatzpunkt für dieses Bemühen bilden können. Freilich wird man in der Klosterchronik vergebens nach Hinweisen suchen, die eine derartige Intention belegen könnten. Zwar wird dort von manchen Vorfällen berichtet, die sich während der Amtszeit des wohlgeborenen „Freile“ Sibila Victoria Anna Freiin von Schneeberg, 36. Äbtissin von Sonnenburg (1663—1691), zugetragen haben, doch keine Angabe deutet irgendwie darauf hin, daß die Verehrung des sel. Volkhold eine stärkere Verankerung etwa bei den Klosterleuten in den vor allem in das Enneberger Gericht ausgreifenden Besitzungen von Sonnenburg gehabt haben könnte²²⁾. Wir müssen also bei unserem Versuch, das ikonographisch und herkunftsmäßig nunmehr eindeutig freigelegte Motivbild von 1679 auch in einen bestimmten funktionellen Rahmen einzufügen, bei Vermutungen stehen bleiben. Hypothetisch ist auch die Frage, ob unter den einst „vielen“ Motivbildern, die auf Grund der Angaben von Gustav Gugitz zugleich mit dem Abbruch der Klosterkirche im Jahre 1812 verschwunden sind, auch solche dabei waren, die sich auf die neben der jüngeren Marien- und Jesuskindverehrung ältere Schicht eines Dreifaltigkeits- und Volkholdkultes bezogen haben²³⁾. Vielleicht hat damals sogar das für uns so bedeutungsvolle Motivbild aus dem Jahr 1679 seinen nicht mehr nachvollziehbaren Wanderweg angetreten, der 1958 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien geendet hat.

²²⁾ Rudolf H u m b e r d o t z, wie Anm. 13.

²³⁾ Gustav G u g i t z, wie Anm. 16, S. 171.

II.

Votivbild aus der Schatzkammerkapelle des Minoritenklosters zu Graz, 1755.

Ein ähnlich schrittweises Erkennen kennzeichnet den Weg bis zur endgültigen „Entzifferung“ eines zweiten Votivbildes in der Sammlung des Wiener Volkskundemuseums²⁴⁾. Im Inventarverzeichnis ist als Herkunftsort dieses Leinwandbildes die Wallfahrtskirche Maria im Grübel bei Gröbming ausgewiesen (Abbildung 3). Zusammen mit fünf weiteren Votivtafeln hätte es der seinerzeitige Pfarrer von Gröbming dem Museum geschenkt überlassen; „gegen eine diskrete Vergütung“, wie Michael Haberlandt damals handschriftlich hinzufügte. Die eigentliche wissenschaftliche Bearbeitung dieser, wie wir heute wissen, wichtigen Erwerbung konnte jedoch erst ein halbes Jahrhundert später erfolgen, als vom Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien die als Beitrag zum Marianischen Jahr 1954 gedacht gewesene Ausstellung „Marianische Wallfahrten“ vorbereitet wurde. Leopold Schmidt war bei diesem in Gröbming erworbenen Votivbild aus dem Jahr 1755 aufgefallen, daß zwischen der tatsächlichen Ikonographie des Gnadenbildes Maria im Grübel in der dortigen Pfarrkirche Maria Himmelfahrt — eine gekrönte Marienstatue im Kegelmantel mit gekröntem Kind auf dem linken Arm und einem Szepter in der rechten Hand²⁵⁾ — und dem auf dem Votivbild abgebildeten Kultobjekt eine auffällige Unstimmigkeit herrschte. Die entsprechende Katalognotiz enthält denn auch die richtige Bestimmung des Gnadenbildtypus und den ersten Hinweis für eine mögliche Zuordnung: „Votivbild mit dem Gnadenbild ähnlich der Madonna von Mariahilf in Graz, den Fuß auf der Mondsichel ruhend²⁶⁾“. Die Treffsicherheit dieser Bestimmung sei hervorgehoben, da die volkskundliche Wallfahrtsforschung erst einige Jahre darauf über jenes Arbeitsmittel verfügen konnte, das

²⁴⁾ Österreichisches Museum für Volkskunde in Wien, Inv.-Nr. 17.004: Votivbild. Mariahilf und Unglück an einem Ziehbrunnen. Öl auf Leinwand, gerahmt, 43 x 38 cm. Im Wolkenkranz, von Cherubsköpfen umgeben, marianisches Gnadenbild vom Typus Mariahilf (sitzende Maria mit nacktem Kind auf dem Schoß, Fuß auf Mondsichel gesetzt); darunter Stadtarchitektur, im Vordergrund auf einem Platz ein überdachter Ziehbrunnen, dessen Rand aufgemauert ist; eine Frau blickt, über den Brunnenrand weit vorgebeugt, in den Brunnenschacht. Im linken unteren Eck (teilweise beschnitten), ovale Barockkartusche mit der Inschrift „Ex Voto 1755“.

²⁵⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956, S. 149; — vgl. auch: Klaus Beitzl, wie Anm. 1, S. 38—39 und 134, Taf. 2.

²⁶⁾ Leopold Schmidt, Marianische Wallfahrten in Österreich. Ausstellungskatalog des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. Wien 1954, S. 18.

Gustav Gugitz mit seiner systematischen Erfassung aller das Wallfahrtswesen in den österreichischen Bundesländern betreffenden Quellen geschaffen hatte und welches heute die Überprüfung solcher Befunde verhältnismäßig leicht erscheinen läßt²⁷⁾. An der ikonographischen Übereinstimmung zwischen dem auf dem Motivbild dargestellten Kultobjekt und dem in der Mariahilfkapelle des Grazer Minoritenklosters seit dem frühen 17. Jahrhundert hochverehrten Madonnenbildnis, das gemäß der Legende vom Maler Petro de Pomis „engelschön“ gemalt worden war, bestand also kaum mehr ein Zweifel. Eine letzte Unsicherheit bei der Identifikation des Motivbildes blieb bisher bestehen, da diese Tafel zusammen mit den übrigen Stücken aus einem von Graz doch beträchtlich entfernten Wallfahrtsort in Wiener Musealbesitz gelangt ist. Zwar konnte in diesem Zusammenhang auf die Möglichkeit einer örtlichen Vertragung und abermaligen Stiftung hingewiesen werden, was im Motivbildbrauch unter bestimmten Umständen immer wieder vorkommt²⁸⁾. Ein schlüssiger Beweis, daß die Motivtafel von 1755 vielleicht infolge josefinischer Reformmaßnahmen aus der Mariahilfkapelle der Grazer Minoritenkirche entfernt, nach Gröbming verbracht und dort wieder pietätvoll aufgehängt worden ist, fehlte jedoch.

Ein solcher Beweis wurde nunmehr in greifbare Nähe gerückt, seitdem Günter Brucker die für die lokale Kunst-, Frömmigkeits- und Stadtgeschichte von Graz gleichermaßen bedeutende „Entdeckung“ der weithin unbekannt, weil Jahrzehnte hindurch nur zur österlichen Zeit und zu wenigen anderen Jahrestermen frei zugänglichen Schatzkammerkapelle des Grazer Minoritenklosters geglückt ist²⁹⁾. Alle bisherigen Mutmaßungen über die Herkunft des Motivbildes von 1755 finden hier ihre Bestätigung.

Ging es Günter Brucker als Kunsthistoriker in seiner Untersuchung vor allem darum, die Ausführung der auf fünfzehn Flächenkompartimente des Schatzkammergewölbes aufgeteilten Malereien in Fresko- und Secco-Mischtechnik dem zwischen 1770 und 1773 für den Minoritenorden in Graz tätigen Josef Adam Mölk zuzuschreiben³⁰⁾, so wandte er doch auch seine Aufmerksamkeit der Aufschlüsselung des thematischen Programms der zu einem Bilderzyklus zusammenge-

²⁷⁾ Gustav Gugitz, wie Anm. 25, S. 146—148.

²⁸⁾ Klaus Beitzl, wie Anm. 1, S. 60—61, 138, Taf. 13.

²⁹⁾ Günter Brucker, Der Zyklus der Deckengemälde in der Schatzkammerkapelle des Grazer Minoritenklosters. Ein Werk des Josef Adam von Mölk. (Historisches Jahrbuch der Stadt Graz, Bd. 4, Graz 1971, S. 91—105, Abb. 8—27).

³⁰⁾ W. Paunold, Josef Adam Mölk und sein Werk in der Steiermark. Phil. Diss. Innsbruck 1960, S. 131 f.

schlossenen Malereien zu. Anlaß für den Bau der malerisch ausgeschmückten Schatzkammer war der im Spätbarock einsetzende starke Zustrom gläubigen Volkes zu dem 1611 für die Wallfahrtskirche geschaffenen Gnadenbild und die damit verbundene Anhäufung von Votivgaben. Laut Eintragung am Liber actuum vom 6. März 1769 fühlte sich der Konvent bewogen: „...duabis ultimis cameris seminarii... fiat custodia Thesauri Matris Thaumaturgae³¹⁾.“ Die Schatzkammer wurde alsbald gebaut — nach Gustav Gugitz 1772³²⁾ — und auch künstlerisch ausgeschmückt. Die Ursprungslegende des Gnadenbildes — das warnende Beispiel des Malers Pietro de Pomis, der zur Strafe für maßlose Honorarforderungen und mutwilligen Arbeitsbruch erblindete und erst auf Grund seines Gelübdes, das Gemälde umsonst fertig zu malen, von diesem Schicksal befreit wurde, wobei die schönen Gesichter der Muttergottes und des Jesuskindes ohne die Hand des Künstlers auf wunderbare Weise entstanden sind — und bildliche Darstellungen der merkwürdigsten Wunder, die sich an diesem Gnadenort ereignet hatten, ergaben dabei das ikonographische Programm. Dem andächtigen Besucher des Marienheiligums sollte in den fünfzehn Deckengemälden die Geschichte und die Bedeutung dieser Wallfahrt vor Augen geführt werden. Daß hinter diesem Aufwand propagandistische Überlegungen standen, ist aus dem Bemühen der Grazer Minoriten abzuleiten, die mehrfach die Wunderkraft ihres Heiligums gegen die großen innerösterreichischen Wallfahrten von Mariazell in der Steiermark und Maria Trost bei Graz ausspielten³³⁾. Eben diesen Anspruch scheint das große Deckenbild im mittleren Oval zu erheben, auf dem das Gnadenbild von Mariahilf gewissermaßen als „Alma Mater Graecensis“ über der in einer Gesamtansicht gemalten Stadt Graz schwebt und eine im Vordergrund kniende allegorische Gestalt mit den Attributen eines Herzogs, mit dem Landeswappen und mit einem Flammenherz in der Rechten der Muttergottes die gebührende Verehrung zollt³⁴⁾. Die allegorische Gestalt steht hier ganz offensichtlich nicht nur für innerösterreichische Residenzstadt Graz, sondern für die Bevölkerung des ganzen Herzogtums. Reale Bezüge zur Kultgeschichte des Heiligums enthalten die übrigen Malereien am StICKKAPPENGEWÖLBE und an den mit drei Fensterachsen versehenen Längsseiten der Kapelle. Die schon erwähnte Darstellung der Ursprungslegende bietet den Ausgangspunkt, woran die in der Art von Mirakelbildern gestalteten Bildberichte von mehreren Gnadenerweisen

³¹⁾ Günter Brucker, wie Anm. 29, S. 91.

³²⁾ Gustav Gugitz, wie Anm. 25, S. 147.

³³⁾ Gustav Gugitz, wie Anm. 25, S. 147.

³⁴⁾ Günter Brucker, wie Anm. 29, S. 94.

und Wundertaten anschließen: die Bewahrung der Stadt Pettau in der damaligen Südsteiermark von einem verheerenden Brand, Pest- und Krankenheilungen, Teufelsaustreibung, Rettung aus Seenot, Gefangenbefreiung usw.

Es handelt sich bei diesen Mirakelbildern um Darstellungen, deren Typus der spätmittelalterlichen und frühbarocken religiösen Graphik und Tafelmalerei durchaus geläufig waren. Man ist versucht, nach den unmittelbaren bildlichen Vorlagen zu diesen Gemälden zu fragen. Die Suche danach wird im vorliegenden Fall vermutlich ergebnislos bleiben. Hingegen hat sich eine literarische Quelle aufgetan, aus welcher der Freskenmaler bzw. seine geistlichen Auftraggeber die Themen ihres Bildprogramms geschöpft haben. Die Grazer Mariahilf-Wallfahrt hat wie jede andere größere Wallfahrt dieser Zeit ihr eigenes gedrucktes Mirakel- und Wallfahrtsbuch gehabt, das den Schlüssel zum Verständnis für die Bildinhalte des fünfzehnteiligen Freskenzyklus in der Schatzkammer des Grazer Minoritenklosters bietet. Günter Brucker hat diese Quelle, den „Marianischen Gnaden-Schall, Der Wunderthätigen Gnaden-Bildes Maria-Hülff, welches zu Grätz in Steyermark bei den . . . Patribus . . . Minoriten . . . 1611 den Ursprung genommen . . . bis auf das Jahr 1737. Erstes Buch. Grätz 1739“ von Melchior Michelitsch³⁵⁾, auswerten und in diesem Zusammenhang auch eines der sechs rechteckigen Wandbilder über den Seitenfenstern erläutern können, das als direktes Gegenstück zum Votivbild von 1755 anzusprechen ist (Abbildung 4). Hier wie dort wird nämlich dieselbe Begebenheit abgebildet: ein offensichtlich unglücklicher Vorfall an einem gemauerten Ziehbrunnen in einer Stadt. Sieht man von rein formalen Unterschieden ab, so sind die Bildkomponenten der beiden Darstellungen geradezu identisch: Da schwebt oben in einer Wolken aureole das Mariahilf-Gnadenbild, während unten, im irdischen Bereich, ein rundummauerter und überdachter Ziehbrunnen den Vordergrund einnimmt; eine Frau beugt sich in höchster Besorgnis über den Rand des Brunnens; den Hintergrund schließen städtische Hausfassaden ab. Fresko und Votivbild bezeichnen also beide auf gleiche Weise einen Unglücksfall im alltäglichen Leben, der offensichtlich glimpflich ausgegangen ist. Die näheren Umstände des Vorfalles sind den beiden bildlichen Darstellungen nicht zu entnehmen. Daß es sich hierbei um die Errettung eines „Knäblein zu Grätz“ handelte, der unter den Augen der Mutter in den tiefen Stadtbrunnen gefallen war, ist jedoch dem erwähnten Mirakelbuch des Melchior Michelitsch zu entnehmen, worin folgende Eintragung nachzulesen ist³⁶⁾:

³⁵⁾ Exemplar in der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde (Widmung Prof. Dr. Rudolf Kriss), Inv.-Nr. 8811.

³⁶⁾ Ebd., S. 288.

„Im Jahr 1730, wollte ein Knäblein zu Grätz, in Gegenwart seiner Mutter, etwas genauer in einen Zieh-Brunnen hinunter sehen, warum es sich unbedachtsam zu vil über den Brunn-Stein geleinet, der vordere Leib das Ober-Gewicht erhalten, und ihn neben der umsehenden Mutter hinunter gerissen; als aber sie durch das Geräusch des Wassers des Falls gewahr geworden, verlobte sie selbige Mariae-Hülf, weheklagend schreyende: Maria-Hülf, Maria-Hülf erbarme dich meines Kindes! so hat man bey Heraufziehung desselben nicht allein das Leben, sondern auch gar keine Verletzung des Leibs gefunden. Also ist es aus ihrer Opfer-Tafel genommen worden.“

Der Vorfall des Jahres 1730 — der unglückliche Sturz eines unbedachten Kindes in einen offenen Ziehbrunnen und die der Hilfe Mariens zugeschriebenen wunderbare Errettung des Knaben — schien der betroffenen gläubigen Mutter und den geistlichen Betreuern der Grazer Mariahilf-Wallfahrt bedeutend genug gewesen zu sein, diesen sowohl schriftlich wie auch bildlich dargestellt zu wissen. Offensichtlich sollte hier neben der Verkündung des Rufes dieser großen steirischen Wallfahrt auch ein warnendes Beispiel für Kinder und Eltern gesetzt werden, die Gefahren der offenen Gemeinschaftsbrunnen in den Städten und Märkten zu erkennen und zu meiden. Wie beständig dieses Wunder- und Warnmotiv in der lokalen Wallfahrtsüberlieferung weitergegeben worden ist, kann aus folgenden Datierungen abgelesen werden: 1730 hat sich der geschilderte Unfall mit glücklichem Ausgang in Graz ereignet, im gleichen Jahr hat die dankbare Mutter eine Votivtafel malen und am Gnadenort aufhängen lassen, 1739 promulgiert Melchior Michelitsch diesen Mirakelbericht in der Druckschrift „Marianischer Gnaden-Schall“; das in Museumsbesitz gelangte Votivbild trägt die Jahreszahl 1755 und, zwischen 1770 und 1773, hat Josef Adam Mölk für die künstlerische Ausgestaltung der Schatzkammerkapelle des Grazer Minoritenklosters sich nochmals dieses Vorwurfs bedient. Mehr als vierzig Jahre liegen zwischen der ersten bildlichen Darstellung des wunderbaren Ereignisses auf einer Votivtafel und dessen abermalige Wiedergabe in der Wandmalerei.

Der Kunsthistoriker Günter Brucker hat auf die Weitergabe dieses besonderen religiösen Motivs und auf die Abhängigkeit der bildlichen Darstellung von der früheren schriftlichen Bezeugung hinweisen können, wobei er die innere Verwandtschaft der Darstellungsweisen eigens betont hat: „Die naive Erzählfreude sowie die Akribie der Detailschilderung sind in besonderer Weise für diese Abbildung kennzeichnend, eine rührende Aufgabenstellung, die schon knapp an das Wesen der zumeist anonymen Votivbildmalerei heranreicht³⁷⁾.“

37) Günter Brucker, wie Anm. 29, S. 99.

Mit dieser richtigen Überlegung hat Günter Brucker etwas angesprochen gehabt, von dem er noch nicht wissen konnte, daß es sich dabei doch wohl um ganz konkrete Abhängigkeiten handelt. Es deutet alles darauf hin, daß das hier besprochene Votivbild mit der Datierung 1755 die bildliche Vorlage für das Wandbild des Josef Adam Mölk ist. Man kann sogar noch weiter gehen und sagen, daß es sich um das im Mirakelbericht des Jahres 1730 erwähnte Votivbild selbst handelt. Irritierend bei dieser Zuschreibung ist freilich die Jahreszahl auf dem Votivbild. Diesbezüglich konnte ich aber schon den Verdacht äußern, daß es sich bei der Jahreszahl 1755 um eine sekundäre Nachdatierung handelt³⁸⁾. Das Leinwandbild zeigt Spuren späterer Veränderungen: Die Inschriftkartusche im Eck unten links wurde beschnitten und die Jahreszahl sichtbar übermalt. Es deuten auch sachliche Details — die strenge Stadtarchitektur und Merkmale der Frauentracht — sowie stilistische Momente darauf hin, daß die Entstehung des Votivbildes ohne weiteres zweieinhalb Jahrzehnte vor 1755 angesetzt werden kann. Damit aber wäre neben der örtlichen Herkunft des Votivbildes aus der Schatzkammerkapelle des Grazer Mariahilfwallfahrt auch dessen Zeitstellung geklärt. Die Identifizierung des Votivbildes in der Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien mit der ursprünglich in Graz gestifteten „Opfer-Tafel“ besitzt große Wahrscheinlichkeit. Offen bleibt nur die Frage, welches Schicksal das Votivbild in den anderthalb Jahrhunderten seit seiner ursprünglichen Darbringung am Wallfahrtsort (1730) und Publikation im Mirakelbuch bis zu seiner Einbringung in das Wiener Volkskundemuseum (1906) erfahren hat. Hier lassen sich nur Vermutungen anstellen. Noch 1780 waren die Wände der Kirche und das Kreuzganges des Grazer Minoritenklosters über und über mit Votivbildern bedeckt³⁹⁾. Die für die Zeit von 1611 bis 1737 im Mirakelbuch von Melchior Michelitsch nachgewiesenen 140 Votivbilder waren ein Teil davon. Wann dieser große Bestand an Votivbildern aufgelöst worden und das einzelne Votivbild von 1755 an die Pfarr- und Wallfahrtskirche Maria im Grübel in Gröbming gelangt ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Vermutlich geschah dies aber während der josephinischen Reformen noch vor der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Denn 1843 spricht eine Quelle nur noch von Silbervotiven zeichenhaften Charakters⁴⁰⁾. Die Votivbilder waren damals anscheinend schon dieser jüngeren Form des Opferbrauches gewichen.

³⁸⁾ Klaus Beitzl, wie Anm. 1, Taf. 13.

³⁹⁾ Gustav Gugitz, wie Anm. 25, S. 147.

⁴⁰⁾ Ebd.

Systematik des deutschen Volkstanzes

Von Karl Horak

Die Volkstanzkunde ist ein junger Zweig der deutschen Volkskunde. Zwar wurde dem Volkstanz schon im vorigen Jahrhundert Beachtung geschenkt, aber die Dokumentation ging über die Niederschrift einzelner Melodien und eine beiläufige Schilderung des Tanzablaufes nicht hinaus. So wertvoll etwa die Angaben über die Tanzmusik in der Knaffl-Handschrift¹⁾ sind, nach der Bemerkung „Was das figürliche des Tanzes selbst anbelangt, so könnte man solchen einen wilden Straßburger nennen. Es kommen in jenem mehrere Figuren vor, welche mit dem Straßburger große Ähnlichkeit, aber etwas plumpes und wenig zierliches haben“ kann man sich den Bewegungsablauf nicht vorstellen. Meist fanden nur auffällige Tanzformen größere Beachtung, wie die Schwert- und Reiftänze²⁾ oder die Zwiefachen³⁾.

Die Tanzgeschichten und -lehrbücher befaßten sich vor allem mit dem höfischen und gesellschaftlichen Tanz und seinen Kunst- und Schauformen bei Festen und im Theater. Der Volkstanz wurde als etwas grundlegend Anderes und vor allem abwertend⁴⁾ nur am Rande erwähnt, nach heutiger Ausdrucksweise als folkloristische Quelle des Gesellschafts- und Kunsttanzes. Auch die seinerzeit beste Quelle, die „Geschichte des Tanzes in Deutschland“ von Franz M. Böhme⁵⁾, behandelt den Tanz im gesamten Umfang soweit er nicht auf der Bühne dargestellt wird, also den höfischen Tanz, Gesellschaftstanz und Volkstanz. Bei den damaligen Kenntnissen erschöpfen sich die Mitteilungen über den Volkstanz meist nur in Aufzählungen von Namen, gelegentlich werden auch einige Melodien als Beispiele gebracht; die Bewegungen der Volkstänze, soweit sie überhaupt an-

1) Viktor Geramb: Die Knaffl-Handschrift, eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813. Berlin 1928. S. 112 u. 132 f..

2) Vgl. die umfangreiche Schwertanz-Literatur in Kurt Meschke: Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis. Leipzig 1931.

3) Vgl. die umfangreiche Zwiefachen-Literatur, die bis 1848 zurückreicht, in Felix Hoerburger: Die Zwiefachen. Berlin 1956.

4) Dorothee Günther: Der Tanz als Bewegungsphänomen. Reinbeck bei Hamburg 1962. S. 212.

5) 2 Bände. Leipzig 1886.

geführt sind, werden nur mit einigen sehr allgemein gehaltenen Bemerkungen abgetan. Bei allem Wert, der dem Werk sonst zukommt, kann es nicht als Anfang einer deutschen Volkstanzforschung bezeichnet werden. So konnte Bloch⁶⁾ noch im Jahre 1926 mit Recht vom „bisher unerschlossenen Gebiet des Volkstanzes“ sprechen.

Sammlung

Es gibt nur wenige brauchbare Volkstanzaufzeichnungen aus der Zeit vor 1900. Eine umfassendere und gründlichere Sammeltätigkeit setzte erst nach der Jahrhundertwende ein. Eine der Ursachen war der Aufschwung der heimatkundlichen Forschung. An vielen Orten wurden unter anderem auch die traditionellen Tanzformen festgehalten. Da den meisten Sammlern die fachlichen Voraussetzungen fehlten, sind ihre Arbeiten noch sehr mangelhaft. Zweitens setzte damals die bewußte Volkstanzpflege durch die Trachten- und Heimatvereine und die Jugendbewegung ein. Sie brauchte stets neues Tanzgut und spürte deshalb heimischen Tanzformen nach. Da die traditionellen Formen nicht immer den Bewegungsvorstellungen und -wünschen entsprachen, wurde „geglättet“ und „verbessert“, so daß viele bekannte und sehr gepriesene Volkstanzsammlungen wissenschaftlichen Anforderungen nicht entsprechen. Die Ursachen für die Mängel liegen aber auch am Fehlen methodischer Anleitungen und guter Vorbilder. Eine erste Hilfe gab Zoder⁷⁾, als er die Tanzbewegungen in die der Arme, der Beine und des Körpers zerlegte, getrennt beschrieb und mit einer stehenden Melodienzeile verband. Er verwendete soweit wie möglich Ausdrücke der Turnsprache. Außerdem trat er für unbedingte Quellentreue ein, auch wenn die Überlieferung offensichtlich lückenhaft oder verdorben war.

Zoder und seine Schüler hatten mit ihrer Sammel- und Forschungstätigkeit so viel Erfolg, daß sie auch außerhalb ihrer Heimat die Volkstanzforschung beeinflussen und befruchteten. Obwohl da und dort einige Schönheitsfehler festzustellen sind, erweisen sich diese Aufzeichnungen und Sammlungen doch in der großen Mehrzahl als unzuverlässiges Quellenmaterial, auch wenn sie für den praktischen Gebrauch in der Volkstanzpflege bestimmt sind.

Forscher und Tanzgruppenleiter schufen sich dann im Laufe der

⁶⁾ Paul Jacques Bloch: Der deutsche Volkstanz der Gegenwart. (Hess. BlVvk 25, 1926, S. 124.)

⁷⁾ Raimund Zoder: Wie zeichnet man Volkstänze auf? (ZVVk 21, 1911, S. 382 ff.)

Zeit eigene Fachsprachen⁸⁾, die zum Teil stark divergieren. Ein Versuch nach Vereinheitlichung⁹⁾ setzt sich nur langsam durch, weil verschiedentlich die Bereitschaft fehlt, die Eigenbrödelei aufzugeben.

Alle Bemühungen, Tanzbewegungen schriftlich festzuhalten, führen zu einer Weitschweifigkeit, will man bestmögliche Genauigkeit walten lassen. Man versuchte daher, die von Rudolf Laban für den Kunsttanz entwickelte Tanzschrift auch auf den Volkstanz zu übertragen. Eine Verbesserung dieser Schrift, die „Kinetographie“ von Albrecht Knust¹⁰⁾, wird heute in allen osteuropäischen Ländern angewendet. Da es im westlichen deutschen Sprachraum keine hauptamtlichen Volkstanzforscher und -pfleger gibt, ist die Zahl derer, welche die zwar eindeutige, aber etwas komplizierte Zeichenschrift erlernen wollen und verwenden können, zu gering, um derzeit dieser Schrift bei uns größere Verbreitung zu sichern.

Im Laufe der Jahrzehnte hat sich trotz dieser Mängel die Sammeltechnik wesentlich verbessert. Während ältere Sammlungen noch viele Unklarheiten und Zweideutigkeiten enthalten, sind heute ungenaue Beschreibungen schon selten geworden. Auch wird die Erfassung einiger weit gestreuter Orte, die meist durch den Zufall bestimmt waren, durch planmäßige Erforschung geschlossener Gebiete ergänzt. So muß anerkennend festgestellt werden, daß die kleine Zahl von Volkstanzsammlern außerordentlich fleißig war. Von einigen Landschaften kann man behaupten, daß die Kenntnisse über den Volkstanz ausreichend und der Öffentlichkeit zugänglich sind¹¹⁾. Eine Zählung der in den bedeutenderen Veröffentlichungen enthaltenen Tänze mit Beschreibung ergibt fast 4000 Nummern. Bei Berücksichtigung der Heimatliteratur, in Zeitschriften und lokalen Druckwerken, würde sich diese Zahl leicht verdoppeln lassen.

⁸⁾ Ludwig Burkhardt: Terminologie des Volkstanzes. Regensburg 1953, 5. Aufl. 1966.

Heinrich Dieckelmann: Kleines Volkstanzlexikon. Hamburg 1958.

Otto Imbrecht: Volkstanzterminologie. Hofheim/Taunus 1967.

⁹⁾ Fachausdrücke Volkstanz. Stuttgart 1971.

¹⁰⁾ Maria Szentpál: Lehrbuch der Kinetographie, Leipzig 1958. — Eine Kurzfassung, in mehreren Fortsetzungen, in der Zs. Tanz, Werkblatt des Arbeitskreises für Tanz im Bundesgebiet. H. 4/1964—6/1966.

¹¹⁾ Zum Beispiel: Hans von der Au: Das Volkstanzgut im Rheinfränkischen. Gießen 1939.

Karl Horak: Der Volkstanz in Oberösterreich und im Salzkammergut. Im Druck.

Karl Horak: Der Volkstanz in der Schwäbischen Türkei. (Dt. Archiv f. Ld.- u. Volksforschung 2, 1938, S. 836 ff.)

Helga Thiel: Die deutschen Volkstänze in Böhmen, Mähren und Schlesien. Marburg 1970.

Richard Wolfram: Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa. Salzburg 1951.

Forschung

Während das Sammeln nun schon einige Jahrzehnte währt, ist die wissenschaftliche Auswertung des fast unübersichtlich gewordenen Sammelgutes noch immer in den Anfängen. Wohl reichen auch hier die ersten Bemühungen in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg zurück, wie etwa die Arbeit von Herrmann über den Siebensprung¹²⁾. Zwischen den beiden Weltkriegen folgten erschöpfende Abhandlungen über die Schwerttänze¹³⁾.

Weil sich die Volkstänze nur in die unmittelbar hinter uns liegende Zeit zurückverfolgen lassen und aus früheren Jahrhunderten wenig und ungenaue Nachrichten überliefert sind, lassen sich Arbeiten geschichtlicher Art schwer verwirklichen. Einige Untersuchungen, die sich ausschließlich auf die Musik stützen¹⁴⁾, sind in tanzkundlicher Hinsicht nicht befriedigend.

Kleinere monographische Bearbeitungen einzelner Tanzformen sind wohl als wertvolle Bausteine zu bezeichnen, leiden aber mangels verfügbarer Vorarbeiten und Grundlagen durchwegs unter starken zeitlichen und räumlichen Einschränkungen¹⁵⁾. Das Fehlen brauchbarer Grundlagen führte manchmal zu romantisch oder ideologisch beeinflussten, einseitigen Ergebnissen, die exakter Prüfung nicht standhalten können¹⁶⁾, mitunter aber trotzdem wichtige Hinweise auf Zusammenhänge bieten¹⁷⁾. Manche historische Untersuchung nimmt ätiologische Ursprungssagen für bare Münze oder betrachtet ein erstes Erwähnungsdatum als Entstehungszeit¹⁸⁾.

¹²⁾ Eduard Herrmann: Der Siebensprung. (ZVVK 15, 1905, S. 282 ff. und 17, 1907, S. 81 ff.)

¹³⁾ Kurt Meschke: wie Anm. 2.

Richard Wolfram: Schwerttanz und Männerbund. Kassel 1936 ff. (Bei der 3. Lieferung steckengeblieben.)

¹⁴⁾ Felix Hoerbürger: wie Anm. 3.

Fritz Klingenberg: Unsterblicher Walzer. Wien 1940.

Sabine Schutte: Der Ländler. Straßburg 1970.

¹⁵⁾ Aus der Fülle der Arbeiten seien als Beispiele erwähnt:

Hans von der Au: Der Wechselhupf im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken. (JbVf 5, 1936, S. 134 ff.)

Hans von der Au: Der Warschauer im Rheinfränkischen. (Jb. d. Volks- u. Heimatforschung in Hessen-Nassau 1933—1938. S. 17 ff.)

Ernst Hamza: Der Ländler. Wien 1957.

Karl Horak: Die Mazurka als österreichischer Volkstanz. (Tanz und Brauch, Kärntner Museumsschriften Bd. 19. Klagenfurt 1959. S. 95 ff.)

Raimund Zoder: Der Warschauer. (Volkskdl. Gaben, John Meier zum 70. Geburtstag dargebracht. Berlin 1934. S. 300 ff.)

¹⁶⁾ Zum Beispiel Georg Hüsing: Deutsche Leiche und Lieder. Wien 1932.

¹⁷⁾ Zum Beispiel Karl Spieß: Der Leich vom Ulinger. (Zs. Das deutsche Volkslied 34, 1932, S. 86 ff. und 98 ff.)

¹⁸⁾ Auf diese Gefahr weist besonders hin Richard Wolfram: Robin Hood und Hobby-Horse. (Wiener Prähistor. Zs. 19, 1932, S. 360.)

Definition

Eine weitere Ursache dieser Forschungs- und Erkenntnislücken ist das Fehlen einer genauen Bestimmung des Begriffes „Volkstanz“. Die an sich richtige Definition „Tanz ist rhythmische Bewegung“ findet wegen ihrer Unverbindlichkeit wenig Anklang. Böhme fügte die Zweckgebundenheit hinzu: „Tanz ist eine Folge rhythmisch geregelter Körperbewegungen, ausgeführt zum Vergnügen oder zur mimischen Darstellung von Seelenvorgängen¹⁹⁾.“ Damit sollen bloß ortsverbindendes Gehen und rhythmische Arbeitsbewegungen ausgeschlossen werden. Eine zu weit gehende Einengung auf einen einzelnen Lebensbereich, etwa bei Czerwinski²⁰⁾, „Tanz ist Ausdruck der Freude am Leben“ läßt viele Gegebenheiten außer acht.

Bloch will die Einengung des allgemeinen Tanzbegriffes gezielt wissen: „Als Tanz kann nur jede nach taktmäßigen, rhythmischen Gesetzen geregelte, vom gewöhnlichen Gehen oder Schreiten sich unterscheidende Körperbewegung angesehen werden, sofern sie zweckbestimmt ist, wenn auch die Zweckbestimmung nicht immer in das Bewußtsein tritt. Die Zweckbestimmung vermag verschiedenen Gebieten anzugehören, dem Kultischen, Künstlerischen und Erotischen²¹⁾.“

Definitionen dieser Art haben wohl eine brauchbare Ausgangslage geschaffen; sie sind aber nicht befriedigend, weil die Abgrenzung zwischen Volkstanz einerseits und Gesellschaftstanz und Kunsttanz andererseits nicht festgelegt ist.

Erschwerend wirkt die Tatsache, daß die Definition des Begriffes „Volk“ nicht weniger umstritten ist. Da werden Ober- und Unterschicht, Land und Stadt, Bauer und Bürger, Bauer und Arbeiter, Volk und Masse gegenübergestellt. Statt sich objektiv zu bemühen, werden ideologische Auffassungen und vorgefaßte Meinungen ins Treffen geführt, woraus einseitige und damit unbrauchbare Ergebnisse resultieren.

Blochs Behauptung, es gäbe außer dem kultischen Tanz keine Volkstänze, sie seien nur abgesunkene Gesellschaftstänze²²⁾, fand starke Ablehnung²³⁾. Wenn auch der Volkstanz manche Formen des Gesellschaftstanzes übernommen hat, so vermochte er umgekehrt auch dem Gesellschaftstanz neue Formen zu schenken.

¹⁹⁾ Franz M. B ö h m e : wie Anm. 5, S. 1.

²⁰⁾ Albert C z e r w i n s k i : Brevier der Tanzkunst. Leipzig 1879. S. 4.

²¹⁾ B l o c h : wie Anm. 6, S. 125.

²²⁾ Paul Jacques B l o c h : Der deutsche Volkstanz der Gegenwart, II. Teil. (HessBlIVk 26, 1927, S. 27.)

²³⁾ Richard W o l f r a m : Volkstanz — nur gesunkenes Volksgut? ZVk 3 (1931) S. 26 ff.

Während die Abgrenzung gegen den Kunstanz und das Ballett verhältnismäßig leicht ist, erschweren also vielseitige Wechselbeziehungen eine Trennung von Volkstanz und Gesellschaftstanz außerordentlich. Als eine der Ursachen dieser Verflechtungen kann man auch das Wirken der konzessionierten Gesellschaftstanzlehrer anführen. Im süddeutsch-österreichischen Raum blieb ihr Einfluß im wesentlichen auf die Städte und Märkte beschränkt, in Norddeutschland jedoch wurde von ihnen vielerorts auch das dörfliche Tanzleben betreut. Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß die Tanzlehrer auch ländliche Tänze in die Städte brachten.

Nach den jahrzehntelangen vergeblichen Bemühungen um eine einheitliche Festlegung der Begriffe „Volkslied“ und „Volksmusik“ ist leider zu befürchten, daß eine eindeutige und von allen Forschern und Tänzern anerkannte Definition des Begriffes „Volkstanz“ kaum zu finden sein wird. Man kann dieser Frage auch nicht ausweichen, indem man erklärt, daß das vielschichtige Gebilde Volkstanz von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden könne und demgemäß verschiedene Definitionen möglich wären²⁴⁾. Wenn Volkstanz etwa der von der gesamten Bevölkerung getanzte volkläufige Tanz wäre, müßte er sich immer und zu jeder Zeit mit dem Gesellschaftstanz, auch dem modernen, identifizieren lassen²⁵⁾. Viele Versuche um die Definition sind daher oft nur als persönliche Meinungen und Diskussionsbeiträge denn als endgültige Lösungen aufzufassen.

Zoder vermeidet eine in einem Satz zusammengefaßte Definition und gibt mehrere Wesensbestandteile an, welche den Volkstanz von anderen Tänzen unterscheiden²⁶⁾. Auch Wolfram behandelt nur die Kennzeichen des Volkstanzes, ohne eine prägnante Definition anzubieten²⁷⁾.

Da also aus der bisherigen Forschung keine allgemein gültige Definition erwachsen ist, muß für die Abgrenzung des Bereiches dieser Arbeit eine Begriffsbestimmung festgelegt werden.

Volkstanz ist die durch Tradition für bestimmte Landschaften und soziale Schichten sich prägende Tanzform.

Hier sind jene sozialen Schichten gemeint, die sich durch gleiche äußere und innere Lebensbedingungen, durch bestimmte Regeln des Zusammenlebens, Gemeinsamkeit der Arbeit oder der Feier als etwas Zusammengehöriges fühlen, von vielen Forschern als Grundschrift bezeichnet, aber nicht mit Bauerntum gleichzusetzen.

²⁴⁾ Felix Hoerburger: Volkstanzkunde 1. Kassel 1961. S. 21 ff.

²⁵⁾ Heinrich Jeanjour: Volkstanz heute. (Jb. Dt. Heimatbundes Jg. 1967/1968, Neuß, S. 78 f.)

²⁶⁾ Raimund Zoder: Volkslied, Volkstanz und Volksbrauch in Österreich. Wien 1950. S. 43 ff.

²⁷⁾ Wolfram: wie Anm. 11, S. 16 ff.

Der Volkstanz ist eine wesentliche Lebensäußerung des Volkes und hat damit selbst Eigenschaften des Lebens: er entsteht und vergeht.

Das Volk als Ganzes ist nie schöpferisch tätig. Immer ein einzelner schafft Neues, übernimmt Fremdes und formt es um; er fühlt sich aber nur als Mittler. Die anderen entscheiden über Aufnahme, Übernahme, Wandlung oder Ablehnung.

Der so geformte Tanz muß über längere Zeit Bestandteil des volkstümlichen Lebens sein; dadurch unterscheidet er sich vom kurzlebigen Modetanz. Es bedarf immer einer geraumen Zeit, wenigstens von zwei Generationen, bis das Traditionsbewußtsein für eine Erscheinung oder Form des Volkslebens wirksam wird. Tradition ist ein Weg zur Selbstwerdung, der aber nicht von jedem einzelnen neu entdeckt werden muß. Er wird vielmehr von der Gesamtheit aller Traditionsträger bewahrt und weitergegeben; er drückt sich in Regeln aus, die helfen sollen zum „So machen wir es“²⁸⁾.

Der Volkstanz wird meist durch Vormachen und Nachahmen weitergegeben, doch widerspricht die Überlieferung durch technische Hilfen (Schrift, Bild) nicht unbedingt seinem Wesen, etwa bei brauchtümlichen Tänzen, die nur in größeren Zeitabschnitten ausgeführt werden.

Volkstanz wird gewöhnlich von allen ausgeführt und nicht vorgeführt. Stets gibt es aber im kultischen und brauchtümlichen Bereich auch Formen, die nur von wenigen getanzt werden, während die anderen zuschauen. Auch bei Sinnentleerung und Funktionswandel solcher Tänze bleibt oft die passive Teilnahme der Gemeinschaft erhalten.

Nicht zum Volkstanz können jene Formen gerechnet werden, die für die theatermäßige Vorführung vor zahlendem Publikum, wenn auch aus überlieferten Elementen und Figuren, geschaffen worden sind und nie der Tradition angehört haben²⁹⁾.

Ordnung

Bei den Tausenden von Volkstanzaufzeichnungen, die in Veröffentlichungen schon bekannt gemacht wurden oder noch unveröffentlicht in Archiven und bei privaten Sammlern ruhen, handelt es sich nicht um vollkommen verschiedene Tänze. Eine beiläufige

²⁸⁾ Friedrich Neumann: Tradition. (ÖMZ 29, 1974, S. 484.)

²⁹⁾ In einem Bericht über die Arbeit der Triesenberger Volkstanzgruppe heißt es in der Zs. Heimatleben (hg. v. Schweizerische Trachtenvereinigung) 1974, H. 4, S. 18: „... und es gibt heute landeseigene, das heißt neugeschaffene liechtensteinische Tänze...“ Zu den nicht als Volkstanz anzuerkennenden Tänzen gehören auch der Kronentanz, Sterntanz, Schellenplattler und die meisten Jugendtänze.

Überschau läßt schon erkennen, daß vielmehr eine geringe Zahl von Grundformen in zahlreichen örtlichen und zeitlichen Varianten vorliegt und daß Übergangsbereiche zwischen den einzelnen Gattungen meist umfang- und formenreicher sind als die Kernbereiche der Typen. Die Aufgabe lautet also:

a) vergleichen und gliedern,

b) Eigenarten erkennen, Entwicklungsvorgänge verfolgen, Verwandtschaftsverhältnisse klären, landschaftliche Sonderheiten feststellen, Gemeinsamkeiten herausheben, nicht nur innerhalb unserer unmittelbaren Umgebung, sondern auch über die deutschen Stämme hinaus bis zu jener Gemeinsamkeit, die die Völker des europäischen Kulturkreises eint ³⁰⁾.

Um diesen Aufgaben gerecht zu werden, muß ein dem Volkstanz gemäÙes System entwickelt werden. Verschiedene Forscher haben sich schon mit einer Systematik des Tanzes beschäftigt.

Während früher ausschließlich geographische und historische Gesichtspunkte maßgeblich waren, um eine Übersicht über den Tanz zu bekommen, hat erstmals der Tanzwissenschaftler Curt Sachs ³¹⁾ die Tanzbewegungen zur Richtschnur für eine Gliederung genommen. Ausgehend vom Sinngehalt ³²⁾, hat er die Bewegungen der Tänze untersucht, gedeutet und danach die Tänze eingeteilt. Da er aber alle Völker der Erde, besonders die Primitivvölker, in seine Untersuchungen einbezieht, kann er überall nur Beispiele bringen, wobei der deutsche Volkstanz wenig berücksichtigt ist. Im Bereich der europäischen Tänze bedient er sich, in den weiteren Kapiteln, aber wieder der geographischen und historischen Methode.

Deutlich von Sachs beeinflusst, hat Raimund Zoder, der für sein umfangreiches Archiv und für seine vergleichenden Forschungen eine Ordnung des Tanzgutes benötigte, versucht, ein System zu schaffen. Sein Vorschlag ³³⁾ ist aber in einem großen Umriß steckengeblieben und über einzelne Beispiele nicht hinausgekommen.

Einen weiteren Versuch unternahm Hans von der Au ³⁴⁾. Die Bearbeitung seines reichen Sammelgutes aus dem fränkisch-hessischen Raum hat auch ihn gezwungen, sich mit systematischen Fragen zu beschäftigen. Ihm verdanken wir eine bessere Erfassung der geselligen Formen des Volkstanzes und die Herausarbeitung einiger Gruppen

³⁰⁾ Wolfram: wie Anm. 11.

³¹⁾ Curt Sachs: Eine Weltgeschichte des Tanzes. Berlin 1933.

³²⁾ Daher beschäftigt sich Sachs im ersten Teil seines Werkes vor allem mit den kultischen und brauchgebundenen Tänzen.

³³⁾ Zuerst in der Mitteldt. ZsVk 13 (1938), S. 84 ff., dann in einem Studienbehelf, siehe oben Anm. 26, veröffentlicht.

³⁴⁾ von der Au: wie Anm. 11.

der Paartänze, wie Wechselhupftänze, Tänze hin und her, Stampftänze u. a. m.³⁵⁾. Seine Gliederungen haben sich als brauchbar erwiesen³⁶⁾. Trotz aller Vorzüge ist sein System noch nicht befriedigend, da sie, für einen eng begrenzten Raum bestimmt, nur einen Teil der Tanzformen berücksichtigt.

Soll also das gesamte deutsche Volkstanzgut erfaßt werden, muß eine umfassendere Systematik ausgearbeitet werden. Diese Arbeit kann nur dann Erfolg haben, wenn sie vom Wesen des Tanzes ausgeht. Zoder hat schon festgestellt, daß einem Tanz mehrere Wesensteile innewohnen³⁷⁾:

1. Ein sprachlicher — Vers, Lied, Name. Die Aufzeichnungen zeigen, daß hier Überschneidungen, Unklarheiten und Inkonsistenzen vorkommen. Gleiche Tanzformen führen in benachbarten Landschaften verschiedene Namen, wie etwa Schwedischer im steirischen Ennstal und Haxenschmeißer in Tragöß. Sogar im gleichen Ort kann ein Tanz verschieden benannt werden; in Freistadt/OÖ sagen die Tänzer „Schuachmesser“, die Musikanten aber „Druck nur zua“ zum Hirtamagl. Aber auch für das Gegenteil können zahlreiche Belege angeführt werden. Während man in alpenländischen Landschaften unter Bairisch eine Rheinländerform (mit 2 Wechsel- und 4 Gehschritten) kennt, wird in der Oberpfalz der Zwiefache³⁸⁾ so genannt. Wenn man dem Namen zuviel Bedeutung zumißt, kommen Fehlschlüsse vor, wie etwa bei Bloch, der den Paschaden Fluxummi zu den Schuhplattlertänzen reihet³⁹⁾. Der sprachliche Wesenstil kommt also für eine systematische Gliederung nicht in Frage.

2. Ein musikalischer — Melodie, Rhythmus. Sie sind wohl für den Tanz wesentlich, doch zeigt sich auch hier, daß Tanzform und musikalische Komponente nicht unbedingt fest miteinander verbunden sind und daß in vielen Fällen beim Hören einer Melodie keineswegs feststeht, welche Bewegungen dazu getanzt werden müssen. Hier sind vor allem die Ländler und Bayrisch-Polkas anzuführen, bei welchen zur gleichen Bewegung den Musikanten eine große Zahl gleichwertiger Melodien zur Verfügung steht. Wenn aber bei Berücksichtigung anderer Kriterien Zweifel über die Zuordnung eines Tanzes auftauchen,

³⁵⁾ Angewendet in v o n d e r A u: Volkstanzgut, wie Anm. 11.

³⁶⁾ Sie wurden z. B. auch von Wolfram in seinem grundlegenden Werk, siehe Anm. 11, verwendet.

³⁷⁾ Z o d e r, wie Anm. 26, S. 47.

³⁸⁾ Ludwig Burkhardt: Die Zwiefachen... taktwechselnde Tänze. Kassel 1961. Vorwort.

Viktor Junk: Die taktwechselnden Volkstänze. Leipzig 1938. S. 4.

Felix Hoerbuerger: wie Anm. 3, S. 2.

³⁹⁾ Bloch: wie Anm. 21, S. 68.

wird die Berücksichtigung der Melodie oft wertvolle Hilfe leisten können.

3. Ein geistiger — Sinngehalt, Funktion. Die Untersuchungen von Sachs haben besonders deutlich gezeigt, welche Bedeutung der Tanz im Leben der Völker hat und welcher tieferer Sinn in ihm wohnen kann. Wir müssen aber auch feststellen, daß wir es im deutschen Volkstanz heute meist mit Formen zu tun haben, die ihren Sinn verloren haben, die sinnentleert nur mehr der Geselligkeit dienen. Andererseits kann eine Tanzform sogar zwei Funktionen ausüben. Der Walzer dient gewöhnlich der geselligen Unterhaltung; er ist aber in vielen deutschen Landschaften als Ehrentanz Bestandteil des Hochzeitsbrauchtums.

4. Ein körperlicher — Zahl, Stellung und Bewegung der Teilnehmer. Diese Faktoren sind so dominant, daß man allein aus ihnen, also ohne den Namen, Tanzvers oder die Melodie zu wissen, den Tanz erkennen kann. In allen Definitionen wird der Tanz wesentlich als eine Folge von Bewegungen bezeichnet. Es erscheint daher logisch, diesen Wesenstil als Ordnungsprinzip für eine Tanzsystematik heranzuziehen.

Schon früher wurde festgestellt, daß die Tanzbewegungen ein komplexes Gebilde sind, zusammengesetzt aus den Bewegungen des Körpers, der Arme, der Beine usw. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer **Form-Analyse**, um die kleinsten Bewegungs-Einheiten herauszulösen und aus diesen den Aufbau und die Gestaltung größerer Gebilde, eben der Tanzform, kennenzulernen.

Die Arbeitsgruppe Terminologie der Volkstanzkommission im IFMC hat hier schon wertvolle Vorarbeit geleistet. Die von ihr vorgeschlagenen choreologischen Begriffe⁴⁰⁾ werden im wesentlichen in dieser Arbeit angewendet.

Das **Element** ist die kleinste Bewegungseinheit des Tanzes, z. B. Schritt (Übertragung), Federn, Schwingen, Stampfen, Klatschen, jede Bewegung des Kopfes, der Arme, der Beine usw. Das Element ist unteilbar, kann aber bei Bedarf in Phasen beschrieben werden.

Die **Zelle** ist die einfachste Gruppierung von Bewegungs-Elementen, z. B. Wechselschritt, Fadenausziehen (bei Schustertänzen) usw.

Das **Motiv** ist die kleinste organische Kompositionseinheit eines Tanzes. Es kann ein- oder mehrzellig sein. Beim Rheinländer etwa sind die beiden Wechselschritte Motiv 1, die 4 Geh-(oder Dreher-)schritte Motiv 2. Die Motive werden bei sigelhafter Schreibung durch + verbunden.

⁴⁰⁾ Kurt P e t e r m a n n : Syllabus der Volkstanzanalyse. Leipzig 1965.

Die **Phrase** ⁴¹⁾ ergibt sich aus dem Zusammenschluß mehrerer Motive. Beim Schwedischen bilden die beiden Schwingschritte (Motiv 1) und das Ausdrehen der Tänzerin (Motiv 2) die Phrase 1, der Walzer-Rundtanz die Phrase 2. Die Phrasen werden bei sigelhafter Schreibung durch einen Strich / getrennt.

Der **Teil** ist eine größere, abgeschlossene choreographische Einheit, die sich mit einem musikalischen Teil deckt. Er wird sigelmäßig durch römische Ziffern ausgedrückt.

Im **Tanz** sind alle Struktureinheiten zu einer geschlossenen ganzheitlichen Gestalt zusammengefaßt. Er entspricht immer einer in sich geschlossenen Melodie oder Melodienfolge.

Der Begriff **Figur** wird, unabhängig von der choreologischen Analyse, für feste Bewegungsabläufe verwendet, die einem Teil, einer Phrase oder nur einem Motiv entsprechen.

Ist durch die Formanalyse der choreologische Inhalt der Tänze erkannt worden, gilt es, die Fülle von Einzelformen zu ordnen. Erstrebenswert wäre ein System, das die Entstehung der Formen und damit genetische Verwandtschaften berücksichtigt. Doch sind unsere Kenntnisse in dieser Hinsicht zu lückenhaft, daß eine Verwirklichung, wenn überhaupt, erst nach langen und umfangreichen Detailforschungen möglich sein könnte. Das System muß daher nach **formalen** Prinzipien aufgebaut werden.

Da der Tanz einen Teil des menschlichen Lebens ausfüllt, hat er selbst Eigenschaften des Lebens angenommen; er unterliegt im Gebrauch ständigen Veränderungen. Er widersetzt sich damit einer starren Abgrenzung. Die Zuordnung eines Tanzes oder einer Tanzfamilie kann oft nur durch subjektive Entscheidung festgestellt werden, andere Möglichkeiten werden durch Hinweise berücksichtigt.

Für die Gruppierung der Tänze müssen feststehende Bezeichnungen gewählt werden, um die Stellung im System festzuhalten.

Dem in der Formanalyse entwickelten Begriff **Tanz** entspricht in der Systematik der Begriff **Form**; er ist die örtliche Prägung des Tanzes. Die verschiedenen Formen, die sich im allgemeinen im Bereich der kinetischen Zellen unterscheiden, werden zu **Arten** zusammengeschlossen. Mehrere Arten, meist nur in einem Motiv variiert, bilden eine **Gattung**. Die nächsthöhere Gruppierung ist durch besondere Motive gekennzeichnet und wird als **Familie** genannt. Als Überbau stellt sich dann die **Gruppe** dar. Der Begriff **Typ** wird neu-

⁴¹⁾ Der oben angeführte Syllabus kennt noch weitere Gruppierungen: Motivgruppen (aus mehreren Motiven) und Sektionen (aus mehreren Motivgruppen). Der Verfasser glaubt, wegen der starken Beeinflussung der choreographischen Struktur durch die musikalische Struktur, die sich meist auf 8 Takte beschränkt und nur sehr selten über 16 Takte hinausgeht, auf diese weiteren Untergliederungen verzichten zu können.

tral verwendet und bedeutet keine Gleichsetzung mit einem der obigen Begriffe. Ein Beispiel soll den Aufbau erläutern:

Gruppe . . . Paartänze — Schritttänze.

Familie . . . Rheinländer (kennzeichnende Phrase: 2 Wechselschritte + 4 Geh-[Dreher-]schritte).

Gattung . . . Kurz-Bayrisch (die kennzeichnende Phrase auf je 4 Takte).

Art . . . Bayrisch offen (Motiv 1 wird ohne Fassung, meist aus- und zueinander, ausgeführt).

Form . . . Mainzer Polka (die örtliche Prägung in Bad Ischl).

Während für die Form immer der örtlich überlieferte Name verwendet wird, sind für Gruppierungen mitunter neue, neutrale Bezeichnungen geschaffen, um die Überordnung auszudrücken und Verwechslungen zu vermeiden.

Systematik

In der nach den oben angeführten Gesichtspunkten entwickelten Systematik erfolgt die erste Gliederung nach der Zahl der Ausführenden, die notwendig ist, um das charakteristische Bild eines Tanzes zu erreichen.

Jede dieser Gruppen wird dann nach dem Bewegungsablauf weiter unterteilt, wobei jene Bewegungselemente, -zellen oder -motive von Belang sind, die als kennzeichnend für den Tanz auffallen.

Für diese Systematik gelten zwei selbst gewählte Grenzen. Es werden nur Volkstänze des deutschen Sprachraumes berücksichtigt, die zwischen etwa 1800 und dem zweiten Weltkrieg (1939 bis 1945) lebendig waren. Man ist zwar bestrebt, ein System zu finden, welches die Tänze aller Völker aufnehmen kann⁴²⁾. Die bisherigen Versuche, nur auf einzelne Aspekte aufgebaut und nicht das gesamte Tanzgut erfassend, sind noch unbefriedigend und verlangen vorerst eine noch bessere Durchforschung der nationalen Tanzgüter. Die zeitliche Begrenzung ergibt sich aus der Tatsache, daß wir aus der Zeit vor 1800 kaum exakte Nachrichten über den Volkstanz haben und daß der zweite Weltkrieg eine tiefe Cäsar darstellt. Durch ihn und nach ihm sind starke Wandlungen im Volksleben und in seinen Äußerungen eingetreten. Wegen der zeitlichen Nähe kann man noch nicht aussagen, was aus diesem Umbruch als Tradition weiterleben wird.

Die folgende Übersicht bietet einen Auszug aus der Systematik des deutschen Volkstanzes; er beschränkt sich im allgemeinen auf

⁴²⁾ Felix Hoerbinger: Der Volkstanz im internationalen Gespräch. Referat über die Jahrestagung des IFMC bei der Fachtagung für Volkstanzforschung in Stuttgart 1963.

die Untergliederung in Familien, nur an einigen markanten Stellen wird — beispielhaft — auch auf Gattungen eingegangen ⁴³⁾.

1. Einzeltänze

Der Tanz wird nur von einer Person (Tänzer oder Tänzerin) oder einer kleinen Gruppe (bis 4 Personen) ausgeführt. Er wird im Bereich des festlichen oder geselligen Brauchtums vorgeführt, wobei sich die Ausführenden als Teil der zuschauenden Gemeinschaft fühlen.

Eine Person tanzt,

Sprünge über gekreuzte Stöcke Spanltanz

Eine Person stellt das gültige Bild des Tanzes dar; es tanzen aber traditionell mehrere Personen gleichzeitig nebeneinander, wobei eine Koordination zwischen den Ausführenden nicht notwendig ist.

Wechselhupfe, Tänzerin nimmt den Rock zwischen die Beine Schweizermann

Wie vorher, doch sind die Ausführenden maskiert.

Langsame Walzerschritte, geradeaus und drehend Tanz des Samson, der Schönperchten
 Beidbeiniges Hüpfen Sprung der Perchten, der Roller
 Wechselhupfe Sprung der Scheller
 Sprünge mit einer Roßattrappe . . . Rößchentanz

Zwei gleichgeschlechtliche Personen tanzen miteinander.

Drehen und Beinschwingen mit Stöcken
 Stöcken Steckentanz
 Aufstoßen einer Bank und Überspringen Bankreiter
 Mimisches Spiel: Schleifen eines Messers Scherenschleifer
 Mimisches Spiel: Rasieren Rasierertanz

⁴³⁾ Die vom Verfasser ausgearbeitete, umfassende Systematik, mit Verbreitungs- und Literaturangaben, steht vor der Vollendung.

Der Partner kann durch eine Person anderen Geschlechtes ersetzt werden.

Langsame, schwerfällige Bewegungen	Bärentanz
Ein Bein wird vom Partner gehalten, auf dem anderen wird gehüpft	Einschritt
Tanz in der Hocke	Zwergertanz

Eine Person tanzt der Reihe nach mit verschiedenen Partnern.

Partnerfolge geregelt	Hochzeits-Ehrentanz
---------------------------------	---------------------

Eine Gruppe von 3 Personen tanzt.

Der mittlere Teilnehmer macht einen Über-

schlag	Purzelbaumtanz
Tanz in Achterschleifen um Hindernisse	Hut-, Flaschentanz

Paartänze

Der Tanz kann von einem Paar (Tänzer und Tänzerin) in vollständiger Form ausgeführt werden. Es ist aber üblich, daß mehrere Paare gleichzeitig dasselbe tanzen. Da der Großteil der deutschen Volkstänze Paartänze sind, erweist sich eine Teilung in Untergruppen als sinnvoll.

2. Paartänze — Schritttänze

Das kennzeichnende Bild des Tanzes ergibt sich aus einer festen Folge von Schritten.

Bewegungszelle (Schritteinheit) ist eine Übertragung: Geh-, Laufschrift.

Schritte geradlinig	Marsch
Schritte mit gleichzeitiger Drehung	Dreher
Schreitmotiv wechselt mit Drehmotiv	Schreitreher (Marschierpolka)

Schritteinheit mit je zweimaliger Belastung des gleichen Beines: Hüpf Schritte.

Geradliniges Hüpfen	Hopsmarsch
Hüpfung mit gleichzeitiger Drehung	² / ₄ : Hopser, ³ / ₄ : Hopswalzer

Schritteinheit mit 2 Übertragungen: Nachstellschritt.

Schritte meist geradlinig Galopp

Schritteinheit mit 3 Übertragungen: Wechselschritt im geraden Takt.

Rundtanz Polka
Schreitmotiv wechselt mit Drehmotiv Waldjäger
Wechselschrittmotiv wechselt mit Geh-
(Dreher-)motiv Rheinländer

Nach Schreitphasen (mit
7 + 7 + 3 + 3) Schritten) folgt eine
Rundtanzphrase Siebenschritt

Auf eine Phrase mit wenigen (lang-
samen Schritten folgt eine meist in
entgegengesetzter Richtung Rückwärtspolka
(Krebspolka)

Schritteinheit mit 3 Übertragungen: Wechselschritt im ungeraden Takt.

Rundtanz Walzer

Auf ein Schreitmotiv in offener Fas-
sung folgt ein Drehmotiv in geschlos-
sener Fassung Offener Walzer

Auf ein Motiv mit geradliniger Bewe-
gung folgt ein Drehmotiv Neudeutsch, Redowa

Motiv A: 2 Schwingschritte, B: Aus-
drehen der Tänzerin, C: Walzer Schwingwalzer
(Schwedischer)

Teil I: Walzer, II: Polka Walzer-Polka
(Wechselpolka)

Schritteinheit besteht aus 3 Elementen:
1. einen Fuß vorstellen, 2. anderen Fuß
nachstellen, 3. auf dem nachgestellten Fuß
hüpfen: Mazurkaschritt.

1 Mazurkaschritt wechselt mit
1 anderen Schritt Einfache Mazurka

2 Mazurkaschritte (= Phrase 1)
wechselt mit Schwingen der Tänzerin
auf die andere Seite des Tänzers mit
nachfolgendem Tupftritt (= Phrase 2)
Doppelte Mazurka
(Polka-Mazurka)

Mehrteilige Form — I: Phr. 2 + 2, II: Phr. 1 + 2, III: Walzer	Varsoviene
I: Phr. 1 + 2, II: Phr. 2 + 2, III. Walzer	Verkehrte Varsoviene (Warschauer)

Wechsel von Drehersritten ($\frac{2}{4}$) und Walzersritten ($\frac{3}{4}$) innerhalb eines Musikteiles Zwiefache

Wechsel von Schreit- und Rundtanzeilen.	
Beide Teile im geraden Takt	Marsch-Polka
Beide Teile im ungeraden Takt	Trio-Walzer
Schreitteil in $\frac{2}{4}$, Drehteil in $\frac{3}{4}$ (kein Partnerwechsel)	Marsch-Walzer

3. Paartänze — Figurentänze

Das kennzeichnende Bild des Tanzes ergibt sich aus auffallenden Bein-, Arm-, Finger-, Körperbewegungen oder aus längeren mimischen Darstellungen.

Fußgesten.

Tupftritt mit Ferse (Hacke) und Spitze, dann Wechselschritt	Hackenschottisch, Bohnenpott
Auf 3 Schreitelemente folgt ein Kreuztupftritt	Kreuzpolka
Tupftritt schräg einwärts, schräg auswärts und beistellen	Ungarisch-Schottisch
Abwechselndes Vor- und Rückspitzen der Beine als Wechselhupf	Strohschneider, Hühnerscharre
als Tupftritt	Hirtamagl
Stampfschritte	Stampftänze (Buchelklobber)

Handgesten.

Klatschen	Klatschtänze (Patschpolka)
Abwechselnd Stampfen und Klatschen	Neubayrisch

Abwechselnd Stampfen, Klatschen und Drohen	Fingerpolka
Fingergesten	Winktänze (Geh von mir)
Körpergesten.	
Verbeugung in der Mitte und am Schluß	Großvatertanz (Gemütlichkeit)
Verbeugung als eigene Phrase oder Teil, mit gleichzeitigem Zu- und Abwenden	Buckerltanz (Hans Adam)
Teil I: Polka, II: Verbeugungen, III: Klatschen	Zigeunerpolka
Mimische Darstellungen.	
Zunehmende Berührung des Bodens .	Siebensprung
Gesten des menschlichen Zusammenlebens	Drei lederne Strümpfe
Handwerkerbewegungen	Schuster-, Mähertanz
Nachahmung von Tierbewegungen .	Froschtanz

4. Paartänze — Ländler

Fortschreitende Rundtänze. Die Paare bewegen sich hintereinander im Kreis, drehen sich dabei um die eigene Achse, bilden und lösen die verschiedensten Figuren durch Verschlingungen der Arme, durch Schreiten und andere Körperbewegungen. Oft wird dazu gesungen, gejodelt, geklatscht und gestampft.

Der Tanzablauf entspricht mit seinen Armgesten und Umtanzmotiven einer Ländlerfigur. Rest- und Ausgangsformen

Einfacher Dreher,
Rongger,
Spinnradl zu 2, Woaf

Der Tanz besteht aus mehreren Einzelfiguren, wobei die Armverschlingungen eine größere Rolle spielen.

Im ungeraden Takt Wickler, Steirischer
Im geraden Takt Geradtaktiger Ländler

Neben Figuren mit Umeinandertanzen und Ausdrehen treten Figuren, die eine größere Zahl von Paaren voraussetzen, wie Kreisbilden u. ä. Eigentlich Gemeinschaftsformen

Während des Ländlers wird von Tänzern auf Schenkel und Sohlen geschlagen⁴⁴⁾ .
Ein Tänzer tanzt mit 2 Tänzerinnen .

Landler

Schuhplattler

Dreisteirer

5. Dreiertänze

Zur Ausführung des Tanzes sind Gruppen von 3 Personen, meist 1 Tänzer und 2 Tänzerinnen, notwendig. Hier sind auch jene Tänze aufgenommen, bei welchen 2 oder mehrere Dreiergruppen miteinander tanzen müssen.

Die Dreiergruppe bildet eine Reihe, aus der sich die Figuren entwickeln.

Zwei tanzen Walzer, der dritte folgt schreitend

Dreier-Walzer

Die Tänzerinnen werden während des Schreitens ein- und ausgedreht . .

Dreh-Dreier (Ahitanz, Gibebe Gäbele)

2 Personen bilden ein Tor, durch das die dritte durchtanzt

Schlüpf-Dreier
(Gschlöffter, Tüchltanz, Spinnrad zu 3)

Die mittlere Person hakt abwechselnd mit dem einen, dann mit dem anderen Partner ein; der Weg ist eine Achterfigur

Achter-Dreier
(Studentenpolka)

Die Dreiergruppe bildet einen Kreis, aus dem sich die Figuren entwickeln.

Der Kreis wird gewendet (Gesicht nach außen)

Wende-Dreier
(Masolka zu 3)

2 Dreiergruppen in Aufstellung zueinander; die Tänzer tanzen auch mit den fremden Tänzerinnen

Triolett

⁴⁴⁾ Schuhplattler ist eine Bewegungsform. Es ist unrichtig, jede 16taktige bayerische Ländlermelodie als Schuhplattler zu bezeichnen; einerseits wird zu vielen 16taktigen Ländlern nicht geplattelt, andererseits werden viele Plattler auf 8taktige Melodien ausgeführt.

6. Gruppentänze

Zur Ausführung des Tanzes sind 2 oder mehrere Paare, jedenfalls eine bestimmte Anzahl von Personen, notwendig. Da es sich zum Teil um Schautänze handelt, die innerhalb des Brauchtums durchgeführt werden, ist eine Vergrößerung der Zahl der Mitwirkenden möglich; die Tänze sind nach der kleinstmöglichen Zahl eingeordnet.

2 Paare.

2 Paare stehen einander gegenüber. Sie tanzen Formen, die dem Wesen nach Paartänze, aber durch Partnertausch erweitert sind

Nickelsdorfer
Schottisch,
Topporzer Kreuzpolka

Die Paare stehen einander gegenüber; durch Nebeneinander-Aufstellung mehrerer 2-Paar-Gruppen werden 2 Reihen gebildet.

Française

3 Paare.

Aufstellung in 2 Reihen einander gegenüber, alle Tänzer in einer Reihe .

Halbmond

Die Paare bilden einen imaginären Stern

Sechsertanz

8 Personen. Verschiedene Figuren, wobei ein wesentlicher Teil in langer Reihe ausgeführt wird⁴⁵⁾. Die Ausführenden können nur Tänzer (meist in älteren Formen) oder Paare (meist in jüngeren Formen) sein.

Kreisfiguren spielen die Hauptrolle.

Jede zweite Person springt mit den Fersen zur Kreismitte und wird von den anderen herumgetragen . . .

Radtanz

Nur Kreisfiguren

Mühlrad

Kreisfiguren und andere Figuren . .

Agattanz

⁴⁵⁾ Die bisher übliche Bezeichnung „Kettentanz“ wird abgelehnt, da „Kette“ in der Tanzsprache eine bestimmte Figur (Gegeneinanderbewegen der Tanzenden mit abwechselndem Ausweichen und Handreichen) bedeutet und dadurch Irrtümer entstehen können.

Die Figuren werden um einen bändergeschmückten Baum ausgeführt, der anschließend mit den Bändern umflochten wird. Das Umflechten tritt auch als selbständige Form auf . . .	Bändertanz
Neben Kreisfiguren spielen auch Reihenfiguren eine wesentliche Rolle.	
Die Reihe wird durch Handfassen gebildet	Treffnertanz ⁴⁶⁾
4 Paare, Aufstellung im Viereck oder Kreis. Der 1. Teil ist eine „Wechseltour“, d. h. bei jedem der obligaten Durchspiele wird eine andere Figur getanzt (= Quadrillen).	
Nur 2 Teile	Zweitourige
Die Begrüßung ist eine wesentliche Figur	Begrüßungstänze
Der Partnerwechsel ist eine wesentliche Figur	Partnerwechseltänze, Dreidamtänze
Der Platzwechsel ist eine wesentliche Figur	Platzwechseltänze, Schiebkarrentänze, Seyrastänze, Halbmühlentänze, Schottischquadrillen, Dreitourige, Viertourige
Die Tänzerinnen werden in die Mitte gestellt	Settquadrillen
Die Mühlenfigur ist wesentlich . . .	Windmühlentänze
Durch das Tor des Gegenpaares tanzen	Nadelöhrtänze
Die Kette ist eine wesentliche Figur .	Kettenquadrillen, Achterrümtänze
Alle Figuren werden außen getanzt, die Mitte bleibt frei	Abtanzquadrillen
Nur Rundtanzfiguren	Walzerquadrillen, Föftelhaltourige

⁴⁶⁾ Der Tanz ist mit 12 Personen oder 6 Paaren überliefert, wird aber wegen der Ähnlichkeit der Figuren hier eingeordnet.

Bei jedem Durchspiel werden alle Teile gleich getanzt.

Teil I: Begrüßung, II: Partnerwechsel,
III: Walzer

Treskowitzter Menuett

4 Paare, Aufstellung in 2 Reihen.

Aufstellung in der Gasse

Sir Roger

4 Paare, Aufstellung in Paarreihen oder im Flankenkreis, die Paare einander gegenüber⁴⁷⁾.

Ein Paar steht einem anderen Paar gegenüber

Figaro

Eine Zweipaarreihe steht einer anderen Zweipaarreihe gegenüber

Tempete

4 Paare mit Überzähligem.

4 Paare in Quadrillenaufstellung, in der Mitte ein überzähliger Tänzer oder ein überzähliges Paar

Kegelquadrillen

8 Paare.

Quadrillenaufstellung, auf jeder Seite eine Zweipaarreihe

Doppelquadrillen

Die Paare bewegen sich im Flankenkreis. Schreitteile wechseln mit Schwenkteilen

Deutscher aus Mieger

7. Gemeinschaftstänze

Eine größere, aber unbestimmte Zahl von Personen oder Paaren, meist die Gemeinschaft aller Anwesenden, ist zur Ausführung notwendig.

Tänze, mit welchen eine Tanzunterhaltung begonnen werden kann (= Antänze).

Durch Zuwahl aus den Umstehenden wird die Zahl der Teilnehmer immer größer

Schwabentanz,
Kirmes-Bauer

⁴⁷⁾ Da immer eine bestimmte Zahl von Paaren miteinander tanzt, werden diese Tänze, trotz der unbestimmten Gesamtzahl der Paare und dem Durchwechseln zu einem neuen Partnerpaar (was den Gemeinschaftstänzen entsprechen würde), zu den Gruppentänzen gezählt.

Schreittanz, mit dessen Figuren die Tanzfläche erfaßt wird und die Teilnehmer gesehen werden können . . .	Polonaise (Auftanz)
Teilnehmer bilden lange Reihen (= Reihentänze).	
Offene Reihe; Laufen im Kreis vor dem Haus	Glöcklerlaufen, Faschingslaufen
Geschlossene Reihe; Tanz auf der Gasse	Echternacher Spring- prozession
Tanz durch das Haus	Rückelreih
Bilden und Wiederauflösen einer Spirale	Knollpa, Schleuniger
Tanzen durch Tore innerhalb der Reihe	Flechtanz
Die Paare bilden Tore, durch welche die anderen durchtanzen	Bastkorbflechten, Schlupftanz
Die Teilnehmer bilden einen Kreis (= Kreistänze).	
Kreissingtanz	Rojen
Die Teilnehmer wenden sich einzeln um	Florian
Der Kreis wendet als ganzes	Schlooftanz
Die Kette ist ein wesentlicher Teil	Gattern, Hageln
Der Partnerwechsel ist eine wesentliche Figur.	
Der neuen Partner wird nach Gegenzug gefunden	Jägermarsch
Der neue Partner wird durch Schrittmotive gefunden	Lauterbacher

8. Tanzspiele

Mehrere Personen oder Paare, in unbestimmter Anzahl, manchmal mit einem Überzähligen, sind zur Ausführung notwendig. Partnerwahl, Geschicklichkeit oder mimische Darstellung sind wesentlich.

Die Partnerwahl ist kennzeichnende Figur.

Singtanz, Wählender in der Mitte . . .	Zottade Wolfin
Wahl durch Klatschen	Abklatschwalzer
Wahl durch Übergabe eines Gegenstandes an den Gewählten	Polstertanz
Wahl durch Übergabe eines Gegenstandes an den Abgewiesenen . . .	Korbtanz
Wahl durch Blick in den Spiegel . . .	Spiegeltanz
Wahl durch Erraten	Heiratstanz

Der Tanz um den Partner ist die kennzeichnende Figur.

Plötzlicher Abbruch der Musik ist das Zeichen zum Ergreifen des Partners . .	Gänsetanz, Besentanz
Fangen des Partners	Necktanz, Katz' und Maus

Tanz um einen Preis.

Der Preis ist durch eine besondere Leistung (Hochheben des Partners) zu erringen	Hahnentanz
Der Preis ist durch geschickte Bewegung zu erringen	Stanizltanz
Wer die Regel (Aufgabe) nicht erfüllt, scheidet aus	Hasentanz, Stuhltanz

Mimische Bewegungsabläufe bestimmen das Bild des Tanzes.

Kreistanz; eine Person in der Mitte führt die Handlung aus	Mariechen
Reihentanz; alle müssen die Bewegungen des Vortänzers nachmachen . . .	Hans Daml, Thomerltanz
Spotthafte Darstellung eines Vorfalles	Kapuzinertanz, Nonnentanz

Eine bemerkenswerte Gruppe von niederösterreichischen Bäckerkreuzen

Von Walter Berger

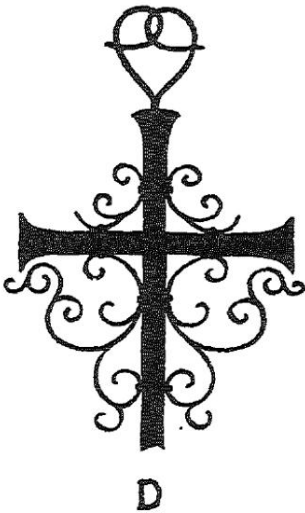
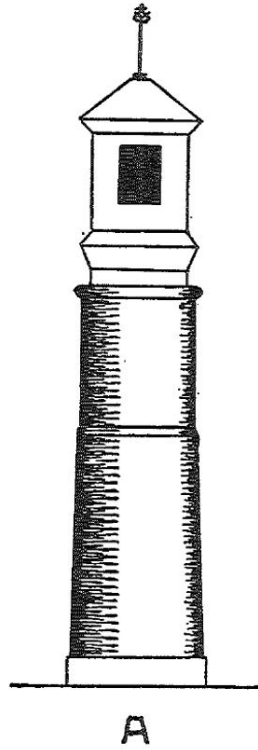
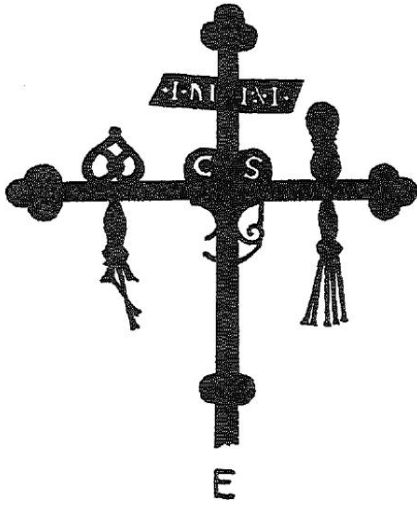
Unter den zahlreichen und vielgestaltigen Kultmalen („Bildstöcken“) unserer österreichischen Länder bildet die Gruppe der „Bäckerkreuze“ eine besonders reizvolle Sippe. Ich habe an anderer Stelle ¹⁾ schon gezeigt, daß die Bäckermeister und vor allem die Bäckerzünfte in vergangenen Zeiten, aber auch bis in die Gegenwart hinein, auf dem Gebiet der dekorativen Wappenkunst besonders eifrig tätig waren. Dies führte unter anderem eben auch dazu, daß die Bäcker besonders gern und oft eigene Kultmale errichtet und diese mit den Symbolen ihrer Zunft in mehr oder weniger heraldisch ausgeführter Form gekennzeichnet und verziert haben. Es handelt sich dabei vor allem um Brezeln, seltener um Wecken und Doppelsemmeln oder auch andere Gebäcksformen.

In der Regel finden wir diese Gebilde im steinernen Teil der Kultmale, also am Schaft oder am Tabernakel, sei es bloß in vereinfachten Linien eingeritzt oder aber halbplastisch herausgearbeitet und dann nicht selten in Wappenschildchen gesetzt. Hier soll aber nun die Rede von einer anderen auffälligen Gruppe sein, die auf den Raum zwischen Neulengbach und Tulln westlich von Wien beschränkt zu sein scheint, und bei der die Bäckersymbole im Bereich der schmiedeeisernen Bekrönung des Kultmales auftreten. Wir konnten bis jetzt fünf derartige Exemplare ausfindig machen.

Am einfachsten ist diese Schmiedeeisenbekrönung bei dem „Bäckerkreuz“, das westlich von Michelndorf an der Bundesstraße 1 steht (Fig. A und B; die Figur B ist im Verhältnis zu C, D und E wesentlich weniger verkleinert). Dieses Kultmal ist auch durch seine Gesamtform bemerkenswert: ein drehrunder, nach oben sich etwas verjüngender und in der Mitte leicht abgestufter säulenförmiger Schaft trägt einen quadratisch-prismatischen Aufbau aus einfachem Gesimse, Tabernakel und Pyramidendach. Aus der Spitze dieses Daches nun ragt ein ziemlich langer eiserner Stiel, der an seinem Ende eine zierliche, auf ihrem aufwärts gewendeten spitzigen Rücken mit

¹⁾ W. Berger, Das Brot im Wappen. (Jahrbuch der heraldisch-genealogischen Gesellschaft „Adler“ III/7, Wien 1970, S. 7—36.)

einem Kreuzchen besteckte Brezel trägt. Die Form der Brezel mit dem Kreuz kennen wir auch aus der Bäckerheraldik (Berger a. a. O., Abb. 15).



Ein ähnliches Kultmal mit annähernd gleich gestalteter Bekrönung stand noch vor einiger Zeit an der Bundesstraße 1 zwischen St. Pölten

und Ratzersdorf (nach Mitteilung von Kollegen H. Boesch); dieser Tabernakelfeiler scheint aber der Begradigung und Verbreitung der Straße zum Opfer gefallen zu sein.

Wesentlich reicher ist die schmiedeeiserne Bekrönung auf dem „Bäckerkreuz“, das südwestlich von Judenu an der Straße nach Neulengbach steht (Fig. C). Hier sitzt die Brezel zu unterst und darüber ein mächtiges Doppel-Tatzenkreuz, das an der Basis auf einer Querstange beiderseits die Initialen „P“ — „P“ trägt.

Wieder ganz anders ist die Bekrönung eines Kultmales an der Kreuzung zweier Feldwege östlich von Rust im Tullnerfeld (Fig. D). Ein großes Tatzenkreuz ist in den vier Zwickeln mit — leider schon teilweise zerstörtem — reichem barockem Schnörkelwerk ausgeführt, an der Spitze aber trägt es eine Brezel, diesmal mit dem — ebenfalls wie in allen anderen Fällen spitzig zulaufenden — Rücken abwärts gekehrt.

Die reichste und reizvollste Bekrönung aber trägt das „Bäckerkreuz“ westlich von Diesendorf (an der Straße von Asperhofen nach Würmla; Fig. E). Hier steht auf dem Dach ein mächtiges Kreuz, dessen Balkenenden in Kleeblätter ausgehen; der obere, senkrechte Balken trägt quer ein rhomboidal geformtes Band, in dem, durchbrochen herausgestanzt, die Buchstaben „I. N.“ — „R. I.“ stehen. Der waagrechte Querbalken trägt auf seinem linken Teil wieder eine Brezel, auf seinem rechten aber eine aufrechtstehende Doppelsemmel. Auch die Kombination von Brezel und Doppelsemmel begegnet uns in der Bäckerheraldik (Berger a. a. O., Abb. 4). Jeweils unterhalb dieser beiden Gebäckstücke hängt je ein besen- oder pinselförmiges Gebilde, in dem wir wohl Marterwerkzeuge Christi sehen dürfen. (Die Passionsgeschichte spielt ja — nach freundlicher Mitteilung von Leopold Schmidt — im Brauchtum der Bäcker eine besondere Rolle.) An der Kreuzungsstelle der Balken sitzen in den oberen Zwickeln zwei viertelkreisförmige Erweiterungen, aus denen die Initialen „C“ — „S“ ausgestanzt sind; darunter sind ein paar spiralförmige Zierate nur noch als unvollständige Reste erhalten.

Alle hier besprochenen „Bäckerkreuze“ sind aus Ziegeln gemauert und mit Mörtel verputzt. Leider sind sie alle undatiert und weisen auch nur sehr spärliche stilkritische Merkmale auf, so daß wir über ihr Alter auf Mutmaßungen angewiesen sind. Sie dürften aus dem ausgehenden 18. oder der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen. Wir können ganz allgemein feststellen (W. Berger: Die Kultmale — Bildstöcke, Wegkreuze usw. — des Marchfeldes. Unveröffentlichtes Manuskript), daß das Ziegelmauerwerk nur sehr bescheidene Möglichkeiten für reichere Auszier bietet. Daher flüchtet sich die schöpferische Phantasie bei derartigen Kultmalen in den Bereich

der schmiedeeisernen Bekrönung, also eines Kreuzes verschiedener Art mit mehr oder weniger reichlichem Beiwerk. In diesem Sinne fügen sich also die hier beschriebenen „Bäckerkreuze“ durchaus in das Gesamtbild unserer Kultmale ein. Die Tatsache aber, daß wir sonst nirgends in der Schmiedeeisenbekrönung stilisiertes Backwerk oder sonstige Bäckersymbole finden, läßt diese räumlich eng benachbarte und daher wohl auch miteinander in ursächlichem Zusammenhang entstandene Gruppe als Unikum erscheinen.

Das „Denkmalgut Köblerhäusl“ im Salzburger Großarlal

Von Michael Martischinig

Die rasche Umstrukturierung im ländlichen Raum¹⁾ bringt es mit sich, daß historisch gewachsene Bausubstanz immer öfter demoliert wird, um Neuplanungen Platz zu machen²⁾. Dieser Entwicklung³⁾ trägt das Land Salzburg und die volkscundliche Abteilung des Salzburger Museums Carolino Augusteum insofern Rechnung, indem sie im Raum Großmain die Errichtung eines Freilichtmuseums für bäuerliche Volksarchitektur des ganzen Bundeslandes in Angriff genommen

1) Die Zusammensetzung der Bewohner eines Dorfes verschiebt sich immer mehr zu Ungunsten des Anteiles der Bauern: Durch den allgemeinen Prozeß der Arbeitsteilung und Rollenzersplitterung sind viele Tätigkeiten der Erhaltung eines Hofes an dazu spezialisierte Betriebe, insbesondere von Handwerk und Handel übernommen worden. Damit ergibt sich die interessante Feststellung, daß die absolute Zahl der landwirtschaftlichen Bevölkerung unter Berücksichtigung dieser zu ihr in sozialökonomischer Bindung stehenden Berufsgruppen nur beschränkt, die relative Zahl aber sehr stark abnimmt (um 1000 etwa 80 Prozent, zur Zeit ca. zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung Österreichs in Land- und Forstwirtschaft tätig). Vgl.: Egon Lendl, Die jüngsten Wandlungen im Bevölkerungsbild des Landes Salzburg (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 92. Jg., 1952, S. 185—189). Derselbe, Wohnbevölkerung nach Wirtschaftsgruppen. Österreichischer Volkskundeatlas, 2. Lief., Wien 1965, Kommentarteil zu Kartenblatt 14/15.

2) In den letzten zehn Jahren ist mehr gebaut worden als in den übrigen 65 Jahren unseres Jahrhunderts. „Die Altformen der Bauernhöfe in ihren landschaftlich so großartigen Ausprägungen zählen heute zu den gefährdetsten Gütern der volkstümlichen Sachkultur“ (K. Conrad, Denkschrift „Salzburger Freilichtmuseum“. In: Salzburger Museum Carolino Augusteum. Jahresschrift 1972, Bd. 18, Salzburg 1973, S. 181). Aus den „Ergebnissen der land- und forstwirtschaftlichen Betriebszählung 1970, Landesheft Salzburg, hrg. Österr. Statistisches Zentralamt, Wien 1973: von den 12.629 Salzburger Landwirtschaftsbetrieben wird von 2806 angegeben, daß sie in den nächsten fünf Jahren Um- bzw. Neubauten planen.

3) Vgl. K. Conrad, Vom Bauen in der Landschaft. In: Das Salzburger Jahr 1964/65. Eine Kulturchronik. Salzburg 1964, ohne Seitenangabe. M. Martischinig: Gestaltungsprobleme im ländlichen Raum. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft. Notring-Jahrbuch 1973, Wien 1972, S. 224—231.

haben⁴⁾. Demgegenüber ist es privater Initiative zu danken, daß wertvolles Kulturgut in Form von Denkmalhöfen⁵⁾ an Ort und Stelle erhalten bleibt. Unter anderem hat der Salzburger Museumsverein im Jahre 1968 das Rauchhaus Mühlgrub in Vorderelsenwang erworben und zu einem vielbesuchten Museum ausgestaltet⁶⁾. Im Sommer 1972 wurde im Großarlal ein ehemals von Bergknappen und Kleinhäuslern bewohntes Siedlungshaus als Außenstelle des geplanten Talmuseums zugänglich gemacht⁷⁾. Die Bewahrung gerade dieser unscheinbaren Behausung⁸⁾ als Gegengewicht zu den prächtigen, viel öfter erhaltenen Großbauten ist lobenswert⁹⁾ und verdient besonderer Beachtung. Im

⁴⁾ Vgl. K. Conrad, Ein Freilichtmuseum für Salzburg. In: Salzburger Jahr 1972/73. Eine Kulturchronik. Salzburg 1972, S. 44—47. Derselbe, Anm. 2, S. 163—183. H. Gottas, „Fünf vor zwölf“ für alte Bauernhäuser. Informationsdienst f. Bildungspolitik und Forschung (IBF), Wien, 14. Dez. 1973, S. 16 bis 18. D. Wallisch, Geschichte in der Landschaft (Salzburger Volksblatt, Jg. 1972, Folge 283, 7. Dez. 1972, S. 12).

⁵⁾ Zur Bedeutung der Denkmalhöfe siehe: K. Conrad, Probleme um ein Salzburger Freilichtmuseum. (Salzburger Museumsblätter, Jg. 24, neue Folge 2, Dez. 1961, S. 6.)

⁶⁾ Dazu: K. Conrad, Freilichtmuseum Rauchhaus Mühlgrub in Vorderelsenwang. (Salzburger Museumsblätter, Jg. 29, Nr. 1, Juli 1966, S. 1—4.) G. Stadler, Archivalisches über den Denkmalhof „Rauchhaus Mühlgrub“. (Salzburger Museumsblätter, Jg. 33, Okt. 1972, S. 15—17.)

⁷⁾ Dazu: K. Fiala, Ein ländliches Baudenkmal ist gerettet. (Salzburger Volksbildung, Folge 37, Salzburg, Sept. 1970, S. 34—37.) (Bem.: zu Abb. 4: dieser Kobelherd ist nicht identisch mit dem des Kößlertages; ich konnte ihn identifizieren als den von Thörlach-Eck/Großarl.) M. Martischinig, Pongauer Heimatmuseen Nr. 3: Das Kößlerhäusl in Großarl. (Pongauer Nachrichten, St. Johann 1974, im Druck.) Derselbe, Das „Denkmalgut Kößlerhäusl“ im Salzburger Großarlal. (Kultur im Zeitgeschehen. Kulturbeilage der Österr. Ärztezeitung, Jg. 29, Heft 22, 25. November, Wien 1974, S. 1301—1304 mit Abb.) Derselbe, Anm. 14.

⁸⁾ J. Eigl, Das Salzburger Gebirgshaus (Pinzgauer Typus). Wien 1894, Textteil S. 8: „Ungeachtet dessen zeigen Sölden aus älterer Zeit nicht nur mitunter sehr sorgfältige Ausführung von Details, sondern auch in der Regel eine gewisse Harmonie in den Verhältnissen und geben so ein beredtes Zeugnis von dem einst im Volke vorhandenen Sinn und einfachster, künstlerischer Gestaltung.“

⁹⁾ Zumeist kommen neben den Frühformen hausgewerblich-industrieller Anlagen (u. a. Mühle, Säge, Schmiede, Weberei, etc.) die Werkstätten verschiedener Handwerker in den Freilichtmuseen mit zur Aufstellung, die unansehnliche Kleinhäuslerkeusche als Typ einer der sozial niedrigsten Stufen bleibt unbeachtet. Im Österr. Freilichtmuseum in Stübing ist kein solches Objekt zur Aufstellung gebracht (vgl. V. H. Pöttler, Führer durch das Österr. Freilichtmuseum. Schriften und Führer des Österr. Freilichtmuseums Stübing Nr. 4, Stübing 1972). Dagegen hat das Salzburger Freilichtmuseum zur Demonstration der Kleinbehauungen das Zuhaus des Suerbauerngutes in Nieder-Arnsdorf, Gmd. Lamprechtshausen angekauft; eine Lungauer Keusche soll ebenso errichtet werden (vgl. Conrad, Anm. 2, S. 183).

Jahre 1973 konnte in Unken der als Heimatmuseum eingerichtete Denkmalhof „Kalkofengut“ eröffnet werden.

Die verschiedenen Bauernhaustypen sind genauso wie in allen anderen Bundesländern Österreichs¹⁰⁾, auch für Salzburg mit ihren charakteristischen Besonderheiten und konstruktiven Voraussetzungen in einer Reihe grundlegender Werke behandelt und entsprechend volkskundlich ausgewertet¹¹⁾. Dabei ist aber zumeist die Tatsache wenig beachtet worden, daß nicht nur die prachtvollen baulichen Zeugen wohlbestallter Bauerngroßfamilien den Charakter unserer Landschaft geprägt, sondern diesen u. a. auch die viel unansehnlicheren Gebäude minderbemittelter Keuschler und armer Tagelöhner mitbestimmt haben¹²⁾. Dies bewog dazu, in der für Österreichs bäuerliche Siedlungsformen als repräsentativ zu bewertenden Zusammenstellung im Notring-Jahrbuch 1973 mit dem Titel „Haus und Hof in Österreichs Landschaft“¹³⁾ auch zwei für frühe Verhältnisse charakteristische Kleinhäuser zu behandeln¹⁴⁾. Beide stellen Behausungen für Einfamilien dar. Doch während der gestreckte Blockbau im niederösterreichischen Lunz die Funktion eines Ausnehmerhauses¹⁵⁾ hat, kann

¹⁰⁾ L. Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde, Wien 1951, S. 115 f.

¹¹⁾ Vgl. dazu Literatur bei: A. Klar, Die Siedlungsformen von Salzburg. (Forschungen zur Dt. Landes- und Volkskunde, 32. Bd., Heft 3, Leipzig 1939, S. 67 ff.) K. Conrad, Der Flachgauer Einhof. Zur Problematik der Bauernhausforschung in Österreich. In: Festschrift E. Lendl = Mitt. d. Österr. Geograph. Ges., Bd. 109, Heft I—III, Wien 1967, S. 129—141.

¹²⁾ So gab es zu Ende des 18. Jahrhunderts im Großarlal (außer dem Dorf Großarl) 201 zerstreute Bauernhöfe, während dazu die Zahl der Kleinhäuschen im Verhältnis sehr hoch, nämlich 81 war. (L. Hübner, Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik. Salzburg 1976, S. 444.)

¹³⁾ Hrg. Notring der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, Wien 1972.

¹⁴⁾ M. Martischnig, Das Köblergut — eine alpine Kleinstsiedlung. S. 87—89. H. Steininger, Das Ausnehmerhaus in Lunzdorf 8. S. 170—172.

¹⁵⁾ Nach Übergabe des Hofes an die Nachkommen geht das scheidende Altbauernpaar „in die Ausnahm“. Es bleibt dabei aber noch im Verband des Hofes, indem es in den Alpenländern zumeist in das Ausnehmerhaus in unmittelbarer Umgebung zieht. Dieses kleine Gebäude wird in Kärnten „Beistübl“, in Niederösterreich „Stöckl“, in Salzburg „Zuhause“ genannt (Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten. Hrg. Österr. Ingenieur- und Architektenverein, Wien 1906, Textband, S. 153 f); dagegen bezeichnet der Kärntner als „Zuahäusl“ manchmal die Feldscheune. (O. Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten. Kärntner Museumsschriften Nr. 56, Klagenfurt 1974, S. 111.)

Literatur u. a. mit Grundrißskizzen: J. Eigl, Anm. 8, Textteil S. 7 f, Tafelteil VII = Zuhäuschen vom Gut Limberg. (II) Derselbe, Charakteristik der Salzburger Bauernhäuser. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Jg. 35, 1895,

man das Salzburger Kößlergut bezeichnen als Bindeglied zwischen einem Kleinbauernhaus¹⁶⁾ herkömmlicher Prägung und der Siedlung eines frühen Arbeiters¹⁷⁾, zu dem man wohl auch den Bergknappen

S. 88; im Anhang Tafel V = Zuhaus des Jodl-Gutes aus der Aberseegegend.) Das Bauernhaus, Anm. (15), Textband S. 153 f., Tafelband Tafel Kärnten 9 = Beistübl Nr. 10 zu Haus Nr. 9 Gegend Arnoldstein im Gailtal. S. Greiderer, Haus und Hof im Salzburgischen. Wien 1925, S. 48.

Ausnehmerhäuser wurden öfter den Sölden gleichgesetzt. „In der Grundrißeinteilung, wie am Äußern zeigt die ‚Sölde‘ im allgemeinen viel Übereinstimmung mit dem ‚Zuhäufchen‘ des großen Gruppenhofes“ (Eigl, Anm. 8, S. 8). Dennoch besteht ökonomisch ein bedeutender Unterschied! Das Geschick dieser Behausungen war oft sehr wechselhaft, so daß im Laufe der Zeit tatsächlich ein Funktionswechsel eintreten konnte; z. B. vgl. das Niedertraxl-Gütl in Berg bei Söllheim, Sbg., ehemals Zuhaus vom Niedertraxl-Gut, das durch Verkauf zu einer unabhängigen Wirtschaft wurde (III). J. Eigl, Niedertraxl-Gütl als eine Type der Wohnstätte eines Kleinbauern im Salzburgischen Flachgau. (Zs. f. Österr. Volkskunde, IX. Jg., Wien 1903, S. 27—39.)

¹⁶⁾ „Die Ungleichheit des Besitzes an Ackergründen, Viehstand, Wiesen und Weiden begründet den Unterschied des Kleinhauses oder der Sölde, des mittleren Bauernhauses und des Gehöftes des Großbauern“ (Eigl, Anm. 8, S. 7). „... als Verkümmierungsform die Keusche des Kleinbauern“ (K. Ginhart, Kärntner Bauweise. In: Heimatliches Bauen im Ostalpenraum, hrg. Papesch, Riehl, Semetkowski, Reihe: Joanneum, Sonderband; Graz 1941, S. 32.) Eigl (Anm. 15, III, S. 31) erwähnt, daß jenes Kleinbauernhaus mit einem Besitzstand von über vier Joch die Bedürfnisse „einer nur ganz kleinen Familie durch den landwirtschaftlichen Betrieb einigermaßen zu decken“ vermag. Beim Kößlerhäusl mit nur etwas mehr als einem Joch Nutzgrund war man daher unbedingt auf eine andersweitige Tätigkeit zur Erhöhung des Einkommens angewiesen. Diese Groöarler Knappensölde ist auch deshalb nur zum Teil als typisches Kleinbauernhaus anzusprechen, weil bei der Verkleinerung eines Voll-erwerbsbetriebes das Verhältnis von Wohnteil zu Stall, Futter- und Speicherraum ungefähr gleich bleiben mußte; dazu s. Anm. 26.

Literatur u. a. mit Grundrißskizzen: Eigl, Anm. 8, Tafelteil XI, Sölde bei Lend. Derselbe, Anm. 15, II, S. 7 f. Das Bauernhaus, Anm. 15, Textband S. 154 f., Tafelband u. a.: Tafel Kärnten 6 = Rumpler-Keusche in Kraut, Gmd. Seeboden am Millstättersee; Tafel Kärnten 8 = Unter-Debernigg-Keusche in Pöcken bei Arnoldstein im Gailtal; Tafel Kärnten 9 = Ober-Debernigg-Keusche dortselbst. Greiderer, Anm. 15, S. 46.

Bezeichnungsformen für diese Behausung: Häusl, Keusche (alte Form: Geusche; vgl. J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, verm. 2. Aufl., bearb. Frommann, München 1872—77, I. Bd., Sp. 952), Hütte, Kaluppe, Selde, Kobel, Bude, etc.; vgl. W. Steinhäuser, Die sinnverwandten Wörter für „kleines Anwesen“ im Bayerisch-Österreichischen; als Anhang von A. Pfalz, XI. Bericht der von der Akad. d. Wiss. best. Kom. f. d. Bayerisch-Österr. Wörterbuch f. d. Jahr 1924. (Anzeiger phil. hist. Kl. d. Akad. d. Wiss., Jg. 1924, Wien, 12. März, Nr. VIII.)

¹⁷⁾ Vgl. K. Ilg, Das Bürger- und Arbeiterhaus in Vorarlberg. In: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins, Bregenz 1953, S. 68—83. (II) Derselbe, Hauskundliches aus zwei Tiroler Nebentälern und ihrer Haupttalumgebung. (Zs. f. Volkskunde, 54. Jg., Stuttgart 1958, S. 61—93.)

zählen kann, Dazu scheint es der historischen und sozialkundlichen Gegebenheiten willen nützlich zu sein, speziell diese Zwischenschicht mehr in das Feld der Betrachtung zu rücken. Auch in hauskundlicher Hinsicht könnte eine verstärkte Untersuchung dieser kleinen Häuser mit ihrer ganz klar ersichtlichen Zweckhaftigkeit noch fehlende Erkenntnislücken schließen helfen¹⁸⁾. Denn „das Bauernhaus ist der Spiegel des bäuerlichen Arbeitens, Wirtschaftens, Denkens und Handelns und ist damit geradezu der Schlüssel zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Bauernstandes“¹⁹⁾. Demzufolge werden die Wechselbeziehungen von bäuerlichem und nichtbäuerlichem Stand²⁰⁾ gerade in den Bauten dieser Zwischengruppe am augenscheinlichsten offenbar.

Die Konzeption des Köbelerhäusls weist die arteigene Gestalt eines Teilerwerbsbetriebes²¹⁾ auf, der, im heutigen Industriezeitalter eine

¹⁸⁾ Der Bedeutung dieser Kleinhäuser eingedenk, griff z. B. V. G e r a m b in seiner „Kulturgeschichte der Rauchstuben“ (Wörter und Sachen, Kulturhist. Zs. f. Sprach- und Sachforschung, 9. Bd., Heidelberg 1926) bei der Verifizierung seiner Theorien öfter auf die Keusche als einfache Baugrundform zurück. E. H a m z a entwickelte aus den Leindörrstuben Kleinhäuserwohnungen in Form von Streckhöfen (Leindörren und Haarstuben im südlichen Niederösterreich. Unsere Heimat, N. Fg. Jg. V, Wien 1932, Heft 6/7, S. 212—221) und diese dann weiter zu den Dreiseithöfen (Das Entstehen von Streckhöfen und ihre Weiterentwicklung bis zu den Dreiseithöfen im niederöstr. Wechselgebiet im Laufe der verflorbenen 100 Jahre. Unsere Heimat, N. Fg. Jg. VI, Wien 1933, Heft 5, S. 159—172). Denn (A. G r u n d, Die Veränderungen der Topographie im Wienerwalde und im Wiener Becken = Geogr. Abhdl., hrg. Penck, Jg. 8, Heft 1, Leipzig 1903) „der Kleinhäuser hat die Wichtigkeit, daß er uns jene Wohnräume zeigt, die zur Zeit seiner Entstehung unentbehrlich schienen für die Lebensführung einer Familie ...“ A. H a b e r l a n d t, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953—1959, I. Teil, S. 91 Stichwort: Kleinbauernhäuser: „Heute erkennen wir die landschaftliche Herausbildung oder Einpflanzung solcher Kleinformen als geschichtlich mannigfaltig abgewandelt.“ L. S c h m i d t, Volkskunde von Niederösterreich, Horn 1966, Bd. 1, S. 291 f., erwähnt Keuschen im Semmeringgebiet als Blockbauten mit einem ausgesprochenen Umgebende, wobei er die bedeutsame Vermutung ausspricht, daß „diese merkwürdige Mischform... an eine direkte Übertragung im Zuge einer spätmittelalterlichen Ausbauplanung denken“ läßt.

¹⁹⁾ C o n r a d, Anm. 2, S. 163.

²⁰⁾ „Die nichtbäuerlichen Schichten sind aus den bäuerlichen hervorgegangen. Lange Zeit bestand zwischen dem Bauernhaus und dem nichtbäuerlichen Haus kaum ein Unterschied“. I l g, Anm. 17, S. 71.

²¹⁾ d. i. begriffliche Zusammensetzung von Neben- und Zuerwerbsbetrieben; in letzteren wird mehr als 50 Prozent des Verdienstes aus landwirtschaftlicher Erwerbstätigkeit bezogen, in ersteren erhält mindestens eine Person einen vollständigen außerbetrieblichen Lohn.

unumgängliche Erscheinung²²⁾, ebenso schon vor Jahrhunderten bestand²³⁾. Im südlichen Teil des Großarltales gab es diese Behausungen in Weilerform etwa in Karteis, dann nach der Errichtung eines Schmelzwerkes im 15. Jahrhundert auch in der Wolfau, ab Anfang des 16. Jahrhunderts ebenso in der Holzenau (= späteres Hüttschlag) usw.; das Köblierhäusl dagegen steht allein in der Flur. In Notzeiten, wenn es keine Beschäftigung in fremden Betrieben gibt, mußte es um der fortdauernden Unabhängigkeit willen möglich sein, mit den Erzeugnissen eigener Produktion leben, besser gesagt: überleben²⁴⁾ zu können. Während der übrigen Periode hielt man die Wirtschaft in dem Maße aufrecht, in dem es die andersweitige Tätigkeit zuließ. Zumeist lastete dabei die ganze Last der Wirtschaftsführung auf den Schultern der zu Hause verbleibenden Frau und Mutter.

Die Abhängigkeit von einem zusätzlichen Verdienst läßt sich klar aus dem Vergleich von Wohnfläche und dem für Stall und Bergen gewidmeten Areal erkennen²⁵⁾: In einem herkömmlich konzipierten Einhaus eines Vollerwerbsbetriebes ist für Stall, Futter und Speicher zumindest ein doppelt so großes Flächen- und Raumausmaß vorgesehen wie für den Wohnbereich. Je weiter sich nun das Verhältnis zugunsten des Wohnteiles verschiebt, desto mehr war man auf Erwerb von außen angewiesen²⁶⁾. Diese De-facto-Abhängigkeit der an sich freien Kleinsiedler (außer sie waren einem Grundherrn verpflichtet²⁷⁾) zu untersuchen, würde sicherlich aufschlußreiche Aspekte differenziertester Art eröffnen.

²²⁾ Vgl. H. Fischer, Zweckmäßige Betriebsgestaltung in schwierigen Höhenlagen. Gießen 1962. M. Martischinig, Der Bergbauer. In: Mensch und Arbeit. Jahrbuch 1974 d. Verbandes d. wiss. Ges. Österr., Wien 1973, Seiten 104—112. Derselbe, Unsere Kulturlandschaft zu Beginn der III. Industriellen Revolution. In: Wildnis, Forst und Ackerland. Jahrbuch 1975 d. Verbandes d. wiss. Ges. Österr., Wien 1974, S. 278 ff.

²³⁾ M. Martischinig, Vom Ameisler und Aschenbrenner zum Zirbenholzschnitzer. In: Wildnis, Forst und Ackerland. Jahrbuch 1975 d. Verbandes d. wiss. Ges. Österr., Wien 1974, S. 48—59.

²⁴⁾ Zur Illustration: „Die kleinste Landwirtschaft ist jene, welche den Unterhalt einer Kuh gestattet. Die Kuh muß gewöhnlich die Milch liefern, dann auch die Zugsarbeit zur Feldbestellung und Einbringung der Ernte leisten, womit dann der Milchbezug aufhört“. („Das Bauernhaus“, Anm. 15, S. 154).

²⁵⁾ Die zur Wirtschaft gehörenden Weiden und bebaubaren Flächen sind außer acht gelassen.

²⁶⁾ Beim Köblierhäusl beträgt das Verhältnis Wohnen zu Stall, Futter und Speicher 1 : 1,3; es wurde somit dem Wohnteil ein großer Bereich zugebilligt (vgl. Grundrißskizze Abb. 1). Eine noch größere Verschiebung weist z. B. die Rumpler-Keusche in Kraut („Das Bauernhaus“, Anm. 15, Tafelband Tafel Kärnten 6) als ein in Blockbau errichtetes Einhaus mit dem Verhältnis von etwa 1 : 1 trotz Getreideanbau und Viehzucht auf.

²⁷⁾ Vgl. die Entstehung einer Sölde weiter unten.

Das Bundesland Salzburg liegt geschichtlich gesehen in der Kontaktzone germanisch-bairischer, keltoromanischer und slawischer Kulturbewegungen. Spuren davon lassen sich heute noch besonders in der Bauernhausforschung ablesen, etwa im Bauegefüge, in den Raumbezeichnungen und etlichen Einzelheiten. Man kann in Salzburg zweierlei²⁸⁾ Gehöft- bzw. Hausformen unterscheiden²⁹⁾: im Voralpenraum das Ein- oder Haupthaus, in dem die Funktionen des Wohnens, Einstallens und Bergens zusammengefaßt unter einem gemeinsamen Dach untergebracht sind. Im alpinen Bereich dagegen den Gruppenhof, in dem die einzelnen betriebswirtschaftlichen Maßnahmen auf mehrere Ein- oder Mehrzweckgebäude aufgeteilt sind. Zu diesem alpinen Typ gehört der Pongauer Paar- oder Haufenhof mit seinem flachen Pfettendach. Dabei vereinigen sich hier die ursprünglich regellos auf der Hofstatt verstreuten Baulichkeiten zu zwei mächtigen zweigeschossigen Großbauten, einem Wohn-Speicher-Haus und einem Stall-Futter-Haus. Wenn das Gelände es zuläßt, stehen sie firstprallel und mit dem Giebel zum Tal angeordnet.

In dem zu behandelnden Großarlal³⁰⁾ als dem östlichsten der Täler der Hohen Tauern ergibt sich hinsichtlich der Hausformen gegenüber dem übrigen Pongau³¹⁾ keine grundsätzliche Abweichung³²⁾. Paarhöfe herrschen bei weitem vor; bei größerem Grund- und Viehbesitz finden sich Gruppenhöfe mit oft zwölf bis vierzehn eigenen Dächern, besonders bei aus ehemaligen Asten³³⁾ hervorgegangenen Bauerngütern; dies waren auf sehr sonnenreichen, daher früh schneefrei werdenden Plätzen gelegene „Zeitsiedlungen“, die, temporär als Weide extensiv genutzt, in der ersten Kolonisationsperiode geschaffen wurden und der Viehzucht dienten, später zur Dauersiedlung wur-

²⁸⁾ Mischformen und Ausläufer, besonders im Flachgau, nicht einbezogen.

²⁹⁾ K l a a r, Anm. 11, S. 51 ff., K. C o n r a d, Von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft. Hofformen. In: Salzburger Naturführer, hrg. Stüber, Salzburg 1967, S. 198 ff.

³⁰⁾ Vgl. E. S e e f e l d n e r, Salzburg und seine Landschaften. Salzburg 1961, S. 274 ff.

³¹⁾ Für die Erforschung des rezenten Bestandes an Bauernhöfen im Pongau ist die private hauskundliche Aufnahmetätigkeit von H. K i r c h t a g, Bischofshofen, zu erwähnen.

³²⁾ Vgl. A. K l a a r, Siedlungsformenkarte der Reichsgaue Wien, Kärnten, Niederdonau, Oberdonau, Salzburg. Wien 1942, Kartenblatt Salzburg, Kommentarteil S. 29.

³³⁾ Von Dativ Plural von ahd. ouwist = Hürde, Schafweide. S c h m e l l e r, Anm. 16, I. Bd., Sp. 157. E. K r a n z m a y e r, Ortsnamenbuch von Kärnten = Archiv f. vaterländische Geschichte und Topographie, hrg. Geschichtsverein f. Knt., Bd. 50 und 51. Klagenfurt 1956—1958, 2. Bd., S. 21.

den³⁴⁾. Der reine Holzbau überwiegt überall. Bemerkenswert ist, daß nach K. Fiala, dem volkskundlichen Erforscher des Tales, mit einigen Einschränkungen der Unterschied in der Raumeinteilung zwischen Rauchstuben- und Rauchküchenhäusern zeitlich zusammenfällt, einerseits mit der älteren und andererseits mit der größeren, jüngsten Rodungs- und Gründungszeit um 1300³⁵⁾.

Eine hohe, von einer tiefen Klamm (seit 1870 Liechtensteinklamm genannt³⁶⁾) durchschnittene, die Verbindung mit der Außenwelt absperrende Endstufe kennzeichnet das Tal der Großen Arl. Bevor Erzbischof Johann Jakob (reg. 1560 bis 1586) im Jahre 1566³⁷⁾ einen Karrenweg aus dem Felsen hauen ließ, gelangte man nur auf Umwegen durch Viehtriebsgassen über die Wagrainer Höhe in den Enns-Pongau oder über das Arltörl in das Gasteinertal und weiter in den Salzach-Pongau. Diese abgeschiedene geographische Lage ermöglichte viele Generationen hindurch die ungestörte Entwicklung des brauchwürdigen Lebens³⁸⁾. L. Hübner schrieb 1796 etwa über die Großarler Mundart³⁹⁾: „Die Sprechart des Volkes ist für Unerfahrene vielfältig gänzlich unverständlich; der Großarler hat Ausdrücke, die nur ihm allein bekannt sind⁴⁰⁾.“

Die erste urkundliche Erwähnung des Großarler Tales fiel in

³⁴⁾ Vgl. Haberlandt, Anm. 18, I. Teil, S. 8. K. Fiala, Die Asten-siedlungen im Großarl-Tale. (Salzburger Museumsblätter, Jg. 4, Samstag, 14. Feb. 1925, Nummer 1, S. 1—2.) Heute noch findet man im Tale die Namen Astelreit, Astelhof etc.

³⁵⁾ K. Fiala, Mundartkundliches und Sachkundliches in der Bauernarbeit im Großarltal (Salzburg). Unveröff. Dissertation mit Bildkassette an der Universität Wien bei Prof. Kranzmayer, 7. Juli 1965, S. 8.

³⁶⁾ Vgl. E. Fugger, Klammern und Schluchten im Lande Salzburg (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 50. Jg., 1910, S. 1—22, spez. S. 3 ff.)

³⁷⁾ M. Rumpier, Geschichte von Salzburg. Salzburg 1803, S. 174. J. Dürlinger, Historisch-statistisches Handbuch von Pongau. Salzburg 1867, S. 21.

³⁸⁾ Hübner, Anm. 12, S. 450/451: „Das hiesige Volk ist sehr arbeitsam, gutherzig und redlich und zeichnet sich auch insgesamt in seinem Betragen vor den benachbarten Lungauer und Pongauern zu seinem Vortheile aus, denen es übrigens in Sitten und Gebräuchen gleicht“. Vgl. A. Eichhorn, Großarl — zwischen gestern und heute. (Salzburger Volksblatt, Fg. 283, 7. Dez. 1973, S. 18).

³⁹⁾ Vgl. J. Gappmayr, Der Vokalismus der Mundart von Großarl. Unveröff. Dissertation, Innsbruck 1937. Fiala, Anm. 35.

⁴⁰⁾ Hübner, Anm. 12, S. 451/452.

den Anfang des 10. Jahrhunderts⁴¹⁾. Der Salzach-Pongau, eine Schenkung der Bayernherzoge (u. a. Theodebert) an das Erzstift, entbehrte der natürlich gefestigten Grenzen seines Einzugsgebietes, weshalb das politische Streben der Salzburger Kirche nach Ausweitung des territorialen Machtbereiches notgedrungen zu verstärkter Innenkolonisation führte⁴²⁾. Mit der Tauschurkunde vom Jahre 930 zwischen Erzbischof Adalbert II. (reg. 923 bis 935) und Domdechant Luitfried erhielt das Erzstift den „Besitz zwischen den zwei Flüssen Arl“⁴³⁾ (d. i. große und kleine Arl), worunter man wohl den großen Arlwald zu verstehen hatte. Dagegen konnte erst 1297 das den Bayern unterstehende Gasteiner Tal unter Salzburger Grundobrigkeit gebracht werden⁴⁴⁾. Doch wurden die nur schwer zugänglichen, bei der Landnahme durch Eigenbesiedelung verschmähten Nebentäler der Salzach erst ab dem ausgehenden 11. Jahrhundert durch Selbstkolonisation der Salzburger Kirche als die über Macht und Mittel verfügende Grundherrschaft kultiviert⁴⁵⁾. Dagegen hatte man im Salzach-Pongau im

41) Bei F. C. Weidmann, *Touristen-Handbuch auf Ausflügen und Wanderungen in Salzburg und den Hochthälern Pongau's, Lungau's und Pinzgau's*. Wien 1845, I. Hauptteil, S. 280; wird eine Schenkungsurkunde aus dem 18. Jahrhundert des Königs Ludwig d. Deutsche aus dem Hause der Karolinger ohne nähere Angabe erwähnt; dies gilt als zweifelhaft, da in der neueren Literatur nicht mehr angeführt. Nach Dürlinger, Anm. 37, S. 21 und 258, wäre unter dem „Eirilpach in Piscozia“, wie von Kleinmayern meint, der Großarlbach zu verstehen; demzufolge wäre das Großarlthal schon unter den von Kaiser Arnulph im Jahre 890 dem Salzburger Erzbischof bestätigten Besitztümern. Die neuere Forschung neigt aber eher erst der Urkunde vom Jahre 930 zu (siehe Anm. 43).

42) F. M. Vierthaler, *Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich*. Wien 1816, I. Teil, S. 206: „Dieser Stolz (Anm. d. Aut.: mit dem Erzbischof in Fehde zu liegen, dem Banne zu trotzen etc.) reizte den Unwillen der Erzbischöfe und brachte sie zu dem Entschlusse, den Reichtum und die Macht dieser Vasallen (Anm. d. Aut.: speziell der Ritter von Goldeck) mittelbar und unmittelbar zu beschränken“.

43) Vgl. W. Hauthaler, *Salzburger Urkundenbuch*. I. Bd.: *Traditionscodices*. Salzburg 1910, S. 135 Cod. 75: „... omnem complacitationem, veluti prius habuit complacitatum, inter flumina duo Arla dicto ad Pongovue.“ S. Dürlinger, Anm. 37, S. 258.

44) Vgl. H. Widmann, *Geschichte Salzburgs*. (= *Allgemeine Staaten-geschichte*, III. Abt.: *Deutsche Landesgeschichte*, 9. Werk) Gotha, 1909, II. Bd., 7. Buch, S. 178. H. Zimburg, *Die Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tales*. Wien 1948, S. 24.

45) Dürlinger, Anm. 37, S. 257/258, erwähnt die Besiedelung durch Taurisker, später Römer; er erwähnt Spuren von aus dem Lungau eingewanderten Slaven (Rauchstubegebiet!); belegt sie aber nicht. Nach E. Kranzmayr, *Die Ergebnisse der neuesten österreichischen Ortsnamenkunde und das Land Salzburg*. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 97. Jg., 1957, S. 6, Fußnote 4) ist beim Namen „Arl“ vorrömischer Ursprung nur wahrscheinlich, nicht sicher.

Zuge der ersten Landausbauperiode schon im Frühmittelalter grundherrschaftliche Maierhöfe⁴⁶⁾ auf trockenen Schwemmkegeln und Hangterrassen errichtet und von hier nachweislich im 10. Jahrhundert auch schon u. a. das Großarlal über den Sommer mit Rindern und Schafen bestoßen. In der Großarl leitete die Kirche durch ausgedehnte Belehnungen an den Dienstadel (Ministerialengeschlechter)⁴⁷⁾ und die Klöster die ersten großen Rodungen durch Schwenden, Reuten oder Sengen⁴⁸⁾ ein. Es wurden „Schwaighöfe“⁴⁹⁾ im Dienste der Viehwirtschaft gegründet, d. h. hörige Bauern wurden mit totem und lebendem Inventar, also Werkzeug und Nutztieren ausgerüstet und zur Schaffung von Dauersiedlungen angehalten; sie trugen das Gut zu Lehen und zinsten mittels Naturaldiensten. Aus archivalischen Quellen, frühesten Großflurnamen und Winterstalleinrichtungen ist zu entnehmen, daß ursprünglich nur Schafe domestiziert wurden und

Nach M. Hell (wiedergegeben in K. Fiala, Großfelder- und Ortsnamen aus dem Großarlal. In: Schule in Verantwortung, hrg. Laireiter; Festschrift zum 90. Geb. v. Hörburger, Veröffentl. d. Päd. Inst. Salzburg 1972, S. 55) erweisen Hortfunde und Grabaufschlüsse bis in die mittlere Bronzezeit zurück im Großarlgebiet keine Dauersiedlung. Vgl. auch Anm. 75 und 76.

⁴⁶⁾ Der Hofname „Maier“ legt davon Zeugnis ab (vgl. K. Conrad, Haus und Hof in Altenmarkt. In: Altenmarkter Chronik, hrg. Brettenthaler, Salzburg 1974, S. 121). „... der Meijer datz dem Pach“ wird urkundlich von Fiala, Anm. 45, S. 63, erwähnt, was höchstwahrscheinlich aber nicht von einem Maierhof abzuleiten ist.

⁴⁷⁾ Der Landesherr selbst trat erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Rodungsträger auf. Dabei wurden keine Schwaighöfe mehr gegründet, sondern Normalwirtschaften, die in Geld und nicht in Naturalien zinsten. Vgl. H. Klein, Die bäuerlichen Eigenleute des Erzstiftes Salzburg im späteren Mittelalter. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 73. Jg., 1933, S. 109—145, und 74. Jg., 1934, S. 1—77.) K. Schwarzenberg, Die Hörigkeit in der Erzdiözese Salzburg bis auf die Zeit Eberhards H. nach den Quellen des Salzburger Urkundenbuches. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 99. Jg., 1959, S. 1—80.) Fr. Martin, Kleine Landesgeschichte von Salzburg. 4. erw. Aufl., Salzburg 1971, S. 57 ff.

⁴⁸⁾ An diese mühevoll Kolonisationstätigkeit erinnern im Tal noch die Namen von vielen Höfen (z. B. „Brandenberg“ wegen nachweislich längerer Brandwirtschaft darauf; vgl. Urbarbuch I b 1350, Landesarchiv Salzburg), Fluren (z. B. „Stockhamberg“ von stocken = Holz fällen; „Widmaiß“ von wit = mhd. Holz, meiz = mhd. Holzschlag) und Orten („Hüttschlag“ wegen des Holzfällens für das Schmelzwerk). Die Endungen auf „-reith“ (Aschreit“ = Eschenrodung), „-roid“, „-gshwand“, „-gseng“ (sengen = mhd. brennen). Vgl. F. V. Zillner, Brand, Schwant, Maiß und Reut; Salzburger Orts- und Güternamen (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 18. Jg., 1878, S. 248—258). O. Kronsteiner, Ortsnamen mit Hinweis auf Rodungen. In: Wildnis, Forst und Ackerland. Jahrbuch 1975 d. Verbandes d. wiss. Ges. Österr., Wien 1974, S. 32—35. Klaar, Anm. (11), S. 45 ff. Fiala, Anm. (35). Fiala, Anm. (45), S. 55—65. Kranzmayr, Anm. (33), I. Bd., S. 113.

⁴⁹⁾ Vgl. H. Klein, Über Schwaigen im Salzburgischen (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 71. Jg., 1931, S. 109—128). Haberlandt, Anm. (18), I. Teil, S. 126.

erst nach vollkommener Urbarmachung die Rinderhaltung vorzuherrschen begann. Die zunehmende Produktion von Stallmist ermöglichte Dungwiesen, vergrößerte damit die Winterfutterernte und letztlich auch die mögliche Viehzahl. An geeigneten Stellen wurde die Form der Brandwirtschaft (Maißbrennen⁵⁰) und Getreideaussaat betrieben. Im Zuge des Siedlungsausbaues wurden die zuerst begründeten Schwaigen häufig oberhalb von einem späteren Gürtel aus Neubrüchen (= Novallia)⁵¹) überlagert⁵²), ab dem 13. Jahrhundert einschichtig gelegene zu Normalgütern gewandelt und im Tal liegende zu Weilern geformt. Es bildete sich ein Gebiet echter Streusiedlungen, an den Hängen mit blockartig gefügter Einödlflur und später in der Ebene mit Einödstreifenflur⁵³). Allmählich wurden auch die durch Lage, Boden und Klima gegenüber den älteren im Nachteil stehenden Gebiete, wie etwa der versumpfte, mit Auwald bedeckte Boden der Haupttalstufe besiedelt. So auch der Weiler Harbach im 15. Jahrhundert; Unter-Harbach-Häusl ist der Gemeinname vom Kößlergut: mundartlich „horwoch“ zu mhd.-ahd. „horo“ = „Kot, Mure, Schmutz“⁵⁴), also „am öfter die Fluren vermurrenden Bach gelegen“; dazu noch die Bezeichnung der Katastralgemeinde: Eben⁵⁵) Nr. 16; von „eben“, da sich hier die Talsohle eben verbreitert.

Ab Mitte des 14. Jahrhunderts ging die weitere Besiedelung nur

⁵⁰) s. Anm. (48).

⁵¹) Novalien wurden, da anlaßbar (= nur zur Verwahrung überantwortet) und zinspflichtig, im Steuerbuch geführt. Sie wurden von 1200 bis etwa 1320 als vorwiegend geldzinsende Wirtschaften errichtet. Bis 1250 entstanden auch noch Schwaighöfe kleineren Ausmaßes [(I) K. Fiala, Vom Rauchstuben- und Rauchküchen- zum Ofenhaus im Großarlgebiet. (Salzburger Volksbildung, Folge 39, Salzburg, Mai 1971, S. 17.)] Die Anlage des zweiteiligen Feuerhauses fällt zeitlich mit den Neugründungen in den hochgelegenen Nebentälern zusammen. [(II) Derselbe, Der Bauernhof und die bäuerliche Tracht im Pongau. In: Fr. Martin, Die Kunstdenkmäler des Landkreises Bischofshofen (= Ostmärkische Kunsttopographie, Bd. 28), Baden b. Wien 1940, S. 17.]

⁵²) Die heutige Grenze der Dauersiedlung ist im 14. Jahrhundert zumindest erreicht, wenn nicht überschritten worden; vgl. Seefeldner, Anm. (30), S. 279.

⁵³) Vgl. A. Klaar, Flurformen in Österreich. In: Urland, Forst und Ackerland. Jahrbuch 1975 d. Verbandes d. wiss. Ges. Österr., Wien 1974, S. 70 bis 79. Derselbe, Anm. (32), Karte Salzburg (M 1 : 200.000), Kommentarteil S. 9 ff. Derselbe, Flurformen, Kartenblatt 21 (M 1 : 500.000) und Kommentarteil S. 44 f. In: E. Lendl hrg., Salzburg-Atlas, Salzburg 1955.

⁵⁴) Schmeller, Anm. (16), Bd. I, Sp. 1157.

⁵⁵) Eben wird als Weiler schon 1151 genannt. Vgl. Klaar, Anm. (11), S. 41. Seefeldner, Anm. (30), S. 278.

noch durch Hofteilung vor sich⁵⁶⁾. Als Folge der Pestjahre 1348/49⁵⁷⁾ war eine abrupte Umstellung⁵⁸⁾ von einer beachtlich intensivierten Wirtschaft in eine extensive Grünlandnutzung bemerkbar. Damit verbunden war eine Verödung hochgelegener Bauerngehöfte zu Zulehen und Heimalmen und schließlich auch zu Totalwüstungen (in den Urbarbüchern mit „deletum est“ bezeichnet). Aus damaligen Steuerbüchern läßt sich ein Anwachsen des Großgrundbesitzers erkennen, indem drei und mehr Güter bis gegen Mitte des 16. Jahrhunderts in nur einem Familienbetrieb vereinigt wurden.

Der Protestantismus verbreitete sich ungemein schnell auch im katholischen Salzburg⁵⁹⁾, wurde doch die „Freiheit des Christenmenschen“, nach der die Reformatoren verlangten und die nur den Glauben betreffen sollte, vom Volk auch auf die soziale und wirtschaftliche Ordnung bezogen. Daraus resultierten 1525/26 schwere Unruhen der Bauern und Bergknappen⁶⁰⁾. Die Kämpfe wurden mit viel Einsatz geführt, waren im Pongau besonders verlustreich, blieben aber dennoch unbefriedigend⁶¹⁾. Trotz der kräftig einsetzenden Gegenreformation blieb ein Kryptoprotentantismus erhalten⁶²⁾. Im Verhältnis zu den anderen Gauen war das Luthertum im Pongau am ausgeprägtesten. Ab dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts wurden Großarler ihres Glaubens wegen des Landes verwiesen. Sie wanderten

⁵⁶⁾ Vgl. Urbarbuch, Teil „Inner Gebirg“ von 1333—1368 im Landesarchiv Salzburg.

⁵⁷⁾ Vgl. H. Klein, Das große Sterben von 1348/49 und seine Auswirkungen auf die Besiedelung der Ostalpenländer (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 100. Jg., 1960, S. 91—170, bes. 113 ff.). Fiala, Anm. (35), S. 9.

⁵⁸⁾ Vgl. E. Bruckmüller, Die hochmittelalterliche Agrarrevolution und die Besitzverhältnisse an Grund und Boden. In: Wildnis, Forst und Ackerland. Jahrbuch 1975 d. Verbandes d. wiss. Ges. Österr., Wien 1974, S. 10—26. D. Mühlgassner, Dorfwüstungen. Ebenda, S. 36—39 (mit Literatur).

⁵⁹⁾ Vgl. H. Gollub, Die Salzburger Protestanten (= Reihe Südost, Pollak hrg.), 1. Folge, Nr. 15, Wien 1939.

⁶⁰⁾ Vgl. Dürlinger, Anm. (37), S. 35 ff. F. Leist, Quellenbeiträge zur Geschichte des Bauernaufbruchs 1525/26 (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 27. Jg., 1887, S. 243—408). K. Köchl, Die Bauernkriege im Erzstift Salzburg 1525/26 (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 47. Jg., 1907, S. 1—117). H. Zimburg und H. Klein, „Gasteinerische Chronica“ 1540. Eine Quelle zur Geschichte des Salzburger Bauernkrieges 1525/26 (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 81. Jg., 1941, S. 1—40). Martin, Anm. (47), S. 76 ff.

⁶¹⁾ Vgl. Religionssachen-Akten im Landesarchiv Salzburg.

⁶²⁾ Vgl. Martin, Anm. (47), S. 91. Mit seltener Offenheit traten im Großarltal die Anhänger des lutherischen Glaubens für ihr Bekenntnis ein; s. dazu ein Protokoll von 1564 in Dürlinger, Anm. (37), S. 261.

von hier aus u. a. 1614 etwa 95⁶³), nach dem Schwur⁶⁴) der sogenannten „Salzlecker“ am 5. August 1731⁶⁵) etwa 700⁶⁶) Emigranten nach Ostpreußen⁶⁷) aus. Der Beweggrund zum Verlassen der Heimat war hier nicht wie zumeist andernorts wirtschaftliche Not, sondern primär

gültig, was man ihnen für eine Religion geben wollte, wenn es nur die Religion ihrer verabscheuten Seelsorger nicht war“ (ebenda, S. 226, Fußnote 2). Vgl. auch derselbe, Anm. (42), I. Teil, S. 207 ff.; Dürlinger, Anm. (37), S. 73. Ed. Richter, Das Herzogtum Salzburg. (Die Länder Österreich-Ungarn in Wort und Bild, hrg. Umlauft, 5. Bd.), Wien 1881, S. 77.

⁶³) Dürlinger, Anm. (37), S. 261.

⁶⁴) Im Marktgemeindeamt Schwazach ist dazu noch der „originale Salzleckertisch“ erhalten. Das Gut „Salzleck“ am westlichen Hang des Großarltales hat wohl von der Teilnahme seines damaligen Besitzers am Salzbund seinen Namen (vgl. Dürlinger, Anm. (37), S. 264). Dazu: F. Huter hrg., Handbuch der historischen Stätten Österreichs, II. Bd.: Alpenländer mit Südtirol. Stuttgart 1966, S. 381. Vierthaler, Anm. (42), I. Teil, S. 219.

⁶⁵) Dieser öffentliche Affront war dann ein willkommener Anlaß für den Erzbischof, das längst vorbereitete Emigrationsedikt vom 31. Okt. 1731 zu erlassen. Vgl. J. K. Mayr, Die Emigration der Salzburger Protestanten von 1731/32 (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 69. Jg., 1929, S. 1—64; 70. Jg., 1930, S. 65—128; 71. Jg., 1931, S. 129—192). G. Schwarz-Oberhumer, Die Auswanderung der Gasteiner Protestanten unter Erzbischof Leopold Anton von Firmian (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 94. Jg., 1954, S. 1—85).

⁶⁶) Die Zahlen dazu werden verschieden angegeben: Dürlinger, Anm. (37), S. 75 und S. 261, gibt mit Berufung auf Pfarrer Zimmerbam 2 Züge mit 700 und 346 Personen an. Weidmann, Anm. (41), S. 281, gibt dazu ein Drittel der Bevölkerung des gesamten Tales an. Fiala, Anm. (35) erwähnt auf S. 12 nur 551 Emigranten, im Anhang Nr. 6 dagegen tabellarisch 647 Auswanderer.

Valentin Schaidreiter, Wirt von Kardeis, war der einflußreichste „Ketzerführer“ in Großarl (... insignis, imo potentissimus seductor). Dürlinger, Anm. (37), S. 272.

⁶⁷) Die Emigranten wurden von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in den entvölkerten Gebieten Ostpreußens als Kolonisten aufgenommen; dazu vgl. K. Käb w u r m, Einige Nachrichten über die Salzburger Emigranten von 1732 und deren Kolonie in Ostpreußen (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 30. Jg., 1890, S. 242—257). W. M e n g e r, Die Salzburger Emigration nach Ostpreußen 1731/32 (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 98. Jg., 1958, S. 89—128). Es gibt davon heute noch eine „Vereinigung der Nachkommen salzburgischer Emigranten, Salzburger Verein“, der z. Zt. ihren Sitz in Detmold hat und auch eine Zeitschrift herausbringt.

Andere Auswanderer gingen nach Schwaben und Franken, nach Littauen, auf die holländische Insel Cadsand oder durch Vermittlung einer englischen Gesellschaft nach Ebenezer im Staat Georgia, USA; vgl. dazu A. Schallhammer, Die Salzburger Kolonie in Littauen (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 2. Jg., 1862, S. 129—133). A. Prin z i n g e r d. Jü., Die Ansiedlung der Salzburger im Staate Georgien in Nordamerika (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 22. Jg., 1882, S. 1—36).

religiöser Natur⁶⁸⁾, denn Handel und Wandel gediehen wie nie zuvor und es gab ausreichend zusätzlichen Verdienst für Bauern beim hochfürstlichen Bergwerkshandel. Einzig die Kleinhäusler waren arm, doch war ihr Anteil unter den Emigranten mengenmäßig sehr gering⁶⁹⁾. Die verlassenen Höfe wurden an andere Bauern als Zulehen verpachtet oder den bodenständigen Knappenfamilien zur Bewirtschaftung überlassen. Die Säkularisierung⁷⁰⁾ des 1200jährigen Erzstiftes ging ebenso wie die Besatzungszeit der Franzosen⁷¹⁾ und Bayern spurlos vorüber. Die Umstellung von urbar-erbrechtlichen zum bäuerlichen Eigenbesitz der Höfe ließ den Anteil der Zwerggehöfte anwachsen, besonders nach Auflassung des Bergbaues um 1863⁷²⁾, als das Tal in seine bäuerliche Ursprünglichkeit zurück sank und wieder ausschließlich Land- und Forstwirtschaft das Wirtschaftsleben im Tal bestimmten.

Gleich wie bei den beiden westlichen Nachbartälern ist auch in Großarl der einst blühende Abbau von Talkum und Kupfererz und im weiteren Verfahren durch Rösten aus dem Abraum die Gewin-

⁶⁸⁾ F. M. Vierthaler, Reisen durch Salzburg, Salzburg 1799, S. 219 ff., erwähnt als primären Grund für die Abkehr vom röm.-kath. Glauben die schlechte Seelsorge in der damaligen Zeit; er erwähnt hierbei speziell den Vikar von Großarl wegen seiner unbeugsamen Haltung in jeglichen Belangen (S. 255, Fußnote). Die Auswanderer hatten erwiesenermaßen im großen und ganzen keine Ahnung vom Unterschied der einzelnen Konfessionen. „Viele hatten eine ihnen ganz allein eigene Religion, viele... gar keine... ihnen war es gleich-16. Jahrhundert) berichtet Strabo in Beziehung auf den römischen Schriftsteller Polybius, daß zu seiner Zeit nördlich von Aquileia in den nordischen Alpen der Boden so ergiebig an Gold war, daß man kaum zwei Fuß tief graben mußte, um auf gediegenes Gold zu stoßen. Von den Gehilfen Ruperts wird berichtet, daß sie „ad aurum faciendum“ in den Pongau gingen (Martin, Anm. (47), S. 68 f.). Volkskundlich interessanter ist die vereinzelt bis heute noch als bäuerliches Nebengewerbe ausgeübte Goldwäscherei aus den sekundären Seifen.

⁶⁹⁾ Nach der Emigration standen im Tal nur 6 Kleinhäusler gegenüber 41 verlassenen Bauernwirtschaften zum freien Verkauf. Fiala, Anm. (35), S. 12.

⁷⁰⁾ Vgl. Anonymus, Zur Geschichte der Säkularisation Salzburgs (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Jg. 43, 1903, S. 16). Martin, Anm. (47), S. 103 ff.

⁷¹⁾ „Großarl ist trotz seiner herrlichen Alpen kein Arkadien... In den Feldzügen 1800 und 1801 waren die Franzosen von St. Johann aufgebrochen, um während des Waffenstillstandes auch dieses Tal zu besetzen. Allein bei dem Anblicke der furchtbaren Natur wichen sie erschrocken zurück.“ Vierthaler, Anm. (42), I. Teil, S. 204.

⁷²⁾ Seefeldner, Anm. (30), S. 279. Daraus folgte auch das Vorherrschen des Zwergbesitzes, der auch den Kleinbesiedelungen ehemaliger Bergknappen hervorgegangen ist.

nung von Schwefel⁷³) längst erloschen. Hier ist auch Gold⁷⁴) anzutreffen, allerdings in weniger bedeutenden Primärvorkommen in geeignetem Zustand mit anderen Metallen legiert. Im Gegensatz zum Salzach-Pongau, wo viele Funde auf vorgeschichtlichen Bergbau (Mitterberg) hinweisen⁷⁵), deutet hier nichts dergleichen an⁷⁶). Zum Unterschied von anderen Gebirgsgegenden, wo die bergbauliche Entwicklung erst den Landausbau nach sich zog, begann hier Abbau und Verhüttung in bedeutenderem Asumaß erst, als das Tal im großen und ganzen erschlossen und kolonisiert worden war. Es wird angenommen, daß zu Ende des 14. Jahrhunderts⁷⁷) die Metallgewinnung aufgenommen wurde. Der Wunsch nach intensiver Ausbeutung des Erzreichtums rief zahlreiche Knappen⁷⁸) ins Tal, die Besiedelung wurde stärker, Hüttschlag entwickelte sich, Großarl erwuchs zum Markt⁷⁹) und wurde 1428 zur eigenen Pfarre⁸⁰). Um 1420 ist in

⁷³) Jährlich etwa 2000 Zentner [Weidmann, Anm. (41), S. 285].

⁷⁴) R. F. Ertl, G. Niedermayr, R. Seemann, Tauerngold. (Veröffentlichungen aus dem Naturhist. Museum Wien, Folge 10, hrg. Bachmayer), 1975, S. 24, mit Karte. Das Vorkommen von Gold an der Grenze von Zentralgneis und Schieferhülle der Streichrichtung Gastein—Rauris beißt hier aus.

⁷⁵) Dort Abbau ab der älteren Bronzezeit. Vgl. E. Preuschen, Urzeitlicher Kupfererzabbau in den österreichischen Alpen. Reihe: Leobner Grüne Hefte, hrg. Kirnbauer, Nr. 104, Wien 1967. J. Pirchl, Geschichte des Mitterberger Kupferbergbaues. Unveröffentl. Manuskript, 1902. Abschrift im Besitz der Kupferbergbau Mitterberg Ges. m. b. H., Mühlbach. G. Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. (= Österr. Kunsttopographie, Bd. 17) Wien 1918, S. 20. M. Hell, Zur vorgeschichtlichen Besiedelung des Landes Salzburg (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Jg. 64, 1924, S. 63). Anonymus, Auf den Spuren der alten Illyrer. (Pongauer Nachrichten, St. Johann 1974, 1. Jänner 1974, S. 6.)

⁷⁶) Vgl. Fiala, Anm. (35), S. 6, mit Literaturzitaten.

⁷⁷) Vgl. Fiala, Anm. (35), S. 9. Dagegen erwähnt Weidmann, Anm. (41), S. 283, daß in Hüttschlag bereits im Jahre 1010 eine Kapelle stand, die die Herren von Schwarzenbach, die ältesten bekannten Gewerken des Tales, hatten erbauen lassen. Auf der Hütteckalpe sei schon damals Bergbau betrieben worden, von dem man 1785 noch Ruinen von Gebäuden fand. Das ebenso bei Dürlinger, Anm. (37), S. 260 und 273, doch etwas in Frage gestellt.

⁷⁸) Es waren auch Schmelzer, Holzknechte, Köhler, Fuhrleute, Sackzieher usw. beschäftigt. Vgl. Hübner, Anm. (12).

⁷⁹) Marktbrief von Erzbischof Gregor Schenk von Osterwitz (reg. 1396 bis 1403) vom 11. IV. 1399; Kopie im Landesarchiv Salzburg. Zur Ortsgeschichte s. auch: K. Fiala, Das Tal entlang. Ein Beitrag zur Heimatkunde. (Freie Salzburger Lehrerstimme, Nr. 1/2, Mai 1956, S. 4.)

⁸⁰) Im Jahre 1050 hat „Lienhart von Hueb ain Capellen zu pauen ausbracht“ [Dürlinger, Anm. (37), S. 265; auch Weidmann, Anm. (41), S. 281]. Fr. Martin, Die Kunstdenkmäler Österreichs: Salzburg. Reihe: Dehio-Handbücher, 5. verb. Aufl., Wien 1963, S. 30, gibt als erste urkundliche Erwähnung erst 1339 an. Die dem Hl. Martin und Hl. Ulrich geweihte Kirche war lange Zeit Filiale von St. Veit.

Großarl schon ein besonderer Gerichtsstab mit einem von Werfen abhängigen Richter nachweisbar, Ab Anfang des 17. Jahrhunderts war hier ein eigenes Landgericht⁸¹⁾; 1811 wurde es zu St. Johann geschlagen⁸²⁾. Anfangs schied man das Erz gleich an den Schurfstellen und verhüttete in kleinen, einfach gemauerten Schmelzgruben. Erst Mitte des 15. Jahrhunderts entstand ein eigentliches Schmelzwerk, unweit diesem ein Industrieweiler. Der Verpachtung und Verleihung von Bergrechten an Gewerken war u. a. wegen des Mangels an Streb- und Kantholz (große Teile der Wälder waren für das Halleiner Salzbergwerk bestimmt⁸³⁾) kein nennenswerter Erfolg beschieden. Die wirtschaftliche Blütezeit im Großarltag kam erst, als die Erzbischöfe 1567—1785 das Bergwerk in Eigenregie führten. Die Erzgewinnung im Kardeistal⁸⁴⁾ (Nebental bei Hüttschlag) war einst die größte im Lande Salzburg⁸⁵⁾. So betrug etwa die Jahresproduktion an Kupfer im Jahre 1637 über 650 Zentner⁸⁶⁾. Ständig beschäftigte der Bergbau ungefähr 230 Mann⁸⁷⁾.

Allerorts entwickelten sich Kleinhäuslersiedlungen⁸⁸⁾, bestehend

⁸¹⁾ Weidmann, Anm. (41), S. 277. Dagegen erwähnt Fiala, Anm. (79), erst 1672.

⁸²⁾ Dürlinger, Anm. (37), S. 259. Dagegen erwähnt Fiala, Anm. (79), erst 1854.

⁸³⁾ Vgl. Kaufbriefe ab 1400 von Halleiner Bürgern im Österr. Staatsarchiv in Wien. Auch: K. Fiala, Wald, Bergbauern, Bergbau. (Freie Salzburger Lehrerstimme, Juli 1959, S. 9.) Hübner, Anm. (12), S. 365: „Unter den Wäldern ... befinden sich 21 Freiwälder ... und 6 zum Halleinischen Salzwesen gehörige.“

⁸⁴⁾ Die zu verhüttenden Erze kamen aus 7 Seitengraben: Schwarzwand, Kardeis, Krerberg, Tofern, Schappach, Offelegg und Harbachberg. Vgl. genaue Details bei Hübner, Anm. (12), S. 445 ff. Das Kupfer aus der Großarl war wegen seiner Güte und Geschmeidigkeit besonders geschätzt; s. Vierthaler, Anm. (42), I. Teil, S. 203.

⁸⁵⁾ „Das Erträgnis dieses Bergwerkes ist überhaupt genommen das beträchtlichste unter allen Bergwerken des Erzstiftes.“ Hübner, Anm. (12), S. 445. Dabei ist aber zu beachten, daß damals das Mitterberger Abbaugelände unerklärbarerweise (trotz intensivster Forschung dazu konnte immer noch keine plausible Erklärung dafür gefunden werden!) verschollen war.

⁸⁶⁾ Die Jahresproduktion bis etwa 1825 betrug ungefähr 30.000 Kübel, was einer Kupferausbeute von über 500 Zentnern entsprach. Vgl. Weidmann, Anm. (41), S. 284.

⁸⁷⁾ Vierthaler, Anm. (42), I. Teil, S. 203.

⁸⁸⁾ Wohl am umfangreichsten war die in der Wolfau (genannt nach einem Gewerken namens Wolf Schwarzenpacher), wo zuerst geschmolzen wurde. Siehe Fiala, Anm. (51 II), Abb. Nr. 116—118.

aus Knappen- und Schmelzersölden⁸⁹⁾. Die Familien der Bergknappen, meist gebürtig aus den umliegenden Talschaften, bildeten den betriebstreuesten Anteil, nachdem sie durch die amtliche Bewilligung zur Errichtung „ain Wohnhäusl, so und so viel Werchschuech lang und so und so viel Werchschuech breit, mit Ställchen und Krautgärtl“ hatten bauen und sich ansässig machen dürfen. Diese Häusler mit ihrem Kinderreichtum — noch heute gehört Hüttschlag zu den kinderreichsten Ortschaften in Österreich (mehr als 50 Familien mit mehr als 10 Kindern) — waren die sozial ärmste Schicht, besonders nach der Stilllegung des Bergwerks-„Handels“ (so hieß der Berg- und Hüttenbetrieb).

Eines dieser für Gebiete mit frühem Bergbau typischen Kleinsiedlerhäuschen ist das Köblerhäusl. Es ist anzunehmen, daß der Grund, auf dem es steht, einst zu den Besitzungen der altherwürdigen Flachgauer Benediktinerabtei Michealbeuern⁹⁰⁾ gehört haben dürfte, das auch bayrischer Lehensinhaber der Gastein war; vgl. dazu die Schenkung⁹¹⁾ von Graf Chunrat I. von Peilstein⁹²⁾ an dieses Kloster von Schwaigen im westlichen Mittelteil des breiteren Talgrundes südlich des Dorfes Großarl, urkundlich 1147⁹³⁾, 1151 und 1163⁹⁴⁾ belegt. Wie die Abtei in den Besitz solch großer Areale kam, ist nicht genau eruierbar⁹⁵⁾. Da also nicht auf hofurbarialem⁹⁶⁾ Boden gebaut,

⁸⁹⁾ Mundartlich hier „soildn“: Steinhauser, Anm. (16), S. 12; söld, mhd. selde f. Hütte, Kleinhaus. Schmeller, Anm. (16), II. Bd., Sp. 268. M. Lexer, *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, Leipzig 1869—1878, II. Bd., S. 862. Vgl. auch weiter unten und Anm. (106).

⁹⁰⁾ Michaelbeuern feierte 1072 seine Kirchweihe. Vgl. dazu Hauthaler, Anm. (43), I. Bd., S. 771 ff.

⁹¹⁾ Schenkungen und Tauscherwerbungen, auch, wie es heißt „zu sêlgerät“ (= Stiftung), gab es zu dieser Zeit fortlaufend. Wie groß deren Zahl war, zeigt z. B. das Traditionsbuch des Erzbischofs Odalbert (= Adalbert II, reg. 923 bis 935), das für diese zwölf Regierungsjahre 102 solcher Transaktionen von Privaten enthält (s. Hauthaler, Anm. (43), I. Bd., S. 55 ff.); Tauschhandlungen auch bei Widmann, Anm. (44), I. Bd., S. 320. Es ist daher auch möglich, daß der Grund des Köblergutes einst zu den östlich der Großarler Ache gelegenen altbischöflichen chiemseeischen Besitzungen — ebenfalls eine Schenkung der Salzburger Kirche — gehört: „Swaig tze Laydraiting, dient 300 chäs, 2 wider“ usw. „in datz dem Hof“ [vgl. Fiala, Anm. (79), S. 3 f.].

⁹²⁾ Vgl. Anm. (94).

⁹³⁾ Hauthaler, Anm. (43), I. Bd., S. 797/98, Cod. 58 a, b.

⁹⁴⁾ Dürlinger, Anm. (37), S. 258: Schenkung an „Eugeno von Urle“ und die an „Adalram von Urle“. Vgl. Fiala, Anm. (45), S. 63.

⁹⁵⁾ Die Grafen von Peilstein, genannt nach einer Burg bei St. Leonhard am Forst in NÖ, leiteten ihre Abstammung von den Aribonen her. Sie hatten in Österreich, Bayern, Franken und Friaul reiche Besitzungen, waren neben den Grafen von Plain eines der mächtigsten Dynastengeschlechter des Salzburger Landes und waren die Hauptvögte des Hochstiftes Salzburg. Über das Gasteiner-

ist das Gebäude dem Alter nach nicht genau bestimmbar. Denn aller unmittelbare Besitz des Erzstiftes an Leuten und Boden wurde in den Hofmeisterei-Urbaren genauestens aufgezeichnet, wonach sich darin die Bewilligung zur Errichtung des Baues ersehen lassen müßte. Doch die Existenz der Familie Kößler⁹⁷⁾ — nach schon früheren Ansätzen wurden erst im 16. Jahrhundert die Familiennamen fest⁹⁸⁾ — ist ab dem 16. Jahrhundert hier nachweisbar⁹⁹⁾. Sie waren teils Bergknappen und teils Kleinbauern. Als Nutzgrund war diesem vielfach geteilten Gut laut einem Parzellenprotokoll zum Kataster vom Anfang des 19. Jahrhunderts 1 Joch 305 Klafter, d. s. etwa $\frac{3}{4}$ Hektar, zugehörig (früher wurde die Fläche in Salzburger Tagwerken angegeben, d. i. jenes örtlich sehr variable Ausmaß an Ackerland, das an einem Tag umgepflügt werden konnte; identisch mit 400 Quadratruuten, etwa 0,34 Hektar¹⁰⁰⁾). Mit dieser Grundfläche konnte nur der allernotwendigste Eigenbedarf für das in seiner Anzahl nur beschränkt zu halten gestattete Vieh¹⁰¹⁾ gedeckt werden. Für die zwei bis drei Kühe oder die entsprechende Anzahl von Geißen wurde das Winterfutter von den Bergmähdern durch Taglohn bei größeren Höfen erwirtschaftet; um die Weidegründe während des Sommers gab es mit den Bauern oft Streitigkeiten, da diese sich um ihre Erträgnisse geschmälet fühlten. Dazu kam noch, daß bei der Zuteilung von Almanteilen und Bergwiesen die Inhaber älterer Nutzungsrechte aus dem Salzach-Pongau (siehe vorher!) auch berücksichtigt werden mußten¹⁰²⁾. Um eine Benachteiligung zu vermeiden und auch den Knappen

tal übten sie Graftschafftsrechte aus und hatten in den benachbarten Tauerntälern Besitzungen. Sie starben 1218 oder 1219 aus [Widmann, Anm. (44), I. Bd., S. 322; Zimburg, Anm. (44), S. 16 ff., mit Stammbaum]. Da Michaelbeuern ein Hauskloster von ihnen war, liegt es nahe, daß sie diesem die zahlreichen Besitzungen im Großarlal überließen.

⁹⁶⁾ Über hofurbariale Besitzungen s. Fiala, Anm. (35), S. 8 f.

⁹⁷⁾ „Kößler“ wohl etymologisch von „Kessel“ als „die im Talkessel Wohnenden“.

⁹⁸⁾ Fiala, Anm. (35), S. 9.

⁹⁹⁾ Fiala, Anm. (7), S. 35.

¹⁰⁰⁾ Vgl. Hübner, Anm. (12), S. 365. H. Klein, Hof, Hube, Viertelacker. (Mitt. d. Österr. Inst. f. Geschichtsforschung, 54. Bd., Innsbruck 1941, 1. u. 2. Heft, S. 17—31, spez. S. 26 f.)

¹⁰¹⁾ Bei der Viehbeschreibung von 1792 zählte man in Großarl [Hübner, Anm. (12), S. 450]: 1174 Kälber, 343 Kalmen, 44 Spinner, 42 Ochsen, 19 Terzen, 99 Stiere, 1801 Kühe, 140 Pferde, 4022 Stück Kleinvieh.

¹⁰²⁾ Nach Dürlinger, Anm. (37), hatte sich wegen der oftmaligen Streitereien ein eigener Gras- oder Karvogt um die Almweideangelegenheiten zu kümmern. Zu den Streitprotokollen s. u. a. Hofkammerakte Großarl 1538—1556. Der Name der Großflur „Streitheuget“ erinnert noch an diese Zeiten.

karge Anteile zuerkennen zu können, wurden ganze Lehen zu Gärten und Wiesen verstückt (so ging etwa das ganze Gut Vorderschranbach/Hüttschlag in den Besitz von Bergbaufamilien über) und in verschiedenen Weidegräser aufgeteilt (1 Kuhgras ist das Maß für das Weidegras für ein Rind über den Sommer). Ebenso wurde die hochfürstliche „Frei“¹⁰³) als der den Siedlungen benachbarte Wald in Weide, sogenannte „Freiberge“ umgewandelt. Überhaupt gab es wegen des sozialen Unterschiedes oft Gegensätzlichkeiten zwischen dem alteingesessenen bäuerlichen Volk, den eingewanderten, sich ansiedelnden Knappen und den ortsfremden Facharbeitern; dies charakterisiert treffend ein Spottvers von 1780 aus Hüttschlag:

„Dö Knäpmdochta dat häit zu da Bauandochta säng:
„Den braidan Bäschn aufm Brustfleck mekst häit du woi ham!“
Dan fonkt häits Bettfdiandl laut o tschrain:
„Pfui Daiksl, dea war ma vi tschmää,
a breatana muaß sain!“

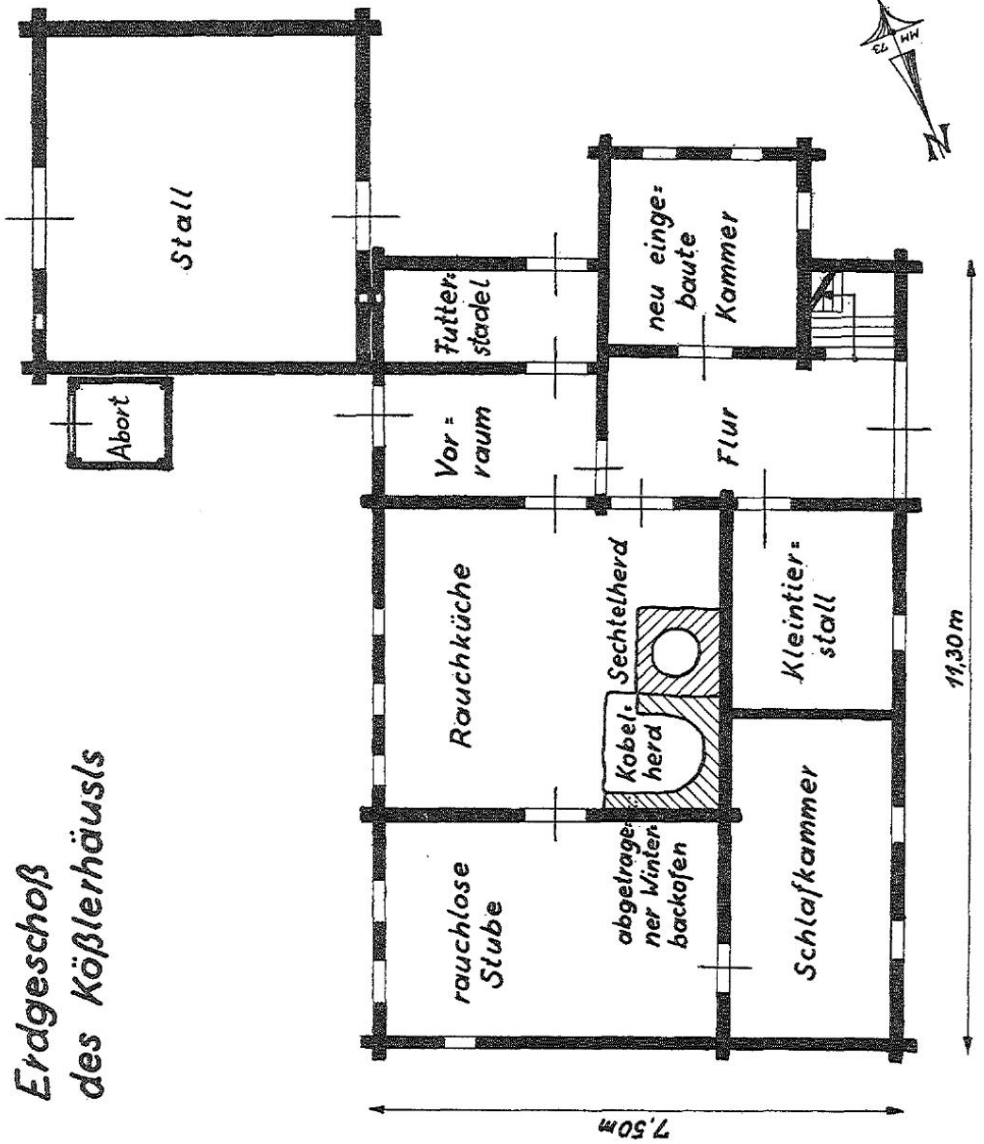
Der Anlage nach handelt es sich beim Köblerhäusl betriebswirtschaftlich um ein verkleinertes Abbild eines echten Einhofes, da Wohnen, Bergen und Einstallen in einem Gebäude zusammengefaßt sind. Diese abgabemäßig nach Hof, Lehen und Hube eingestufte¹⁰⁴) Kleinstsiedlung kann als Bau-Sölde¹⁰⁵) bezeichnet werden. Eine Sölde war einst die Behausung eines armen Landmannes, der nur wenig Grund besaß und sich als Tagelöhner verdingte. Ursprünglich war sie wohl eine Wohnstatt, die ein größerer Bauer auf eigenem Boden seinen

¹⁰³) Unter „Frei“ versteht man den Besitz, der unmittelbar dem Landesherren unterstand [vgl. Schmeller, Anm. (16), I. Teil, Sp. 814]. Vgl. F. V. Zillner, Die Grafschaften und die kirchliche Frei im Salzburggau. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Jg. 23, 1883, S. 170—296.) Fiala, Anm. (83), S. 10. Vgl. auch Anm. (83).

¹⁰⁴) Die amtliche Stufeneinteilung des Besitzes (Hoffuß), nach der die Natural- und Geldabgaben bemessen wurden und als deren Grundeinheit der Bauernhof galt, waren: Der halbe Hof hieß Hube, Viertelhof Lehen, Achtelhof Bauselde, Sechzehntelhof Leerselde und der zweiunddreißigste Teil (Leer)Häusl. Dagegen ist aber für Salzburg zu betonen, daß die sog. „Einviertelung“ vorwiegend zu Anlage- und Aufgebotszwecken, nicht aber zur Bemessung der allgemeinen Steuer diente, da es hier bis 1773 keine Grundsteuer, sondern nur eine Vermögenssteuer gab [vgl. Klein, Anm. (100)]. Daher sind bei den Besitzungen der Landwirte nicht Flächenausmaße im Werfener Urbar II, 1605, angegeben, sondern Ertragsgrößen. Der Grund dieser Abgaberegulation war wohl, daß bei der Verschiedenheit des Geländes und des Bodenertrages im Gebirge eine räumliche Klassifizierung unmöglich gewesen wäre.

¹⁰⁵) Vgl. Schmeller, Anm. (16), II. Bd., Sp. 268 f.

Erdgeschoß des Köstlerhäusls



heiratenden Dienstleuten anwies¹⁰⁶); ähnlich einem Zulehen¹⁰⁷), nicht aber zu verwechseln mit der Funktion eines Austragshäuschens für die weichenden Altbauern¹⁰⁸). Mit der Zeit ging das Haus ins Eigentum über¹⁰⁹), ein Gärtchen, ein Äckerchen gesellte sich dazu; allmählich entwickelte sich aus der „laeren Selden“ eine „Bau-Selden“. Wichtigstes Merkmal dabei dürfte gewesen sein, daß hier Vieh in gewisser begrenzter Menge gestattet war, was dem Tagelöhner aber nicht erlaubt wurde¹¹⁰).

Nahe an Bach — der, wie es in den Urbarsnoteln und Anleitbüchern heißt, „Güter durch arge Wassergüß sehr in Minderung geraten“ läßt — und Straße steht das zweigeschossige Gehöft mit den Ausmaßen 11,3 x 7,5 m (siehe Abb. 3). Über das Südost-Eck des Hauses ist der Stall 5 x 5 m angebaut¹¹¹). Auf einem Trockenmauersockel gegen Fäulnis und zum Geländeausgleich ruht der teils aus waldkant (= an den Auflagen abgeschwartelt) behauenen und teils aus großen Rundstämmen gezimmerte Blockbau¹¹²). Außen sind sie

¹⁰⁶) Vgl. Anm. (105). Überdies konnten Sölden auch durch Teilung von Bauernhöfen entstanden, von einzelnen aus eigener Kraft errichtet oder von altersher durch Grundherrn eingesetzt sein. Dem „Inmann“ wurde die Benützung der Behausung gegen Mitarbeit am Herrenhof gewährt. S. auch H. Wopfner, Bergbauernbuch, Innsbruck 1954, Bd. I, 2. Lief., S. 166 und 319.

¹⁰⁷) „Viele dieser Zulehen würden bei einem blühenderen Zustande der Bevölkerung und manchen dadurch veränderten Verhältnissen hinreichend sein, eine eigene Familie zu ernähren, d. i. mit eigenem Rücken besessen zu werden, und wenigstens eine eigene Geische (die Wohnung eines Klein- oder Leerhäuslers, welche letztere Benennung hier nicht gewöhnlich ist) auszumachen.“ Hübner, Anm. (12), S. 366. Vgl. A. Prinzingler d. Ält., Verzeichnis der wichtigeren Quellen zur Landeskunde des Herzogtums Salzburg. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 25. Jg., 1885, 2. Heft, S. 97, Fußnote 3, m. Lit.-Ang.)

¹⁰⁸) Vgl. Anm. (15).

¹⁰⁹) Bemerkung dazu: War die Wirtschaft bis 1848 nicht selbständig geworden, so fanden hier bei lockerer Verbindung zu einem Hof die Bedingungen der Grundlastenablöse durch die kaiserlichen Patente von 1848 und 1849 ihre Anwendung.

¹¹⁰) Vgl. F. V. Zillner, Der Hausbau im Salzburgischen. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, Jg. 33, 1893, II. Heft, S. 163.) Z. trifft darin eine Einteilung in Kleinhäuser und Bauernhäuser, oder Häuser ohne und mit Baugrund, oder, wie der einstige Salzburger Urbarausdruck sie bezeichnete, in einfache „Feuerbehausungen“ und in „Feuer- und Futterbehausungen“, d. i. in Häuser ohne und mit Viehstand.

¹¹¹) Das Bauernhaus, Anm. (15), Textband S. 154: „Da der Vermögensstand und die Nebenbeschäftigung der Häusler sehr verschieden ist, der Besitz auch öfter wechselt als beim Bauern, so findet man selten formgerechte Häuser. Auch Um- und Zubauten mit geringen Mitteln lassen keine Gleichförmigkeit aufkommen. Doch sind die Häuser immerhin häufig nach Art der Bauernhöfe in der Gegend erbaut, soweit es eben möglich ist.“

¹¹²) „Vom 17. Jahrhundert an wird der Blockbau im Erdgeschoß zunehmend durch den Mauerbau ersetzt.“ K. Conrad, Haus und Hof in Pfarrwerfen. In: Festschrift Pfarrwerfen 1074—1974, Pfarrwerfen 1974, S. 33.

in überkämmtten Kopf- und Mittelschrot (d. h. daß an den Eckverbindungen bzw. an der Mittelwandeinfügung die Balkenköpfe etwas vorkragen), innen mit Schliebschrot verbunden. Der Boden ist teils ungedielt und ungepflastert, nur aus festgestampfter Erde bestehend. Die Entwicklung des heutigen Grundrisses ist, nach den Baufugen zu schließen, deutlich über mehrere Ausbaustufen in späterer Zeit erreicht worden. Bei nötigen Ausbesserungsarbeiten — bei Holzhäusern wird im Laufe der Zeit, besonders an der wetterzugewandten Seite, das Holz schadhaf — werden Teile der Wände von Schrot zu Schrot neu eingefügt; dabei entstanden bei vielen Häusern durch Unterteilung eines großen Raumes innen mehrere kleinere, auch konnte die sogenannte „Neue Stube“ als großer, rauchfreier Raum im Erdgeschoß angegliedert¹¹³⁾ oder ein zweites Stockwerk¹¹⁴⁾ aufgesetzt werden. So wurde etwa beim Kößlerhäusl die rauchlose Stube als Wohn-Koch-Raum abgetrennt und der Stall überdeckt, also im rechten Winkel angebaut und bei Erneuerung der Dachhaut mit dem Altbau unter ein gemeinsames Dach gebracht; als neuestes und daher auch am deutlichsten erkennbar wurde in der Südwand eine Kammer eingezimmert (siehe Grundrißskizze Abb. 1). Schon von außen ist die Inneneinteilung an den durchgezimmerten Schrotköpfen der Trennwände erkennbar. Die ursprünglichen Fenster, von den Bauern „Lichtluken“¹¹⁵⁾ genannt, waren ganz klein. Um die Festigkeit der durchgehenden Wandhölzer wegen des Fehlens eines Fensterstockes nicht zu sehr zu mindern, wurden sie innerhalb von zwei übereinanderliegenden Längsstämmen herausgeschnitten und nach außen abge-schrägt. Mit einem Schubdeckel waren sie innen verschließbar. Statt in gleicher Höhe zu liegen, befinden sich diese Öffnungen in der Küche als „Rauch“- und „Lichtluken“ seitlich gestaffelt in zwei Reihen übereinander¹¹⁶⁾ (siehe Abb. 5), was seine Begründung in der Art und Anlage des alten Herdes hat. Erst mit der Anwendung des Fensterstockes und damit der Verwendungsmöglichkeit eines sich in Angeln drehenden Flügels mit Glasscheiben konnte die Stabilität der

¹¹³⁾ Vgl. Fiala, Anm. (51 I), Grundrißskizzen.

¹¹⁴⁾ Statt eines ganzen Stockwerkes wurden auch vielfach Firstkammern später neu eingebaut.

¹¹⁵⁾ Tirolerisch lie, lieche und lihe: Lichtöffnung, aber auch Rauchloch (Jos. Schatz und K. Finsterwalder, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Innsbruck 1955, Bd. I, S. 389).

¹¹⁶⁾ „In Großarler Rauchküchen und Rauchstuben waren immer 2 Rauchluken, eine über der Tür und die andere gleich unter der Decke an der Wand. Je nach stärkerer Windrichtung wurde der Schiebendeckel über die Rauchluke gezogen bzw. geöffnet.“ Fiala, Anm. (35), S. 96.

Blockwand erhalten bleiben¹¹⁷⁾. Im Zuge der wohnlicheren Gestaltung wurden auch im Köblerhäusl die Lichtluken bis auf wenige (siehe Abb. 6) durch größere Fenster ersetzt, wobei einzelne vernagelte Öffnungen noch an früher erinnern¹¹⁸⁾.

Wie bei den Pongauer Bauernhäusern in Hanglage läuft beim Köblerhäusl der Hausgang quer zum First, so daß der Eingang auf der Dachtraufenseite liegt; in ebener Lage sind sie zumeist giebelseitig aufgeschlossen¹¹⁹⁾. Wegen der hier vorbeiführenden Straße betritt man heute westseitig das Gebäude durch ein Doppeltor mit altartigem Türsturz (Scherder¹²⁰⁾) und darüber eingeschnittener Luke; früher war wohl der Eingang an der gegenüberliegenden Ostseite (hier steht auch die Hausbank). Der Flur, bäuerlich „Haus“¹²¹⁾ genannt, war ehemals ganz durchgängig¹²²⁾ und hatte ursprünglich die Funktion eines Arbeits- und Abstellraumes, bevor entwicklungsgeschichtlich die Hochtenne aufgezimmert wurde. Jetzt ist hier ein Vorraum abgestellt. Unter diesem befindet sich in gleichem Ausmaß ein in Trockenmauerwerk gesetzter Keller, den man durch eine Falltür mit anschließender Holzstiege betritt und der eine Tiefe von 1,6 m aufweist.

Wohl wegen der allgemeinen, also materiellen und flächenmäßigen Beschränktheit¹²³⁾ fehlt im Köblerhäusl die Dreiteilung¹²⁴⁾ der

¹¹⁷⁾ Besonders seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurden in zunehmendem Maße durch obrigkeitliche Bauerziehung größere Fensterstöcke eingesetzt; vgl. den Rechenschaftsbericht Erzherzog Johanns aus dem Jahre 1829 wiedergegeben in H. K o r e n, Vorstufen des „heimatlichen Bauens“. (In: Volk und Heimat, Festschrift für V. Geramb, Graz 1949, S. 52.)

¹¹⁸⁾ Lichtluken z. B. an der Ostseite des Küchenraumes links oben beim rechten Fenster. Noch ungeklärt ist dagegen Sinn und Zweck eines stark rußgeschwärzten, horizontalen Abzugspaltes mit der Länge eines halben Meters an der straßenzugewandten Schlafkammerwand.

¹¹⁹⁾ Auch C o n r a d, Anm. (112), S. 31, erwähnt eine solche topographische Beurteilung. Dagegen sagt F i a l a, Anm. (51 II), S. 17, daß sich die Richtung des Hausganges nach der Lage des Stallgebäudes richtet: „Steht das Stall- bzw. Wirtschaftsgebäude längsseits des Wohnhauses, so wurde, um den Weg zu kürzen, der Hausgang quer zum First angelegt.“

¹²⁰⁾ ahd. scerdar, lat. cardo, -inis m Türangel; auch schéder (M. L e x e r, Kärntisches Wörterbuch, Leipzig 1862, S. 215).

¹²¹⁾ Die Bezeichnung „Vorhaus“ ist nicht gebräuchlich.

¹²²⁾ An der Ostseite sieht man ebenfalls teilweise noch das alte Türgerüst.

¹²³⁾ G r e i d e r e r, Anm. (15), S. 48: „Die einfachste ‚Sölde‘ umfaßt eine Flurküche und eine Wohn- (zugleich Schlaf)stube; tritt noch ein dritter Raum hinzu, so ist dies eine kleine unheizbare Kammer. Der Stall ist, wie im obigen Falle (Anm. d. Aut.: beim Zuhaus), eingebaut oder an der Rückseite angebaut. Der Dachraum, zu dem man vom Flur aus über eine Leitertreppe gelangt, enthält entweder einen kleinen Flurraum mit einer Dachkammer oder er dient als

älteren Mittelflurbauten, wobei die Räume zu beiden Seiten des Hausganges zu liegen kämen (als erster rechts immer die Küche und Stube, dagegen links Kammern und Vorratsräume)¹²⁵). Vom Vorhaus gelangt man in den ehemaligen Hauptwohnraum, in dem sich ein Gutteil des täglichen Lebens abspielte. Für das kleine Anwesen nahm dieser Mehrzweckbereich mit ehemals 7 x 4,5 m ein sehr bedeutendes Ausmaß ein. Überhaupt scheint man sagen zu können, daß trotz der schon von Haus aus standesmäßig bedingten Beengtheit der Bauverhältnisse dieser Raum vielleicht eine Übergangsform von der Rauchstube¹²⁶) zur kulturgeschichtlich dennoch ganz verschieden zu beurteilenden Rauchküche darstellt. Es ist nämlich dem Anschein nach der einstmalige echte „Allraum“ mit dem Zweck einer Wohn-, Schlaf- und häuslichen Arbeitsstätte im Laufe der Zeit in seiner Funktion reduziert worden¹²⁷) zum bloßen Kochplatz in Form der „Schwarzen Kuchl“.

Heuboden und ist durch eine an der Rückseite angebrachte Außentreppe zugänglich.“

¹²⁴) E i g l, Anm. (8), Textteil S. 8: Bei dem eigentlichen Kleinbauernhaus „geht die Drei- bzw. Fünfteilung des Grundrisses dann in Zwei- oder Vierteilung desselben über, wobei in der Regel nur ein einziges Wohngeschoß vorhanden ist“. „... so daß sich an den Flur nur 2 oder gar nur ein Wohnraum anschließen. Bei 2 Wohnräumen besteht dann die Wohnung aus dem Flur, der solchen Falles häufig zugleich Küche ist, und aus 2 seitlichen Nebenräumen, Stube und Kammer.“ E i g l, Anm. (15 III), S. 32: „Im salzburgischen Flachgau gibt das ‚Kleinhaus‘ (sei es nun Austraghaus, Zuhaus oder das Häuschen eines selbständigen Besitzers) immer den Charakter eines größeren Bauernhauses im kleinen, wenig verändert, wieder, und zwar sowohl in der Grundrißlage sowie auch in der ganzen baulichen Durchführung. Im salzburgischen Gebirge dagegen trifft dies nicht so sehr zu, indem dort schon die Grundrißanlage der Sölde in der Regel abweichend von jener des großen bäuerlichen Wohnhauses auf der Vierteilung beruht“ [als Beispiel sei hier auf die „Sölde in Lend“ hingewiesen, E i g l, Anm. (8), und D e r s e l b e, Anm. (15 II), Tafel V, mit „Jodl-Gut aus der Aberseegegend“].

¹²⁵) Eine Theorie besagt, daß entwicklungsgeschichtlich an die alte Rauchstube eine Vorlaube und an diese wieder ein Speicherteil angeschlossen wurde, wodurch die Vorlaube zum Flug wurde. Durch die Unterteilung der Rauchstube in eine qualmfreie Kachelstube und eine Ofenküche entstand das Wohn-Speicherhaus in seinem Grundriß.

¹²⁶) Vgl. V. G e r a m b, Die Rauchstuben im Lande Salzburg (= Veröff. d. Inst. f. Volkskunde, Salzburg, Bd. 4), Salzburg 1950. Darin wird die Bedeutung des Großarltales als Ausstrahlungsgebiet des östlichen Rauchstubenbereiches hervorgehoben, das Kößlerhäusl bei der Aufzählung der Rauchstuben nicht erwähnt (S. 34 f.). Dazu ist zu bemerken, daß dem Kößlerhäusl nie irgendeine Bedeutung zugemessen wurde (pers. Mitt. v. F i a l a an den Aut.) und erst vom Aut. die weiter unten angeführten aufschlußreichen Baureste entdeckt werden konnten.

¹²⁷) Zur Forschungsproblematik zwischen Kochofen- und Herdkultur: K. I l g, Ein Beitrag zur Geschichte des Ofens und der Stube. (In: Volk und Heimat, Festschrift für Geramb, Graz 1949, S. 85—97.) C o n r a d, Anm. (11), S. 136. M o s e r, Anm. (15), S. 79.

Der Chronist L. Hübner nannte nicht zu Unrecht diesen Mehrzweckraum „ein Mittelding zwischen Stube und Küche“¹²⁸⁾. Auch heute noch ist die Ähnlichkeit mit dem Typus der ostalpinen Rauchstube unverkennbar¹²⁹⁾: Im düsteren Halbdunkel sieht man sich der einen Gutteil des Raumes einnehmenden und in diesen als Ecke hineinragenden altertümlichen Gestalt eines aus Stein gesetzten mächtigen Herdofens als Doppelfeuerstätte gegenüber. Ein offener Tischherd der Maße 1,3 x 1,2 x 0,5 m, über den nischenartig ein gemauerter Funkenschutz wie ein Baldachin gewölbt ist (Innenmaße 0,8 x 0,8 x 1,5 m), geht über in einen Vorderladerofen, dessen Feuerungsöffnung seitlich in einer Wange der Kobelwölbung mündet und der als Winterbackofen zum Brotbacken, als Dörr- und Trockenanlage usw. dient; an der anderen Seite ist ein sogenannter „Sechtherd“¹³⁰⁾ mit einem Kupferkessel angemauert, der selbständig geheizt wird und in dem man Wasser erhitzt, um es dann zum Speisenzubereiten, Futterdämpfen usw. zu verwenden. Diese am zweckmäßigsten als Kochofen, bäuerlich hier als „Kobelherd“ (von „kobe“, „gihowe“ = Höhlung¹³¹⁾) bezeichnete Feuerungsanlage (siehe Abb. 4) erscheint im Salzburgischen auf das Großarl- und Gasteinertal beschränkt zu sein (im übrigen Pongau finden sich nur einzelne Spuren), stellt da aber die einst allgemein übliche Feuerungsform dar. Sie geht vermutlich auf südlichen, Kärntner Einfluß zurück¹³²⁾. Im Jahre 1962 bestanden nach K. Fiala nur mehr vier Herdanlagen dieser Art im Großarltal¹³³⁾: Ober-Hausstein, Niggl-Lehen, Grund/Elmau, in Wolfau¹³⁴⁾. Der Winterbackofen, der zur Dauersiedlung unerlässlich war und hier im Tal nicht draußen unter ein eigenes Dach gestellt wurde, ist im Köbelerhäusl leider in der Vergangenheit rechtsseitig des Tischherdes abgetragen worden. Nur noch die teilweise vermauerte, 0,4 x 0,3 m

¹²⁸⁾ Hübner, Anm. (12), S. 366.

¹²⁹⁾ S. auch Abb. v. Großarler Kochplätzen mit Kobelherd: Fiala, Anm. (50 II), Abb. Nr. 48, 103, 139, 140. Geramb, Anm. (126), Abb. Nr. 21. Fiala, Anm. (50 I), Abb. Nr. 3 b und Grundskizzen.

¹³⁰⁾ Schmeller, Anm. (16), II. Bd., Sp. 218 f.

¹³¹⁾ Schmeller, Anm. (16), Bd. I, Sp. 1216. Lexer, Anm. (89), Bd. I, Sp. 1658: „in den koven des glüenden oven.“ Im Großarltal auch Feuerkobel und Rauchkobel genannt. Einen Zusammenhang mit dem steir.-kärntn. Namen „Kogel“ für Funkenhut lehnt Fiala ab [Anm. (51 II), S. 22, und Fußnote 1]. Zur vielfältigen historischen Entwicklung s. Moser, Anm. (15), S. 73 ff.

¹³²⁾ Fiala, Anm. (35), S. 96 a; dazu auch 2 schematische Zeichnungen von Kobelherden S. 96 a und S. 96 b.

¹³³⁾ Greiderer, Anm. (15), S. 24, erwähnt im Salzburgischen speziell die Kobelherde in Hüttschlag. Heute kommen Feuerkobel und Sechtelherd noch vereinzelt vor, komplett mit Winterbackofen nur in den 4 genannten Anlagen.

¹³⁴⁾ Wie Anm. (132).

große Einheize, eine kleinere Öffnung (Rauchschacht) darüber und ein unverschließbares Zugloch (wohl eines der anderen Rauch- und Dampföcher, die etwa beim Munkendörren¹³⁵) offenbleiben; heute dient es zur Rauchableitung des Küchensparofens) lassen die ursprüngliche Lage rekonstruieren. Es ist geplant, nach Möglichkeit den ehemaligen Bauzustand wiederherzustellen. Der etwa 1/2 m hohe Tischherd mit der darüber gewölbten Nische war als Feuerstätte seit der Gründungszeit bis ins 18. Jahrhundert in allen Häusern so ausgerichtet, daß er seine gedeckte Rückwand der Wetterseite zukehrte; damit war auch von Ost bis Südost bis Süd die Möglichkeit der Belichtung der Nische von der Lukenseite her gegeben, wozu auch noch die Kobelwange teilweise ausgenommen wurde (im Köbelerhäusl die linke; dabei spielt aber hier auch die Bewegungsmöglichkeit der „Kesselreidn“ eine Rolle). Schräg gegenüber in der Südost-Ecke stand der Tisch, wo die Familie ihre Mahlzeiten einnahm und auf den von zwei weiteren, niedriger eingeschnittenen Luken volles Licht fiel. Sofern die Geländebeschaffenheit diese Anordnung nicht behinderte, war sie überall im Tal erkennbar und wurde auf alte Überlieferung zurückgeführt¹³⁶).

Die ganz aus Steinplatten gesetzte Aufmauerung reicht bis nahe an die Decke, stützt das halbrunde¹³⁷ Feuergewölbe ab und schützt zugleich den Herd vor zu starkem, feuerzerstörendem Luftzug. Unter der Krempe schlagen sich die Glühfunken der offenen Flammen ab, wodurch ein Funkenflug in den übrigen Raum verhindert wird und

¹³⁵) munke f: nach E. Kranzmayer von altslaw. mōka = Mehl [Lexer, Anm. (120, S. 193: eine beliebte Speise aus Hafer- und Gerstenmehl]. Fiala, Anm. (35), S. 77 und 87: U. a. mit dem Wort „munke“ liegt das Großartlalt östlich der wortgeographischen West-Ost-Grenze, auf die schon für eine Anzahl von ältesten Wörtern E. Kranzmayer anlässlich eines Vortrages in Salzburg vor Jahren hingewiesen hatte. Diese Nord-Süd-Linie verläuft nach Kranzmayer von Passau bis Villach.

Heute — obwohl hier nicht mehr zubereitet, da die Speise sehr fett ist — wird das Munkn-Gericht so beschrieben (H. Prasnch, Eine Volkskunde Oberkärntens, 1. Buch: Der schöpferische Bauer; Fleiß und Weisheit der Bäuerin. Spittal/Drau 1965, S. 121): „Wenn Gersten-, auch Bohnen- und Hafermehl mit Wasser zu einem Teig vermenget, im Backofen geröstet und dann, getrocknet, dieser vor Genuß aufgebröselst wird, dann spricht man von der ‚Munkn‘. Sie wird fein oder ‚stabig‘ in heiße Milch gerührt (Erg. d. Aut.: und aufkochen gelassen und dann in eine Pfanne mit heißem Butterschmalz geschüttet) und mit ‚Muaser‘ gewendet.“ Dazu paßt die Bemerkung Vierthalers, Anm. (42), II. Teil, S. 96 f.: „Alle Speisen schwimmen in Schmalz: Was der Fremdling kaum ohne Ekel sehen und nur der Pinzgauer durch Gewohnheit und Arbeit verdauen kann.“

¹³⁶) Vgl. auch bei Fiala, Anm. (51 II), S. 22, und Fiala, Anm. (35), Bildkassette Abb. Nr. 13.

¹³⁷) Als Feuerhut war aber hier im Tal auch ein schirmartiges, lehmbeschlagenes Flechtwerk üblich.

der Rauch, der durch den Feuerhut nicht abziehen kann, gefahrlos¹³⁸⁾ abgekühlt hervorquillt. Dieser erfüllt etwa das obere Viertel des 2,3 m hohen Raumes (der Kopf des heutzutage größer gewachsenen Menschen würde dabei in die Rauchschrift eintauchen) und wird sodann von dem aus Brettern gefügten Holzschlot — ein Vorläufer des Rauchfanges — aufgenommen und von dessen Stutzen, der hier nur bis zum Laubgang (!) in der Höhe des Obergeschosses reicht, ins Freie emporgesaugt (siehe Abb. 5). Wegen ihrer — angeblichen — Feuergefährlichkeit wurden diese mächtigen offenen Feuerungs- und Rauchabzugsanlagen in der Vergangenheit von den Behörden untersagt, zumal man diese hölzernen Schlotte für den funkenfreien, abgekühlten Qualm in ihrer Funktion mißverstand und sie unsachgemäß den gemauerten Funkenkaminen gleichsetzte. Denn baute man einen Küchenofen ein, so mußte selbstredend — anfangs noch außen an der Hauswand, später dann direkt im Gebäude — ein Abzug aus Mauerwerk aufgeführt werden, da ja hier die Funken mit in den Schacht gezogen wurden¹³⁹⁾. Bei ungünstigen Windverhältnissen, diebigem Niederdruckwetter oder anders begründeten schlechtem Zug erlaubt es die in der Mitte horizontal zweigeteilte Küchentür, das „Obertürl“ zur Unterstützung der Zirkulation als Rauchloch zu verwenden, wodurch der Rauch in den Flur entweichen, weiter durch den Stiegenaufgang unters Dach empor ziehen oder bei der Luke über dem Einfahrtstor ins Freie strömen kann. Da dabei die Tür unten geschlossen bleibt, können weder die Kinder hinaus noch Kleinvieh hineingelangen und auch die Bäuerin wird nicht der vollen Zugluft ausgesetzt. Vor Anbringung des Holzkamins¹⁴⁰⁾, der ein Zurückschlagen des Rauches bei ungünstigen Witterungsverhältnissen verhindern sollte, und deshalb entwicklungsgeschichtlich auch bei anderen Gehöften bald über das Hausdach hinaus gebaut wurde¹⁴¹⁾, zog der Qualm durch die jetzt zugenagelten, über den Lichtöffnungen liegenden, knapp unter der Decke ausgeschnittenen Rauchluken an der traufseitigen Außenwand ab. Diese Luken wurden auch dann als Qualmlöcher verwendet, wenn die Tür bei kalter Witterung geschlossen bleiben mußte.

Zwischen offenem Tisch- und Sechtelherd wird mit Hilfe eines in die Nische reichenden drehbaren Gestells, der sogenannten „Kes-

¹³⁸⁾ Diese gesamte Feueranlage kann man als typisches Ergebnis der Holzbauweise bezeichnen.

¹³⁹⁾ Vgl. E i g l, Anm. (15 III), S. 14 ff. F i a l a, Anm. (51 I).

¹⁴⁰⁾ Der Holzschlot wurde wohl zur gleichen Zeit angebracht wie der „Allraum“ in Küche und rauchloses Stübchen geteilt wurde.

¹⁴¹⁾ Wie Anm. (139).

selreidn¹⁴²⁾, bestehend aus lotrechter Drehstange und horizontalem Kesselträger mit verstellbarem Traghaken, der schwere Kessel zur Käse- und Schottenzubereitung über das Herdfeuer geschwenkt. Hier werden auch die Speisen in irdenem Kochgeschirr auf dem „Feuerroß“, einem verstellbaren eisernen Pfannenständer, zubereitet. In der Wölbung des Kobelherdes ist eine eiserne Querstange eingemauert, auf der „Selchstegn“¹⁴³⁾, d. s. Fleisch- und Speckstücke, vor Ostern und im Spätherbst (= die durch das Futter bedingten Schlachtermine) zum Rauchselchen hängen. Statt dessen ist es aber üblich gewesen, hier zusätzliches Geschirr an in der Höhe verstellbaren Haken aufzuhängen¹⁴⁴⁾, da es so nahe am Feuer noch recht heiß gewesen ist; die Selchstücke sind dann von eigenen zusätzlichen Stangen an der Decke herabgebaumelt. Unter der mit herabhängenden Pechzöpfen übersäten Balkendecke, die von einem mächtigen Trambaum als Unterzug getragen wird, ist vor der Feuerstätte ein aus waagrechten, stark rußgeschwärzten Hölzern bestehendes Stangengerüst, die sogenannte „Spanasn“¹⁴⁵⁾, befestigt, worauf Leucht- und Einheizspäne zum Trocknen aufgeschichtet sind. Ein an der Wand angebrachter „Pfannenheber“ (= Pfannenrem) hält eine ganze Garnitur verschiedener Größen dieses unentbehrlichen Küchengerätes zur Verwendung bereit, das bei Gebrauch am Tisch auf die „Pfannlappin“, einem kleinen schwenkbaren Haltegerät, gestellt wird. Eine an drei Wänden (an der vierten befindet sich der Herd in voller Länge) umlaufende, 0,4 m breite Bank, ein Kastl, verschiedenes Herd-, Küchen- und Essensgerät offen aufbewahrt an Wandansätzen und in Reme vervollständigen das einfache, aber zweckentsprechende Kücheninventar. Allgemein sei bemerkt, daß die Einrichtung dieses Kleinanwesens aufs Allerbescheidendste und Allernotwendigste beschränkt beibehal-

¹⁴²⁾ Von „reideln“ = drehen Schmeller, Anm. (16), II. Bd., Sp. 54. Auch „Kesselreiber“ s. Haberlandt, Anm. (18), I. Teil, S. 88.

¹⁴³⁾ Von „selhen“ = trocken machen [Lexer, Anm. (89), II. Bd., Sp. 866] und von „steg“ [Schmeller, Anm. (16), II. Bd., Sp. 741]. Dieser Ausdruck [auch bei Fiala, Anm. (35), S. 96 b] wurde sicherlich von der auch als „Steg“ bezeichneten Metallstange auf die Fleischstücke übertragen (denn Stück wäre mundartlich stuk). Fiala, daselbst S. 96 a, kennt für dieses Geräucherte auch die Bezeichnung „Speckschneißn“.

¹⁴⁴⁾ Nach Beobachtungen d. Aut. war im Gut „Maiß“ (Zulehen von Hinter-schrabach/Hüttschlag) noch im Jahre 1972 auf dieser Stange ein zum Behälter auf der Kesselreidn zusätzlicher Kessel für Kochzwecke aufgehängt.

¹⁴⁵⁾ Von „âsen“ Trage, Stütze [Schmeller, Anm. (16), Bd. I, Sp. 155]. Vgl. Haberlandt, Anm. (18), Bd. I, S. 8.

ten wurde, um der Nachwelt ein authentisches Bild der ärmlichen Lebensverhältnisse ihrer einstigen Bewohner zu vermitteln ¹⁴⁶⁾.

Der Baufuge nach zu schließen erst später, wurde mit wachsendem Anspruch an Wohnkultur von dem alten Mehrzweckraum ein rauchloses Ofenstübchen der Größe 5,2 x 4,5 m abgeteilt ¹⁴⁷⁾. Dazu ist zu sagen, daß aus Notelbüchern ¹⁴⁸⁾ des Salzburger hofurbaren Besitzes, in denen auch Zusatzbauten an und im Gebäude als abgabepflichtige Verbesserungen angeführt wurden, hervorgeht, daß die Anlage von meist vom Flur aus heizbaren Kachelöfen im Großarlgebiet verstärkt im 18. Jahrhundert auftrat ¹⁴⁹⁾. Falls der Winterbackofen im Köblerhäusl nicht gleichzeitig abgetragen worden ist, so konnte er nun für diesen neu abgeteilten Raum ¹⁵⁰⁾ zur Beheizung als eine Art Hinterladerofen dienen, weil er in diese Stube reichte und seine Heizöffnung außerhalb desselben war ¹⁵¹⁾. Heute befindet sich darin ein Sparherd mit umfassendem Kachelofen, von dem der Rauch gefährlicher Weise durch ein langes Ofenrohr durch das Holz nach außen geleitet wird. Hinter dieser Stube an der Nordwest-Ecke ist ein kleiner unbeheizter Raum ausgebaut, der fallweise als Schlaf- bzw. Vorratskammer benutzt wird. Daneben liegt vom Flur aus betretbar ein Kleintierstall für Ziegen, Schafe und Federvieh; gelegentlich hat er auch als Schweinekoben gedient. Von hier führt in das Obergeschoß eine steile

¹⁴⁶⁾ E i g l, Anm. (8), Textteil S. 8: „Da die Sölde meist die bescheidene Wohnstätte des Unbemittelten, ja Armen ist, so ist selbstverständlich auch deren bauliche Ausschmückung meist auf das allerbescheidenste Maß beschränkt; ebenso die innere Einrichtung auf das streng Notwendigste.“ V i e r t h a l e r, Anm. (42), I. Teil, S. 124: „Ihre Höfe und Geuschen stellen ein Bild der Dürftigkeit und der Verwilderung dar.“

¹⁴⁷⁾ C o n r a d, Anm. (112), S. 31: „Die Absonderung der Küche und damit die Schaffung der rauchfreien wohnlichen Kachelstube sind nicht vor dem 16. Jahrhundert anzusetzen.“ Dagegen G e r a m b, Anm. (216), S. 49: „... dürfen wir das Vorhandensein von Kachel- und anderen rauchfreien Stuben schon für das 15. Jahrhundert als sicher betrachten.“

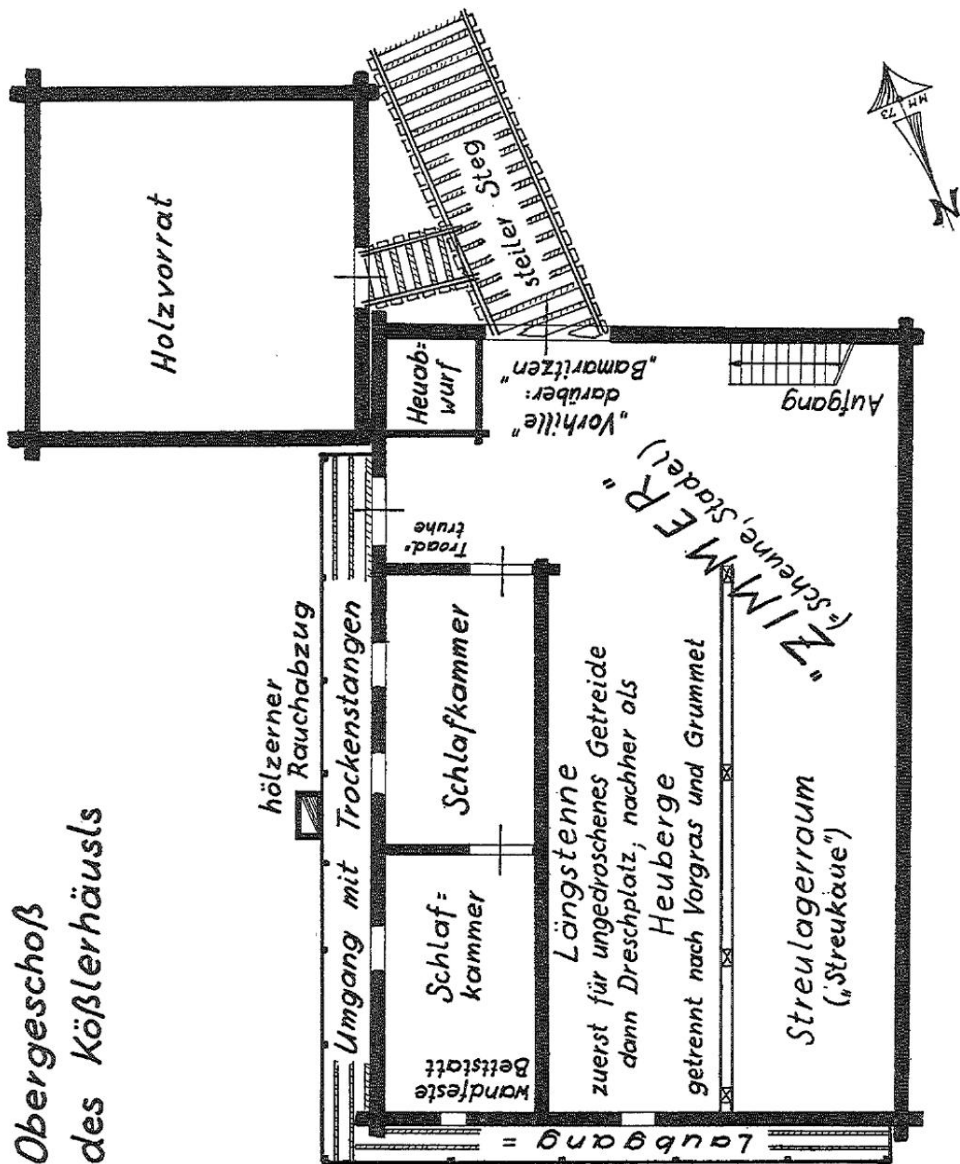
¹⁴⁸⁾ G e r a m b, Anm. (126), S. 39: „Notelbücher“ sind Folianten, „in deren Blätter von den Pflegern der einzelnen Herrschaften und Landgerichte sämtliche Urkunden eingetragen wurden, die sie für Ehe-, Erbschafts-, Übergabs-, Kauf-, Schuld- und andere Verträge und Quittungen ihren meist bäuerlichen Untertanen ausgefolgt haben“.

¹⁴⁹⁾ Vgl. F i a l a, Anm. (50 II), S. 23 Fußnote 1. F i a l a, Anm. (35), S. 18.

¹⁵⁰⁾ Mundartlich „kemat“ von Kementate, heizbares Stübchen.

¹⁵¹⁾ Diese Möglichkeit auch bei F i a l a, Anm. (50 II), S. 109 Abb. Nr. 48 rechts: Grundriß vom Bergbauernhof Unter-Neuhaus im Elmautal (aus dem 14. Jahrhundert stammend). Weiters F i a l a, Anm. (35), S. 96 a: Zeichnung des Kobelherdes vom Rauchküchenhaus Schiedstein: „... Winterbackofen reicht durch die Wand in die Weiberleutkammer hinein.“ S c h m i d t, Anm. (18), S. 306: „Das Prinzip des Ofens als eigener Heizkörper ist vielleicht aus dem des Backofens abgeleitet worden.“

Obergeschoß des Kößlerhäusls



grobgehackte Blochstiege, eine altartige Stiegenform, bei der die Stufen durch dreikantige, übereck gelagerte Holzblöcke gebildet werden. Darunter ist in späterer Zeit eine unbeheizte Kammer als selbständige Einheit eingezimmert worden. Sie springt nach außen vor, mußte daher mit einem eigenen Dach überdeckt werden und fand zeitweise auch als Kleintierstall Verwendung¹⁵²⁾.

Im Obergeschoß hat sich die kinderreiche Kleinhäuslerfamilie ostseitig zwei in Firstrichtung hintereinander liegenden Schlafräume ausgebaut¹⁵³⁾. Sie sind unbeheizt, in anderen Häusern dagegen stellte man Öfen an eine Hauswand und führte außen einen an die Holzbalken gelehnten, gemauerten Rauchabzug bis übers Dach¹⁵⁴⁾. In diesen Kammern haben sich noch die ursprünglichen kleinen Lichtluken mit Schubdeckeln erhalten. Aus aufgefundenen Resten¹⁵⁵⁾ konnte an der Breitseite des zweiten Raumes eine mit hölzernen Keilnägeln an der Blockwand fixierte, also wandfeste Bettstatt¹⁵⁶⁾ zusammengesetzt werden (siehe Abb. 6). Die Hölzer dieser 1,9 m hohen Kammern sind dicht verfugt¹⁵⁷⁾, um Wind und eindringende Kälte abhalten zu können. Im übrigen Obergeschoß (auch bei der Fortsetzung der Kammerwände) ermögliehen die Fugen zwischen den einzelnen Stämmen der Blockwand eine lufttrockene Lagerung des Erntegutes.

Der übrige Raum des „Aufhauses“¹⁵⁸⁾ ist dem einfacher als üblich gehaltenen Hochspeicher, da aufgezimmert hier „Zimmer“¹⁵⁹⁾ genannt, vorbehalten. Zusätzlich zu einer aus zwei übereinander lie-

¹⁵²⁾ Frdl. Mitt. v. Fr. Maria Toferer (geb. 1910), der heutigen Bewohnerin des Kößlerhäusls; sie kennt noch teilweise die früheren Verhältnisse (wohnt seit 43 Jahren hier).

¹⁵³⁾ Sicherlich waren zuerst die Schlafstellen ebenerdig. Mit zunehmender Größe der Familie mußten zusätzliche Schlafmöglichkeiten geschaffen werden. Sie befinden sich, weil unbeheizt, an der windabgewandten Ostseite und über den erwärmten Räumen.

¹⁵⁴⁾ Zur Entwicklung der Heizanlagen in Großarl vgl. Fiala, Anm. (51 I), S. 16—20.

¹⁵⁵⁾ Das Stirnbrett konnte — rauchgeschwärzt — unterhalb eines Dachbalkens in der Tenne gefunden werden.

¹⁵⁶⁾ Außer der Bezeichnung Bettstatt konnte kein anderer Ausdruck erfragt werden. Haberlandt, Anm. (18), Teil I, S. 23; die wandfeste Bettpritschen (Pograt'n von Almhütten. Vgl. E. Goldstern, Beiträge zur Volkskunde des Lammertales mit besonderer Berücksichtigung von Abtenau (Tennengau). (Ztschr. f. Österr. Volkskunde, 24. Jg., 1918, S. 24 ff.)

¹⁵⁷⁾ Zur Abdichtung verwendete man Moos und eingepaßte Hölzer, sog. Mäuse. Vgl. Fiala, Anm. (35), S. 127 a.

¹⁵⁸⁾ Der Ausdruck „Obergeschoß“ ist nicht gebräuchlich.

¹⁵⁹⁾ Statt des Ausdruckes „Hofzimmer“, da hier kein Hof im eigentlichen Sinn.

genden Balken ausgeschlagenen Lichtluke in der straßenzugewandten Längsseite hat ein einziges Fenster („Zimmerluke“) mit einem Holzladen ab der der Einfahrt gegenüberliegenden Wand den sich über die ganze Länge des Hauses erstreckenden Raum zu erhellen. Vom flachen Talboden muß Getreide und Futter durch den im Pongau giebelseitig bevorzugten Zugang hier im Köbflerhäusl über einen steilen Steg getragen oder händisch mit Schleifen hinaufgezogen werden. Da starke Zugtiere infolge der Ärmlichkeit der Kleinhäusler fehlten, mangelte es auch an der Notwendigkeit, eine Hocheinfahrt für Roß und Wagen über eine sogenannte „Zimmerbrücke“ wie beim ausgeprägten Bauernhof zu errichten. Als der Grundbesitz der Köbflerfamilie noch zu gering war, um Getreide¹⁶⁰⁾ anbauen zu können, diente dieser Stadel in seiner Gesamtheit als Heuberge (mundartlich „Heuhille“¹⁶¹⁾) für verschiedene Rauhfuttersorten wie Heimheu, Grummet, Alpheu¹⁶²⁾. Später wurde dieser Futterlagerraum aufgeteilt (siehe Skizze des Obergeschosses): Den Platz gleich beim Hocheingang bezeichnet man als „Vorhille“¹⁶³⁾, wo das Erntegut abgeladen wird. Von hier aus erstreckt sich die Längstenne, die zunächst als Lagerplatz für das ungedroschene Getreide¹⁶⁴⁾ und dann mit ihrem besonders glatt gedielten, daher auch etwas erhöhten Boden und der trennenden „Dreschwand“¹⁶⁵⁾ als Dreschplatz dient. Das wenige ausgedroschene und mit

¹⁶⁰⁾ Getreide wurde im Großarlital schon früh, auch bis über 1300 m Seehöhe hinauf gebaut, war aber wenig ertragreich. Ein verstärkter Anreiz für den Anbau war wohl der geringere Sackzehent. „Der Ackerbau ist nicht sehr ergiebig. Korn (Winter- und Frühlkorn) wird am meisten, Weizen sehr wenig gebaut“ (Hübner, Anm. (21), S. 450).

¹⁶¹⁾ „hille, hülle, hin“ f ist nach Schmeller, Anm. (16), I. Teil, Sp. 1085/86, der Ort in den Bauernhäusern über den Viehställen, wo das Gesinde und die Kinder schlafen und wo Heu, Stroh etc. aufbewahrt wird. Haberlandt, Anm. (18), Teil I, S. 56: „Hille für Heuboden entspricht dem ‚hille‘ über den Ställen im Niedersachsenhaus und der ‚hjell‘ (Dachboden) im Schwedischen.“

¹⁶²⁾ Heu wird hier auch „halmach“ genannt [halm m Halm, Lexer, Anm. (89), Bd. I, Sp. 1149 f.]. Auch bei Conrad, Anm. (46), S. 126. Heimheu d. i. Heu der umliegenden Felder; Alpheu d. i. Heu von den Bergmähdern, auch als Wildheu bezeichnet; Vorgras ist das im Juli gemähte erste Gras; Grummet stammt vom zweiten Schnitt.

¹⁶³⁾ Auch „Vorzimmer“ genannt. Vgl. K. Conrad, Probleme der Scheunenforschung im Lande Salzburg. (In: Festgabe für O. Moser = Kärntner Museumsschriften Nr. 55, Klagenfurt 1974, S. 135.)

¹⁶⁴⁾ Mundartlich: „s erzügelte Troad“.

¹⁶⁵⁾ Heute sind die einzelnen Bretter dieser Zwischenwand an den 4 Ständern seitlich mit Holznägeln angedübelt. Für früher ergibt sich aber bei genauer Betrachtung folgendes: Die zwei Steher an den Enden der Wand weisen jeweils eingestemmte Nuten auf, die beiden anderen dazwischen sind doppelt und in verschiedener Stärke ausgeführt (ob der schwächere davon beweglich ist, kann

der „Putzmühle“ gereinigte Korn wird dann in die große „Troadtruhe“ in der Ecke geschüttet, bis es gemahlen werden kann. Ist das leere Stroh lang (sogenannt „Schab“¹⁶⁶), so kommt es zusammengepackt auf die „Bamaritzen“¹⁶⁷) (= Schaubühne), einem Zwischenboden über der Vorhille; auf diesem Brettergerüst können auch Bohnenstroh und andere Vorräte untergebracht werden. Zusätzlich ist es möglich, in dessen Fortsetzung über den ganzen Raum des Hochspeichers eine Zwischendecke einzuziehen. Als Auflager dient dazu an der Straßenseite ein die ganze Länge vorspringender Balken, während andererseits sich die Bretter auf je einem von einer zur gegenüberliegenden Stirnwand reichenden Balken abstützen, nämlich in der Mitte über der Dreschwand und am Ende über der Innenwand der beiden Schlafkammern; quer dazu ist noch ein Unterzug an der Grenze zwischen Vorhille und Längstenne vorgesehen. Mit den kurzen Strohabfällen dagegen wird der links von der Tenne abgeplante Streuerschlag („Streukaue“¹⁶⁸) beschießt, wo sich auch an-

man z. Z. nicht erkennen). Somit hat man wohl früher in die beiden äußeren Ständer die Bohlen der Wand eingeschoben, während man sie in der Mitte zwischen den beiden Doppelpfosten einklemmte. Dadurch konnte man je nach Bedarf die Trennwand leicht auf- und abbauen. Zusätzlich weist die vordere Eckstütze eine zweite, um 90 Grad gedrehte Nut auf, die ihre Korrespondenz in einem Schlitz im gegenüberliegenden Eckpfeiler der Schlafkammerwand findet; daselbst ist auch noch ein Ausnehmung für die längenmäßige Einsetzmöglichkeit der Bohlen vorgesehen (s. Abb. 7). Daher konnte man die Vorhille und die Längstenne voneinander trennen. Somit trifft man hier Anklänge an die Ständerbauweise, zumal auch die gegenüberliegende Schlafkammerwand (außer der äußersten Nordecke) statt in Blockbau ebenso bohlenartig mit Nuten in Stehern ausgebildet ist. Vgl. Conrad, Anm. 163), S. 136; doch ist die Bezeichnung „Ladwand“ hier nicht bekannt.

¹⁶⁶) D. s. Schauben; schäub m, mhd. schoup = Bund Stroh [Schmeller, Anm. (16), Bd. II, Sp. 353].

¹⁶⁷) „Pänmeritze“ f: Raum über der Tenne im Stadel; die Wände sind aus Luft und Licht durchlassende Balken lose gefügt, der Boden besteht nur aus locker gelegten Brettern. Der Raum dient zur Aufbewahrung der Strohschaube“ (E. Kranzmayer, Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. 12. Lief., Wien 1974 [im Druck], Sp. 686 f.). Vgl. Fiala, Anm. (51 II), S. 24.

Nach Conrad, Anm. (112), S. 34, und Anm. (46), S. 127, im Pongau auch „Bidl“ genannte; wohl vom mhd. bun(e) = Brettergerüst mit waagrechter Fläche, Bühnelein [F. Kluge, bearb. Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 20. Aufl., Berlin 1967, S. 110). Auch Eigl, Anm. (15 II), Tafel VI, VIII bezeichnet diese Lagerfläche als Schab-Bühne. Haberlandt, Anm. (18), I. Teil, S. 56, benennt diesen Oberboden aus Brettern mit „Birl“ [auch Moser, Anm. (15), S. 98] und sieht ihn als Rest der zwiefachen Aufstockung an.

¹⁶⁸) Mundartlich „Khaun“ n. f. Nach den neuesten Forschungsergebnissen lautgeschichtlich vom lateinischen Lehnwort kauce: Steinhäuser, Anm. (16), S. 13: „Auf ein Höhlenwort geht wahrscheinlich auch das im Großarlal im Salzburgischen übliche mundartliche khäu zurück, in dem wir wohl

dere Arten von Einstreu (Farn, geschnaitelte Äste usw.) befinden. Damit ist die Längstenne wieder leer und es kann das bisher in Feldstadeln aufbewahrte Heu, getrennt voneinander nach Vorgras und Grummet, gelagert werden. Durch jeweils eine kleinere und zwei größere Öffnungen, den „Lauchen“¹⁶⁹), können gelagerte Güter beiderseits von oben in die mittlere Tenne geworfen werden. Unterschiedlich dazu ist auf einem Großarler Paarhof folgende Anordnung im Obergeschoß eines „Hofzimmers“ vorzufinden: Rechts neben der Einfahrt über die breite „Zimmerbrücke“ befindet sich der vom Erdboden bis unters Dach reichende Futterstadel¹⁷⁰), frontal in der Mitte die „Vor“- bzw. „Fahrhille“ und der Heuboden. Dahinter über dem Kuhstall, durch ein Tor tretend, wird der Raum in drei Teile geteilt, wobei zentral die Dreschtenne sowie rechts und links davon die „Kauen“, die Lagerräume, als Getreidebansen und Streuversschlag abgeteilt sind¹⁷¹). Im übrigen Pongau kommt häufig noch ein Quer-

nichts anderes zu sehen haben als das im Deutschen Wörterbuch (Anm. d. Aut.: J. u. W. Grimm, Leipzig 1854 f.) V 310, bei Weig. 231 (Anm. d. Aut.: F. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., bearb. Bahder, Hirt, Kant; Gießen 1909/10), Kluge [Anm. d. Aut.: (167), S. 338, 359, 388] und Schmeller I, 1213 [Anm. d. Aut.: Anm. (16)] aufgeführte *kaue w*, mhd. *kouwe*, — öu — Schachthäuschen. Es muß sehr früh (über *kauia*) aus lat. *cavea* entlehnt worden sein, als lat. *u* noch nicht zu *v* geworden war; denn später wurde *v* als *v/f* übernommen, wie „Käfig“ (mhd. *kevje*, ahd. *chévia* < vulgärlat. *cavia*) beweist.“ Mit Bestimmtheit dies auch bei E. Kranzmayer, Bemerkungen zum sudeten-deutschen Wortatlas (Zschr. f. Ostforschung, 10. Jg., Marburg 1961, Heft 1, S. 143, Fußnote 4). Vgl. Fiala, Anm. (51 II), S. 24 und Anm. (35), S. 95 a. Die Frage [vgl. Conrad, Anm. (163), S. 136] nach der möglichen Ableitung von ahd. *kar* = Behälter [Schmeller, Anm. (16), Bd. I, Sp. 2176; Haberlandt, Anm. (18), I. Teil, S. 56] scheint geklärt.

¹⁶⁹) Im Flachgau, Pongau, Pinzgau und Unterinntal verwendeter Ausdruck für das Hoch„fenster“ im Stadel. Siehe Schmeller, Anm. (16), Bd. I, Sp. 1420; Fiala, Anm. (35), S. 95 a.

¹⁷⁰) Identisch mit Tiefbansen [vgl. Conrad, Anm. (163), S. 135]. Hier entspricht die Bezeichnung „Futterstadel“ nicht der für den Sommerstall wie bei Haberlandt, Anm. (18), I. Teil, S. 57. Die Bezeichnung „Erdstadel“, „Ergstadel“ für den Tiefbansen [K. Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, Abt. II, Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slaw. Waldgebiet, Teil 1, Braunschweig 1908/10, S. 909 f.; Kiaar, Anm. (11), S. 58, und Planbeilagen Taf. X, XI, XIII] auch im Pongau [Conrad, Anm. (163), S. 135, und Anm. (46), S. 125] ist im Großarltal nicht bekannt. Vgl. auch Fiala, Anm. (35), S. 95 a, und Anm. (51 II), S. 24. Nach Conrad, Anm. (163), S. 135, wird „im Tiefbansen von oben abgearbeitet, weil die Entnahme aus dem durch sein Gewicht zu Preßheu verdichteten Futterstock zu ebener Erde gar nicht möglich ist“. Im Kößlergut wurde — nach Angabe von Fr. Toferer [s. Anm. (152)] — hier Futter nur zwischengelagert und immer von unten entnommen. S. auch weiter unten.

¹⁷¹) S. schematische Skizze von Fiala, Anm. (35), S. 95 a, und Bildkassette Abb. 46.

schiff vor, also die Mischung von Quer- und Längstennenbau in Form der Kreuztenne¹⁷²⁾.

Um im Kößlerhäusl die Räume des „Zimmers“ nun nicht leer stehen zu lassen, werden darin zur Erläuterung der damaligen Arbeitsvorgänge allerlei Geräte und Fahrnisse aufgestellt (siehe Abb. 7). So etwa für das Getreide verschiedene Siebe, Meßschaffe, eine „Putzmühle“ und eine „Troadtruhe“; aus der Flachsverarbeitung Brechel, Hechel, Haspel, Spinnrad und Teile eines Webstuhls; zur Futtergewinnung einige Arten von Futterschneider, Heurechen, -gabeln, Sense, Sichel und Tragkörbe. Man kann zur Milch- und Käseverwertung verschiedenste Behälter finden, von der Milchbutte bis zum Käsekessel, aber auch Arbeitsgeräte und Werkzeuge wie Krauthobel¹⁷³⁾, Mohnmörser, Pfundwaage, eine Handpresse und ein „Hebmandl“ zum Hochheben von Gebäudewänden, Seilräder, Rückentragen (dabei auch eine „Ferggl“, in der das Heu zum Transport eingeklemmt wird) usf. Gleichfalls sind Gerätschaften zur Feldbestellung ausgestellt, etwa hölzerne Pflüge und Eggen, dazu verschiedenes Geschirr für die Zugtreie, und Fahrnisse von der „Heuschleife“¹⁷⁴⁾ bis zum Leiterwagen. Ebenso Weideglocken und viele andere Gebrauchsgegenstände. Der im Dachgebälk des Giebefeldes über den beiden Schlafkammern eingezogene Oberboden dient schon seit langem als Abstellraum für momentan nicht verwendetes Haus- und Arbeitsgerät. Auch da und dort an den Hauswänden übersommern Schlitten und zerlegte Wagen.

Traufseitig tritt man vom „Aufhaus“ auf einen ost- und nordseitig übereck führenden Umgang mit Trockenstangen, den im ganzen Ostalpengebiet gebräuchlichen „Labgang“¹⁷⁵⁾. An den Ecken ruht er auf den extra dazu weit vorkragenden Schrotköpfen der Hauswand¹⁷⁶⁾. Er ist, wie im Pongau allgemein üblich, einfach ausgeführt¹⁷⁷⁾ (siehe

¹⁷²⁾ Vgl. K I a a r, Anm. (11), S. 59; C o n r a d, Anm. (46), S. 126.

¹⁷³⁾ Das feuchte Klima im Tal begünstigte den Anbau von Kraut. Es gab hier eigene „Krautsölden“, kleine Gebäude (Silos) in der näheren Umgebung des Gehöftes, in denen das geschnittene und eingesalzene Kraut niedergestampft eingewintert war. Vgl. auch F i a l a, Anm. (35), Bildkassette Abb. 27, und Anm. (51 II), Abb. 133 (hier rund aus Lärchenstämmen im Boden eingegraben).

¹⁷⁴⁾ Mundartlich „Haschloapf“, von gleiten [S c h m e i l e r, Anm. (16), Bd. II, Sp. 509].

¹⁷⁵⁾ Vgl. K. C o n r a d, Flur, Dorf und Haus in Liefering. In: Lieferinger Heimatbuch, Salzburg 1957, S. 56.

¹⁷⁶⁾ Diese ca. 65 cm vorgezogenen Eckbalken finden sich auch an der Ost- und Nordseite des Stalles, so daß höchstwahrscheinlich auch hier ein Gang zum Trocknen vorhanden war.

¹⁷⁷⁾ „... ihre Ausführung — vielleicht klimabedingt — vom einfachen waagrechten Stangeländer im Osten (Ennspongau) über verschiedene Formen senkrechter Verstrebung bis zur dichten Bretterverschalung im Westen (Oberpinzgau) variiert.“ C o n r a d, Anm. (163), S. 136. Vgl. F i a l a, Anm. (51 II), S. 19.

Abb. 5): statt der Geländerbrüstung sind horizontale Stangen vorhanden, deren Zahl beliebig vermehrt werden kann, weil lotrechte Steher bis unters Dach reichen. Hier ließ man wohl keine Getreidegarben, eher geschnaitelte Eschen- und Ahornzweige trocknen, die für Geißen und Schafe als winterliches Streckfutter zum Heu Verwendung fanden. Aber auch Bohnen, die früher eines der Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung darstellten, wurden hier zum Nach-trocknen aufbewahrt.

In der Südost-Ecke ist als Verbindung zwischen Scheune und ebenerdig gelegenen Stall ein bis ins Erdgeschoß reichender Abwurf (siehe Abb. 8) in einen kleinen Futterstadel (= Tiefbansen)¹⁷⁸⁾, wo das Heu vorübergehend für einige Tage gelagert wird. Daraus ist dann das Futter durch eine Stangenreihe hindurch — womit auch die notwendige Durchgangsmöglichkeit freigehalten werden kann — entnehmbar und die Versorgung des Viehs auf kurzem Weg arbeitssparend möglich.

Der Stall¹⁷⁹⁾, der Platz für nur wenig Vieh bietet, ist südseitig übereck als selbständig abgezimmerter Block angebaut und mit seiner Bedeckung in das Hauptdach eingebunden. Unverständlich, weil dadurch viel mehr den Witterungsverhältnissen ausgesetzt, ist, daß es für notwendig erachtet wurde, in diesem kleinen Raum so viele Öffnungen vorzusehen: Zusätzlich zur Möglichkeit, den Stall von Osten durch ein Doppeltor und von der Hausseite durch eine einflügelige Tür betreten zu können, dienen zur Belüftung zwei Luken (eine mit Schieber) in den Futterstadel und ostseitig gegenüber ins Freie. Viehhaltungsmäßig handelt es sich wahrscheinlich noch um die Altform des „Umadumstalles“¹⁸⁰⁾, dieses heute wieder geschätzten Systems der Umlaufstallanlage¹⁸¹⁾, in der das Vieh nicht angebunden ist, sondern freie Beweglichkeit hat und sich das Futter aus den an allen Wänden angebrachten Barn oder einer Futterkrippe in der Mitte holt. Die heute sichtbare einzige Anhängervorrichtung und der nur eine Barren sind wohl erst später angebracht worden. Die Grundfläche dieses als

¹⁷⁸⁾ S. Anm. (170).

¹⁷⁹⁾ Aus der Anlage dieses zweiten Stalles geht wohl hervor, daß sich der Besitz der Familie Köbler vergrößerte bzw. im Laufe der Zeit die Erträge durch intensivere Bewirtschaftung gesteigert werden konnten. Denn dieser Zubau ist sicherlich schon vor 1863, dem Jahr der Stilllegung des Bergwerkes, errichtet worden, wogegen seine Aufsetzung nach diesem Zeitpunkt nur eine logische Entwicklung zur ausschließlichen Konzentration auf die Landwirtschaft darstellen würde.

¹⁸⁰⁾ Vgl. Moser, Anm. (15), S. 96 ff.

¹⁸¹⁾ M. Martischnik, Grundlagen moderner Gehöftplanung. In: Haus und Hof in Österreichs Landschaft. „Notring“-Jahrbuch 1973, Wien 1972, S. 208—216.

„Grubenstall“ ausgeführten Baues liegt etwa $\frac{3}{4}$ m tiefer als das umliegende Terrain, weil hier den ganzen Winter über nicht ausgemistet wird, also frische Einstreu immer wieder auf den alten Mist geworfen wird¹⁸²). Für den hohen Streubedarf in diesen Tiefställen geben die stark geschnaitelten Fichtenbestände der umliegenden Wälder bereitetes Zeugnis. Der sich daraus ergebende Dauermist konnte im Laufe des Winters so stark anwachsen, daß die Rinder manchmal mit den Hörnern an der Stalldecke anstießen¹⁸³). Erst wenn das Vieh auf die Frühjahrsweide getrieben werden kann, wird dieser nach Meinung der Bauern wärmere Raum ausgeputzt. Das Obergeschoß des Stalls wird als Schnitzhütte („Machlkammer“) verwendet¹⁸⁴); gleichzeitig kann hier Brennholz — zusätzlich zu den aufgeschichteten Staffeln entlang der Hauswände — gelagert und ein Brettvorrat aufbewahrt werden. An den Stall angelehnt ist ein kleiner Bau, der durch Lage und Form seine Zweckbestimmung als Abort verrät¹⁸⁵).

Ganz Salzburg war mit Ausnahme des Lungaus, für dessen Scherendachgerüst ein steiles Brettschindeldach notwendig ist¹⁸⁶), bis ins 18. Jahrhundert reines Flachdachgebiet. Das altartige, holzverschwendende „Ansdach“¹⁸⁷) des Köbelerhäusls besteht aus nur 3 (es fehlen die mittleren Pfetten) statt mindestens 5 Pfetten, die auf den in Blockbauweise geschlossen gezimmerten Giebeldreiecken aufliegen¹⁸⁸) und deren ungleiche Anzahl sich aus der eigentlich immer vorhandenen mittleren Firstpfette¹⁸⁹) ergibt. Auf die waagrecht in Firstrichtung verlaufenden Pfetten werden die Rofen gelegt, die in der hier

¹⁸²) Daher wurden die Futterbarren verstellbar angebracht.

¹⁸³) Conrad, Anm. (46), S. 125.

¹⁸⁴) „An der Seite der Zufahrt ist im Pongau häufig das Dach vorgezogen. Hier werden beiderseitig der Zimmerbrücke Schupfen für Dachhölzer und für Aufbewahrung kleinerer Fahrnisse, wie Schlitten, Mistkarren usw. angebracht. Oft bringt man dort auch die Gerätewerkstätte, die Schnitzhütte, unter.“ Fiala, Anm. (51 II), S. 24.

¹⁸⁵) Dieser rechteckige, bretterverschaltete Bau steht an der Nordseite. Ilg, Anm. (17 II), S. 78, erwähnt, daß dies die allgemein gebräuchliche Seite war.

¹⁸⁶) Vgl. A. Klaar, Siedlungs- und Gehöftformen, Kartenblatt 20 mit Kommentarteil S. 44. In: E. Lendl hrg., Salzburg-Atlas, Salzburg 1955.

¹⁸⁷) Wohl von Anzbám [Schmeller, Anm. (16), I. Teil, Sp. 112]. Ans = spezieller Balken beim Brückenbau. Beim Ansdach werden die Pfetten nicht von senkrechten Ständern getragen bzw. ein ganzes Gebinde kann wegfallen, weil sie auf den Blockwänden aufliegen. Vgl. Klaar, Anm. (11), S. 60, und Tafeln X, XI, XIII. Haberlandt, Anm. (18), Teil I, S. 110.

¹⁸⁸) Vgl. K. Conrad und R. Schlegel, Das Bauernhaus im Lamprechtshausener Dreieck. (Mitt. d. Ges. f. Sbg. Landeskunde, 100. Jg., 1960, S. 618.)

¹⁸⁹) Ohne Firstpfette, s. Ilg, Anm. (17 II), S. 81.

weniger als 30 Grad betragenden Dachneigung verlaufen und gegen Abgleiten durch Holznägel an First und Traufenende befestigt sind. Darauf werden die Dachlatten angebracht, die wiederum ihrerseits die Dachhaut tragen: die Dachdeckung erfolgt mit lärchenen Legschindeln, die mit Verbindungsstangen und „Schwersteinen“ gegen Sturmwind belastet werden und in ihrer Lebensdauer unseren heutigen modernen Deckungsarten nur wenig unterlegen sind¹⁹⁰). Im Gegensatz zur allgemein gebräuchlichen waagrecht verbretterten Dachunterschicht bleiben die hier beim Kößlergut weit vorstoßenden Randsäume¹⁹¹) unverschalt, was für die Ärmlichkeit der Bewohner spricht. Auch die an den Giebelseiten vorkragenden Pfettenköpfe, die Gelegenheit zur Gestaltung und Verzierung geben¹⁹²), sind hier nur an den Kanten abgefaßt. Windleisten an den Giebelkanten und Hirnbrettchen sind nicht angebracht. Das so typische Glockentürmchen mit der Eßglocke, die einst die Hausleute von der Feldarbeit zu den Mahlzeiten rief, fehlt natürlich auch.

Großarls Abgeschlossenheit und autarkes Wirtschaften begünstigte das Verharren in alten Traditionsformen. Als Besonderheit alten bäuerlichen Baubestandes konnten 1923 noch 16 Küchen¹⁹³) mit Kobelherd und Backofen als Wohn-Koch-Räume festgestellt werden, 1962 waren davon nur noch vier über¹⁹⁴). Im gegenwärtig raschen Wandel unserer Volkskultur ist das Bemühen vorbildlich¹⁹⁵), das Kößlergut als eine für Gebiete mit frühem Bergbau typische Kleinstsiedlung mit klar erhaltenem Baugedanken an Ort und Stelle als museales Denkmal der Nachwelt zu erhalten¹⁹⁶). Dazu wurde mit dem heutigen Besitzer, dem Altbürgermeister Johann Hettegger, ein

¹⁹⁰) Die Dachhaut mußte, da sie der unbeständigste, den zerstörenden Einflüssen des Klimas am meisten ausgesetzte Teil des Hauses ist, 1971 mit Holzschindeln erneuert werden. Die Brennbarkeit und die immer schwieriger werdende Beschaffungsmöglichkeit der Schindeln — Eigl klagte schon um die Jahrhundertwende, daß das zu Legschindeln erforderliche, ausgewählt gute Holz nur noch schwer erhältlich sei — sind mit daran schuld, daß diese Deckungsart schon fast ganz verdrängt worden ist.

¹⁹¹) Durch möglichst weiten Dachüberstand versuchte man die Haltbarkeit der Hauswände zu erhöhen.

¹⁹²) Vgl. Fiala, Anm. (51 II), S. 20.

¹⁹³) Vgl. Fiala, Anm. (51 II), S. 22, Fußnote 2. F. V. Zillner, Salzburger Kulturgeschichte in Umrissen, Salzburg 1871, S. 96: „... die noch gar nicht seltenen ‚Rauchhäuser‘ (Anm. d. Aut.: Rauchstubenhäuser) in Großarl...“

¹⁹⁴) Wie Anm. (134).

¹⁹⁵) „Das Land Salzburg als historisch bedeutsames, quellenmäßig hervorragend erschlossenes Beispiel einer weitausgreifenden bäuerlichen Siedlungstätigkeit im Ostalpenraum ist zur Erhaltung kulturgeschichtlich wertvoller Zeugnisse dieses Vorganges... verpflichtet...“ Conrad, Anm. (2), S. 181.

¹⁹⁶) Wie Anm. (9).

langfristiger Vertrag abgeschlossen¹⁹⁷⁾. Mit Förderung des Österreichischen Bundesdenkmalamtes und der Dienststelle für Salzburger Heimatpflege war es dem neu gegründeten Museumsverein möglich, notwendige Reparaturen vorzunehmen. Da das Anwesen noch traditionsgemäß bewohnt wird, war eine Revitalisierung nicht erforderlich. Für eine Besichtigung ist es jederzeit frei zugänglich und wird auf Wunsch in seiner ehemaligen Funktion erklärt¹⁹⁸⁾. Das Großarl Talmuseum, das sich im Aufbau befindet und zu dem das Kößlerhäusl als Außenstelle hätte gehören sollen¹⁹⁹⁾, kann vorerst nicht verwirklicht werden, weil das dafür vorgesehen gewesene Gebäude, das „Schornlehen“²⁰⁰⁾ im Markt Großarl, im Sommer 1973 ein Raub der Flammen wurde²⁰¹⁾. Dieses höchstwahrscheinlich bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückgehende Gut²⁰²⁾ galt als einer der letzten bedeutenden Zeugen der Blütezeit des Kupferbergbaues und konnte erst vor vier Jahren nach hartnäckigem Ringen unter Denkmalschutz gestellt werden.

¹⁹⁷⁾ Heute ist das Kößlerhäusl Zulehen zum Unterharbach-Gut.

¹⁹⁸⁾ S. Anm. (152).

¹⁹⁹⁾ Vgl. 20 Jahre Arbeitskreis für Heimatsammlungen. Eine Dokumentation, hrg. Salzburger Bildungswerk, Salzburg 1973, S. 39.

²⁰⁰⁾ Von mhd. *schor*, *schorre* m = hohes felsiges Ufer [Lexner, Anm. (89), II. Bd., Sp. 772; Schmeller, Anm. (16), Bd. II, Sp. 460]. Diese Bezeichnung deshalb, weil sich dieser Hof an der Durchbruchstrecke der Elmau-Hängetalstufe befindet. Dieser Abfall war übrigens zur Anlage von Mühlen, Schmieden etc. sehr günstig und dadurch für die Entstehung des Dorfes Großarl maßgebend.

²⁰¹⁾ Nur die Ladenschlange, dat. 1677, entging den Flammen, weil sie in der Hauptschule aufgehängt worden war. Vgl. auch: Salzburger Nachrichten, 28. Jg., Nr. 165, Donnerstag, 19. Juli 1973, S. 1.

²⁰²⁾ Vgl. Fiala, Anm. (79).

„Feitelvereine“ auch im heutigen Burgenland

Von Bertl Petrei

Anmerkung zu:

Werner Galler, „Feitelvereine“ besonders im niederösterreichischen Weinviertel, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Band XXVIII/77, H. 3, S. 191 ff.

Da W. Galler in seinem Aufsatz neben Niederösterreich nur Salzburg, Oberösterreich, Kärnten und das Nordburgenland erwähnt, mögen Ergänzungen von Interesse sein, die das Südburgenland und die Oststeiermark betreffen. In beiden Gebieten wurden in den ORF-Fragebogen von 1970 bis 1972 solche Vereine oder Klubs (also ohne Vereinscharakter) des öfteren genannt, meist als „derzeit bestehend“. Ich möchte hier nur auf zwei bzw. drei solcher Vereinigungen eingehen, die ich heuer im Sommer näher untersuchen konnte.

In T a u k a, Gemeinde Minihof-Liebau, war vor allem Herr Walter B e s t e r, früherer Obmann des „Feitelclubs Tauka“, heute dessen Kassier-Stellvertreter, mein Gewährsmann; auch Fotos konnte ich machen und den „Feitel Nr. 138“ als Erinnerungsgabe mitnehmen.

In Tauka besteht der Klub seit 1967, die Anregung kam von dem großen „Feitelclub Graz“. Mit diesem besteht auch heute noch engste Verbindung: In jedem Jahr wird je ein Fußballspiel in Graz und in Tauka ausgetragen, man besucht auch gegenseitig die Ballveranstaltungen im Fasching.

Derzeit hat die Vereinigung 29 Mitglieder, und zwar Burschen und junge Ehemänner. Es handelt sich um keinen behördlich angemeldeten Verein, und es wird auch kein Mitgliedsbeitrag eingehoben — „das Geld wird durch die Bräuche aufgebracht“. Kann nämlich jemand der Aufforderung „Feidl auf!“ nicht Folge leisten, weil er das Vereinszeichen, das 5 cm lange Messerchen, nicht bei sich hat, zahlt er Strafe. Besonders gilt das natürlich dann, wenn er sein Klappmesserchen überhaupt verloren hat; gegen entsprechende Gebühr bekommt er ein neues, mit der fortlaufenden Nummer versehenes Stück. Da es sich bei dem mir überreichten Feitel Nr. 138 um „ein verlorenes und wieder gefundenes Stück!“ handelt, scheint der Bedarf (der auch in Graz gedeckt wird) recht groß zu sein.

In Tauka trifft man sich im Sommer monatlich, im Winter alle

14 Tage unter dem meterlangen Feitel über dem Stammtisch. In einer Vitrine werden Pokale und hölzerne „Schrauben“ (von den Fußballspielen) aufbewahrt und zur Schau gestellt.

Etwas eigen-, vielleicht einzigartiges ist der Feitelclub, der beim „Oberen Wolf“ in Kalch, Gemeinde Neuhaus am Klausenbach, seinen Sitz hat (Gewährsmann: Obmann Alois Weber). Dieser burgenländische Geselligkeitsverein besteht nämlich nur aus — Steirern. Alle 25 Mitglieder (Burschen, junge Ehemänner und zwei Mädchen — „aber das is a Ausnahm!“) kommen aus dem Nachbardorf Sichauf, Gemeinde St. Anna am Aigen, Steiermark. Der Feitelverein in St. Anna war auch das Vorbild, nach dem man sich bei der Kalcher Gründung vor zwei Jahren richtete.

Neben dem riesigen Feitel über der Schank (den ein Mitglied geschnitzt hat) gibt es ein Vereinszeichen aus Eisen (mit der Umschrift „Feitelclub Sichauf“) auf dem Stammtisch und eine kleine Glocke, die jedes Mitglied beim Eintreten läuten muß. Damit ist eine weitere Möglichkeit zu „Straftat“ und Inkasso gegeben. Daneben gibt es auch hier die Aufforderung „Feitl auf!“. Und „wänn er'n net hât, zählt er zwanzg Schilling“. Die kleinen Feitel haben hier keine Nummern, sondern verschiedene Farben.

Hauptfest ist eine Faschingsveranstaltung, bei der die Gruppe zusätzliche Kellner stellt, die Bar in eigener Regie betreibt und Eintritt einhebt. Von dem recht erheblichen Reingewinn wird ein Ausflug finanziert.

In Mühlgraben, Gemeinde Minihof-Liebau, taucht neben den schon von Galler und anderen genannten Symbolen der Bierschlüssel (Flaschenöffner) auf. In diesem Dorf heißt der Geselligkeitsverein, dem ebenfalls Burschen und junge Ehemänner angehören, „Bierschlüsselclub Mühlgraben“.

Die Zusammenhänge mit den dörflichen Burschenschaften sind häufig deutlich erkennbar. Ich habe mich in meinem Buch über „Die Burschenschaften im Burgenland“ (das demnächst erscheint) näher beschäftigt. Hier möge einerseits der Hinweis genügen, daß die Gewährsleute in Tauka sich zwar an keine Burschenschaft erinnern können, aber daran, daß es „früher einen Burschenball gegeben hat“; andererseits, daß wir das Symbol Taschenfeitel im Burgenland oft am sogenannten „Burschenschild“ finden, z. B. an dem von Josef Klampfer für Kleinhöflein beschriebenen („Das Einkaufen in die Burschenschaft“, in: Volk und Heimat, Nr. 17, Eisenstadt 1956). Solche Geselligkeitsvereinigungen wie die „Feitelclubs“ sind im Burgenland ebenso häufig Nachfolgeorganisationen von Dorfburschenschaften wie Sportvereine oder Feuerwehren (aber auch politische Vereine und Musikkapellen).

Chronik der Volkskunde

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1974

Bei der Ordentlichen Generalversammlung 1975 des Vereines für Volkskunde in Wien, die am 4. April 1975 im Hörsaal des Österreichischen Museums für Volkskunde in Anwesenheit vieler Mitglieder aus Wien und auch aus den Bundesländern abgehalten wurde, konnten für den Verein und das Österreichische Museum für Volkskunde gemäß Tagesordnung folgendes berichtet und beschlossen werden:

1. Jahresbericht des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1974

A. Verein

a) Mitgliederbewegung

Der Mitgliederstand hat zum Jahresende 1974 insgesamt 650 betragen. Es zählen dazu ein Ehrenmitglied, 32 korrespondierende und 617 ordentliche Mitglieder.

Im Vergleich zum Vorjahr bedeutet das einen reinen Zuwachs von 38 Mitgliedern. Die Zahl der Neuanmeldungen betrug aber tatsächlich 64 Mitglieder (37 in Wien, 22 in den Bundesländern und 5 im Ausland). Setzt man diese Zahl in Beziehung zum Gesamtmitgliederstand, so ist festzustellen, daß mit Jahresende 1974 jedes zehnte Vereinsmitglied ein Neumitglied war.

Diesen Neuanmeldungen steht der Verlust von insgesamt 26 Mitgliedern gegenüber

Verstorben sind im Vereinsjahr 1974 das Ehrenmitglied wirkl. Hofrat i. R. Dr. Rudolf Dechant, Wien, die beiden korrespondierenden Mitglieder Prof. Dr. Joseph Hess, Luxemburg (seit 1961), und Univ.-Prof. Dr. Fritz Krüger, Mendoza (1968) sowie die ordentlichen Mitglieder Prof. Herta Larisch, Zeiselmauer/Niederösterreich (1954), Schulrat Josef Bitsche, Dornbirn/Vorarlberg (1963), Ida Huber, Wien (1942), Johanna Klepp, Wien (1967), Primarius Dr. Karl Klimesch, Wien (1954), und Jules Pieters, Serskamp/Belgien (1963). Die Generalversammlung hat der toten Mitglieder gedacht. Das Leben und Schaffen von Prof. Fritz Krüger und Schulrat Bitsche wurde von seiten des Vereines in Nachrufen in der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ (Bd. XXVIII/77, 1974, S. 299—300) und im „Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes“ (Bd. XXIII, 1974, S. 71—73) gewürdigt.

Zwölf weitere Mitglieder sind aus eigenem Wunsch aus dem Verein ausgeschieden, zwei sind unbekannt verzogen und drei mußten wiederum wegen mehr als dreijährigen Beitragsrückstandes auf Beschluß des Vereinsvorstandes gestrichen werden.

b) Vereinsveranstaltungen

Insgesamt 13 Vereinsveranstaltungen haben in den zehn Arbeitsmonaten des Jahres 1974 stattgefunden. Diese Veranstaltungen umfassen 6 wissenschaftliche Vorträge, teilweise mit Lichtbildern und Filmvorführungen, 3 Ausstel-

lungsführungen bzw. Ausstellungseröffnungen, 3 Studienfahrten und 1 Tagung):

17. Jänner 1974: Vortrag gemeinsam mit dem Französischen Kulturinstitut in Wien Univ.-Prof. Dr. Felix Karlinger (Salzburg), „Märchen und Märchenerzähler in Südfrankreich“;

8. Februar 1974: Vortrag cand. phil. Hans Haid (Längenfeld/Tirol-Wien), „Das Ötztaler Freilichtmuseum — Planung und Aufbau“ (mit Lichtbildern);

20. März 1974: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis, „Das Problem der Schalensteine in volkskundlicher Sicht“ (mit Lichtbildern);

29. März 1974: Ordentliche Generalversammlung 1973. Im Anschluß daran Vortrag wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Die Volkskultur der Renaissance in Österreich“ (mit Lichtbildern);

24. April 1974: Vortrag gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Univ.-Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher (München), „Magisches Devotionsbrauchtum in Südeuropa“ (mit Lichtbildern);

7. Juni 1974: Feier zum achtzigjährigen Bestehen des Vereines für Volkskunde in Wien mit erstmaliger Verleihung der zu diesem Anlaß gestifteten Michael-Haberlandt-Medaille für besondere Verdienste um die österreichische Volkskunde sowie Eröffnung der Gesamtausstellung „Volkskunst aus Österreich im Schloßmuseum Gobelburg“;

22. Juni 1974: 29. Studienfahrt „Schallaburg und Dunkelsteinerwald“ mit Besichtigung der Niederösterreichischen Landesausstellung 1974 „Renaissance in Österreich“;

5. Juli 1974: 30. Studienfahrt zur Eröffnung der Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde in Raabs a. d. Thaya „Märchenmuseum Schloß Raabs und Maximilian-von-Mexiko-Ausstellung auf Burg Hardegg“;

21. September 1974: 31. Studienfahrt „Weinviertel“ mit Besuch des vorgeschichtlichen Museums in Asparn an der Zaya und des neuen Museums Alte Hofmühle in Hollabrunn;

11. bis 13. Oktober 1974: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk in St. Pölten. Rahmenthema „Niederösterreichische Volkstrachten“. Drei Vorträge: Prof. Dr. Helene Grün n, „Trachtenforschung, Trachtenkunde, Trachtenpflege in Niederösterreich“; wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Trachtenforschung und Gegenwartsvolkskunde“; wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz Lipp (Linz), „Die erneuerten niederösterreichischen Männertrachten“;

26. Oktober 1974: Ausstellungseröffnung „Volkstümlich bemaltes Glas aus Österreich“ anläßlich des Nationalfeiertages 1974 im Österreichischen Museum für Volkskunde. Einführung in die Sonderausstellung wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt;

22. November 1974: Baukunst-Seminar des Instituts für Baukunst und Bauaufnahmen der Technischen Hochschule Wien „Studien zur anonymen Architektur Niederösterreichs“ mit den Beiträgen Friedrich Pluharz, „Charakteristische Siedlungsformen“, Werner Zita, „Haus und Hof“, Günther Puchner, „Kellergassen“, Johann Kraftner, „Bauten großer Meister auf dem Lande“, Gerd Endmayer, „Nachahmung städtischer Architekturmoden“, und Leitung Dipl.-Ing. Roland Schachei;

7. Dezember 1974: Führung wirkl. Hofrat Dir. Dr. Hans Aurenhammer durch die Ausstellung „Thomas Schwanthaler 1634 bis 1707“ in der Österreichischen Galerie.

c) Vereinspublikationen

Die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“ ist im Jahre 1974 in XXVIII. Band der Neuen Serie und im 78. Jahrgang der Gesamtreihe regelmäßig in vier Heften mit einem Gesamtumfang von 324 Seiten erschienen. Die Auflage betrug wie im Vorjahr 1000 Exemplare.

Die Anzahl der Dauerbezieher hat sich im Vergleich zum Vorjahr um 23 Exemplare erhöht. Die Zahl der festen Bezieher beträgt somit 810 Exemplare (467 Mitglieder- und Direktabonnements, 127 feste Buchhandelsbestellungen, 188 Tauschexemplare sowie 28 Pflicht- und Bibliotheksstücke).

Die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift war wie in den Vorjahren auch 1974 dank großzügig gewährter Druckkostenbeiträge seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg, des Magistrates der Stadt Wien und des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaft Österreichs möglich.

Das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“, das seit 1974 zur Gänze vom Verein selbst finanziert werden muß, konnte in abermals zehn Folgen den Vereinsmitgliedern kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Die Auflagenhöhe des 9. Jahrganges betrug 850 Exemplare. Eine größere Anzahl von Exemplaren wird zu Werbe- und Informationszwecken auch an Nichtmitglieder ausgesandt.

d) Förderung volkskundlicher Publikationen

An dieser Stelle ist zuerst die im Auftrag des Vereines für Volkskunde im Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs herausgegebene „Österreichische volkskundliche Bibliographie“ zu nennen, deren Folgen 6 und 7 (Verzeichnis der Neuerscheinungen der Jahre 1971 und 1972) nach einer arbeitsmäßig bedingten Verzögerung erst im Laufe des Jahres 1975 erscheinen können. Es ist ein Doppelband in Vorbereitung. Die Bearbeitung erfolgte wie bisher unter der Schriftleitung von Klaus Beitzl durch Dietmar Assmann (Oberösterreich), Elfriede Grabner (Steiermark und Kärnten), Hans Griebmair (Südtirol), Maria Kundegraber (Wien, Niederösterreich und Burgenland) sowie durch den Redakteur (Salzburg, Tirol und Vorarlberg).

Der Verein konnte sich außerdem für die Drucklegung anderen volkskundlicher Arbeiten einsetzen. So wurde ein Angebot für die Drucklegung der Wallfahrtsmonographie von St. Chrysanthen in Osttirol von Jörg Reitter unterbreitet.

Der Verein läßt Verlagswerken aus dem Bereich Volkskunde immer wieder seine Förderung zukommen. Verlagsprospekte von neuen Büchern werden fallweise gegen bloßen Spesenersatz der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ beigelegt; und Neuerscheinungen werden stets auch im Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“ angekündigt. Im vergangenen Jahr haben insgesamt fünf Verlage von dieser Möglichkeit der Bücherwerbung Gebrauch gemacht; es befanden sich darunter drei österreichische und zwei deutsche Verlage.

e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Hauptsächlich infolge von Termenschwierigkeiten konnte die Arbeitsgemeinschaft im abgelaufenen Vereinsjahr nur drei Zusammenkünfte abhalten, die dafür allerdings besonders gut besucht waren und zum Teil neue Mitarbeiter und neue Spezialgebiete vorstellen konnten.

Um so intensiver war dafür die organisatorische Arbeit; dank der Initiative von Herrn H. Boesch sowie Frau Melion konnte an die Herstellung eines Mitgliederverzeichnisses geschritten werden, für welches auch im Ausland jetzt schon reges Interesse besteht.

Sehr gut ist die Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt, speziell mit den Landeskonservatoren für Niederösterreich und das Burgenland; im Burgenland konnte durch Vorstelligwerden nach vorhergegangener Besichtigung durch den Leiter der AG ein bedenkliches Vorhaben in Eisenstadt verhindert bzw. „entschärft“ werden.

Vom Landeskonservator für Niederösterreich, Dr. W. Kitlitschka, erhielten wir eine umfangreiche Kartei mit Angaben über Monumente in diesem Bundesland, die inzwischen bereits von Frau R. Ernest auf Karteikarten übertragen worden ist. Für die Zusammenarbeit mit dem Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich hat sich dankenswerterweise Dr. D. Assmann zur Verfügung gestellt, in Salzburg zeigte Hofrat Dr. K. Conrad gleichfalls Interesse für unser Anliegen.

Für das Weiterführen der begonnenen Literaturkartei wird möglicherweise ein junger Mitarbeiter zeitweise einspringen, jedoch wären gerade hierfür weitere Idealisten herzlich willkommen! Mit der Deutschen Steinkreuzforschung in Nürnberg besteht dauernder Kontakt bzw. Schriftentausch, ebenso mit der „Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung“ (Dr. F. Azzola), an deren nächster Tagung im Jahre 1976 von unserer Seite Dr. E. Schneeweis als Teilnehmer vorgesehen ist.

So hofft die Arbeitsgemeinschaft auf weitere ersprießliche Tätigkeit im Rahmen des Vereines für Volkskunde, dem sie auch an dieser Stelle für dauernde Hilfestellung und Unterstützung danken möchte.

Emil Schneeweis

B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Am Österreichischen Museum für Volkskunde wurden zunächst die normal anfallenden Arbeiten geleistet, wozu die dauernd steigende Anzahl von wissenschaftlichen Begutachtungen und (schriftlichen, mündlichen und fernmündlichen) Auskünften gehört, sowie die inventar- und aufstellungsmäßige Bewältigung der Ankäufe und Widmungen. In diesem Zusammenhang wurden im Hauptgebäude wieder von den Handwerkern des Hauses sowie von Firmen verschiedene räumliche und einrichtungsmäßige Verbesserungen durchgeführt.

Davon sind vor allem zu nennen: Erweiterung der Restaurierwerkstätte um einen Raum, mit vollkommener Erneuerung des Fußbodens und der Lichtleitungen. Einbau von zwei beleuchteten Vitrinen an Stelle von blinden Türen im Hauptstiegenhaus. Erstellung von Aktenkasten und Bücherregalen für Kanzlei, Photothek und Ablage.

In der Schausammlung wurden außer der weiteren Beleuchtung von Vitrinen besonders Arbeiten an zwei kleinen Sonderausstellungen durchgeführt: 1. Häuser und Menschen in Osttirol, 2. Volkstümlich bemaltes Glas (letztere mit eigenem Plakat). Besuch der Schausammlung im Hauptgebäude bis November 1974: 7639. Besuch der Außenstelle Religiöse Volkskunst bis November: 472.

Die beiden großen Außenstellen erforderten 1974 besonders viel Arbeit. Im Schloßmuseum Gobelburg wurden die Majolikabestände um vier Vitrinen ergänzt. Für das Schloßmuseum erschien ein reich illustrierter Gesamtkatalog sowie ein eigenes neues Plakat. Gesamtbesuch im Sommer 1974: 5506.

Die neue Außenstelle Märchenmuseum Schloß Raabs an der Thaya wurde in sechs Räumen vollständig neu eingerichtet. Es wurden

außer wenigen Originalstücken vor allem Bilder, Großfotos, Farbkopien, Karten und Bücher als Schaumaterial verwendet. Dazu erschien der 1. Band einer neuen Veröffentlichungsreihe „Wunder über Wunder. Gesammelte Studien zur Volkerzählung“. Gesamtbesuch im Sommer 1974: 5256.

Beteiligung an fremden Ausstellungen 1974:

Bauernkriegsausstellung in Pottenbrunn, NÖ
Folkloreveranstaltung in Liverpool (GB)
Buschenschank in NÖ im NÖ Landesmuseum Wien
Spielzeugausstellung in der Creditanstalt Wien
Münze als Schmuck-Ausstellung in der BAWAG Wien
Krippenausstellung im Neuen Museum Alte Hofmühle Hollabrunn

Davon war die Hollabrunner Krippenausstellung besonders arbeitsaufwendig, weil die große Jaufenthaler Krippe sachgerecht aufgestellt, gesichert und beleuchtet werden mußte.

Statistik:

Die Hauptsammlung umfaßt derzeit 66.525 Nummern (ohne kleine Andachtsbilder). Zuwachs 1974: 133, davon 29 Ankauf.

Die Bibliothek umfaßt derzeit 22.551 Nummern, davon 1974 215 neu, darunter 7 neue Zeitschriften.

Die Photothek umfaßt derzeit:

12.471 Negative (Zuwachs 1974: 184)

45.032 Positive (Zuwachs 1974: 1359)

7.378 Diapositive (Zuwachs 1974: 192)

Sowohl Bibliothek wie Photothek werden stark benützt, besonders arbeitsaufwendig sind die dauernden Fotobestellungen für Fernbenützer und Ausstellungen.

Besucherstatistik:

Bis Ende Dezember 1974 ist zu rechnen mit:

Hauptgebäude: 8500

Sammlung Religiöse Volkskunst: 500

Im Schloßmuseum Gobelsburg waren 5506

Im Märchenmuseum Raabs waren 5256

Gesamtbesuch mit allen Außenstellen, aber ohne die Fremdausstellungen ist also mit 20.000 anzusetzen.

Die drei wissenschaftlichen Beamten sind dauernd stark überlastet. Zu der normalen Inventarisierungs- und Aufstellungsarbeit kommen die Führungen und die ununterbrochenen Auskunftserteilungen. Dazu kommt der Betrieb des Vereines für Volkskunde, der praktisch von zwei Beamten mitgeleitet werden muß, einschließlich Arbeitsgemeinschaft für Flurdenkmalforschung. Österreichische Zeitschrift für Volkskunde und Nachrichtenblatt des Vereines werden zur Gänze von hier aus bearbeitet. Dazu kamen wieder Vorträge und Teilnahme an wissenschaftlichen Kongressen (Volkerzählforscherkongreß Helsinki). Daraus ergibt sich auch wie bisher die Veröffentlichungstätigkeit, die wiederum auf der Auswertung der Museumsbestände basierte. Das gilt besonders für die Bildbände „Liebesgaben“ (Beitl) und „Volksmusik“ (Schmidt), beide im Salzburger Residenzverlag. Die Reihe der Museumsveröffentlichungen wurde durch den Katalog für Gobelsburg fortgesetzt, für das Märchenmuseum Raabs eine eigene kleine Reihe im Taschenbuchformat begonnen. Die Außenstellen wurden in einem eigenen Beitrag des Bandes „Österreichs Museen stellen sich vor“ dargestellt.

Leopold Schmidt

2. Kassabericht des Vereines

Der im Berichtsjahr buchmäßig aufscheinende Überschuß von S 35.886,23 ergibt sich aus einer einmaligen Subvention der Zeitschrift durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in der Höhe von S 60.000,— und dem Umstand, daß für den Jahrgang 1974 der Zeitschrift ein Betrag von S 47.476,— erst im Jänner 1975 an die Druckerei gezahlt wurde. Einen größeren Abgang hatte im Berichtsjahr der Vereinsbetrieb aufzuweisen. Die Kosten für das Nachrichtenblatt stiegen auf S 28.498,—. Besondere Ausgaben erwuchsen aus der Stiftung der Michael-Haberlandt-Medaille (S 25.025,—) und einer Zahlung an das Finanzamt bzw. einen Steuerberater im Zusammenhang mit der Einführung der Mehrwertsteuer (S 13.142,—). Es stehen damit den Einnahmen an Mitgliedsbeiträgen und Subventionen von S 38.556,— Ausgaben in der Höhe von S 77.358,20 gegenüber. Das ergibt einen Abgang von S 38.802,20. Durch die bei der letzten Generalversammlung beschlossenen Erhöhung des Abonnementpreises der Zeitschrift wird es voraussichtlich möglich sein, die Kosten zu decken. Es ist somit für 1975 mit einer ausgeglichenen Gebarung zu rechnen.

Franz Maresch

3. Korrespondierende Mitglieder und Michael-Haberlandt-Medaille

Die Generalversammlung hat die vom Vereinsausschuß gewählten korrespondierenden Mitglieder Dozent Dr. Edit Fél, Budapest, und Dir. i. R. Prof. Dr. Lothar Pretzell, Berlin, einstimmig bestätigt:

Edith Fél ist seit Jahrzehnten eine bewährte Vertreterin der ungarischen Volkskunde, vom Standpunkt der Dorfforschung aus. Mit einer Monographie über das donauschwäbische Dorf Harta hat sie 1935 zu veröffentlichen begonnen, weitere Arbeiten über einzelne Siedlungen folgten, zum Teil in ungarischer Sprache, aber meist mit deutschen Auszügen. Aus ihrer Beschäftigung mit Tracht und Textilwaren erwuchsen zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen der in deutscher Sprache erschienene Band „Ungarische Volksstickerei“ von 1961 besonders bekannt wurde. Mit den bewährten Fachkollegen Klara K.-Csillery und Thomas Hofer schuf sie den schönen Band „Ungarische Bauernkunst“, der ebenfalls in deutscher Sprache 1959 in erster, 1969 in zweiter Auflage erscheinen konnte. Besonderes Gewicht legte sie in den letzten Jahren auf die Veröffentlichung ihrer mit Thomas Hofer zusammen durchgeführten Aufzeichnungen in dem Dorf Atány. Die einzelnen Bände erschienen abwechselnd in ungarischer, in englischer und in deutscher Sprache. Es handelt sich um die umfassendste und bedachtteste Dorfmonographie, die es gibt. Der Titel des Hauptbandes „Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt“, den sie dem 1972 erschienenen Teilband gab, charakterisiert diese großartige Arbeit vielleicht am besten. Den Abschluß des Gesamtwerkes bildet die wuchtige Monographie über die „Geräte der Atányer Bauern“, der 1974 in Kopenhagen erscheinen konnte.

Lothar Pretzell, der seit kurzem in den Ruhestand getretene Direktor des Museums für deutsche Volkskunde in Berlin (West) ist von der Seite der Kunstgeschichte an die Volkskunde, insbesondere an die Volkskunsthochforschung herangekommen. Er hat sich schon früh mit der Barockplastik im Lande Salzburg beschäftigt, ist deshalb im zweiten Weltkrieg Direktor des Salzburger Museums Carolino Augusteum geworden, wo er sich besonders auch der Salzburger Volkskunst angenommen und sie bei den wenigen Ausstellungen, die damals noch möglich waren, stark berücksichtigt hat. Nach Kriegsende ging er nach Preußen zurück und sorgte dort im Rahmen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz besonders für das Kunstgutlager im Schloß Celle bis 1958. Dann wurde er mit dem Wiederaufbau des Museums für deutsche Volkskunde, also

für den in West-Berlin verbliebenen Teil des alten Berliner Volkskundemuseums beauftragt, und hat, zunächst ohne Museumsgebäude, zielstrebig dafür gesorgt, daß dieses Museum wieder eine zentrale Sammelstätte wurde. 1964 schuf er aus alten und neuen Beständen die schöne Ausstellung „Volkskunst und Volkshandwerk“ zur 75-Jahr-Feier des Museums. Als das Museum allmählich wieder ein Gebäude bekam, erstellte er eine wichtige Vorschau mit der Ausstellung „Kostbares Volksgut aus dem Museum für Deutsche Volkskunde Berlin“ 1967. Kurz vor der Fertigstellung des neuen Gebäudes ist Pretzell, der sich theoretisch wie praktisch mit dem volkskundlichen Musealwesen aufs fruchtbarste auseinandergesetzt hat, in den Ruhestand getreten.

Der Vereinsvorstand hat weiterhin beschlossen, die 1974 anlässlich des 80jährigen Vereinsjubiläums gestiftete „Michael-Haberlandt-Medaille“ für besondere Verdienste um die österreichische Volkskunde und namentlich um den Verein und das Österreichische Museum für Volkskunde im Jahre 1975 an den Direktor des Oberösterreichischen Landesmuseums, wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz Carl Lipp, und an den Direktor des Österreichischen Freilichtmuseums, wirkl. Hofrat Prof. Dr. Viktor Herbert Pöttler, zu vergeben. Für den Beschluß war maßgebend, daß Franz Lipp im Sinne der von Michael Haberlandt geprägten Tradition der österreichischen Volkskunde die volkskundliche Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums ausgebaut und in mehreren Buchveröffentlichungen ganze Sachbereiche speziell der oberösterreichischen Volkskunst und Volkskultur (Bauernmöbel, Stuben, volkstümliches Glas, Volkstracht) erforscht und dargestellt hat. Viktor Pöttler wurde in Würdigung seiner außerordentlichen Leistungen für die Schaffung des Österreichischen Freilichtmuseums in Stübing mit der Michael-Haberlandt-Medaille ausgezeichnet.

Die Übergabe der Medaille erfolgte im Rahmen einer Feier anlässlich der Ausstellungseröffnung „Volkstümlich bemaltes, geformtes, geschliffenes Glas“ am 23. Mai 1975 in der Außenstelle Schloßmuseum Gobelsburg bei Langenlois des Österreichischen Museums für Volkskunde.

Im Anschluß an die Ordentliche Generalversammlung hielt vor einem für die räumlichen Gegebenheiten des Österreichischen Museums für Volkskunde nachgerade zu zahlreich erschienenen Publikum der Vizepräsident des Vereines für Volkskunde, wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp, einen allseits freundlichst aufgenommenen Vortrag mit Lichtbildern über das Thema „Volkstümliches Glas“.

Nach der Generalversammlung und dem Vortrag hatte der Verein wie in den Vorjahren eine Einladung zu einem geselligen Verweilen seiner Mitglieder und Freunde in den Direktionsräumen des Österreichischen Museums für Volkskunde gegeben.

Klaus Beitzl

Ausstellungen des Österreichischen Museums für Volkskunde im Sommer 1975

1. **Hauptgebäude** (Wien VIII., Laudongasse 15—19)

Außer der Gesamtaufstellung die Sonderschau
„**Volkstümliche Malerei auf Papier und Pergament**“

2. **Außenstelle I** (Wien I., Johannesgasse 8, Ursulinenkloster)

Tel.: 52 13 37

Sammlung Religiöse Volkskunst

(Nur bis Ende Juni jeden Mittwoch und Sonntag geöffnet)

3. **Außenstelle II** (Schloßmuseum Gobelsburg bei Langenlois, NÖ)

Tel.: 02734/24 22

a) Gesamtaufstellung „**Volkskunst in Österreich**“

b) Sonderausstellung „**Volkstümlich geformtes, bemaltes, geschliffenes Glas**“
(Von Mai bis Oktober täglich außer Montag)

4. Außenstelle III (Schloß Raabs, NÖ, Waldviertel)
Tel.: 02846/658, 659
Märchenmuseum Schloß Raabs
(Von Mai bis Oktober täglich außer Montag)
5. Sonderausstellung
„Die Grotteske in der Volkskunst“
im Praemonstratenserchorherrenstift Geras (NÖ, Waldviertel)
Tel.: 02912/345, 346
(Von Juni bis Oktober täglich außer Montag)

Alle Außenstellen und Sonderausstellungen des Museums sind aus eigenen Objekten des Museums gestaltet, ohne jede Verwendung von Leihgaben.

Zu den Ausstellungen

- 2) (Ursulinen-Apotheke)
- 3) (Schloßmuseum Gobelsburg)
- 5) (Grottesken-Ausstellung im Stift Geras)

sind eigene Kataloge erschienen, die an der Kassa des Museums in Wien oder an den Außenstellen bezogen werden können.

V. Internationale Arbeitstagung für Ethnologische Kartographie

Visegrád, Ungarn, 23. bis 28. September 1974

Für die Volkskunde ist die raumbezogene Betrachtungsweise ein wichtiger Forschungsansatz¹⁾, der, nachdem er von W. Pessler²⁾ gefordert worden war, schon früh reiche Anwendung fand und gegenwärtig in den zahlreichen in Arbeit bzw. in Planung befindlichen Volkskundeatlanten seinen deutlichen Niederschlag findet³⁾. Neben den regionalen und nationalen Bemühungen stand aber von Anfang an das Bestreben, die theoretischen und methodischen Probleme der volkskundlichen Kartographie auf internationaler Ebene zu erörtern, um im Hinblick auf einen „Ethnologischen Atlas Europas und seiner Nachbarländer“ (EA) die einzelnen Arbeiten zu koordinieren und zu systematisieren.

Die Versuche zur Verwirklichung dieser Pläne führten zu internationalen Zusammenkünften, wobei die Arbeitstagungen über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde in Bonn⁴⁾ und die von der Kommission für den Volks-

¹⁾ R. Weiss, Einführung in den ASV, Erlenbach-Zürich 1950; J. Barabás, Kartografiai módszer a néprajzban, Budapest 1965; I. Kretschmer, Die thematische Karte als wissenschaftliche Aussageform der Volkskunde (= Forschungen zur Deutschen Landeskunde, Bd. 143, Bad Godesberg 1965).

²⁾ W. Pessler, Grundbegriffe volkskundlicher Landkarten. (Vierteljahresschrift Volk und Rasse, Jg. 1, München 1926, S. 32—40.)

³⁾ S. Erixon, Maps of Folk Culture. An International Inquiry. (LAOS III/1955, Stockholm 1955, S. 79—98.)

I. Kretschmer, Volkskundeatlanten in Europa und ihre Bedeutung für die geographische Forschung. (Mitt. d. Österr. Geogr. Ges., Bd. 109, Wien 1967, H. I—III, S. 297—307.) — Eine Zusammenfassung über den gegenwärtigen Stand wird von der Autorin in Kürze veröffentlicht.

Einen knappen Überblick enthält auch das auf der Tagung in Ungarn vorgelegte Dokument von A. Gailley, European Ethnological Atlases. In: Ethnological mapping in Ireland. A document for discussion towards an ethnological atlas of Ireland. Ulster Folk and Transport Museum 1974, S. 1—9, hektogr.

⁴⁾ Protokollmanuskripte über die Arbeitstagungen über Fragen des Atlas der Deutschen Volkskunde in Bonn in den Jahren 1958, 1959, 1961 und 1964.

kundeatlas in Österreich organisierte Atlastagung im Jahre 1958 in Linz⁵⁾ sehr wesentlich zum Erfahrungsaustausch beitragen und für die weitere Arbeit grundlegend waren. Das Symposium über die Methoden der Vorbereitung historisch-ethnologischer Atlanten auf dem VII. internationalen Kongreß der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaften in Moskau 1964 bildete gewissermaßen den Abschluß der ersten Phase. Nachdem bereits 1937 in Paris eine Kommission zur Koordinierung von „Folklore“-Atlanten ins Leben gerufen worden war, erfolgte 1953 in Namur im Rahmen der CIAP (Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires) die Installierung einer „Ständigen Internationalen Atlaskommission“ (SIA)⁶⁾, die dann in Zusammenarbeit mit der Kommission für den Ethnologischen Atlas von Jugoslawien 1966 die 1. Arbeitskonferenz für Ethnologische Kartographie in Zagreb⁷⁾ durchführte, an der 23 Vertreter europäischer Länder teilnahmen. Dabei schlossen sich die einzelnen Atlasunternehmungen zu einer Organisationskommission (OK) für den EA zusammen. Der ersten Arbeitskonferenz in Zagreb folgten in einem zweijährigen Rhythmus weitere Tagungen in Bonn (1968)⁸⁾, in Helsinki (1970)⁹⁾ und in Stockholm (1972)¹⁰⁾, auf denen sehr konkrete Ergebnisse erzielt werden konnten. So wurde u. a. ein Themenkatalog festgelegt und für einzelne Themen Arbeitsgruppen und Durchführungspläne erstellt. Da die Vorarbeiten zu den Themen „Pfluggeräte“ und „Termine der Jahresfeier“ von den meisten Ländern auf der Tagung in Helsinki vorgelegt werden konnten, beschloß man, diese Themen in einer Reihe „Vorarbeiten zum ethnologischen Atlas Europas und seiner Nachbarländer“ in einzelnen Heften herauszugeben. Für die Erstellung einer diesbezüglichen Grundkarte konstituierte man eine kartographische Subkommission, der von österreichischer Seite Doz. Dr. Ingrid K r e t s c h m e r angehört.

Auf Einladung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften fand nun vom 23. bis 28. September 1974 in Visegrád, Ungarn, die V. Internationale Arbeitstagung für ethnologische Kartographie statt, die mit 46 Teilnehmern aus 28 Ländern die bisher größte Beteiligung aufwies. Der ÖVA war bei dieser Tagung durch seinen wissenschaftlichen Leiter, em. Univ.-Prof. Dr. R. W o l f r a m, Dr. Edith H ö r a n d n e r und Dr. F. G r i e s h o f e r vertreten.

Das Programm der Tagung war mit interessanten Referaten und Koferaten über den Getreideschnitt, die Formen des Frauenhemdes, das Baumaterial der Wohnhäuser, Speisefette, Wiegen, landwirtschaftliche Wagen und Karren und über das Weihnachtsgrün ausgefüllt. Dabei, vor allem aber auch aus der Diskussion, für die leider viel zu wenig Zeit zur Verfügung stand,

⁵⁾ Tagungsbericht über die Konferenz für volkskundliche Kartographie in Linz a. D., hrsg. von B. Bratanić und E. Burgstaller, Linz 1959.

⁶⁾ S. E r i x o n, a. a. O.

⁷⁾ I. K r e t s c h m e r, Internationale Arbeitskonferenz über die ethnologische Kartographie, Zagreb 1966. (Mitt. österr. Geogr. Ges. Bd. 107, Wien 1966, S. 155—157.)

⁸⁾ Zweite Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Volkskundeatlas Europas und seiner Nachbarländer in Bonn, Bericht hrsg. im Auftrag der SIA, Bonn 1970.

⁹⁾ Dritte Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Volkskundeatlas Europas und seiner Nachbarländer in Helsinki, Bericht hrsg. im Auftrag der SIA, Bonn 1972.

¹⁰⁾ E. H ö r a n d n e r — I. K r e t s c h m e r, IV. Internationale Arbeitstagung f. Ethnologische Kartographie in Stockholm 1972. (Österr. Z. f. Volksk., Bd. XXVI/72, Wien 1972, S. 213—216.)

wurde deutlich, daß die theoretischen Prinzipien für einen europäischen Volkskundeatlas wahrscheinlich infolge der großen organisatorischen Aufgaben, die bisher für sein Zustandekommen zu leisten waren, inzwischen unscharf geworden sind und daher neu überdacht bzw. revidiert gehören.

Grundsätzlich stellt sich nämlich die Frage, wie weit die Generalisierung bei der Darstellung kultureller Phänomene, die sich in den nationalen Kartenwerken durchaus methodisch bewerkstelligen läßt, gehen darf, um in einer kleinmaßstäbigen Karte noch wissenschaftliche Erkenntnisse zu ermöglichen, vor allem aber auch, welcher Art diese Erkenntnisse sein sollen.

Obwohl man übereingekommen ist, einen historischen Atlas zu schaffen, um damit die vorindustrielle Volkskultur zu erfassen, besteht keine einheitliche Auffassung, was darunter zu verstehen sei. Abgesehen davon, daß der Begriff „vorindustriell“ nicht klar zu definieren ist, wurde aus den Referaten¹¹⁾ ersichtlich, daß diese Periode in Europa nicht einheitlich ist und man sich daher bei der Kartierung auf zeitlich fixierbare Querschnitte einigen sollte. Demgegenüber wurde — insbesondere von Univ.-Prof. B. Bratanić — die Auffassung vertreten, daß nicht die einheitliche Phase, sondern der jeweilige Typ der vorindustriellen Kultur darzustellen sei, wobei man impliziert, damit gewissermaßen den Urtyp zu erfassen. Unter Außerachtlassung der allgemeinen Erkenntnis, daß die Kultur einem Entwicklungsprozeß unterworfen ist, dem man durch eine Abfolge mehrerer Querschnitte gerecht werden könnte, ergibt sich daraus in nächster Konsequenz die Frage nach der Auswahl des Objekts, wobei es problematisch ist, diese nach ethnischen Prinzipien vorzunehmen. Insbesondere die Referate von J. J. Voskuil über die Probleme der Kartierung der Wiege und von G. Wiegelmann über die Speisefette haben nämlich gezeigt, daß die kulturellen Phänomene zu keiner Zeit ausschließlich vorkommen, sondern immer mehrere Objekte nebeneinander bestehen, wofür funktionelle Unterschiede, soziale, ökonomische und nicht zuletzt auch ökologische Faktoren (etwa bei der Kartierung des Baumaterials für die Hauswände in den Alpen, wo es in ein und derselben Gemeinde Differenzen je nach Tal- oder Hanglage gibt) unbedingt berücksichtigt werden müssen. Daraus wird ersichtlich, daß es den Idealtyp weder der vorindustriellen Kultur noch des jeweiligen Ethnikums gibt und die Kategorien für die Erstellung einer Karte von Fall zu Fall nach zeitlichen, sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten genau festzulegen sind, um zu vergleichbaren Aussagen zu kommen. Nur dann wird der EA seiner Aufgabe als Forschungsmittel gerecht werden.

Die Tagung hat gezeigt, daß dank der Vorarbeiten der letzten Jahre eine Phase erreicht wurde, die eine rasche Realisierung der Pläne erwarten läßt. Es ist vor allem gelungen, für dieses wissenschaftliche Ziel eine breite internationale Beteiligung sicherzustellen, oder reziprok ausgedrückt, daß durch dieses Forschungsvorhaben eine gesamteuropäische Zusammenarbeit ermöglicht bzw. zustande gebracht wurde und damit ein wesentlicher Beitrag zur Entspannung geleistet werden konnte. Die Ankündigung, daß das 1. Heft der „Vorarbeiten“ über die Jahresfeier unmittelbar vor der Drucklegung stünde, darf als sichtbarer Erfolg der Bemühungen gewertet werden. Für die weitere Arbeit wird es aber unbedingt notwendig sein, nochmals die theoretischen Grundsätze zu überdenken, um neben dem Themenkatalog und der Bestätigung der Arbeitsgruppen auch einen klaren und eindeutigen Prinzipienkatalog zu erstellen. Hiefür sollte die Ausarbeitung von Satzungen, die auf der Tagung in Ungarn angeregt wurde, um die Zusammenarbeit zwischen der Ständigen Internationalen Atlaskommission und der Organisationskommission zu regeln, eine wichtige Voraussetzung sein.

Franz Grieshofer

¹¹⁾ Man vergleiche dazu auch die Berichte der früheren Tagungen.

Bericht über das 7. Internationale Hafner-Symposium

(Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in A-9912 St. Justina (Osttirol)
vom 24. August bis 1. September 1974

Referate

1. Karl Göbele, Frechen, Handelspraxis und Handelswege bei Frechner Steinzeug (1574 erste bekannte Abrechnung — Verlagssystem — meist holländische Verleger — Initialen auf den Gefäßen bezeichnen den Kaufmann — Hausierhandel nach Köln — 1613 Pieter Bontgens, ein Wiederkäufer, Hausierer für Irdenware und Steinzeug — Überseehandel Skandinavien, Baltikum, England — Bellarmine).

2. Alfred Höck, Marburg, Wanfried an der Werra und die Werrakeramik (1896 Scherbenfunde bei Bauarbeiten — Johannes Boehlau — Publikation 1903 — bis heute keine systematische Grabung — Funde in Holland, England, Skandinavien — Ausstellung nur datierte Stücke — Katalog — fast nur flache Gefäße — Malhorndekor, teilweise Umrißritzung, durchsichtige Glasur — Produktion zirka 1580 bis zirka 1630 — neben Wanfried auch Treffurt (heute DDR) Herstellungsort? — Luxusgeschirr? Exportgeschirr? anderes Gebrauchsgeschirr? — Wanfried von großer Bedeutung für bemaltes und glasiertes Irdengeschirr in Mitteleuropa).

3. Heinrich Schnitzler, Frechen. Das Ausgrabungsgesetz und seine Auswirkung in der Praxis (Landschaftsverband Rheinland — Zentralstelle Bonn — Vertrauensleute — Anzeigepflicht — Raubgrabungen — fliegendes Einsatzkommando gewünscht — vorsorgliche Grabungen in vermuteten Fundgebieten notwendig (Beispiel Schweiz) — Zusammenarbeit zwischen Bauordnungsamt, Amt für öffentliche Ordnung und Kulturreferat).

4. Rüdiger Vossen, Hamburg. Prinzipien der Benennung und Bewertungssysteme spanischer Gebrauchskeramik (systematische Erfassung aller noch arbeitenden Töpferwerkstätten Spaniens — Gefäßbenennungen — Töpfersprache differenzierter als Benutzersprache — Bezeichnungen nach Grundformen, Funktion, Benutzer, Absatzgebiet, Vorbild, Größe, Lagerungsort im Brennofen, Wert, Transporteinheit, Arbeitsleistung des Töpfers usw.).

Ingolf Bauer, München, Hafner in Altbayern (Karte als geographische Zusammenfassung der Belege der DHA — keine zeitliche Schichtung — breitgefächertes Informationssystem: technologische (Irdenware, Schwarzware, Steinzeug, Fayence, Steingut, Porzellan); Rohstoffe (Fund-, oder Handels-, oder Verarbeitungsort); konkurrierende Materialien (Holz, Metall, Glas).

6. Hermann Steininger, Wien. Zur Wissenschaftsgeschichte der mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik in Österreich (Diskrepanz zwischen publiziertem Material und Sammlungsbeständen — Übersicht zu den Keramikautoren in Österreich von zirka 1850 bis zur Gegenwart).

7. Karl Göbels und Heinrich Schnitzler, Frechen. Lichtbildervortrag: Bartmannskrüge (Bodenfunde — bisher 70 verschiedene Gesichter), Handwerksgeräte (einschließlich Brennöfen), Heraldik auf Frechner Steinzeug.

8. Alfred Höck, Marburg. Probleme der Ausstellung von Töpferwaren und Töpferei (Meisterwerke hessischer Töpferkunst — Meisterwerke? — ungleiches Verhältnis Produktion: Sammlung — Führungsblätter zu Ausstellungen — Zwang zu Verkürzungen und Vereinfachung).

9. Rüdiger Vossen, Hamburg. Zur Situation der Töpferei in Spanien unter den heutigen Bedingungen der Industrialisierung und des Tourismus (starke Abnahme der Töpferorte — Landflucht, Binnenwanderung, Überalte-

— Veränderungen, z. B. Wasserleitungen statt Wassergefäßen — Plastikgefäße — Kühlschränke — Konserven statt Vorratshaltung — Phänomen des Rücklaufs bei industrialisierter Bevölkerung — Tourismuseramik — Memorandum zur Situation der Töpfer an spanische Presse und Regierung — fehlende Sozialversicherung zwingt viele Töpfer zur Fabrikarbeit).

10. Hermann Steininger, Wien. Wissenschaftliche Arbeiten der zeitgenössischen Keramikforschung in Österreich (Übersicht zu den Keramikautoren der Gegenwart).

11. Ingolf Bauer, München. Formentheorie an Hand altbayerischen Geschirrs (Katalog BNM — 451 Kat.-Nr. — Klassifikation der Gefäßgruppen nach Verhältniszahlen (Höhe : Durchmesser : Öffnung) — relatives Scherengewicht und Ersatzzylinder als Vergleichsgrößen — 24 Diagramme — begrenzte Aussagemöglichkeiten).

12. Rüdiger Vossen, Hamburg. Filmvorführungen: Überblick über die Töpferei in Spanien heute (hervorragende Aufnahmen, z. B. über verschiedene Herstellungstechniken).

13. Alfred Höck, Marburg. Töpferei im Verhältnis zur Sozial- und Kulturgeschichte (Beispiele aus literarischen und archivalischen Quellen zur Wertschätzung irdenen Geschirrs — Quellenkritik).

Ergebnisse:

Paul Stieber, Begründer und Motor des DHA und der Tagungen in Osttirol, konnte auf Grund schwerer Krankheit nicht teilnehmen. Das 7. IHS mußte kurzfristig organisiert werden und umfaßte deshalb nur eine kleine Gruppe, die mit dem Willen zusammengetroffen war, die Tradition dieser einwöchigen intensiven Zusammenarbeit fortzusetzen. Um nicht in die Gefahr der Isolation zu geraten, wurde ins Auge gefaßt, neben den Tagungen im kleinen Kreis abwechselnd auch größere Veranstaltungen zu organisieren, mit wechselnden Tagungsorten, z. B. in der Bundesrepublik.

Publikationen:

Ernst Helmut Segschneider, Irdenware des Osnabrücker Landes. 19. und 20. Jahrhundert. Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück vom 19. September bis zum 31. Oktober 1973. 48 S. Text mit 1 Karte und 2 Zeichnungen, 22 Abb. und 1 Farbtafel auf dem Umschlag (Bespr. von P Stieber in: Zeitschr. f. Volkskunde 71 [1974], S. 133—134). — Joachim Naumann (Hg.), Meisterwerke hessischer Töpferkunst. Wanfrieder Irdenware um 1600 (Katalog der Staatlichen Kunstsammlungen Kassel Nr. 5), 1974, 59 S., 91 Abb., 8 Farbtafeln, 5 Zeichnungen (Bespr. von E. H. Segschneider in: Keramos 65 [1974], S. 44—45).

München

Ingolf Bauer

Literatur der Volkskunde

Gislind M. Ritz, Alte geschnitzte Bauernmöbel. Aufnahmen Helga Schmidt-Glassner. Großformat, 204 Seiten, XVIII Farbtafeln, 314 Abbildungen, Zeichnungen im Text. München 1974, Verlag Georg D. W. Callwey.

Gislind M. Ritz schließt mit diesem dritten Band ihr gewaltiges Querschnittwerk über das alte bäuerliche Möbel ab. Der erste Band, eine Neubearbeitung der schon von Josef M. Ritz bearbeiteten „Bemalten Bauernmöbel“ bezog sich auf das deutsche Sprachgebiet. Der zweite Band war vergleichend eingestellt: „Alte bemalte Bauernmöbel — Europa.“ Da waren also die geschnitzten Möbel ausgeschlossen, wie dies den Intentionen von J. M. Ritz wie von Konrad Hahn entsprach. Die Museen hatten dagegen immer geschnitzte neben bemalte Möbel gestellt, und allgemeine Bände über „Bauernmöbel“ wie schon jener von Rudolf Uebe, dann der von mir und jener von Bernward Deneke berücksichtigten demgemäß beide Formengruppen. Dieser dritte Band war also eine notwendige Folge, wenn man das Gebiet in einer großen Übersicht einmal ganz ausdecken wollte.

Dieser Vorsatz ist dem vorliegenden schönen Band auch durchaus gelungen. Nach einer kurzen Übersicht über die „Historisch-soziale Schichtung des volkstümlichen Möbels“ werden zunächst die „Formen der Holzbehandlung“ geschildert, also Schnitzen, Auflegen, Einlegen usw. Dann folgt ein Überblick über „Geschichte — Erscheinung — Verbreitung“, der die historische Abfolge dieser Techniken darzustellen unternimmt. Und dann ergeben sich die großlandschaftlichen Einzelkapitel: Norddeutschland bis Westfalen, Mittel- und Süddeutschland von Hessen bis Oberbayern, womit knapp an die „Alpenländer“ herangeführt wird, unter welchem Obertitel die Schweiz und Österreich zusammengefaßt werden. Exkurse führen jeweils an passender Stelle nach Dänemark und Schweden, nach Norwegen, in die Niederlande, nach Frankreich, nach Italien und nach Ungarn und Siebenbürgen. Das können begreiflicherweise nur kurze Hinweise sein, die wichtige Gruppen wie beispielsweise die Möbel von Sardinien gewiß noch nicht so hervortreten lassen, wie sie es verdienen würden.

Aber die gebotene Kürze hat immerhin doch erlaubt, Sonderzüge der Gestaltung in knappen Darstellungen herauszuheben: So etwa den Sechsstern; die Wirbelrosette oder das Wirbelrad; Knoten oder Schlange — etwa bei den Brettstühlen mit Schlangenlehne); der „Strauß in der Vase“, wie hier der sonst so gern behandelte „Lebensproß“ bezeichnet wird; die paarigen Tiere, die Rosette (die man sich eventuell weiter vorn schon behandelt gewünscht hätte), dann Arabeske und Beschlagwerk, Akanthus und Rocaille, Doppeladler (der wohl auch schon früher und mit anderen Wappendarstellungen zusammen dargestellt hätte werden können), und die Sammelgruppe „Blumen, Früchte, Tiere“. Das sind verständliche Versuche, das riesige Gebiet der Motive wenigstens mit Hinweisen zu erschließen. Hinweisen, hinter denen, wie man aus der Geschichte der Volkskunsthforschung weiß, mitunter sehr umfangreiche Studien wie etwa jene von Karl von Spieß stehen. Daß sein Name in den Literaturangaben zu den „Ornamenten“ fehlt, ist bedauerlich.

Das Literaturverzeichnis, wohl knapp gehalten, ist dennoch gut, und auch aufschlußreich: Bezieht es sich doch hauptsächlich auf Literatur, die auch für den Benützer noch zu erreichen ist. Man weiß, daß unsere ältere Literatur buchhändlerisch bereits sehr versunken ist.

Ein Buch, das zu den Möbeln auch Melkschemel, Schlitten, Uhren usw. einbezieht, Melkeimer, Löffelreme usw. auch noch als geschnitztes und bemaltes Holz zu erfassen versucht, bietet zweifellos viele Anregungen, aber wohl auch so manchen Ansatzpunkt zur Kritik. Nicht zuletzt dort, wo es um den „Hersteller des volkstümlichen Schnitzereimöbels“ geht, der sich mit zwei Seiten bescheiden muß. Nicht, daß man so viel über ihn wüßte: Aber die völlige Verschiedenheit des laienhaften Löffelremherstellers im Salzkammergut vom Tischler-Maler, der die kunstvollen Stubenmöbel in Salzburg herstellte (und das ließe sich landschaftlich vielmals variieren) ist doch immer ernsthaft zu bedenken. Vielleicht auch im Hinblick auf den Zug zu einer Laienkunst, die in unseren Jahren der „Freizeitgestaltung“ ganz eigene Probleme aufwirft.

Aber man wird bei einem so schönen und überlegten Bildband doch in erster Linie froh sein, daß es ihn überhaupt gibt, und Verfasserin und Verlag zu der dritten Tafel in diesem Triptychon beglückwünschen.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, Volkstümlich geformtes, bemaltes, geschliffenes Glas. Katalog der Ausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg 1975. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1975; brosch. 81 Seiten, dazu XVI farbige und 32 ganzseitige schwarzweiße Bildtafeln auf Kunstdruckpapier. S 35,—.

Mehr als fünf Wochen vor der offiziellen Eröffnung dieser neuen Sonderschau im Schloß Gobelsburg, der Außenstelle des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, am 23. Mai 1975, lag dieser sorgfältig erstellte, aufwendig reich auch mit erlesenen Farbtafeln bebilderte Katalog schon vor. Er erfaßt 200 Objekte, die dem reichen Bestand des Mutterhauses an Gläsern vom 17. bis ins 20. Jahrhundert entnommen sind. Ein Zeichen mehr, wie sehr das ÖMV ein Lebendiges ist, ein sich unablässig Wandelndes und Wachsendes, von dem selber wieder so viele segensreiche Anstöße zu Wandel und Wachstum ausgehen, auch im Musealen zu zeigen, wie die Vergangenheit mit ihrem gerade in Österreich so mächtigem Kulturerbe in unsere Gegenwart herein wirkt und wie sie imstande wäre und es an guten Beispielen auch ist, unsere kulturelle Gegenwart mit lebendiger Kraft in der uns zustehenden Eigenart zu prägen. Dies auch im formenvielfältigen und farbenbunten Werkstoff Glas, dem bei uns traditionellen heimischen Kleinkunstbesitz an Flaschen, Bechern und Krügen, an Glasleuchten und Weihwasserbehältern, an gläsernen Barometern, zierlichen Tischfäßchen und mancherlei Scherzgefäßen. Eine rechte Ergänzung zu den schon in Gobelsberg ständig gezeigten Sammlungen von Möbeln und Majolika (vgl. den dortigen Majolika-Katalog, der schon 1968 in Wien in 2. Auflage erscheinen konnte).

Jedem Einzelstück sind im Katalog Beschreibung, Maße und Inventarnummer beigegeben, dazu die (im Verhältnis noch seltener als beim Möbel gegebene) Datierung sowie Herkunftsangaben oder -vermutungen. Oft finden sich spezielle Vermerke zu Studien und Einzelhinweise noch außerhalb des allgemeinen Literaturverzeichnisses.

Man freut sich auf die Ausstellung und ihr so vielfältiges, motivenreiches Glasdekor. Den ansprechend gestalteten Katalog reißt man als Bleibendes zur so erfreulich wachsenden Serie seiner Vorgänger aus dem gleichen Hause, aus gleichem wissenschaftlichen Eifer, musealem Fleiß und Geschick.

Leopold Kretzenbacher

Johann Haider, Die Geschichte des Theaterwesens im Benediktinerstift Seitenstetten in Barock und Aufklärung (= Theatergeschichte Österreichs, Bd. IV: Niederösterreich. Heft 1, = Österreichische Akademie der Wissenschaften, Kommission für Theatergeschichte Österreichs). 228 Seiten, mit 15 Abb., Wien 1973, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. S 300,—.

Die Theaterwissenschaft hat infolge ihrer Beziehungen zum Volksschauspiel enge Berührungen mit der Volkskunde. In Österreich werden von der Lehrkanzel für Theaterwissenschaft an der Universität Wien diese Beziehungen auch gepflegt, und wertvolle Ergebnisse lassen sich dementsprechend immer wieder feststellen. Dazu gehört jedenfalls das großangelegte Unternehmen einer „Theatergeschichte Österreichs“, die aus den klug vorbereiteten Dissertationen besagter Lehrkanzel besteht. In dieser von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Reihe sind schon mehrere Bände erschienen, die für uns wichtig sind, besonders die beiden Dissertationen über Oberösterreich, nämlich (1/1) von Albert Sturm die Theatergeschichte Oberösterreichs im 16. und 17., und (1/2) von Fritz Fuhrich die Theatergeschichte Oberösterreichs im 18. Jahrhundert. In der gleichen Reihe erschien auch die Theatergeschichte des östlichen Tirol (2/1) von Norbert Hölzl, die mit ihren engen Beziehungen zum Volksschauspiel besonders bedeutsam ist.

Nun ist auch ein Band über das sonst immer etwas weniger berücksichtigte Niederösterreich erschienen. Erfreulicherweise handelt es sich um eine vorzügliche Arbeit, noch dazu über ein bisher nie behandeltes Gebiet. Denn das große Benediktinerstift Seitenstetten im äußersten Westen des Landes lag abseits der großen „Kaiserstraße“ von Wien über Melk nach St. Florian, und wurde daher in vielen Dingen kaum beachtet, obwohl es sich um ein reiches, bedeutsames Stift handelt, das beispielsweise die gewaltige Wallfahrt Sonntagsberg betreut. Seitenstetten hat immer regen Schul- und Musikbetrieb besessen. Über die Geschichte der Musik- und Theaterpflege ist verwunderlicherweise nie etwas veröffentlicht worden. Haider mußte ganz aus den Quellen, den verschiedenen Rechnungsbüchern vor allem, arbeiten, und hat dies wirklich vorzüglich geschafft.

Vom eigentlichen benediktinischen Ordenstheaterleben, auch von der spätbarocken „Klosteroperette“, die also auch in Seitenstetten sehr schön nachweisbar ist, braucht hier nichts gesagt zu werden. Hauptsache für uns sind die Verbindungen zum Volksschauspiel, und da ergeben sich doch einige sehr wichtige. Da läßt sich beispielsweise für 1616 ein Weltgerichtsspiel in Ybbsitz nachweisen, selbstverständlich verschiedene Fastnachtspiele im 17. und 18. Jahrhundert, ein Passionsspiel für 1693. Von Aschbach scheinen die Sternsinger in das nahe Stift gekommen zu sein, 1623, 1651 und öfter berichten die Rechnungen darüber. Haider zeigt in zwei Exkursen außerdem auf, was es im Stift an Krippen gegeben hat (S. 180), und zu Ostern an Heiligen Gräbern und Fußwaschungszereemonien (S. 182 ff.). Bemerkenswert bleibt sicherlich der Abschnitt über „Thurner, Singer und andere Musikanten, Gaukler und Schausteller als Gäste im Stift“ (S. 45 f.). Daß einmal acht Savoyarden mit „curieuses Instrumenten“ 1733 genannt werden (S. 48), sei doch eigens vermerkt.

Ein köstlicher Fund ist Haider mit dem „Tendlpoß“ des P. Norbert Pambichler von 1768 geglückt. Es ist ein Faschingsspiel, in dem Verkörperungen des „Tendlpoß“, anderswo „Dreschhahn“ genannten Brauches auftreten. Sie erwirken bei der zu sparsamen Bäuerin, daß zur Feier der Druschbeendigung doch so wie üblich ausgiebig geschmaust werden kann. Das originale Mundartstück mit seinen eingelegten Liedern (Drescherlied, Spinnlied),

von dem Rollenverzeichnis und Perioche erhalten sind, stellt eine vorzügliche Bestätigung der Geläufigkeit des Adreschbrauches in Niederösterreich dar. Der glückliche Fund beweist also in ganz besonderem Ausmaß die Bedeutung dieser theaterwissenschaftlichen Quellenkunde für die Volkskunde, insbesondere die des westlichen Niederösterreich.
Leopold Schmidt

Loys Auffanger (Hg.), *Der Bezirk Braunau am Inn. Ein Heimatbuch*. Gestaltet von einer Arbeitsgemeinschaft unter dem Vorsitz des Bezirkshauptmannes Dr. Franz Gallnbrunner. 386 Seiten, 63 Schwarzweiß- und 8 Farbtafeln. Linz 1974, Oberösterreichischer Landesverlag. S 280,—.

Ein umfangreiches schönes Heimatbuch, das volkskundlich wichtige Beiträge mitumfaßt. Der Herausgeber, Schuldirektor Auffanger, hat sich viele Jahre bemüht, das Buch zustande zu bringen, hat Mitarbeiter angeworben und viele Beiträge selbst verfaßt. Das Erscheinen des Buches hat er leider nicht mehr erlebt. Der amtliche Herausgeber, Bezirkshauptmann Franz Gallnbrunner, berichtet über die Endredaktion des Bandes. Wenn er schreibt, „es sind keine Wissenschaftler, die ihre Forschungs- und Studienergebnisse niederlegten“, so gilt dies freilich nicht ganz. Für einen wichtigen volkskundlichen Beitrag wurde doch Franz Lipp gewonnen, was dem Buch mehr Gewicht verleiht als man sonst Heimatbüchern zumessen mag.

Der Reihenfolge der Kapitel nach aufgezählt, ergeben sich für uns vor allem folgende Beiträge als fachlich bedeutsam: Loys Auffanger, *Aus vergangenen Tagen* (Kurzgefaßte Geschichte und Kulturgeschichte des Bezirkes); Josef Reitingner, *Erdställe im Bezirk Braunau* (mit Skizzen des Erdstalles von Geretsberg); Rudolf Schmidt, *Die Musik im Bezirk Braunau am Inn*; dazu die kurze Anfügung von Franz Kroupa, *Die Blasmusik in unserer Heimat*; Gertrude Prettebner gestaltete sachgerecht den umfassenden Beitrag über Kunst- und Kulturgeschichte unseres Heimatbezirkes, wobei man selbstverständlich dankbar dafür ist, daß seit 1947 der Band XXX der Österreichischen Kunsttopographie vorliegt. In knapper Form schildert Loys Auffanger das Bezirksmuseum sowie die Privatsammlungen in Braunau; für das Bezirksmuseum hätte man sich freilich einen viel umfangreicheren Beitrag gewünscht. Loys Auffanger bietet ferner eine Zusammenstellung der wichtigsten Sagen des Bezirkes. Auch hier wäre eine ausführliche Darstellung erwünscht gewesen, wohl auch die Heranziehung eines Fachmannes, da man die Sagen ja ebenso fachlich behandeln kann wie etwa Tracht oder Bauernmöbel, mit denen sich Franz Lipp in seinem ausführlichen Beitrag „Volkskultur“ beschäftigt: Haus und Gehöft, Volksfrömmigkeit, Tracht, bildende Volkskunst, Brauchtum und Volkscharakter finden sich hier dargestellt. Zu Haus und Gehöft kann man noch die später folgenden Beiträge von Otto Kölbl, *Flur- und Siedlungsformen*; Haus- und Hofformen, sowie von Loys Auffanger, *In einem Bauernhaus zu Beginn unseres Jahrhunderts*, heranziehen. Der 2. Teil des Beitrages „Volkskultur“ stammt wieder vom Herausgeber Loys Auffanger und bringt Beiträge zur Volksmedizin (einschließlich Segenssprüchen), zum Volkslied (mit Proben), zur Volksmusik, weiters zum Volkstanz, mit einer ausführlichen Landler-Beschreibung (Hartberger Zeche) und mit Melodien. Dieser ausführlichen Landler-Beschreibung steht die ganz knappe Erwähnung des Sommer- und Winterspieles gegenüber. Lipp hat seinen Beitrag selbstverständlich mit Anmerkungen (Literaturnachweisen) versehen, am Schluß des Beitrages von Auffanger steht eine nur sehr kursorische und unvollständige Literaturzusammenstellung. Manches von dem, was man in vorhergehenden Kapiteln schon angeschlagen gefunden hat,

steht dann noch in dem zusammenfassenden Beitrag von Loys Auffanger, Die Bevölkerung in Stadt und Land, wobei der schon von Lipp erwähnte „Volkscharakter“ auch wieder genauer beschrieben wird. Abfällige Urteile, die sich bei der Betrachtung des Innviertler Volkscharakters offenbar nicht selten ergeben, werden heimatliebend zurückgewiesen.

So ergibt sich der Gesamteindruck, daß hier mit viel gutem Willen und großer Heimatverbundenheit ein Werk geschaffen wurde, das gewissermaßen nicht ganz fertig, nicht ganz durchdacht, nicht ganz richtig komponiert erscheint. Man muß sich an die einzelnen Beiträge halten. Leopold Schmidt

Anni Gamerith, Bäuerliche Sachkultur in Bezirk und Museum Feldbach. 1. Teil: Acker und Frucht (= Blätter für Heimatgeschichte des Bezirkes Feldbach, Heft 3/4), 56 Seiten, mit Zeichnungen von Maria Leiner. Feldbach 1974.

Von der Bezirkshauptmannschaft Feldbach und dem Steirischen Volkswbildungswerk im Bezirk Feldbach wird dieses Heft herausgegeben, das eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnisse über die alten bäuerlichen Arbeitsgeräte im Südosten der Steiermark darstellt. Nach einem Vorwort von Hanns Koren und einem weiteren von Bezirkshauptmann Othmar Dinacher folgt zunächst eine Übersicht über die Landschaft, ihr Gerät, ihr Museum, das Frau Leopoldine Thaller in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg im alten Tabor von Feldbach aufgebaut hat. Ein Katalog dieser guten, auch schön aufgestellten Sammlung war längst erwünscht. Nun hat Anni Gamerith als bedeutende Spezialistin auf diesem Gebiet es unternommen, die Geräte der bäuerlichen Arbeit vom Pflug bis zum Ackerwagen und vom Säekorb bis zur Ölpresse zu schildern, zum Teil mit ausführlicher Arbeitsbeschreibung, so beim Bifangbau. Auf diese Weise ist kein eigentlicher Katalog, sondern eine nach Gegenständen fortschreitende Beschreibung entstanden, die erst durch die vorzüglichen Zeichnungen von Maria Leiner stärker katalogartig gegliedert erscheint. Ob die sachlichen und sprachlichen Hinweise, die kulturhistorisch gemeint sind, in allen Fällen stichhaltig sind, müßte wohl noch überprüft werden. Ob man etwa im Feldbacher Bezirk die Kartoffeln als „Kestn“ bezeichnet hat (S. 29), womit doch normalerweise Kastanien gemeint sind, ist fraglich. Für manche Geräte, beispielsweise die „Greißmühle“ und die Obstquetsche hat Frau Gamerith bereits in unserer Zeitschrift (1956, 1966) ausführliche Beschreibungen gegeben. Vielleicht konnte man erwarten, daß dieser Katalog präziser auf die einzelnen Objekte des Museums eingestellt wäre, und daß diese dementsprechend mit verwandten Gerätekatalogen in benachbarten Landschaften verglichen würden. So wäre die Heranziehung der sehr gründlichen Arbeit von Károly Gaál „Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Sitzungsberichte der Phil.-Hist. Klasse Bd. 261, 1. Abh., Wien 1969), die sich auf den Bezirk Oberwart im Burgenland bezieht, doch sehr nützlich gewesen. Für die genau beschriebenen Gestellsensen hätte man den Hinweis auf die vorzüglichen Verbreitungskarten von Franz Grieshofer im Österreichischen Volkskundatlas erwartet.

Aber aus dem Nachwort ergibt sich, eigentlich zu unserer Bestürzung, daß dieses Heft bereits 1967 — also noch vor dem Erscheinen der Arbeit von Gaál — fertig war, 1968 sogar schon gedruckt gewesen sein muß, und aus unerforschlichen Gründen einfach nicht fertiggestellt und ausgeliefert wurde. Das wird man angesichts der anregenden, persönlich geformten Arbeit und des in ihr dargebotenen Materials wirklich nur lebhaft bedauern können. Aber jetzt ist das Katalog-Heft doch endlich da, und soll daher auch nunmehr noch herzlich begrüßt werden. Leopold Schmidt

Josefa Tanos, Kindheitserinnerungen einer alten Wenigzellerin, 40 Seiten mit 6 Bildern, zu beziehen bei J. Tanos, A-8254 Wenigzell, Stmk., S 20,—.

Die heute über 80 Jahre alte Gründerin und jahrelange Betreuerin des in der ehemaligen Pfarrmühle untergebrachten Ortsmuseums (Heimathaus) bringt hier volkskundliche und lokalhistorische Aufzeichnungen übers Kirchenjahr und bäuerliches Brauchtum, einzelne erwähnenswerte Persönlichkeiten und Ereignisse, Feste und Feiern, bäuerlichen Alltag, Schule und Schulzeit. Bemerkenswert sind u. a. die hier erwähnten soziologischen Verhältnisse (Austragsbauern, Findelkinder usw.)
Franz Schunko

Andreas Aberle, Wie's früher war in Tirol. Von Freiheitshelden und Volkssängern, Herrgottschnitzern und Schwabenkindern, Badmoidln und Bauernbadeln und von der Liebe zu Tirol. 180 Seiten, 4 Farbtafeln, etwa 90 Textbilder. Rosenheim 1975, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg, DM 33,—.

Die berghohe Literatur über Tirol umfaßt unter anderem auch viele wichtige Beiträge zur Frühvolkskunde, zur Erschließung Tirols im Hinblick auf seine Volksüberlieferungen. Reisebeschreiber, Chronisten, Antiquare, Sagensammler haben von August Lewald bis Karl Wolf und Arthur Achleitner in diesem Sinn gewirkt. Die Fachbibliotheken kennen diese Veröffentlichungen wie jene von Heinrich Noe oder von Ludwig Steub sehr gut, und legen immer noch die Bücher von Ludwig von Hörmann vor, wenn es um genau beschriebene Spezialitäten geht. Bilder dazu sind nicht selten, und wenn man die Abbildungen im Band „Tirol“ der „Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Wort und Bild“ dazurechnet, ergibt sich ganz von selbst ein gutes Bilderbuch, beinahe eine Bild-Volkskunde.

Aberle hat wie bei seinen bisherigen Bänden von allen diesen Quellen Gebrauch gemacht. Er hatte es viel leichter als Walter Zitzenbacher für die Steiermark, denn Styriaca sind nun einmal unbekannter und versteckter als Tyrolensia. Dennoch ist die Zusammenstellung Aberles für eine größere Öffentlichkeit sicher eine Art von Entdeckung. Man liest heute nicht mehr so leicht nebeneinander von Volkssängern und Theriakkrämern, Schwabenkindern und Karnerleuten, von Volksschauspielen, Kühbuben, Dienstboten und Schützen, und das vom Norden bis zum äußersten Süden des Landes im alten Sinn, auch noch bis ins Fersental hinein und sogar, wenn auch knapp, mit einem Blick nach Osttirol. Die Zusammenstellung der Texte und der Bilder ist gut und anregend, die Quellen sind angegeben. „Zu einigen Autoren“ werden immerhin auch einige biographische Notizen gegeben, nur sachlicher Kommentar ergibt sich keiner. Der müßte freilich doppelt so umfangreich werden als dieser Textband, und würde daher kaum in den hübschen „Rosenheimer Raritäten“ erscheinen können.
Leopold Schmidt

(Dankward G. Burkert), Wissenschaftliche Filme. Katalog 1974. Herausgegeben von der Bundesstaatlichen Hauptstelle für wissenschaftliche Kinematographie. Redaktion Erika Maletschek. 302 Seiten, Wien 1975. S 60,—.

Die Bundesstaatliche Hauptstelle für den wissenschaftlichen Film betreut seit vielen Jahren bereits dieses immer wichtiger werdende Gebiet und hat in Zusammenarbeit mit der Encyclopaedia Cinematographica in Göttingen auch viele Filme selbst geschaffen. Das Fachgebiet Volkskunde ist dabei nicht zu kurz gekommen. Darüber gibt jetzt dieser stattliche Katalog Auskunft, der in einer eigenen Abteilung die Filme des Gebietes „Volkskunde“ registriert.

Es sind auf den Seiten 100—105 nicht weniger als 76 Filme. Aufnahmen vom Brauchtum sind besonders stark vertreten, vom Fasching, von den Perchtenmasken ebenso wie von Nikolauszügen. Aber auch das Wallfahrtswesen kommt zur Geltung und der Volkstanz. Die Bundesländer sind ganz unterschiedlich stark vertreten, vermutlich deshalb, weil einzelne Länder eigene Filmdienste besitzen, deren Leistungen nicht in diese bundesstaatliche Hauptstelle integriert erscheinen. Es wäre, vom Fach her gesehen, notwendig, auch diese Filmaufnahmen zu erfassen, und eine ganze Filmographie der Filme zur Volkskunde in Österreich zu erstellen.

Leopold Schmidt

Reinhold Aman, Bayrisch-österreichisches Schimpfwörterbuch. Lexikon der Schimpfwörter. Psychologisch-sprachliche Einführung in das Schimpfen. Die bayrisch-österreichische Sprache. 2. verbesserte Auflage, München 1975, Süddeutscher Verlag. 206 Seiten.

Auf die 1. Auflage dieses Schimpfwörterbuches, das man als Supplementband zum Bayrisch-österreichischen Mundart-Wörterbuch auffassen kann, war bereits hinzuweisen. Daß das Buch so schnell die zweite Auflage erreichte, liegt wohl daran, daß es weit und breit kein Gegenstück dazu gibt, und daß nicht wenige Kenner der bayrischen Mundart offenbar gern (und vielleicht schmunzelnd) dazu greifen, um bestätigt zu finden, wie grob man sich doch in dieser Mundart ausdrücken konnte und noch kann.

Das Buch ist etwas erweitert und verbessert worden, sonst aber das gleiche geblieben, das in der Sammlung wie in der angeschlossenen Abhandlung zeigt, wie sehr sich der Verfasser, ein gebürtiger Niederbayer, der in Amerika lebt und lehrt, mit seinem Thema beschäftigt. Er will, wie Ankündigungen am Schluß des Bandes zeigen, sich auch weiter damit abgeben und kündigt unter anderem für nächstes Jahr ein „österreichisches Schimpfwörterbuch“ an. Es sind offenbar nicht zuletzt einige österreichische Buchbesprechungen gewesen, die gegen den Titel des vorliegenden Buches Einwände erhoben, und die nunmehr zur Schaffung dieses weiteren Bandes angeregt haben. Man wird diesen Band von unserer Seite her mit Interesse erwarten.

Leopold Schmidt

Edgar Harvolk, Das Endorfer Volksschauspiel (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Stadt und des Landkreises Rosenheim, Bd. VIII), 203 Seiten mit 31 Abb. Rosenheim 1974, Verlag des Historischen Vereins Rosenheim und Umgebung.

Da Monographien auf dem Gebiet des Volksschauspiels verhältnismäßig selten sind, muß darauf hingewiesen werden, auch wenn es sich um Dissertationen handelt. In diesem Fall ist ein wohlbekannter Volksschauspielort in Oberbayern einer solchen Dissertations-Monographie gewürdigt worden, die bei Torsten Gebhard und Leopold Kretzenbacher in München gearbeitet wurde. Die Veröffentlichung erfolgte in einer dafür landschaftlich zuständigen Schriftenreihe, die seit Jahrzehnten von Albert Aschl verdientvoll geleitet wird.

Das Volksschauspiel von Endorf ist seit 1900 durch eine Aufsatzreihe von Ludwig Eid bekannt (Bayerland, 1900; auch als selbständige Broschüre erschienen, die aber in keiner Bibliothek greifbar ist), die späterhin, 1928, durch Hans Moser (Bayrischer Heimatschutz) kenntnisreich ergänzt wurde. Harvolk konnte überraschenderweise im Archiv der Endorfer Theatergesellschaft noch bemerkenswerte Funde machen, welche diese Arbeit besonders bedeutsam erscheinen lassen. Es geht vor allem um den Fund eines Spieles vom Jüngsten Gericht, das im 18. Jahrhundert entstanden sein muß, dessen

Text sich zum Teil an P. Martin von Cochem anlehnt, das die Traditionen der „Fünfzehn Zeichen vor dem Jüngsten Gericht“ kennt, und das die Handlung durch acht bemerkenswerte mehrstrophige Lieder auflockert. Gerade diese Liedtexte weisen auf einen kundigen, gebildeten Verfasser hin, der beispielsweise seinen Rächteufel singen läßt:

1. Nun, o Vulcane, so schmiede die Ketten,
Dann diese Seel ist in unserer Gewalt,
Wir alle haben den Richter gebeten,
Daß er der Seele wohl nicht mehr zuhalt.
Hitze die spitze bereite die Sitze,
Schmiede bereitet den höllischen Rost,
Hitze beschütze die Christen für Frost!

Man weiß, daß die Eндorfer 1803 bei der Säkularisation das Inventar des Klostertheaters von Herrenchiemsee für sich ankauften. Vielleicht haben sie bei der Gelegenheit auch dieses Textbuch erworben, oder doch abschreiben lassen.

Außer dem Spiel vom jüngsten Gericht sind die Ausführungen über ein Eндorfer Passionsspiel bemerkenswert, das auf einen biedermeierlichen Beamtdichter, den Regierungsrat Franz Xaver von Caspar, zurückgeht, und 1817 zuerst aufgeführt wurde. Dann griff man zur „Passion in lebenden Bildern“, wobei sich Harvolk mit der einstmals so beliebten Gattung länger auseinandersetzt. Passionsbilder prägten auch die Gestaltung des Eндorfer „Ägyptischen Joseph“, der sich lange Zeit im Repertoire erhielt. Photos und Theaterzettel erweisen sich als Belege im späten 19. Jahrhundert. Der letzte Teil ist der Behandlung der „Theatergesellschaft Eндorf“ gewidmet, die bis heute weiterspielt, längst ein eigenes „Theaterhaus“ besitzt, und deren Spielplan sich Jahr für Jahr genau feststellen läßt. Das Verhältnis der Theatergesellschaft zur Dorfgemeinschaft wird sachlich überprüft, Parallelen zu ähnlichen Spielorten im bayrisch-tirolischen Raum liegen nahe. Das Nebeneinanderstellen von je einem Heiligenspiel und einer „Joppenkomödie“ in jedem Jahr ist hier besonders bemerkenswert. Also etwa 1968: „Die selige Irmen-gard“ und „Girgl und Waberl“ oder 1974 „Maria Lourdes“ und „Der Guß-eiserne“. Die Texte wurden und werden von Theaterverlagen angekauft, die besonders auf den Geschmack des oberbayrischen Dorf- und Fremdenpublikums spezialisiert sind.

Alle diese Erscheinungen sind von Harvolk fleißig und umsichtig erhoben und zusammengestellt worden. Es ergibt sich ein durchaus interessanter Einblick in ein Gebiet, das sich sonst nicht leicht erschließt, weil es eben längst außerhalb des normalen Theaterlebens zu stehen scheint. Aber gerade das kann ja kein Kriterium für eine Zustandsfeststellung im Sinne unseres Faches sein.

Leopold Schmidt

Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte (= Suhrkamp taschenbuch 185), 272 Seiten, mit zahlreichen Abb. Frankfurt am Main 1974, Suhrkamp Verlag.

Als die Ständegesellschaft allmählich verging und 1848 auch offiziell ihr Ende fand, begann die Beschäftigung mit den vormalig ständisch gebundenen Erscheinungen, besonders mit den bäuerlichen Sitten und Bräuchen, in vorher nicht gekannter Weise. Nun hat ein weiteres Jahrhundert der „neuen Aufklärung“ die „Bürgerliche“ Familie soweit verändert, zum Teil auch gesetzlich umgeformt, daß die Beschäftigung mit ihrem Werdegang nahegerückt erscheint. Nicht, daß es vordem keine „Sozialgeschichte“ der Ehe, der Familie gegeben hätte. Selbst eine „Volkskunde der Ehe“ wurde gelegentlich geschrieben. Aber

nun, da Teile der deutschen Volkskunde sich zu einer Art „Sozialanthropologie“ gemauert haben, stellen sich doch andere Arten der Darstellung ein.

Ingeborg Weber-Kellermann, durch so manche Vorarbeiten auf diesem Gebiet wohlbekannt, hat einen ganzen „Versuch der Sozialgeschichte der deutschen Familie“ geschrieben, nicht etwa eine „Volkskunde der Familie“, wie sie Horst Becker 1935 versucht hat, was ihm hier S. 179 ff. beträchtliche Kritik einträgt. Frau Weber-Kellermann betont schon die „Sozialgeschichte“, und stellt nacheinander die Verhältnisse in frühgeschichtlicher, in christlich mittelalterlicher Zeit dar, für die frühe Neuzeit „Die Familie als Produktionsstätte“, für das 19. Jahrhundert seine offenbar bezeichnend erscheinende „Kleinfamilie“. Vor dem Kapitel „Die Familie in der Gegenwart“ steht ein ziemlich ausführliches Kapitel „Familie und Familienpolitik in der Zeit des Nationalsozialismus“. Alle diese Dinge lassen sich von uns aus schwerlich beurteilen. Das immer wiederkehrende Motiv der Ablehnung des „Autoritären Patriarchalismus“ rückt alle diese Ausführungen zu nahe an die Gesellschaftspolitik der Gegenwart heran. Dabei ist die Darstellung, wenn auch mit einer recht willkürlichen Auswahl der Tatsachen und Beispiele, fruchtbar und lesenswert. Daß die herangezogene Literatur mitunter sehr veraltet und einseitig anmutet, darf doch wohl gesagt werden. Wer kann heute noch unterschreiben, was Max Bauer 1922 für das mittelalterliche Bauerntum schrieb: „Die Entsittlichung der Hörigen und Leibeigenen war ungeheuer“ (S. 40)?

Bemerkenswert erscheint die ganze Darstellung durch die Methode, zu jedem Hauptkapitel einen Exkurs zu stellen, der seiner Herkunft nach volkskundlich ist. Zur Gesellschaft der Frühzeit wird ein Exkurs über das Stiefmuttermotiv im Märchen gestellt (wobei die sehr nützliche Arbeit von Werner Lincke, Das Stiefmuttermotiv im Märchen der germanischen Völker. Berlin 1933, nicht herangezogen wurde); die Verhältnisse des Hochmittelalters sollen durch den Exkurs über „Die Ballade von der schönen Jüdin“ erläutert werden, worüber Frau Weber-Kellermann schon ausführlich gearbeitet hat; zur „Familie als Produktionsstätte“ tritt der Exkurs über „Wohnen im niederdeutschen Bauernhaus“; zur „Kleinfamilie des 19. Jahrhunderts“ kommt der Exkurs „Hochzeit und Hochzeitsstaat“, der angesichts der in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten und durchgeführten Ausstellungen zu dem Thema recht aktuell erscheint; zur „Familie in der Zeit des Nationalsozialismus“ ist der Exkurs „Patriarchat und Erntebrauch“ gestellt, wobei sich Frau Weber-Kellermann auf ihr eigenes gewichtiges Buch berufen kann, wogegen aber sonst der Zusammenhang doch nicht ganz einsichtig wird. Zum abschließenden Ausblick „Die Familie in der Gegenwart“ gesellt sich der zweifellos amüsante Exkurs „Die deutsche Bürgerfamilie und ihre weihnachtlichen Verhaltensmuster“. Und soviel an gutem Material über Weihnachtsbrauch hier auch verarbeitet ist, man empfindet die Bezeichnung „bürgerlich“ in allen diesen Zusammenhängen immer als eine Art von Beschimpfung, und kann die Darstellung daher nicht als in unserem Sinne gerechtfertigt, fachlich distanziert genug, ansprechen. Eine stark anregende Wirkung dagegen wird man dem sorgfältig gearbeiteten Büchlein nicht absprechen wollen.

Leopold Schmidt

Fachprosaforschung. Acht Vorträge zur mittelalterlichen Arteslieder. Herausgegeben von Gundolf Keil und Peter Assion. 257 Seiten. Berlin 1974. Erich Schmidt Verlag. DM 59,—.

Die Erforschung der mittelalterlichen Fachprosa ist in unseren Jahrzehnten im wesentlichen von einem einzigen Forscher, nämlich von Gerhard Eis, getragen und gefördert worden. Seine Schüler versuchen nun allenthalben,

sein Werk sinnvoll fortzusetzen. Die vorliegenden acht Vorträge schließen denn auch an den hier an erster Stelle veröffentlichten Vortrag von Ejs „Altdeutsche Fachschriften als Urkunden des zivilisatorischen Fortschritts“ an. Aus den weiteren Vorträgen sind für uns vor allem zwei herauszuheben, nämlich der von Peter Assion „Fachprosaforschung und Volkskunde“ und jener von Wolfgang Schmitt „Zur Literatur der Geheimwissenschaften im späten Mittelalter“. Assion führt vor allem jene Gedanken weiter, die man als „Wesselski-Richtung“ in der Volkerzählforschung bezeichnen kann, mit Betonung des Einflusses schriftlicher Medien für die Tradierung. Das heißt, das Pendel schwingt zur Zeit stark nach dieser Richtung aus, wogegen es früher genau in die andere Richtung, nämlich jene der Überschätzung der reinen „oral tradition“ schwang. Angesichts der Fülle von schriftlichen Hinweisen gerade auf den Gebieten des Volksglaubens, der Volksmedizin, ist es nicht unverständlich, daß Assion hier noch nachstößt. Aber direkt verallgemeinern wird man all dies auch nicht dürfen.

Der gut gearbeitete Band, mit Sachregister und Wörterverzeichnis versehen, bedeutet sicherlich auch für die volkskundliche Seite dieser Forschungen einen Fortschritt. Leopold Schmitt

Frankfurter Wörterbuch, auf Grund des von Johann Joseph Ooppel und Hans Ludwig Rauh gesammelten Materials herausgegeben im Auftrag der Frankfurter Historischen Kommission in Verbindung mit dem Institut für Volkskunde der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main von Wolfgang Brückner. 4. Lieferung (Evangelium bis Gedibber), bearbeitet von Rosemarie Schanze. S. 625—816. Frankfurt am Main 1975, Verlag Waldemar Kramer.

„Evangelium“ ist gutbekannt, „Gedibber“ dagegen gar nicht, und so freut man sich, diesen und so manchen anderen Frankfurter Mundartausspruch hier nachschlagen zu können. Das Wörterbuch schreitet zügig vorwärts, ist nunmehr schon beim „G“ angelangt, die vorliegende Lieferung umfaßt das ganze „F“, und man wird hier in sehr vielen Artikeln Volkskundliches, vor allem Sprichwörter und Redensarten vorfinden. Besonders ergiebig erscheinen die Artikel Fastnacht, Fett, Feuer, Fichtenkranz (das Zeichnen der Apfelweirtschaften), Fieze (ein Gebäck), Finger, Fisch, Fischerstechen, Floh, Franse, Freihochzeit, Fressen, Früh, Fuchs (mit fuchsen, fuchsig, fuchsteufelswild, Fuchsschwänzer), Fuld (für den Teufel), fünf und Fuß. Vom „G“ kommen hier noch Gans, Gassaten, Geben (mit Gebenhausen) in Betracht.

Die Artikel enthalten jeweils das ganze Belegmaterial und knappe Erläuterungen, die manchmal vielleicht sogar zu kurz geraten sind. Auch möchte man sich wünschen, daß bei Sachangaben (etwa Redensarten, Brauchreimen usw.) auf die engste Fachliteratur verwiesen würde. So wäre bei den Fastnachtversen (Hawele hawel ane) doch wohl auf Hinrich Siuts, Die Ansingelieder zu den Kalenderfesten (Göttingen 1968), S. 37 und 233, Nr. 103 zu verweisen gewesen. Man sollte doch etwas deutlicher merken, daß das schöne Werk an einem Institut für Volkskunde bearbeitet wird.

Leopold Schmitt

Hans Watzlik, Das Ölbergspiel. Novelle. Mit einer Einführung und mit Betrachtungen zum entstehenden Freyunger Spiel von Erich Hans. Grafenau, Verlag Morsak, 1972. Geb. 53 Seiten, 6 Abb.

Die Neuauflage der Watzlik-Novelle aus dem Sammelbändchen „Die Einöder“, Reichenberg i. B. 1922, gilt der geistigen Vorbereitung auf die seit Jahren geplante Traditionsübernahme der untergegangenen Passionsspiele von

Höritz im Böhmerwald durch das selber schon früh dem geistlichen Volksschauspiel verbundene ostbayrische Freyung. Man erfährt manches über die Schwierigkeiten eines „Kuratoriums für die Wiederbelebung der Höritzer Passionsspiele in Freyung“ (seit Ende 1971), da es sich beim „Spiel vom Reiche Gottes“, ja notgedrungen eher um eine Innovation auf tradierten Rudimenten wird handeln müssen. Hier zeichnet Erich Hans in seiner Interpretation von Personen und Geschehen um Ex-voto-Ursprung und tragische Frühgeschichte von „Amselberg“ (= Höritz) bei H. Watzlik die Schlüsseldarstellung der Novelle in der Rückschau auf den Spielleiter J. J. Amman aus Tirol und seine Aufführungen von 1893/94 auf der Grundlage des Höritzer Textes von Paul Gröllhesl samt den recht unerquicklichen Auseinandersetzungen des nachmals verbittert abwandernden Amman wegen der Textumgestaltung durch den Nikolsburger Propst Landsteiner und die ab 1895 erneuerten Aufführungen unter dem Spielleiter Ludwig Deutsch nach. Auch die nicht ganz durchsichtige Rolle des Deutschen Böhmerwaldbundes (der die Restauflage des Amman-Textes einstampfen hatte lassen) klingt an. Man wird diese Vorkommnisse um Spiel-„Dichter“ und Spielleiter, die ja unter anderen Voraussetzungen anderswo ihre Parallelen hatten (vgl. L. Kretzenbacher, Sylvester Wietinger/Metnitz und die Krise des Kärntner Volksschauspiels zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Volkskunde Kärntens. Festgabe für Oskar Moser, Klagenfurt 1974, S. 97—117) und noch haben (Oberammergau 1970 und die „Folgen“!), einmal breiter untersuchen müssen. Zumal auch die Widerspiegelung in der (Hoch- bzw. Individual-)Dichtung bei Max Mell wie bei Hans Watzlik und vielen anderen (vgl. etwa das Gedicht „Budweiser Weihnacht“ von Karl Franz Leppa auf den Budweiser Volksschauspieldichter der „Comedi von der freudenreichen geburt Jesu Christi“ Benedikt Edelbeck [Edelpöck] von 1586 im Sammelbändchen Böhmerwälder Lyrik „Des Waldes Wiederhall“, hrsg. v. Heimatverband der Böhmerwälder, Stuttgart o. J. [um 1973], S. 26 f.). Freilich sollte im Vorspann zur Neuausgabe der Watzlik-Novelle nicht stehen (S. 5): „Im Jahre 1682 wurden die Texte solcher Spiele von dem Kapuzinerpater Marin Cochem zusammengefaßt. Er gab seinem Werk den Namen „Das große Leiden Christi.“ Es handelt sich um das weitausgreifende, breit und langnachwirkende Erbauungsbuch „Das Große Leben Jesu“ und nicht um eine Spieltextsammlung. Das hatte uns eben jener verdienstvolle J. J. Amman bereits wohltuend klar dargetan („Das Leben Jesu von P. Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele.“ Zs. d. Ver. f. Volkskunde III, Berlin 1893, S. 208 ff., 300 ff.). Man kann es derzeit bequem samt der Fachliteratur zum weitverzweigten Traditionserbe im Bayerischen Wald und im Böhmerwald nachlesen im Handbuch von Leopold Schmidt, Das deutsche Volksschauspiel. Berlin 1962, S. 287 ff., 433 ff. Leopold Kretzenbacher

L. Brandts Buys, De landelijke bouwkunst in Hollands Noorderkwartier. Stichting Historisch Boerderij-onderzoek — Arnhem 1974, 593 Seiten, 670 Abbildungen, Pläne und Zeichnungen, IV Karten, z. T. als Beilagen.

In verschiedenen Ländern Europas erscheinen neuerdings umfassende und nach modernsten Gesichtspunkten gearbeitete Dokumentationswerke über das Bauernhaus. Das ist sicher kein Zufall angesichts der einschneidenden Veränderungen und Substanzverluste in allen Bereich unseres Kontinents. Um so schmerzlicher tritt einem dabei das Fehlen einer derartigen Unternehmung für Österreich vor Augen, jenem Kernraum Zentraleuropas, wo man dafür eigentlich aus den verschiedensten Gründen am meisten Verständnis und eine

zwingende Notwendigkeit allein beispielsweise aus dessen Funktion als europäische Erholungslandschaft erwarten müßte.

Ein eindrucksvolles Beispiel bieten uns in dieser Hinsicht die Niederlande. Dort ist es nicht zuletzt aus der wissenschaftlichen Arbeit und den Bemühungen von „Nederlands Openluchtmuseum“ in Arnheim zu einer eigenen „Stifting für historische Bauernhausforschung“ (Stichting Historisch Boerderijonderzoek) gekommen, die neben den laufenden Publikationen des Arnheimer Freilichtmuseums selbst (darunter fünf umfangreiche Mappen mit wertvollen Aufmaßplänen) bereits ein halbes Dutzend hauskundliche Veröffentlichungen seit 1967 herausgebracht hat, deren letzte das vorliegende Dokumentationswerk über das westfriesische „Stelp-Haus“ und seine Entwicklung in den letzten vier Jahrhunderten darstellt.

In dem wuchtigen, aber sehr handlich eingerichteten Band behandelt der holländische Architekt und Denkmalpfleger L. Brandts Buys nicht zuletzt auf Grund eigener Bestandsaufnahmen aus den Jahren 1941 bis 1946 das ländliche Bauen in einer der eigenartigsten und auch interessantesten Großlandschaft der Niederlande, deren Kulturgebiet den gesamten Nordbereich der Provinz Nordholland zwischen Amsterdam und dem heutigen Nordseekanal, der Zuiderzee und dem großen Abschlußdeich, jetzt „Ijsselmeer“ genannt, mit Einschluß auch der einstigen Insel Wieringen umfaßt. Es handelt sich um ein Tiefland mit vorwiegender Grünlandwirtschaft, das dem Meer auf weite Strecken erst seit dem 13. Jahrhundert durch Deichbauten und seit der Einführung der Windmühlen in späterer Zeit durch Einpolderungen abgerungen worden ist. Hervorstechendste Merkmale im Hausbau dieser Landschaften (Waterland, nördl. Kennemerland, Beemster, West-Friesland bis Wieringen und Koe-gras an der Zuiderzee) sind die friesische Art der Hausanlage rings um einen zentralen Heustapel, den „Haubarg“ oder niederländisch „berg“, die gleichfalls für die Friesen typische Art der Aufstallung des Großviehs mit dem Kopf zur Außenwand des Stalles (im Gegensatz zu Südholland: Kühe mit dem Kopf zur „Deele“!), die durch das Grasland bedingte Verbreitung selbstständiger Rutenberge bzw. „Heuscheunen“ sowie die aus der Einbeziehung der letzteren in die Hausanlagen bedingten massigen Baukörper der Bauernhäuser mit ihrem typisch pyramidenförmigen Dach. L. Brandts Buys hat für alle derartigen Haustypen die niederländische Begriffsbezeichnung „stelp“ eingeführt, „obschon die Bauern dieser Landschaft das Wort nicht gebrauchen“ (S. 482). Ihm entspräche das niederdeutsche „stölpe“ und das hochdeutsche „Stülpe“, das wir etwa aus der Terminologie der Bienenwohnungen als „Stülper“ kennen. In der deutschen Hausforschung verwendeten F. Saefel, K. Junge, W. Peßler, Gustav Wolf u. a. dafür „Barghus“, „Haubarg“ oder „Gulphaus“, soweit es sich um friesische Großhäuser von verwandtem Gerüstaufbau und ähnlicher Grundanlage handelt. Diesem Haustyp, für den der Verfasser in seinem Untersuchungsraum drei Grundvarianten, nämlich: den „Nordholländischen oder Normalstelp“, den „Westfriesischen Stelp“ und den sogenannten „Langhausstelp“, mit einer großen Zahl von Ableitungen und Erweiterungen ermittelt hat, wird das Bauernhaus ohne Stelp gegenübergestellt, das sich als „Nordholländisches Langhaus“ und als „Heuhausgehöft“ mit besonderem „Heuhaus“ zugleich offenbar als ursprüngliche oder doch ältere Formenschicht darbietet. Anschließend daran folgt der „Wieringer Bauernhof“, dessen Kern sich i. d. R. als ein „Sechsrutenberg“ mit Langfirst und als eine Erweiterung des Stelp-Typs darstellt. Die Behandlung all dieser Hausformen beansprucht zusammen mit der geographischen Einführung und der Einleitung über Typeneinteilung und -benennung rund die erste Hälfte des Buches. Sie wird durch ausgezeichnetes Plan- und Bildmaterial unterstützt und jeder behandelte Bau lagemäßig auf einer eigenen Kartenbeilage (Karte IV) ausge-

wiesen, so daß sich zugleich ein klares Bild von der Erfassung der verschiedenen Hauslandschaften ergibt.

In einer solchen Buchanzeige ist es nun nicht möglich, allein für diesen topographischen Hauptteil des Werkes auf Einzelheiten einzugehen, zumal dafür eine sehr umfangreiche, mit Verweisziffern ausgestattete und vortreffliche „Zusammenfassung“ beigegeben ist (S. 482—527), die von H. L. Cox (Utrecht) und Josef Schepers (Detmold), also von ersten Fachleuten, dankenswerterweise verfaßt wurde. Trotzdem muß man jedem Benützer dringend raten, den niederländischen Originaltext heranzuziehen, für den man übrigens dem Verfasser ein ganz besonderes Kompliment machen muß, was Umsicht, Sachverständnis, Klarheit und Wärme der Darstellung anbelangt. Aus ihm tritt dem Leser ein gutes Stück niederländischen Bauern- und Hauslebens unmittelbar entgegen, nicht nur im Dinglichen und in der Hauseinrichtung, sondern auch was Arbeitsleben, Viehhaltung, Wohnsitten und „Lebensqualität“ betrifft. Dazu finden sich aber ebenso wichtige und wertvolle Details allenthalben eingestreut, die jeden Hausforscher berühren und interessieren. Ich verweise nur auf das Problem der Typengliederung, zu der der Verfasser meint, es zeige sich dabei der „merkwürdige Umstand, daß wir das Gemeinsame und Verbindende oft viel stärker erfüllen als wir es rational zu umschreiben vermögen, je mehr die Objekte Zeugnis geben von einer noch wirklich lebendigen und entfalten Kultur“ (S. 29, Abs. 2,0—2.1). Ebenso darf etwa im Vergleich zur alpinen Scheunenwirtschaft die Feststellung von Brandts Buys vermerkt werden, die die Lage „mitten im Bauernhaus“ für den „Heubarg“ (hooiberg) näher begründet: dieser erhält dadurch „eine große Höhe. Dies aber ist wieder für das Heufutter von Bedeutung, denn eine feste Pressung im Heustock hat einen günstigen Einfluß auf die Gärung und damit auf die Qualität des Heues als Viehfutter“ (S. 29, Abs. 1.9). Hier ergibt sich unmittelbar eine Parallele zum sogenannten „Tiefbansen“ oder „Grundschnupfen“ der alpinen Stallscheunen, bei denen sicher auch dieses Moment neben dem verkürzten Weg der Futterbringung eine Rolle spielt*). Wichtig erscheint mir ebenso für eine vergleichende Hausforschung die Behandlung der verschiedenen Formen von Heufeimen oder Heubergen („klampen“ und „vijzelberg“, „kapberg“ und „kapschuur“), bei denen es sich ohne Zweifel um alte gemeineuropäische Frühformen der Heuwirtschaft handelt (S. 83 ff. und 212 ff.). Eine wahre Fülle derartiger Beobachtungen und Feststellungen bereichert durchwegs den Text, aus dessen Darstellung wieder einmal die enge Wechselbeziehung zwischen Mensch und Landschaft besonders deutlich wird, von der der Verfasser so schön sagt: „Der Mensch formt die Landschaft durch Pflege, aber zugleich formt die Landschaft den Menschen, seinen Charakter, sein Denken und sein Leben“ (S. 112, Abs. 6.7). Wo würde dies deutlicher zu erkennen sein, als hier in diesem Tiefland, das immer wieder von Deichbrüchen und Sturmfluten heimgesucht wurde und dessen Naturgewalten in ihrer Härte und Unentrinnbarkeit wohl nur mit jenen des Hochgebirges vergleichbar sein dürften.

Von besonderem Gewicht für die vergleichende Hausforschung ist die zweite Hälfte des Buches. In den Hauptstücken VIII bis X werden hier „Konstruktion und Formgebung“, das benützte „Karten- und Archivmaterial“ hinsichtlich seines tatsächlichen Quellenwertes und schließlich „Die älteste Entwicklungsgeschichte“ des friesischen Hauses behandelt. Wie im ersten Teil, so schreitet Brandts Buys auch in diesen bedeutsamen Abschnitten seines Werkes

*) Siehe Richard Weiss, Stallbauten und Heutraggeräte Graubündens in sachgeographischer Betrachtung. In: Festschrift für Jakob Jud (= Romanica Helvetica XX), Zürich 1943, S. 40 f. („Fanillastall“); Oskar Moser, Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten (= Kärntner Museumsschriften 56), Klagenfurt 1974, S. 99 ff.

induktiv und äußerst behutsam vor. Hier beruht alles auf Fakten und es gibt keine „Ideologie des Hauses“, die vorgäbe oder vorschriebe, was nicht einfach dem Bautatbestand entspricht. So entsteht ein Bild der Entwicklung, der sich um so eher mit den historischen Bildbefunden und archäologischen Grabungsergebnissen in Verbindung bringen läßt.

Verfügbar sind dafür einzelne Baudenkmäler ab dem frühen 17. Jahrhundert, historisches Bild- und Kartenmaterial (dieses seit 1561, 1595, 1603 und später), dessen Quellenwert und Brauchbarkeit der Verfasser in einem eigenen Exkurs untersucht (Kap. IX), sowie die Grabungsergebnisse A. E. van Giffens über die frühgeschichtlichen Wurtensiedlungen (niederländ. Terpen), insbesondere der Wurt von Ezinge. Dabei stellt L. Brandts Buys fest, daß die friesischen Langhäuser an Zahl zunehmen und der „Heuberg“ sich selbstständig, je weiter man in der Geschichte zurückgeht (S. 448, Abs. 0.0). Ebenso zeigt sich schon um 1560 das Verschwinden des Rauchlochs im Strohdach („rookgat“) und das Aufkommen von „schoorsteenen“ (S. 450, Abs. 1.0). West-Friesland kannte also noch in der zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts das hallenartige „open huis“ ohne oder nur mit wenigen Raumabteilungen in altertümlicher Holzbauweise (Flechtwände, Schildwalme, ohne Fenster usw.). Die Summe dieser Tatbestände ergibt ein Wohnstallhaus als durchgehende Halle und „Langhaus“ mit 2 x 5 seitlichen und nach außen gekehrten Großviehboxen und mit einem bis ins Dach offenen Wohnraum mit zentraler Herdstätte auf ± 10 Deck- oder Jochbalkengebinden und mit seitlichen Kübungen und niedrigen (schräg abgestützten) Außenwänden. Der „Heuberg“ lag im Freien hinter dem stallseitigen Giebel mit Einfahrt (Abb. 613).

Da sich zwischen dieser von Brandts Buys rekonstruierten altfriesischen Hausanlage und den Bauresten der Wurt von Ezinge, deren stratigraphische Fundschichten von 200 v. Chr. bis 200 n. Chr. zu datieren sind, nachgerade „frappante Übereinstimmungen“ ergeben (S. 460, Abs. 5.1), so dürfte sich der Übergang von primitiveren Vorformen und Hüttensiedlungen zum „Bauernhaus“ dieses bekannten Grundtyps bereits vor den Frühanlagen dieser Wurtensiedlung, d. h. vor 200 v. Chr. vollzogen haben. Der Verfasser selbst meint dazu (S. 460): „Wir vermögen demnach die alten Wurtensiedlungen (wie eben die von Ezinge, d. Ref.) bereits als friesisch zu erkennen und lernen gleichzeitig daraus, daß es in jener fernen Zeit einen Unterschied zwischen West-Friesen, Friesen und Ost-Friesen wahrscheinlich noch gar nicht gab. Ihr bedeutendes Alter (± 200 v. Chr. bis ± 200 n. Chr.) zeigt, inwiefern hier eine kontinuierliche Entwicklungslinie bis in das Altertum zurückführt; aber es zeigt auch, daß die frühen Phasen der Hausbauentwicklung nach ganz anderen und größeren Zeitmaßen zu beurteilen sind als etwa die seit dem späten Mittelalter.“

Das durch seine zahllosen bautechnischen Details besonders beachtenswerte Buch ist vorzüglich ausgestattet. Es besitzt eine Übersichtsliste zur Geschichte der Landgewinnung für das „Noorderkwartier“ der Provinz (mit Karte I bis II), ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur, ein ausführliches Register zur ortsüblichen Bauterminologie mit Worterklärungen und Verweisen auf die betreffenden Textstellen (niederländisch) sowie fünf Spezialregister zu Orts- und Landschaftsnamen. Durch die Anwendung des DK-Leitzahlensystems im Text sind besonders bei den z. T. farbigen Abbildungen vielfache Querverweise ausgiebig angebracht. Beim modernen Offsetdruck scheint es hier zu Unrichtigkeiten gekommen zu sein, die in einem Beiblatt korrigiert werden. — Jedenfalls wird man die „Stiftung für historische Bauernhausforschung“ der Niederlande zu diesem großartigen Dokumentationswerk beglückwünschen und dem Verfasser für diesen bedeutenden Beitrag zur Hausforschung in Europa, dem viele Neuerkenntnisse und für manchen neuen Weg (auch im Methodischen!) außerordentlich dankbar sein müssen.

Oskar Moser (Graz)

(Cornel Irimie, Corneliu Bucur u. a.): Museum der bäuerlichen Technik/Brukenthalmuseum — Sibiu. Sibiu 1974, 204 Seiten mit zahlr. Plänen, Zeichnungen und Photos. 1 Plan des Museums im Anhang.

Aus Sibiu (Hermannstadt) in Siebenbürgen (VR Rumänien) erreicht uns dieser vortreffliche Museumsführer. Im Rahmen eines ganzen Komplexes von Museen in Hermannstadt, der den altbewährten und klingenden Namen des Brukenthalmuseums weiterführt, wurde dieses „Museum der bäuerlichen Technik“ bereits seit 1956 geplant und wissenschaftlich vorbereitet, seit 1964 aufgebaut und 1967 anlässlich der 150-Jahr-Feier des Brukenthalmuseums eröffnet.

Rumänien hat damit insgesamt fünf Freilichtmuseen aufzuweisen, von denen das in Cluj (Klausenburg) seit seiner Wiedereröffnung Bauernhöfe und technische Denkmäler, das große „Muzeul satului“ in Bukarest (1936 gegründet) vornehmlich Volksarchitektur, das Freilichtmuseum von Golești (Argeș) insbesondere Obst- und Weinbau zeigen. Das neue Hermannstädter Freilichtmuseum hat sich auf einem Gelände von über 90 ha als eines der ersten dieser Art in Europa auf die ländlich-bäuerliche und gewerbliche Technologie spezialisiert, verfolgt also das Ziel, ein möglichst vollständiges Bild von der vorindustriellen Ergologie und Technik und ihrer Geschichte zu geben, und veranschaulicht dies durch Bauten, Betriebsanlagen, Werkstätten, Arbeitsmaschinen und -geräte sowie die entsprechenden Erzeugnisse. Es bezieht in seinen Plan Jagd, Fischfang und Sammelwirtschaft ebenso mit ein wie die agrarische Produktion (Hirtenwesen, Viehzucht, Ackerwirtschaft), demonstriert aber vor allem die primären Verfahren bei der Aufbereitung und Verarbeitung von Holz, Stein, Metallen (Bergbau!), Ton, tierischen und pflanzlichen Fasern.

Einleitend befaßt sich Cornel Irimie, der rührige Direktor des Brukenthalmuseums, mit dieser umfassenden Zielsetzung und ihrer Problematik. Er berührt ferner die museologischen Grundsätze und den bisherigen Verlauf beim Aufbau dieses Museums, die Eigenstellung und Bedeutung der hier erfaßten Sachgüter, deren museale Darstellung zweifellos besonders delikate ist und manche Schwierigkeiten mit sich bringt. Wenn er dies insbesondere unter Bedachtnahme auf die rumänische Forschungsarbeit und mit dem Blick auf die Besucher seines Landes tut, so eröffnet sich uns dabei ein äußerst interessanter Einblick sowohl in die Arbeits- und Sachwelt desselben wie auch ein eindrucksvolles Bild von der geleisteten Forschungs- und Musealarbeit. Das Museum zählt jetzt bereits 147 Objekte, und staunend stellt man fest, daß diese von nicht weniger als sieben Fachmuseologen an der Seite des Direktors betreut werden.

Das Museum liegt in nächster Nähe von Hermannstadt im sogenannten „Jungen Wald“ (Dumbrava Sibiului) und erstreckt sich in einem gewässerreichen Gelände von fast 5 km Länge. Es umfaßt vier große Abteilungen: Jagd, Fischfang, Viehzucht und Ackerbau; Transport und Verkehrsmittel (auch zu Wasser); die Verarbeitung von Holz, Metall, Stein und Ton (mit mehreren Bauertöpfereien) sowie — in einer eigenen Pavillonausstellung — Spinnen und Weben mit allen dazugehörigen Arbeitsgängen und Verfahren.

Der soeben erschienene Katalog bietet dazu eine erste nähere Information mit kurzen, aber fachkundigen Beschreibungen der Einzelanlagen unter Beigabe von Photos und sehr hübschen Zeichnungen.

Beachtlich ist für uns das Vergleichsmaterial besonders an Kleinbauten, Hirten- und Sennhütten, Geräten, Pressen, Mühlen, Stampfen und Walken, Werksanlagen u. dgl. Von der „Lijanca“, dem Lehmofen mit Liegebank der Fischer im Donaudelta, reicht das über die Sennhütten mit Schaffperch in den Ostkarpaten bis zu den Tuchwalken Siebenbürgens. Vielleicht sollte man

einzelnes wie das große Blockbau-Gehöft von Măgura bei Bran, wo es übrigens auch ein kleineres regionales Freilichtmuseum gibt, mit dem typischen Herdofen (S. 49), oder den Dörrofen aus den Karpatenvorbergen (Dîmbovița-Tal) (S. 54), das Kelterhaus aus Bălănești (Kreis Groj) (S. 57), die Anke mit Rollenzug aus Arbore im Kreis Suceava (S. 62), die eifache Tretanke von Nădăjția (Kreis Hunedoara) (S. 65), die verschiedenen Turbinenmühlen (ähnlich den Kärntner „Flodermühlen“) aus dem Vorland der Südkarpaten (S. 80 ff.), den prachtvollen Stützspeicher aus Cerbia (Kreis Kunedoara) (S. 93), die gehackten Korntrühen Rumäniens (S. 89) und 93) neben der großen Schiffsmühle aus Munteni (Kreis Vîlcea) (S. 94 ff.) und neben den wenig bekannten Windmühlen (z. T. mit Leinenbespannung) aus der Dobrukscha (S. 101 ff.) u. v. a. doch eigens hervorheben. An ihnen zeigt sich nämlich, daß hier durchaus wichtiges und bedeutsames Vergleichsmaterial für die Volkskunde Europas eingebracht und geborgen wurde. Im Führer ist dies alles nach seinen wesentlichen Aspekten trefflich beschrieben, sehr vieles auch abgebildet.

Eine kleine Spezialbibliographie unterrichtet über die Forschungsarbeit dieses Museums, der sogar eine eigene Publikationsreihe „Cibinium“ (seit 1966) zur Verfügung steht. Nützliche thematische Sachübersichten, ein kleines Wörterverzeichnis zur „Erläuterung rumänischer Ausdrücke der bäuerlichen Technik“ (wir notieren daraus etwa: arie = Dreschplatz; boștină = Wachstrebensammler; camniță = Ofenaufbau; castăn = Schubladkasten; grif = Zeppin; răvar = Käsereiber; șisțar = Melksechter; vâiegar = Walkmüller, Walker) und ein Übersichtsplan zum Museum beschließen den gut ausgestatteten Führer.

Oskar Moser (Graz)

Ambros J. Pfiffig, Religio etrusca. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1975. Geb. Groß-Oktav, 426 Seiten, 175 Strichzeichnungen im Text. öS 420,—.

Die Etruskologie hat in rund hundert Jahren ihres Bestehens nach schwieriger Enträtselung der Sprache jenes versunkenen Volkes manchen Disziplinen wichtige Erkenntnisse vermittelt: der Religionswissenschaft zuvorderst, der Archäologie des altitalienischen Vielvölkerraumes, seiner Substrate, Adstrate und römischer Überlagerer; manches auch einer vergleichenden Volkskunde und Kulturgeschichte alteuropäischer Hoch- und „Volks“-Kulturen. Früh schon wußte man aus römischen Quellen von der Bedeutung etruskischen Funeralbrauchtums für das Maskenwesen und für die rituellen Ursprünge des Theaters in den Tierhetzen und (allerdings nicht spezifisch etruskischen) Leichenspielen u. ä. Aber eine den gesamten Wissensbestand unserer Zeit vermittelnde, aus Autopsie der überaus vielen, ständig noch wachsenden Funde wie aus der Kenntnis der überraschend reichen antiken Quellen über die Etrusker sowie aus einer durchwegs sehr distanziernten, kritisch erwägend sowie Zustimmung und Ablehnung auch begründend erwachsenen „Etruskischen Religionsgeschichte“ bildet erst dieses große Werk des Wiener A. J. Pfiffig. Er kommt von Völkerkunde und Sprachwissenschaft her und hat bereits ein großes Werk über „Die etruskische Sprache. Versuch einer Gesamtdarstellung“ (Graz 1969) vorgelegt. Zudem kann er auf zahlreiche Einzeluntersuchungen in den Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (seit 1961) verweisen. Darunter befindet sich als eine gerade auch die Volkskunde sehr anregende Studie jene über die Ritualbestimmungen auf jenen Bleitafeln im Palazzo Ducale zu Gubbio/Umbrien, die als „Tabulae Iguvinae“ bekannt sind und vom Vf. in seiner „Religio Iguvina“ (Wien 1964) in den großen Zusammenhang gestellt werden. Pfiffig geht es durchwegs um den Begriff des spezifisch „Etruskischen“ im Rahmen einer Kulturgeschichte des Religiösen im

weiten Mittelmeerraum über mehr als anderthalb Jahrtausende hinweg bis zum Verschwinden der Etrusker aus den Quellen im 7. Jahrhundert n. Chr. Von daher ergibt sich die seitens der Volkskunde so sehr erwünschte Ausweitung. Pffiffig betont a priori die Mehrschichtigkeit der Glaubensinhalte wie der Ritualformen, soweit sie aus den vielen antiken Quellen ablesbar ist. Ebenso die Mehrgeleisigkeit der Ethnogenese; sie hängt für den Vf. vielfach mit der Poleogenese, der Stadtbildung zusammen (S. 10). Daß im Grabo (krapu-) eine mediterrane Megalith-Gottheit nachklingt, ist eine Annahme. Daß für die älteste Schicht des etruskischen Pantheon Muttergottheiten dieses Raumes vorausgehen, denen sich männliche Hochgötter einer erheblich jüngeren Periode und schließlich synkretistische Gottes-(und Dämonen-)Vorstellungen zugesellen, scheint gesichert. Es ist erfreulich, daß sich Pffiffig in betonter Schlichtheit und Klarheit seiner Darstellungen einer religionswissenschaftlichen Terminologie bedient, in der er bewußt J. Haekel (Beitrag „Religion“ im Lehrbuch der Völkerkunde, 3. Aufl., hrsg. v. H. Trimborn, Stuttgart 1971, S. 72—141) folgt, wie sie auch für die Vergleichende Volkskunde in ihrer Blickschau auf Archäoethnologie als Sonderdisziplin im Sinne einer „Altertumswissenschaft als Kultur der Schriftvölker“ (S. 11) nützlich und brauchbar erscheint. Daher auch der Wert der Vorausbetrachtungen (S. 12 ff.) mit guten Kurzdefinitionen für Religion, Aberglaube, Magie, Weltanschauung, Seele (grundverschiedene Vorstellungen!), Heiliges, Numen, Macht, Kraft, Amulett, Talisman, Omina, Symbole usw., jeweils bezogen auf Ursprünge und Struktur der Religio etrusca als einer Offenbarungs-(und Buch-)Religion, die sich schon dadurch von der griechischen und von anderen nichtorientalischen Religionen des Altertums unterscheidet, auch die „Mysterien“ bedingt. So läßt der Vf. mit jeweils auch kritisch eingesetztem philologischem Rüstzeug die etruskischen Götter und ihre Disziplinen, die sakralen Personen, Zeiten, Geräte, Opferkult, templum und (Sakral-)Bereichsvermessung (limitatio) am Leser vorüber ziehen. Dazu auch die allein nach der Herkunft schon vielschichtigen Besonderungen einer Zukunftsdeutung aus der Schau auf Leber (Haruspizin), auf Blitze (Brontoskopie) und Vogelzug (augurium), auf Jenseitsreise und die so seltsamen Vorstellungen über Religion, Ethik und Sexualität. Ständige Vor- und Rückverweise erleichtern das Leben.

Man muß sich, wenn man Etrurien selber als Volkskundler durchwandert hat, nicht allen Ansichten des Vf.s anschließen. Gewiß hat er ja recht, wenn er die z. T. sehr „lebenslustigen“, obszönen Freskodarstellungen eben in dieser oder jener Tomba von Tarquinia nicht „ethisch“ gewertet sehen will, sondern auf eine vor der Wirksamkeit des Christentums völlig andersartige Auffassung von sexus und Sinnenlust, Körperlichkeit und „Wertfreiheit“ der pudenda bezieht. Die vielen erotischen Szenen müssen wirklich nicht apotrópαιa sein, auch nicht bewußt-provokatorische Indezenz (anaischyntía), am Ort der Toten gezeigt. Sexualität stand tatsächlich im alten Mittelmeerraum völlig im Bereiche der Religion. Aber es fragt sich bei einzelnen (meist ja nicht in öffentlichen „Führungen“ zugänglichen) Grabfresken tatsächlich, ob man hier mit „Symbolbeziehungen“ als Erklärung das Auslangen findet. So wenig man die römische Religion vom Pornokabinett jenes Pompejaners oder unsere Zeit von den Sex-Fibeln dänischer oder bundesdeutscher Provenienz her beurteilen dürfte, wie manche Gruppensex-Szene in Tarquinia das Perverse der Ausschweifungen vorweggenommen hat, so wenig soll die „Etruskische Religion“ einer so langen Epoche vielschichtiger Kulturmanifestation danach beurteilt werden. Die breite Darstellung der anders als christlich zu wertenden Beziehungen von Religion und Sexualität (S. 218 ff.) ist verdientlich, aber das Sexus-Phänomen der etruskischen Grabbilder bedurfte eigentlich keiner Apologie mehr.

Pfiffigs Buch ist insgesamt für den Volkskundler anregend. Es sind kritische Darstellungen sakraler Grundbegriffe und Manifestationen in Bildern und Riten. Vgl. z. B. die rituelle Jahresnagelung (*clavus annalis*) im Tempel (S. 63); im Gegensatz dazu die magische *defixio* durch Festnagelung etwa eines Pestdämons (S. 61f.); dazu wieder jene anderen „Nägel“ (*bullae*) aus Bronze mit vergoldeten Köpfen, wie sie 1964 zu Pyrgi (Süd-Etrurien) als Prunktor-Verzierungen gefunden wurden u. ä. Anregend auch die Exkurse über Rotfärbung etruskischer Götterstatuen wie Rot-Schminkung des römischen Triumphators, des Siegerfeldherren als stellvertretender Epiphanie des Gottes im Sinne der Rotfärbung als Göttermaske bereits bei Plinius, *nat. hist.* 33,111 (Pfiffig S. 23).

Hier nähern wir uns schon dem Synkretismus der Kaiserzeit, der bewußt gesteigerten Abwehr orientalischer Religionen, verbunden mit einer Art Restitution der *Etrusca disciplina* als der „ältesten Disziplin Italiens“, deren Wiederaufnahme und nunmehriges Fortleben bis ins frühe, bereits z. T. christlich gewordene 4. Jahrhundert herein, wenn auch mit jeweiliger Sonderstellung der Haruspizin, gegen die noch im 7. Jahrhundert Verbote erlassen werden mußten! Kein Wunder, wenn der Vf. auch noch späteres, sozusagen parasitäres Fortleben von Einzelementen der abgesunkenen etruskischen Religion durch gegenseitige Beeinflussung mit dem neuen oder durch Kumulierung von Altem und Neuem lange über den im 7. Jahrhundert aus den Quellen verschwindenden Gebrauch der „etruskischen Religion“ vermutet. Dies zumal für die Toskana, für die südliche Poebene und für die Campagna als Zentralgebiete. Freilich bleibt die Identifizierung als spezifisch „etruskisch“ (bei der Fülle altitalischer Religionen als Substrate der Römisch-Lateinischen und nachmals Christlichen!) schwierig. Manches zu erfassen hatte Ch. G. Leland (*Etruscan Roman Remains in Popular Traditions*), London 1892, versucht. Damit setzt sich Pfiffig bewußt gemäßigt in der Kritik auseinander. Er kann auf Eigen-erlebnisse verweisen und vermag (S. 384 ff.) etliches tatsächlich „Etrusker-verdächtiges“ aus dem toskanischen Gegenwarts-Aberglauben beibringen, das ihm durch Namensanklang oder -kontinuität gesichert erscheint. Es bezieht sich auf den blitzeschleudernden Kobold (*folletto Tigna*), auf eine die Liebenden schützende Fee *Turanna*, einen (ambivalenten (Weingarten-Kobold *Faflo(n)*) (als möglicher Nachfahre des etruskischen Weingottes *Faflo(n)/Fuflo(n)*). Den kindhaft aus dem Erdboden kommenden, die Zukunft kündenden etruskischen Tages wollte schon Leland (S. 96) in einem *spirito bambino* namens *Tago/Terieg'h* erkennen. Ähnliches gilt für einen immer treulosen Dämon, die *Bergoia*, eine anthropomorphe Hagelsenderin; in ihr soll die mit der etruskischen Blitzlehre verbundene „Prophetin“ *Vecu/Vegoia* als Hexe nachleben. Aber das bleibt alles auf Namensanklänge und m. E. doch zu sehr allgemeine dämonische Verhaltensweisen begrenzt wie *Tesana*, *Alpena*, *Albinia*, *Meana*, *Merna*, die man als Nachklänge der Namen etruskischer *Lases* (nicht altitalisch *Lares*) aus dem geflügelten Gefolge der Göttin *Turan* sehen möchte. Auch Pfiffig betont, daß der italienische *Silvano* doch wohl eher vom römischen *Silvanus* denn von einem etruskischen *Selvan* herzuleiten ist. Ob der (Hermes-artige, Botschaften überbringende, „sozial“ den Räubern helfende, aber auch als geiler Verführer auftretende, viehhütende) moderne *Téramo* wirklich „zweifelloso *Turnus/Merkur/Hermes*“ ist, als solcher ein bipolarer „Trickster“ (S. 387), sei deswegen erstlich angezweifelt, weil es Dutzende von ähnlichen Kobolden, Volksglaubensgestalten der „niedereren Mythologie“ allüberall und besonders auch in Italien gibt, auch wenn man den Namensanklang nicht verkennen möchte und „volkskundlichen Rücklauf“ aus der zu Lelands Zeiten gewiß noch nicht popularisierten Etruskologie ausschließen darf. Immerhin: die Toleranz der spätrömisch-heidnischen Religion einerseits, die Differen-

zierung dieses Heidentums und jeder Art Polytheismus durch die apologetische Theologie des jungen Christentums andererseits konnte gewiß Erhaltungsfaktoren des „Paganen“ abgeben. Der hohe Wert des neuen Werkes von A. J. Pfiffig liegt nicht in diesen Schlußbemerkungen zur eventuellen Kontinuität der Religio etrusca im rezenten Volksglaubens Etruriens, vielmehr in der Systematik einer aus den Quellen erarbeiteten, mit der reichen bisherigen Literatur sich kritisch auseinandersetzenen Gesamtüberschau, die lange erwünscht war. Ein Sonderlob gilt den vorzüglichen Umzeichnungen der auf Photographien und hinter Ausstellungs-Vitronen so schwer ausnehmbaren vielen mythologischen und Genre-Darstellungen der etruskischen Spiegel als einer ganz besonderen Erkenntnis-Möglichkeit zumal der Religio etrusca und ihrer altmediterranen und griechischen Bezüge. Leopold K r e t z e n b a c h e r

Schallplatten

Quellen zur deutschen Volkskunde. Veröffentlichungen aus dem Volkskunde-Tonarchiv Freiburg. Herausgegeben von Johannes Künzig und Waltraut Werner. Freiburg im Breisgau Kommissionsverlag Rombach & Co. GmbH.

Bd. 2: Ungarndeutsche Märchenerzähler I.

Die Rosibäs aus Hajos. Drei Langspielplatten mit Textheften, 56 Seiten mit Abb.

B. 3: Ungarndeutsche Märchenerzähler II.

Die „Blinden Madel“ aus Gant im Schildgebirge. Drei Langspielplatten mit Textheft, 103 Seiten mit Noten und Abb. Kommentar von Dietz-Rüdiger Moser.

Bd. 8: Schwänke aus mündlicher Überlieferung.

Drei Langspielplatten mit Textheft, Kommentar von Hannjost Lixfeld. 118 Seiten mit Abb. und Noten.

Die vorzüglichen Tonaufnahmen von Johannes Künzig und Waltraut Werner sind im Bereich der quellenmäßigen Überlieferungserschließung längst gut eingeführt. Zuletzt konnte von der schönen Sammlung der „Legendenlieder aus mündlicher Überlieferung“ (= Quellen Bd. 5) berichtet werden. Zu den Liedern kommen nunmehr die Volkserzählungen. Im Vordergrund stehen die beiden Kassetten mit je drei Platten „Ungarndeutsche Märchenerzähler“. Von der „Rosibäs“ aus Hajos wurden bekanntere und unbekanntere Märchen aufgenommen, vom „Sauhälterle“ über den „Faulen Hansel“, der die Königstochter gewinnt, bis zur Sagengestalt des „Schrättele“, das in der Christnacht das Vieh rebellisch macht. Mit den Volkserzählungen von Hajos sind wir seit der Veröffentlichung von Irma Györgypal-Eckert, Die deutsche Volkserzählung in Hajos (Hamburg 1941) vertraut. Aber es ist selbstverständlich schön, diese Erzählungen nun mit der Stimme der „Rosibäs“ noch einmal mitgeteilt zu bekommen. — Die zweite Kassette enthält die Geschichten der „Blinden Madeln“ aus Gant im Schildgebirge, also jener Gegend, in der einstmals Elli Zenker-Starzacher (Es war einmal. Märchen aus dem Schildgebirge und Buchenwald. Wien 1956) gesammelt hat.

Die Lieder dieser blinden Geschwister haben Künzig und Werner schon früher veröffentlicht. Jetzt haben wir also ihre Märchen vor uns, wie sie diese auch nach Krieg und Vertreibung immer noch erzählen konnten. Sie reichen von der „Hollerduel“, einer Fassung des „Singenden Knochen“, bis zu „Sanke, tu dich auf!“, das zum „Simelberg“ gehört. Künzig und Werner haben sich entschlossen, zu dieser zweiten Kassette einen fachlich geschulten Kommentator

heranzuziehen, und der auf Volkslied- wie auf Volkserzählgebiet sehr bewanderte Dietz-Rüdiger Moser hat auch wirklich einen sehr guten Kommentar zu den Märchen erstellt. — Die dritte neue Kassette umfaßt Schwänke, die von Künzig und Werner in den Jahren von 1952 bis 1970 aufgenommen wurden. Sie stammen von Leuten aus Ungarn wie aus dem Wolgagebiet, aus der Gottschee wie aus der Ukraine, aus der in Jugoslawien liegenden Batschka ebenso wie aus dem heute so ferngerückten Ermland. Und nun kann man also von den Original-Erzählern wiedergegeben hören Geschichten vom Eulenspiegel als Hasenhüter ebenso wie den Schwank vom Pfarrer, der dem Halter das lästige Blasen abgewöhnen wollte, Schildbürgergeschichten von den „Gelbfüßlern“, oder vom „Salzsäen“, aber auch märchenhafte Erzählungen, Fassungen vom Bauer Einochs ebenso wie vom „Alten Hildebrand“. Diesmal haben Künzig und Werner für die Kommentierung Hannjost Lixfeld herangezogen, der sich vor allem mit Sagenuntersuchungen schon einen Namen gemacht hat. Der Kommentar ist umfangreicher als jener von Moser geworden, da ja auch die Schwänke aus ganz verschiedenen Überlieferungen stammen und in ihre jeweiligen Zusammenhänge eingeordnet werden mußten, wofür Lixfeld alles notwendige Vergleichsmaterial herangezogen hat.

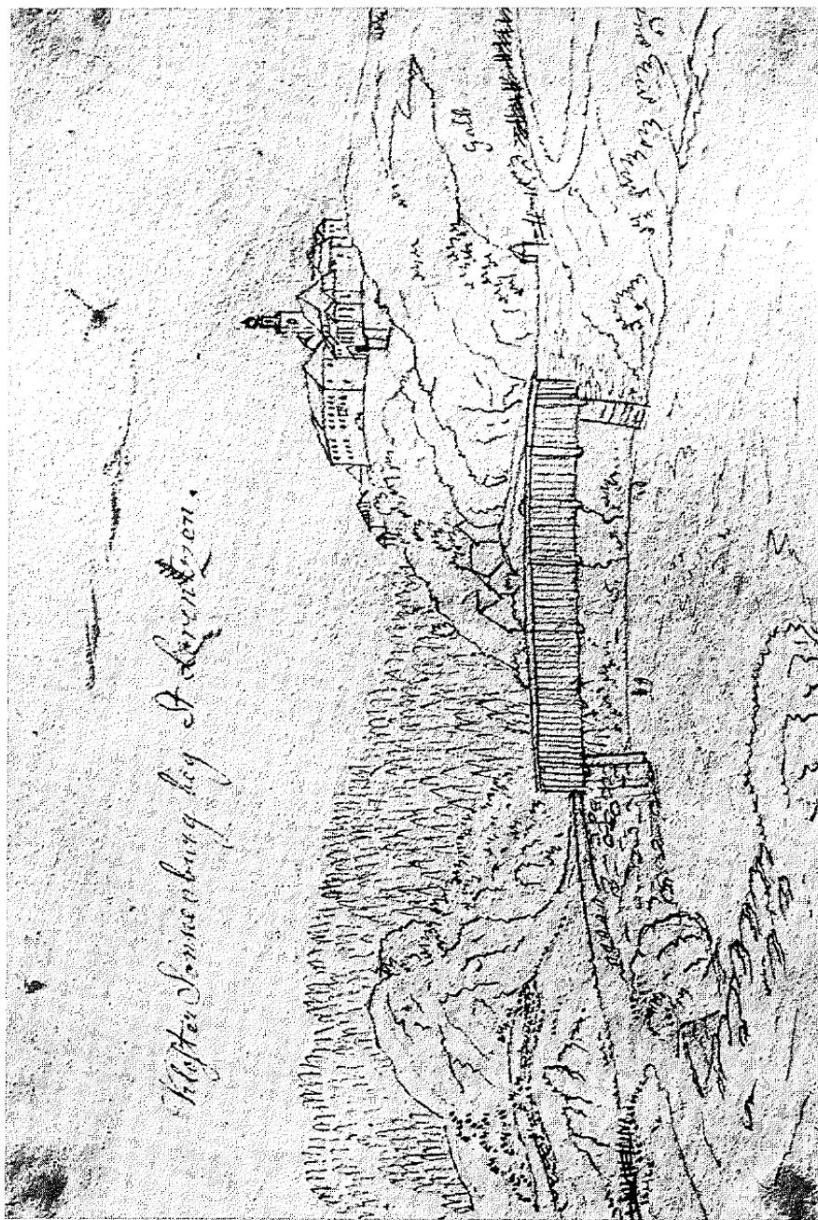
Die Schallplatten mit den Volkserzählungen gehören zu den wichtigen Erscheinungen unserer Jahre. Künzig und Werner haben damit wirklich Quellenausgaben erstellt, und die Heranziehung jüngerer fachlich hochgeschulter Kommentatoren erscheint ungemein dankenswert. Damit stehen diese Kassetten auf der Höhe der derzeitigen deutschen Volkserzählforschung.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1
Wien 1975



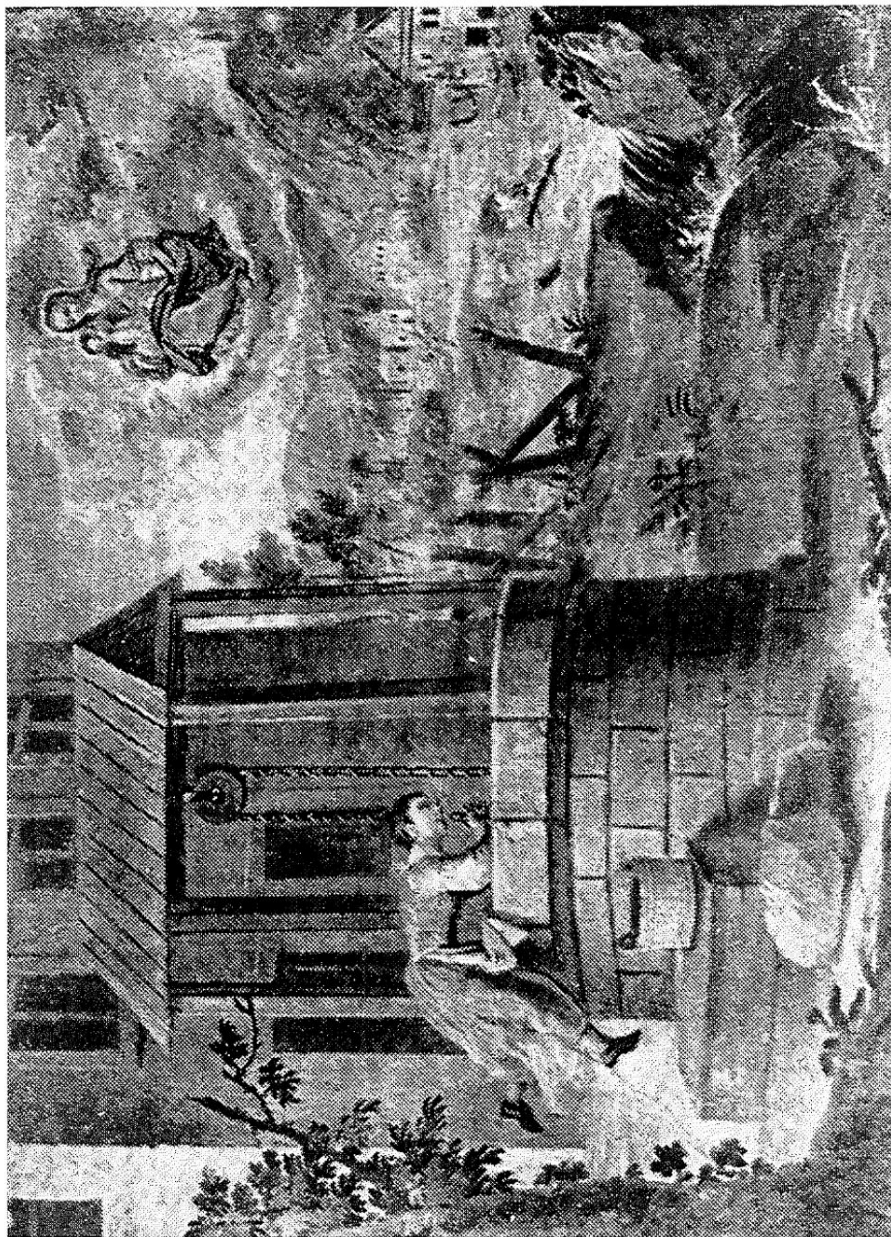
1. Votivbild aus Sonnenburg, 1679 (Österr. Museum für Volkskunde)



2. Caspar Pfandler, Kloster Sonnenburg, Bleistiftzeichnung
(Tiroler Landesmuseum)



3. Steirisches Votivbild, 1755 (Österr. Museum für Volkskunde)



4. Votivfresko in der Schatzkammerkapelle des Grazer Minoritenklosters

zu Martischnig, Kößlerhäusl

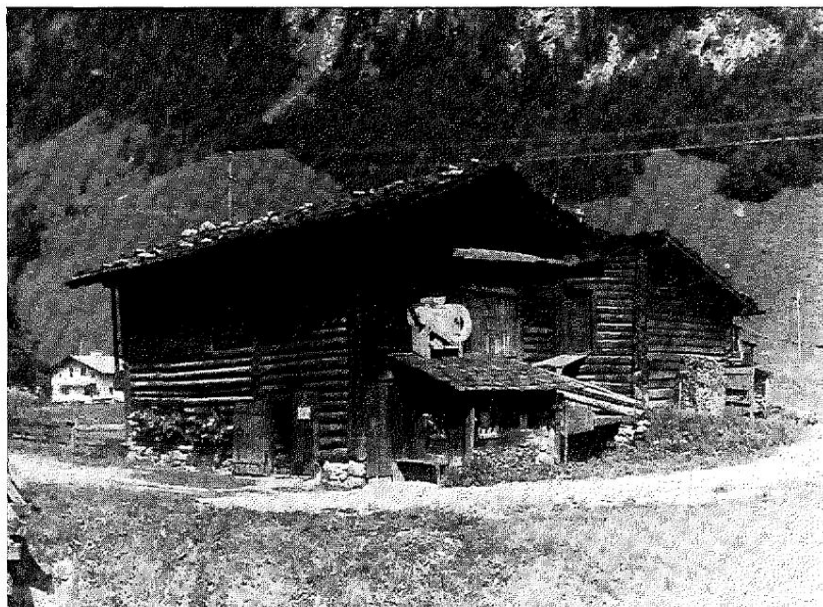


Abb. 1

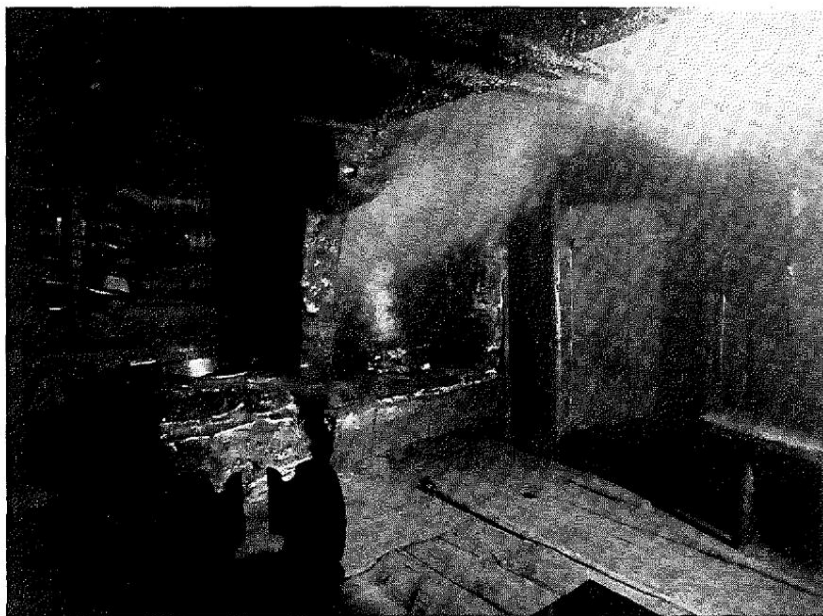


Abb. 2

zu Martischnig, Kößlerhäusl

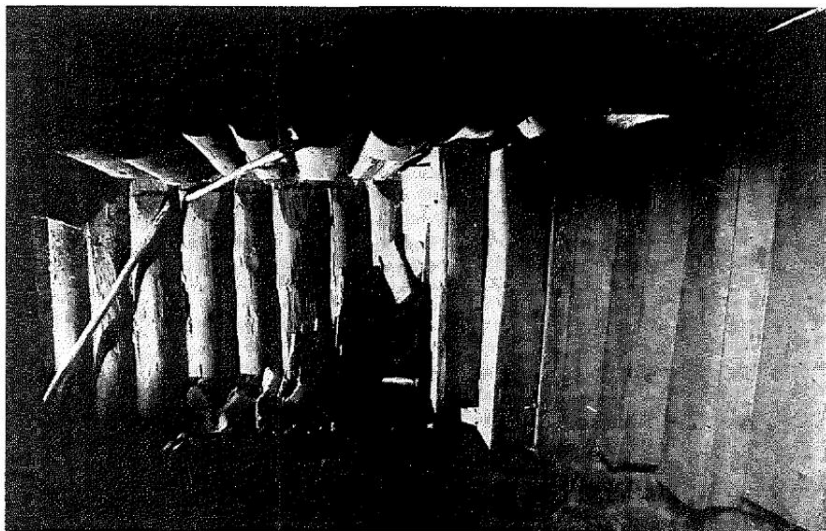


Abb. 3

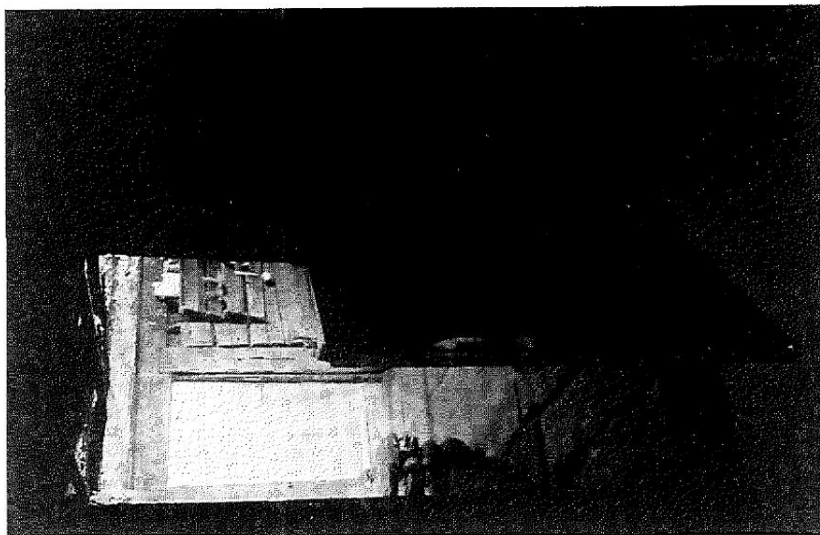


Abb. 4

zu Martischnig, Kößlerhäusl

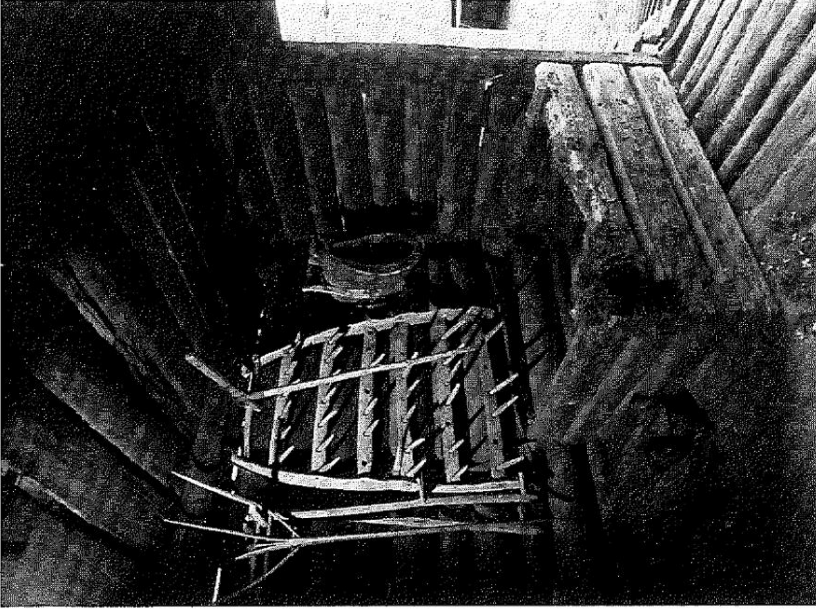


Abb. 5



Abb. 6

zu Martischnig, Köbelerhäusl

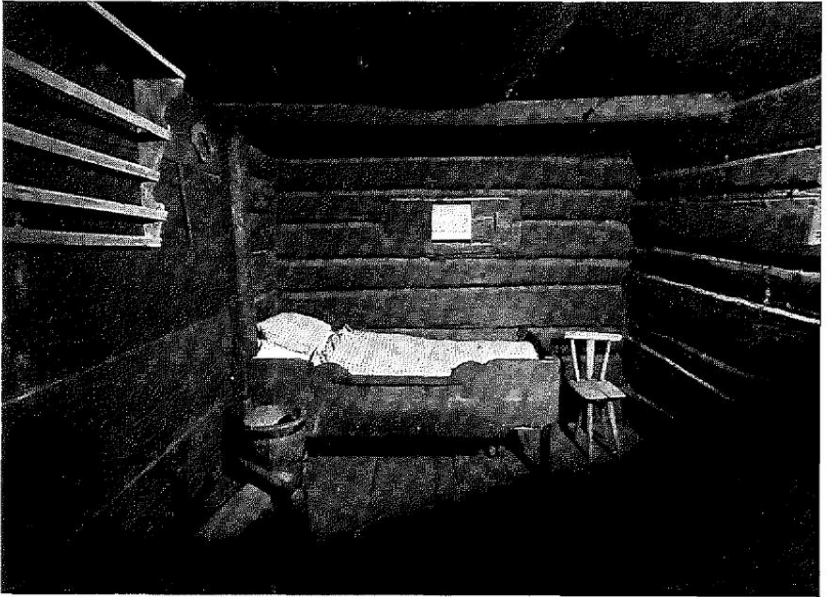


Abb. 7

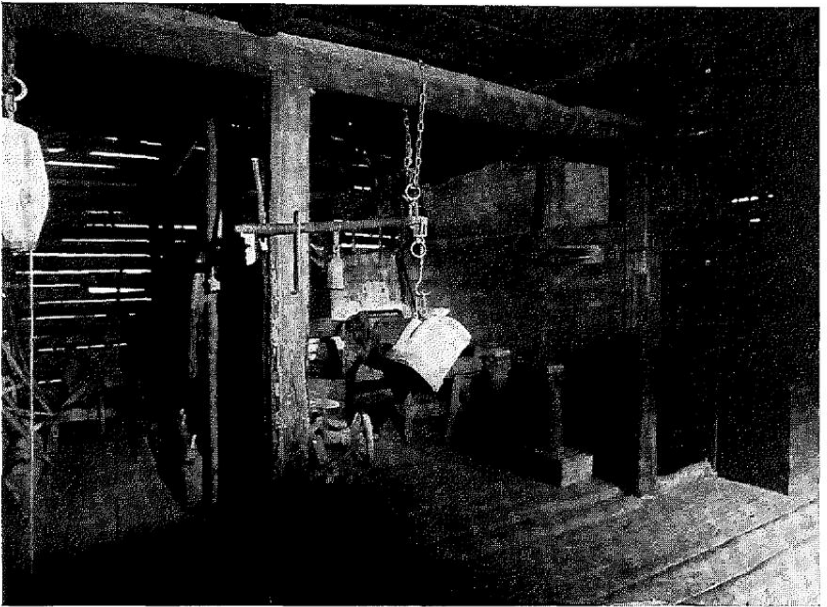


Abb. 8

Blutstiller in Tiroler Alpentälern

Ein Beitrag zur Erforschung der Volksmedizin der Gegenwart.

Von Ebermut R u d o l p h

EINLEITUNG:

Der rapide Einbruch der technischen Zivilisation auch in das abgelegenste Alpendorf läßt es ratsam erscheinen, mit der Registrierung noch lebendiger Traditionen und Volksbräuche nicht zu warten. Die letzten der großen Erzähler unter den Alten werden in wenigen Jahren nicht mehr unter uns sein. Schon einem Großteil der heute bereits ergrauten Häupter fehlt die Verbindung zur Vergangenheit in so starkem Maße, daß sich das schwerwiegende Wort von der „anthropologischen Verkürzung“, das heißt, einer Verarmung menschlicher Erlebnisfähigkeit und Erlebnistiefe dem, der heute auf der Suche ist nach den Spuren von gestern, beinahe aufdrängt. Fast einhellig beklagen die Älteren, daß den Jüngeren der Sinn und das Verständnis fehle für viele Aspekte des Lebens, so wie sie selbst es verstehen. An erster Stelle denken sie an ihre Religion und ihr Verhältnis zur Kirche, danach folgen in der Rangordnung die sogenannten „guten Sitten“ (die ganz so gut wie sie heute in der Verklärung des Rückblickes auf eine „gute alte Zeit“ erscheinen, wohl auch früher nicht gewesen sind), und drittens werden Erlebnismöglichkeiten genannt, die auch den Raum des Mystisch-Okkulten nicht aussparen und in der Volkssagenbildung früherer Jahrhunderte ihren sinnfälligen Ausdruck erfahren haben.

Der vorliegende Bericht kann nicht bezwecken, völlig Neues aus dem Volksbrauch vergangener Tage zu bringen. In ihm soll stattdessen versucht werden, aufzuzeigen am Beispiel einiger Tiroler Alpentäler, was sich bis heute erhalten konnte an medialen Praktiken der Krankenheilung, die nicht selten mit dem Gebrauch mehr oder weniger altertümlicher Segensformeln einhergehen. Über Menschen soll berichtet werden, die sich mit diesen Heilmethoden befassen. Ihre auf Tonband gesprochenen Erfahrungen werden das Bild ergänzen. In erster Linie beschäftigen wir uns mit der Fähigkeit von Tiroler Frauen und Männern, durch Gedankenkraft und die Rezitation einer Heilformel das Blut zu stillen, und zwar bei Menschen wie Tieren.

In einer Zeit der systematischen Erforschung medialer Phänomene durch die Parapsychologie und der praktischen Anwendung der Fern-

hypnose auch durch die Vertreter der Schulmedizin¹⁾ braucht sich der Volkskundler wohl nicht länger zu genieren, den Realitätsgehalt vieler noch nicht völlig erklärbarer Erscheinungen wie etwa der Fernheilungen auf medialem Wege im Prinzip anzuerkennen. Der Mayrhofener Volksschullehrer H u p f a u f — um auf dem Boden Tirols zu bleiben — geht ihm dabei mit gutem Beispiel voran²⁾. Es ist andererseits aber auch nicht nötig, nun im Zuge einer auch den Bereich des Irrationalen mehr und mehr erfassenden Nostalgiewelle den „gesunden Menschenverstand“ von früher außer Kraft zu setzen und kritiklos alles das für bare Münze zu nehmen, was einem unterwegs erzählt wird. Es erscheint lediglich geboten, einzusehen, daß die Vernunft es heute mehr denn je erfordert, die drei gewohnten Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität als Grundpfeiler menschlicher Logik nicht allzusehr zu strapazieren, da sie sich dann eines Tages als nicht mehr tragfähig erweisen könnten für ein umfassenderes Weltverständnis, dessen Rätsel — im Gegenteil zum längst vergangenen Optimismus eines Ernst H a e c k e l etwa — ihrer Lösung heute entfernter scheinen denn je.

Vom Allgäu her, in dem der Verfasser seit mehr als fünf Jahren als Gemeinde- und Krankenhauspfarrer arbeitet, ist der Weg hinüber über die Tiroler Grenze nicht weit. Landschaften wie das Lechtal etwa ließen sich in mehreren Tagesexkursionen einigermaßen gut explorieren. Ferner gelegene Täler, wie Paznaun-, Pitz-, Ötz- und Zillertal wurden während des Pfingsturlaubes 1974 besucht. Osttirol, das sich für diese Forschungen merkwürdig unergiebig zeigte, öffnete seine Pforten im September 1974. Verschiedene Südtiroler Täler wurden im Herbst 1973 das erste Mal und dann z. B. ein Jahr später ein zweites Mal besucht.

Negative Ergebnisse für eine bestimmte Tallandschaft sagen nichts aus über das tatsächliche Vorhandensein des einen oder anderen Krankheitssegens in diesem oder jenem Hause. Sie deuten allerdings daraufhin, daß die betreffende Heilmethode im Bewußtsein der Bevölkerung kaum noch eine Rolle spielt, weil sie so gut wie nicht mehr — oder überhaupt nicht mehr — angewendet wird. So zeigte sich etwa im V i r g e n- oder D e f r e g g e n -Tal in Osttirol bereits die grundsätzliche Schwierigkeit, den Bewohnern verschiedener Ortschaften überhaupt klarzumachen, worum es bei der Untersuchung ging, während in anderen Tälern, wie dem Z i l l e r -, T u x e r -, P a z n a u n - oder Ö t z -Tal Erinnerungen an Sympathie- oder Spruchheilungen

¹⁾ Zu verweisen ist in diesem Zusammenhang auf die bekannten, um die Jahrhundertwende von dem Pariser Urologen Pierre Janet durchgeführten Versuche der Fernhypnose.

²⁾ Erich H u p f a u f, „Zillertaler Bräuche und Meinungen“; in: (Tiroler Heimatblätter 25/1950; S. 92).

doch noch in zum Teil recht frischer Erinnerung sind und man bei weiterer Nachfrage auch auf den einen oder anderen dieser Heilmethode noch Kundigen stößt. Die folgenden Berichte sind nach Tälern gegliedert, und zwar von West nach Ost.

I. Das LECHTAL zwischen Steeg und Reutte:

Sowohl für die Volkssagenforschung als auch für die Untersuchung von Spruchheilverfahren erweist sich der Lech mit seinen Seitentälern als ein heute noch relativ fruchtbares Gebiet. Es wurden in folgenden Orten, von Reutte gen Südwesten hin zum oberen Lech vorstoßend, Spruch- und Sympathieheiler gefunden:

1. Weissenbach bei Reutte:

Besucht wurde am 8. Juli 1974 die 1898 geborene Heilerin Frau Anna B., die als Blutstillerin aufgesucht wird, Essenzen gegen das Fieber herstellt und sich mit der Beseitigung des Überbeins beschäftigt. Der Heilspruch für letztgenannte Tätigkeit lautet:

Bein, Bein, Kogenbein — vertreib mir mein
Überbein!

Dabei wird ein Apfel viergeteilt und in den Mist vergraben. Sind die Teile des Apfels verrottet, sollte das Überbein vergangen sein. Der Großvater der Informantin war beheimatet in Rettenberg im Allgäu und bezog seine Sympathiekenntnisse aus dem Buch, in dessen Titel „Dr. Faust“ vorkam. Es handelt sich möglicherweise um „Dr. Fausts Höllenzwang“ — wenn keine Verwechslung mit dem im Allgäu häufig benutzten „Albertus-Magnus-Buch“ vorliegt. Über die als Blutstillerin gleichfalls bekannte Mutter kam die Informantin an ihr Wissen. Das Buch aber wurde — „leider“ wie sie heute meint — einmal als lästiger Hausrat verbrannt. Ob sie ihre Kenntnisse einmal weitergeben wird, so die Informantin, hänge ganz davon ab, ob sie einmal krank werde später oder ob es „schnell gehe“ mit ihr. Warum sie das Buch ihres Großvaters weggeworfen habe, erkundigte ich mich. Frau B. dazu:

„Ja da hats geheißn, mein Schwiegersohn hat gesagt: Werft doch die alten Bücher weg, das ist lauter Schmä und lauter Zuig. Hab ich mir denkt: es könnt nochmals was geschehen, wo's drauf ankommt und nachher finden sie bei mir das Buch und schimpfen sie mir nach, und habs weggeworfen.“

Zwei Blutstillungen sind Frau B. noch lebhaft in Erinnerung:

- a) „Das ist mindestens 15 Jahr: Der (= Name) ist dann vom Wald heim und da haben sie ihn verbunden. Und daheim hats er wieder so's Bluten angefangen, und da sind sie zu mir kommen — da hats geholten. Sofort... weil sie gewartet hent, die ham gedacht: es hört auf, es hört auf — aber es hat nicht (von allein) aufgehört. Der hat sichs beim Hacken im Wald verletzt gehabt.“

- b) Nasenbluten: „Ach ja, das ist erst kürzlich gewesen, vor vier Wochen vielleicht von meiner Cousine, die hat so stark Nasenbluten, da ischt der Sohn kommen, und hat mich bittet, ich soll — ich bin eigentlich im Stall gewesen — ich soll das Blut stillen, und wie er rum kommen ischt, ischt es gut gewese, Sie! Lang hat sie geblutet vorher. Sie sei ganz schwach geworde (hieß es).“

Ihren Heilspruch möchte Frau B. vorerst nicht aus der Hand geben.

2. Forchbach:

Die Informantin, Frau Gertraud Kerber ist Jahrgang 1893 und macht keinerlei Geheimnis aus ihrer Tätigkeit als Blutstillerin, die sie ca. 20mal im Verlauf ihres Lebens ausgeübt habe. Sie gibt auch Fehlschläge bereitwillig zu. Ihr Blutsegen lautet:

JESU BLUT, TU DU DAS BLUT MIT DEINEM BLUTE VEREINIGEN!
Ohne Vaterunser (VU), im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit zu beten.

Im Gegensatz zu Fall 1 (Weissenbach) hat Frau K. bereits mit dem Pfarrer über ihre Blutstillungen gesprochen und diesem sogar ihr Sprüchlein vorgelegt. Dieser gibt die Erlaubnis zu seiner weiteren Anwendung, nachdem die Informantin versicherte, daß es nichts mit „Sympathie“ („Zauber“, in diesem Sinne „Schadzauber“) zu tun habe. Mit einem A r z t ergab sich, wie in Fall 1, noch keine Aussprache. Nötig zur erfolgreichen Durchführung ist der „Glaube“ an die mögliche Hilfe. Auch sich selbst kann Frau K. helfen, wenn Not ist. Die V e r m i t t l u n g des Blutsegens erfolgte durch einen alten Mann aus Bach am Lech:

„Das war ein ganz alter Mann, der mir geholfen hat. Und der hat gesagt: Ich bin jetzt ein alter Mann, und Ihr seids ein junges Mädle, ich sags Ihnen. Dann hat er es mir gesagt, und ich habe weiter so gemacht. Aber du mußt ganz glauben, hat er gesagt, des (= daß es) hilft. Und auch der andere muß glauben.“

Er hat gesagt: Ich still dir jetzt das Blut, aber du mußt recht glauben, hat er gesagt. Ganze Glaube han. Ist ganz ein religiöser Mensch gewest.“

Bald sammelte Gertraud K. eigene Erfahrungen, und das kam so:

„das war weit, ganz weit droben gewest, in Bach war das gewesen, und das (= ein) Büble ischt kommen und hat gesagt: Der Vater hat sich gehackt und kann keinen Schritt mehr gehen, und da hab ich ihm 's Blut gestillt und es hat wirklich geholfen... Und dann hat der Mann gesagt: Also die kann mir helfen! Und der hat dran geglaubt. Das ist am Anfang gewest, wie ich Blut gestillt han.“

Einmal muß Gertraud K. den eigenen Vater, der zum Blutstillen eine andere Formel benutzte, vertreten:

„Einmal kommt ein Mädle, und hat gesagt: Mei, ischt der Vater nicht da? Han ich gesagt: Leider ischt der nicht da! 's Büble fällt schon um, so blütets, hat sie gesagt. Ja warum kommts nicht früher, hab ich gesagt. Und da hab ich ihms gestillt, und da hats nachher gesagt: Bis si umikommen ischt, hats gestande. So muß es... das muß halt geschwind gehen! Aber man muß glauben! Man muß glauben: der kanns! Und ich sag, bevor ich anfang: Es muß stehen!“

An dieser Stelle wird die Frage der Magie, speziell der — wie manche es nennen — sog. „Gebetszwängerei“ akut (vgl. Kurt Koch)³⁾. Auf Grund jahrelanger Untersuchungen und vieler hunderte von Gespräche glaube ich hier beruhigen zu können: Das „muß“ bezieht sich nicht auf den Willen Gottes. Unsere volksfrommen Heiler wissen selbst genau, daß man Gott nicht gegen seinen Willen zu etwas „zwingen“ kann. Der Zwang wird — nach dem Glauben der Heiler — lediglich gegen die Krankheit, in diesem Falle gegen das aus rinnende Blut angewendet, und zwar mit „Gottes Hilfe“. Der Heiler hat Gott also nicht, auch nicht gedanklich, „unter“, sondern nach wie vor — über, bzw. besser vielleicht „hinter“ sich — so wie ein bekannter Chirurg seinen Buchtitel formulierte⁴⁾. Der Heilspruch, in diesem Falle der Blutsegens ist formal gesehen also etwas ähnliches wie der Exorzismus.

Einmal wurde Frau K. bei einer gynäkologischen Blutung zu Hilfe gerufen. Eine Frau drohte im Kindbett zu verbluten:

„Da hab ichs auch gemacht. Die Männer sind gekommen und haben gebittet, da hab ichs halt mit meiner Kraft gemacht, und wirklich — es hat geholfen! Keine Anstrengung! Lieber etwas im Herrgottswinkel, wo dich niemand stört. Die Jugend, die lachen darüber... da muß man allein sein. Da muß man ganz kräftig beim Obere (= Gott) sein.“

Der Verdacht, der Terminus „meine Kraft“ könne u. U. menschliche Überheblichkeit dokumentieren, wird bereits entkräftet durch den Hinweis auf denjenigen, auf den man sich ungestört und in aller Stille zu konzentrieren habe. Richtig ist, daß diese Konzentration einher geht mit einer starken psychischen Anstrengung. Man denke beispielsweise an den im Garten Gethsemane betenden JESUS, dem dabei die Schweißtropfen von der Stirne perlten⁵⁾.

Ihre Eigenhilfe beschreibt Gertraud Kerber so:

„Ich hatte mich in den Finger geschnitten. Erst hab ich denkt: Ja, der Vater ischt nicht da. — Jetzt probier ichs (selbst) bei mir. Es hat geholfen, wirklich — sofort ist es gestanden!“

³⁾ Dr. Kurt Koch, der Verfasser von „Seelsorge und Okkultismus“, Evangelisationsverlag, Berghausen, 15. Aufl., gebraucht diesen Terminus in seiner Broschüre: Wunderheilungen heute, 4. Aufl. o. J. ebd., vgl. S. 5:

„Die magische Gebetszwängerei der weißen Magie ist etwas total anderes als die Glaubens- und Gebetshaltung des Christen: Herr, Dein Wille geschehe!“

Koch hat insofern recht, als es sich hier tatsächlich um sehr verschiedene Phänomene handelt. Er übersieht allerdings, daß sich diese ‚Gebetszwängerei‘ niemals gegen Gott richtet, sondern der Bannspruch, von seinem Benützer fälschlicherweise als „Gebet“ bezeichnet oder auch verstanden, immer gegen die Krankheit gezielt ist.

⁴⁾ Vgl. den Buchtitel des Chirurgen Hans Kilian: „Hinter uns steht nur der Herrgott!“, Neuaufll. Stuttgart 1972.

⁵⁾ Vgl. Mk. 14, 33; Mt. 26, 38 f., besonders aber Lk. 22, 44.

3. Elbigenalp

In einem mit prächtiger rot-rosa Lüftelmalerei verzierten alten Bauernhaus im oberen Teil des Tiroler Lechtales wohnt Familie Johann Singer. Der Vater ist Landwirt, Jg. 1928 und übernahm von seinem Vater das „Abbeten“ von „Schärzen“ (eine Art Hautflechte). Dieser war spezialisiert auch auf Warzen, Blutstillen und den Muskelschwund. Letztere Therapiemethode ging an die Mutter des jetzigen Hofinhabers über. Das „Blutstillen“ wurde nicht übertragen, da der Vater vorher starb. Damals war Johann S. genau sieben Jahre alt. Sein Sohn Bernhard Singer ist heute 20 Jahre alt (Jg. 1955), von Beruf Bankangestellter. Er betätigt sich wenn Not am Manne ist, als Blutstiller. Da die dazu nötige Heilformel in der eigenen Familie durch den vorzeitigen Tod seines Großvaters verloren gegangen war, übergab ihm sein Onkel Johann Kerber (vgl. Nr. 4) die seine. Es ist nicht bekannt, ob die beiden Blutsegen identisch sind. Vom Onkel glaubte man damals, und auch er selbst war dieser Meinung, daß er bald sterben würde. So erhielt Bernhard S. im Alter von erst 14 Jahren — ein äußerst seltener Fall — bereits seinen Segensspruch gegen das Bluten. Als der Onkel sich wieder erholte, mußte sein Neffe versprechen, es nicht weiterzusagen, solange er lebe, damit nicht die „Kraft“ verloren gehe. Der betagte Onkel ist inzwischen aber nicht mehr so sehr wie früher an Geheimhaltung interessiert und verriet mir seinen Spruch. Bernhard S. erklärte mir dazu: „Er sagt, er kanns überhaupt nicht mehr, ihm gelingt es nicht mehr“.

Bernhard S., ein sehr kräftig gebauter, beinahe barock anmutender junger Mann, hat von Anfang an zu helfen vermocht:

„Es war gleich darauf, nachdem mir mein Onkel das Gebet verraten hatte. Bei uns in der Schul' hat einer Nasenbluten gehabt, das hab ich ihm sofort gestillt. Ohne andere Mittel. Die Kameraden? Ja, die hams garnicht gemerkt. Das Madel, das Enkelkind von dem, wo mirs gesagt hat, die hats nachher dem Buben gesagt, und da hat ders dann gewußt. Ist schlagartig aufgehört zu bluten ohne fremde Mithilfe.“

Vom Großvater, Heinrich Singer (1864—1935) sind in der Gegend noch mancherlei Geschichten in Umlauf. So erzählten mir zwei Frauen aus Häselgehr am Lech, ein Holzarbeiter habe sich seinerzeit bei der Arbeit schwer verletzt. Die Leute trugen ihn blutend den Berg hinunter. Da begegnete den Männern der Pfarrer. „Wo wollt ihr denn hin?“ erkundigte sich dieser. „Zum Singer“, sagten die Leute. „Na, dann machts nur schnell!“ riet der Pfarrer zweimal hintereinander.

Auch sich selbst vermag Bernhard Singer zu helfen und er hat es gelegentlich nötig:

„Ja, ich blut sehr viel Nase. Und wirklich stark. Und das (Blutstillen) klappt wirklich immer. Jetzt, dies Jahr hab ichs nicht, aber im Winter, Winter ... Nasenbluten noch und noch! Und da still ich mirs immer selber. Ich denk

oft (das muß nicht laut sein). Das dauert keine 5 Sekunden! Nachdem ich gesprochen hab oder gedacht, ist es fertig!"

Man wird diese Form der Selbsthilfe wohl als Autosuggestion ansehen müssen, womit das Prinzip ihrer Wirksamkeit wohl beschrieben, der Mechanismus des Handlungsablaufes aber noch nicht erklärt ist. Auch bei blutendem Vieh wird Bernhard Singer geholt:

„Bei meiner Mutter der Schwester, die wohnt in Stockach, das sind ca. 12 km, da ist einmal eine Kuh verkalbt und hat innere Blutungen gehabt, da hat man sofort den Tierarzt geholt, und das hat nichts genützt, und weil es schon so spät war, hat man ebenfalls mich zum Gasthaus Sternwirt, mein Nachbar kommen lassen und hat gesagt: Die Kuh blutet, und da hab ich gestillt und es hat sofort aufgehört. Also es war praktisch nur die weitere Entfernung, 12, 15 Kilometer.“

Bei Fernheilungen haben wir aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer telepathischen Kraftübertragung zu rechnen. Das Moment der Autosuggestion scheidet bei entfernt stehenden Tieren natürlich aus. Es wäre allerdings nicht unmöglich, daß ein telepathischer Kontakt zu den Besitzern jener Kuh zuerst hergestellt worden sein könnte und dieser sich dann auf die Kuh übertragen hätte. Da diese Vorgänge sich über das Unterbewußte vollziehen, würden auch die unmittelbar Betroffenen uns hinsichtlich der Beantwortung dieser Frage keine hilfreichen Auskünfte erteilen können. In einem anderen Fall wird ein Kalb vor dem Verbluten bewahrt:

„Es war im Winter, und zwar war das um 8 Uhr abends, das war: Die Kuh hat gekalbt und das Kalb hat sich in die Zunge gebissen und hat blutet, und war praktisch ausblutet. Und nachher ist der Landwirt sofort zu mir heraufgefahren. Und die Frau hat unten auf die Uhr geschaut. Und zwar ist der mit dem Traktor gefahren und ist Punkt 8 Uhr unten mit dem Traktor weg, war sieben Minuten nach acht bei mir heroben, und ischt dann sofort wieder gangen, und um 8 Minuten nach, da ischt kein Tropfen Blut mehr kommen von dem Kalb. Als er hingekommen ischt, da war der Fall schon erledigt.“

Bernhard Singer scheut nicht den Kontakt mit Vertretern der Schulmedizin und würde gern mit diesen zusammenarbeiten:

„Und zwar bin ich seit Dezember 1972 in Elbigenalp beim Roten Kreuz als Helfer, als freiwilliger Helfer. Und durch den Bezirksvertreter vom RK, Herrn K., Toni, bin ich mit dem Primar vom Bezirkskrankenhaus Reutte (= Chefarzt) in Verbindung kommen durch das Blutstillen.“

Er glaubt nicht daran, hat er gesagt, er halt nichts davon, aber wenn einmal ein interessanter Fall ist, und ich bin zufällig in der Nähe, er ist interessiert, er interessiert sich dafür und möchte sich das von mir beweisen lassen.“

Prinzipielle Offenheit vieler Mediziner ist nicht selten mit dem Wunsch gepaart, sich nicht zu kompromittieren beim heutigen Stande der wissenschaftlichen Diskussion.

4. Untergrünau

Johann Kerber, Jg. 1896, ist der Onkel von Bernhard Singer in Elbigenalp. Er übergab, als er glaubte sterben zu müssen, seinem Nefen seinen Heilspruch fürs **Blutstillen**. Es ist die bekannte dreigeteilte Segensformel:

Glücklich die Stunde / Glücklich die Wunde / Glücklich der Tag / Da Jesus Christus geboren ward.

Der Spruch wird ohne Vaterunser rezitiert und schließt mit „Amen“.

Johann Kerber hat mehrmals in seinem Leben die Segensformel angewendet. Außerdem versteht man sich in seiner Familie auf die Vertreibung von Warzen. Der von seiner Kinderlähmung her teilweise verkrüppelte heute ca. 35 Jahre alte Sohn möchte darüber aber nichts genaueres mitteilen, denn so meint er, wenn mans weitersage, verliere der Brauch seine Kraft. Johann K. glaubt, seiner Frau mit seiner „Kunst“ einmal entscheidend geholfen zu haben:

„Ja, bei der ersten Geburt, da hatte wir — Hebamme war keine da — und da haben wir den Gemeindefeldarzt müssen haben, und der, nach der Geburt ischt es Geblüet gange — aus der Gebärmutter raus. Und er ischt im Gaden hinten gewest — im Schlafzimmer, und da ischt der nachhause und hat Spritze gefüllt, gel — und hat er wollen eine Spritze geben — und wie er wieder inne komme ischt, sagt er: Jetzt blutets nimmer! Und ich hab das Mittel angewendet und ist tatsächlich stehe bliebe das Blut.“

Auch später hat Kerber seiner Frau nochmals geholfen:

„Ich muß das nochmal erzählen: Da ischt, bei der letzten Geburt, das war die 14. Geburt — und da ischt die Hebamme dabei gewest, nach der Geburt ischt das Blut gange — und die Hebamme ruft mir: Komm . . . eine und tus Blut stille! Die hats gewußt, weil ich ja vierzehn Kinder — da war sie oft da! Und da hab ich das Blut gestillt, und es ist gestanden . . . Sie hats gewußt, daß i des kann . . .“

Einmal hilft dem eigenen Bruder, der eine Blutstillformel von seinem Schwager erfuhr, seine neuerworbene Kenntnis bei einer schweren Verletzung:

„Mein Bruder hat Holz gehackt. Da springt ihm der Stumpfen ab, schlägt ihm den Arm durch und hat ihm die Schlagader aufgeschlagen. Das hat geblüetet ungeheuer . . . Und er hat nun, weischt, Stamm gehalten (?) gehabt und hat sich selber gestillt und ischt nachher stehe gebliebe. Das war ca. 1904. Und ein paar Tage vorher hats ihm der K. (= Name des Schwagers) erzählt, wie man das sagen muß.“

5. Martinau:

Ich treffe den Landwirt Josef E. an, als dieser gerade beim Einfahren des Heues ist. So ist der Spielraum für ein ausführlicheres Gespräch begrenzt. Aussprachen mit Pfarrern oder Ärzten haben auch hier, wie in den meisten Fällen, nicht stattgefunden. J. E. ist Jg. 1933 und erzählt mir, wie er an seinen Blutsegen gelangte:

„Ich hab den ganzen Winter über in Lech am Arlberg einen Kameraden von der Bergwacht gedrängt, bis dieser mir dann endlich sein Gebet verraten hat. Er hat mir aber verboten, es weiterzusagen, und wenn, dann höchstens schriftlich. Es hat schon vielen geholfen.“

In dem Verbot einer mündlichen Weitervermittlung zeigt sich der Einfluß vom nahegelegenen Vorarlberg her. Dort werden die Formeln in der Regel schriftlich weitergegeben. Das ist wohl so zu erklären, daß der Heilspruch von der dortigen Bevölkerung als ein Gebet für den Notfall angesehen wird, das man unter keinen Umständen außerhalb dieses Notfalls aussprechen sollte. Dort wo mir selbst Heilsprüche übertragen wurden, geschah das ebenfalls in der Mehrzahl der Fälle auf dem Umweg über das beschriftete Papier.

6. Stockach:

Die Informantin, Frau Aloisia Hammerle, Jg. 1899, erhielt ihren Blutsegen von einem „alten Weible“, einer Frau namens Krezenz Klootz, weil sie so „großen Vertrauen“ zu ihr gehabt habe. Man müsse aber „fest daran glauben“. Eine Aussprache mit einem Pfarrer oder Arzt hat noch nicht stattgefunden. Frau H. kann das Blut auch in der Ferne Stillen. Sie muß dazu nur den Namen des Patienten sagen. Frau H. macht kein Geheimnis aus ihrer im übrigen stark korruptierten Formel:

Glücklich der Tag / Glücklich die Stunde / Glücklich die Wunde /
Wo Jesus Christus geboren wurde. + + +

Dazu ein Vaterunser beten!

Eine Geheimhaltung ihres Wissens hält die Informantin nicht für notwendig. Sie habe es, sagt sie, schon vielen weitergegeben, damit vielen geholfen werden könne. Im oberen Lechtal sei die Praxis des Blutstillens heute noch eine Selbstverständlichkeit.

Warzen heilt Aloisia H. mit einer rein säkularen Besprechungsformel ohne Vaterunser oder die hl. Dreifaltigkeit:

Mond wie du zunimmst / Sollen Warzen abnehmen!

Sich selbst hat Aloisia H. noch nicht kuriert. Als ihr einmal beim Holzspalten ein Scheit auf den Fuß sprang, was zu starken Blutungen führte, rief sie stattdessen ihren Sohn um Hilfe an. Dieser hatte den Segen bereits erhalten und wendete ihn nun erfolgreich für seine Mutter an.

7. Lechleiten:

Erwin D., Jg. 1927, ist von Walser Abstammung wie die Bevölkerung auch des benachbarten Warth, bei der es sich um Alemannen handelt, die von Vorarlberg her die Tiroler Grenze überschritten. Dort ist heute noch eine sehr alte Frau am Leben, die ihm ihre Heil-

kunst übertrug. Diese hat gesagt, „sie überträgt mirs weil sie Vertrauen zu mir hat“:

„Die war schon öfters bei uns im Haus, nicht bloß tagelang, schon wochenlang. Und sie hat halt gesagt: ‚Dir kann i des anvertraun, und dir sag i des — oder schreib dir des auf den Zettel drauf!‘“

D. hält seine Sprüche geheim. Den **Blutsegen** hat er noch nicht anzuwenden brauchen, allerdings bei **Warzen** und „Feigen“, einer Vieh-Krankheit, bereits helfen können. Zu ersteren:

„Da war a Bub und a Frau. Und ein Mädle. Und dann hab ich die Warzen gezählt. Und je nach Stückzahl muß man da ein Gebet machen, und der Glaube, vor allem, das ischt das wichtigste, daß man daran glaubt, daß des hilft und dann hilfts...“

Es soll untergehender Mond sein. Soviele Warzen man hat, soviele Vaterunser soll man sprechen (als Theologe möchte ich meine Meinung über diesen Gebrauch des Vaterunser zurückstellen):

„Wann sie verschwinden? Das kann Wochen dauern! Und die Stückzahl, ob das viel oder wenig oder große oder kleine sind, das spielt keine Rolle. Mehr braucht man da nicht zu machen... keine Handbewegungen und so...“

Bei den **Feigen** beim Vieh: Da ischt (es) mit Gebet (= Spruch) und so wieder ganz was andersch. Das geht auch nach **Stück**, und praktisch mit **Mist** mach i des. Mit Mist wird des an die Wand geworfen.“

8. Steeg:

Ich besuche einen Schwundheiler, Jg. ca. 1930 und erkläre diesem, von seinem Vater, der heute nicht mehr vernehmungsfähig ist, sagen die Leute, dieser habe vielen Menschen den Muskelschwund zurückgebetet. Der Sohn: „Ich machs auch!“

Ich bitte um nähere Auskünfte, ohne in seine Geheimnisse eindringen zu wollen, werde aber abgewiesen mit der nicht sehr freundlichen Feststellung: „Ich sag nix, da können Sie fragen wie sie wollen!“

Freundlicher empfängt mich der Bruder des in Steeg lebenden Prof. Grässle, Herr Gustav Grässle, Jg. ca. 1895, der in früheren Jahren Landwirt, Metzger und Jäger in einer Person war und aus eigenem Erleben eine erstaunliche Fülle von Volkssagenmotiven meiner Sammlung beisteuert. Zwar war Herr Grässle selbst nicht als Heiler tätig, hat auf diesem Gebiet aber doch einige Erfahrungen. Einmal handelte es sich um außergewöhnlich große Geschwulst bei einem Rind:

„Da hat ein Rind, so en Pack, so große wie Knödel, am Rücken oben gehabt. So saftige, so rote — ja, hat der (= Name) gesagt: Die wird er ihm schon vertreibe! Hat sie angefaßt, etwas gesagt, und dann so (symbolisch) in seinen Sack gesteckt... und ich muß sagen: das hat ein paar Tage gedauert, dann sein sie **zusammengesackt**, und die Geschwulste sein alle vergangen. Merkwürdig, ja.“

Einmal muß Gustav G. einer Kuh das Blut stillen:

„Es war eine Kälbergeburt, und da kam helles Blut heraus (aus der Kuh), die war durch die Geburt verwundet, so stark, daß gleich 3, 4 Liter draußen gewesen sind. Und da sag ich: Die Kuh muß ausbluten! Und da sag ich: Da muß entweder eine Ader oder so ebäs gesprungen sein. Und dann hab ich gesagt: Da muß mans Blut stillen!

Und das hat mir einer (vorher) gesagt (gehabt): Man muß drei Kreuze machen (und sagen):

Blut, ich verbiete (= gebiete!) dir: Im Namen Gottes — Stehe still.

Und dann ein Vaterunser beten, und dann muß das Blut stehen. Nix mehr komme... alles in Ruh... fertig. Ich hab erst nicht gewußt, ob des (wirklich) hilft. Ich hab denkt: Wenns nicht hilft, muß man die Kuh metzge. Aber es hat geholfe!”

Freilich kann man auch die als von Gott gegeben verstandenen Fähigkeiten mißbrauchen, so wie es ein anderer tat:

„Da hat einer mal einen Bock (ab-)gestochene, und ein anderer hat ihm das Blut gestillt, keinen Tropfen gebluetet (hats), keinen Tropfen! Ja, das ischt ein Mißbrauch! Aber du kannst ja nix, hab ich gesagt — habe ich das Messer genomme, und da ischt das Blut kemma...”

Ein ähnlicher Fall des Mißbrauches eines Blutsegens hat sich im Paznauntal (s. u.) zugetragen.

9. Kienberg bei Steeg:

Zenobius Lorenz, Jg. 1903, wohnhaft an der Straße von Steeg nach Kaisers, war abwechselnd Senn, Knecht und Landwirt und gilt noch heute als ein furchtloser Jäger. Zwar verstand sich aufs Blutstillen nur der Bruder des Informanten, dennoch sind seine sonstigen Heilberichte auch von Interesse. Zenobius L. heilte Warzen, „Schärzen“ und „Feigen“ bei Mensch und Vieh mit einer Simultanformel, in welche nur der Name der Krankheit eingesetzt zu werden brauchte:

Der Monde der wächst / Deine... nehmen ab / Hilfts nicht, so schads nicht / Tuen tu ichs doch!

Helpfen solle es beim dritten Mal.

Der Informant erhielt seinen Spruch von einem alten Bauernknecht und gab ihn inzwischen weiter an eine Gastwirtin. „Glaub en“ meint Zenobius, müsse in erster Linie der daran, der die Heilung durchführe; skeptisch meint er im Rückblick, heute glaube er (= eigentlich) selbst nicht mehr daran. Dennoch — geholfen hat es seinerzeit. Zenobius Lorenz erinnert sich:

„Vertriebe... das hab ich oft. Ich weiß, manchmal, wenn so Vieh in die Alp getriebe worde ischt, die ganzen Knöpf (= „Feigen“) haben sie da gehabt. Und wenn sie vom Berg abgetrieben haben, da habe ich sie gepackt (und den Spruch gesagt). Manchmal wars höchste Zeit, denn wenn die Gewächse einmal zu groß sein, da wirts Blut versaut, und da kann niemand mehr helfe.”

Auch bei Warzen hatte Zenobius Erfolg:

„Ja, die Wirtin, die hat Warzen gehabt an der Hand, und da hat sie gesagt: Ich soll ihr die Warzen verteibe. Ja, mach i, — und ham das gmacht. Natürlich sein die Warzen ni glei vergange von einem Tag auf den anderen.

Das dauert so lang, wie die Warze gebraucht hat zum Wachse, und dann braucht sie das wieder zum Abnehme (= sehr subjektive Auffassung!).

Und nachher ischt sie, nach 14 Tag oder drei Woche, hat sie mir nochmal zubereitet, gel, — also dem Mädle hats nicht gholfe! Sie hat noch die Warzen!

Da hab ich gesagt, sie soll nur warte, die werden schon vergehen! Nachher, nach nochmals drei Woche, nachher hat man mir zubereitet: Jetzt hat sie kei Warzen mehr. Da ischt sie mal komme, da hab ich gesagt: Laß mir deine Hand sehen!

Ja — jetzt ischt alles weg, ischt alles weg! Jetzt kannst du 2, 3 Bier trinke dafür (für das kleine Entgelt).

Bemerkenswert: Zenobius L. führt seine Heilungen bei zunehmendem Monde durch. Sonst gilt der abnehmende Mond als Regel für Warzenbesprechungen. Einmal hatte die eigene Tochter ein **Ü b e r b e i n**:

„Das kam auf einmal hinten im Fu'es, daß sie nicht mehr in die Schuhe herein kommen ischt. Und da hab ich einmal gesagt: Entweder du mußt dich operieren lasse, und das mitten im Heue, — die hat immer gejammert, weil das ein ziemlicher Knollen gewesen ischt — grad hinten an der Ferse, — und da hab ich gesagt: Entweder du mußt das, das hab ich nämlich gehört von einem Mann, — du mußt schauen, daß du so ein Bein findest, oder sonst mußt du dich operieren lassen!

Und da sind wir aufs Feld gangen, und da liegt grad zufälligerweis, von einem Hund vergraben, so ein Markknochenbein. Gel — und abgenagt. Und da hab ich gesagt: Schau, du kannst jetzt dein **H o k u s p o k u s** machen. Hab ich zur Tochter gsagt. Und die hat des gmacht, und mit dem Bein hat sie des Überbein abgrieben . . . Da heißt:

Bein, Bein, Kogenbein — Vertreib mir mein Überbein . . .”

Die Geistlichkeit, wenn sie von diesen Dingen erfahre, sei gelegentlich skeptisch bis ablehnend, ergänzt Frau Rosamunde L., Jg. 1916, die Berichte ihres Gatten:

„Da war auch bei uns in Steeg vor einigen Jahren ein Geistlicher, der mußte im Kreise auch die Schulen betreuen, und da hat er einmal im Gasthaus gegesse. Und da war mein Mann, und noch einige andere, und haben grad solche Sachen erzählt.

Und der Herr Pfarrer hat scheinbar, hat vielleicht zwei, drei Wochen vorher, hat er in 'ner Predigt gesagt, daß das **A b e r g l a u b e** ischt. Der war aus Osttirol. Und daß es das *nicht* gibt. Oder so ähnlich.

Und dann hat er das Gespräch scheinbar, so in Fetzen wird er angehört habe, und dann hat er den Schuber (Schiebefenster) zugeschmissen, oder jemand anders hat den Schieber zugeschmissen, und (der Pfarrer) hat sich nicht geäußert dort halt. Aber in der nächsten Predigt hat er sich dann geäußert, also daß er in der und der Predigt falsch verstanden worden sei. Also hat er das (= angeblich) nicht so gemeint, wies die Leute aufgefaßt haben.”

Nun sind, wie ich später feststellen konnte, Sympathieheilungen in Osttirol heute tatsächlich kaum noch bekannt. Allerdings ist auch die einheimische Geistlichkeit zumindest sehr vorsichtig in der Beurteilung derartiger Heilverfahren, wie bereits das Beispiel 2 (Frau Gertraud K./Forchach) zeigt. Dazu Frau Lorenz:

„Ja, der Herr — Hämmerle hat er sich geschrieben —, der war nicht begeistert für diese Sachen. Der war von Holzgau, geboren in Holzgau; in Steeg war der Pfarrer — und bei ihm bin ich in die Schul gange. Und der hat eine Bäuerin, also wie der gewußt hat, daß die so ‚Feigen‘ und ‚Schärzen‘ vertreiben kann — hat er sie einmal angegangen, mit was für einem sie es zu tun hat? Mit der ‚schwarzen‘ oder mit der ‚weißen‘ (= Sympathie)?

Und die Bäuerin hat ihm geantwortet: Ich brauch keinen Schwarzen und ich brauch keinen Weißen — gel, und die Bäuerin lebt schon lang nimmer.“

Nun aber zurück zum eigentlichen Thema. Das Blut stillen konnte zwar nicht Zenobius, dafür aber sein Bruder:

„Ja, da kenn i den Fall, wo ich Ihnen erzählen will, da hats geholfen, und die Frau wär gestorben. Eine Gastwirtin aus Holzgau — das war vor einigen Jahren, die war in Innsbruck, in der Klinik wegen Nasenbluten, das hat so geblutet — die Ärzte haben auf Dauer nicht helfen können. Und dann hat von den Angehörigen jemand erfragt, ob droben ein Mann ischt, der Blut stillen kann.

Und dann ischt der Sohn von der Frau kemma, und hat das zu meinem Bruder gesagt — Der Sohn hat aber gemeint, daß da der Mann muß hinfahren zu der Frau. Und der hat gesagt: ‚Gehts nachhaus! Es hat bestimmt schon geholfen!‘

Und da haben sie auf die Uhr geschaut, wie der Sohn bei meinem Bruder war, auf die Uhr, und genau auf dieselbe Zeit sei drinnen in Innsbruck, sei das Blüten aufgehört. Hats aufgehört!“

Auch Ärzte haben sich bereits für die in der Familie Lorenz ausgeübten Tätigkeiten interessiert:

„Ja, ein Arzt aus Holzgau, der hätt eben gern gehabt, wenn ihnen mein Bruder (sagt Zenobius) das Blutstillen auf Entfernung gesagt hätte. Aber der Arzt ischt nie zu uns komme, deswege, und der Bruder ischt auch nicht hinaus zu ihm. Und so wird ers wahrscheinlich heut noch nicht wissen, wie das geht...“

10. Kaisers bei Steeg:

Ignaz Lorenz, Jg. 1902, Landwirt, hat auf eigentümliche Weise den Muskelschwund durch das Wachs einer Osterkerze geheilt, gelegentlich den Schmerz genommen, mit anderen jungen Burschen zusammen einmal dem damaligen Pfarrherrn Warzen angezaubert und auch Blut gestillt. Er berichtet:

„Beim Muskelschwund, da haben sie mir müssen sagen, welcher Körperteil das ischt, entweder Schultern oder Bein, oder sonst irgendein Körperteil, und dann mach ich mit einer Rasierklinge zwei, drei Schnitte in die Stelle und dann nehme ich eine Osterkerzen, und mit einem Streichholz lasse ich die schmelzen. Und dann laß ich das Wachs mit dem brennenden Streichholz schmelzen, oberhalb der kleinen Wunde und laß es auf die Wunde tropfen. Und damit ist für mich die Sache erledigt. Und der (frühere) Pfarrer von Kaisers hat mir das immer zur Verfügung gestellt, aber nur unter der Bedingung, daß ich keinen ‚Zauberspruch‘ dabei sage. Nur das Wachs allein!

Ignaz Lorenz versucht, sich die Sache rationalistisch zu erklären:

„Mein persönliches Dafürhalten ist: Nicht die Weihe, nicht die Osterversache, sondern das ungebleichte Wachs allein, das hat noch den Naturgehalt an Ameisensäure. Und da halt ich dafür: Das hat noch die Heilwirkung...

... und das hab ich vielleicht zweidutzendmal gemacht, an Mensch und Tier. Das hab ich von meinem Großvater, das Rezept. Der ist 1839 geboren und 1917 gestorben. Und das hat mir noch jedesmal geholfen.“

Dazu ein Beispiel:

„Ich hatte einmal einen Patienten in Steeg, der lebt heute noch, der war in ärztlicher Behandlung. Der hat sich vor Schmerz gewunden, hat mir seine Mutter gesagt. Und da hab ich gesagt: Schick ihn mal rauf nach Kaisers. Und dann sind sie gekommen. Und dann hab ich gesagt: In drei Tagen mußt du schmerzfrei sein. Und er war schon nach anderthalb Tagen schmerzfrei. Und dann ischt er wieder zum Arzt. Und da hat der auf der linken Schulter die kleinen Einschnitte gesehen. Und der (Arzt) hat gefragt: Was hascht denn da? Und (= aber) der hat ja nichts gesagt, der Patient, hat nichts verrate. Schwinden ist immer eine schmerzhaftige Sache — immer! Das ist ein ziehender Schmerz. Der Arzt war der Dr. M...“

Kein ganz reines Gewissen aber hat der Berichterstatter, wenn er zurückblickt auf einen Übertragungszauber, den er mit folgenden Worten beschreibt:

„Wenn man ein kleins Kind zum Friedhof trägt, dann muß sich der wo die Warzen hat, an einer Quelle die Hände waschen und den Spruch sagen:

So wie man dich jetzt trägt zu Grab,
Wasch ich mir die Warzen ab.

„Da war im Gasthaus eine kleine Gruppe, und einer hatte viele Warzen. Jaja, die Warzen müssen weg“, (sagten wir):

„Da hat die Wirtin müssen ihm einen Faden bringen, so einen ganz leichten Faden, wo man zum Fleischaufhängen, zum Selchen hat. Da hab ich gesagt: Das macht mir nix, — wir geben sie dem Pfarrer! Da haben wir einen Knopf gemacht und haben sie ihm an die Haustür gehängt, bei Nacht.

Und bei dem einen sind die Warzen verschwunden. Und der Pfarrer, vielleicht ein halbes Jahr später, ist der auf Innsbruck in die Klinik. Und dort hat er sich die Warzen herausoperieren lassen. Wenn der auf der Kanzel gestanden hat und hat gepredigt, und wir haben auf der anderen Seite gesessen, dann haben wir die Warzen gesehen an seinen Händen. Da sind wir junge Burschen gewest. Wir haben uns königlich gefreut, weil der Pfarrer, der hat am leichtesten die Warzen haben können. Und erst hat er sich, mit einer schwarzen Salbe hat er sich beschmiert, und nachher ist er nach Innsbruck und hat sie sich operieren lassen... man macht ebäs... Das haben wir so ausgerichtet, den Faden, wenn der in die Frühmesse geht, dann wird er den Faden in die Hand nehmen, der war kurzsichtig, und wird schauen da, wie die Schnur herunterbaumelt.

Und das war tatsächlich so: Das war eine Volksmeinung. (Und wir dachten: Jetzt müssen wir das ausprobieren!)

Und der Pfarrer hat am leichtesten die Sache, wenns angreift, (um) sich zu helfen. Und der Pfarrer war auch Gastwirt. Jetzt gibts das nicht mehr in Tirol.“

In dieser Hinsicht irrt der Erzähler: Im Ötztal und auch anderswo kennt man heute noch das System der Widum, jener Gasthäuser, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts von der katholischen Kirche eingerichtet wurden, um Bergsteiger und Gebirgswanderer — ein Sport, der damals in Mode kam — zu beherbergen. Allerdings scheint es heute, daß der organisierte Fremdenverkehr das Widum-System bald zum Erliegen bringen wird.

11. Nesselwängle / Tannheimer Tal:

Von Weissenbach (vgl. Nr. 1) machen wir einen Abstecher gen Westen und besuchen jenes Seitental des Lech, das zugleich die Verbindung zum Allgäu herstellt, das Tannheimer Tal. Erinnerungen an Sympathieheilmethoden sind dort nur noch sehr spärlich vorhanden.

Allerdings traf ich in der Umgebung von Nesselwängle auf eine freundliche Pensionswirtin, Jg. 1911, die sich auf das in Tirol sonst merkwürdigerweise nahezu unbekanntes „Brandlöschchen“ versteht, das im Allgäu heute noch ebenso häufig anzutreffen ist wie etwa das Blutstillen. Als ich meinem Erstaunen Ausdruck gab, eine Heilformel für diese Notsituation jenseits der Grenzen anzutreffen, gestand mir die freundliche Frau, dieses Wissen habe sie auch von ihrer Schwester, und die habe es von einer Leichenfrau aus Wangen im Allgäu. Auf Geheimhaltung ihres Spruches, eine Version der weitverbreiteten St.-Laurentius-Formel, legte die Informantin keinen Wert:

„Heiliger Lorenz / Der du am Rost verbraten / Gib, daß der
Brand nicht um sich fresse / und nicht weiter fresse / + + +
(= im Namen etc.).

Dazu: einige Vaterunser beten für die Armen Seelen.

Möglicherweise handelt es sich hierbei um einen echten Brandsegen, der ursprünglich gegen das Feuer angewendet wurde und dann später auf Verbrennungen überging. Die Informantin:

„Ach, des tu i, wenns ein schwerer Fall ist, of 4—5 mal bete, immer wieder... und dann verlischt der Brand einfach.“

Dazu einige Berichte:

„Also mir ham da, meine Schwester und i, eine Radtour gemacht ins Lechtal. Und in Weissenbach, unweit der Kirche, steht a ältere Frau, mit einem Mädle. Das Mädle dürfte so 11 Jahr gewesen sein, und mir ham gegrüßt und da schaut sie uns so an, die Schwester steigt ab und ich steig auch ab. Und dann sagt sie gleich, ebe, sie muß mit dem Mädle zum Arzt gehen, ich hab nämlich die Frau schon kennt...“

Und nachher: Sie hätt sich so den Rücken verbrannt, und es wär alles voll Eiter. s' Mädle weint immer und sagt, und tut immer bete:

„Jesukindle, hol mi doch! Hol mi doch zu Dir! Der Doktor tut mir so weh!“

Der reißt den Verband grad vom Rücken weg, und da blutets dann, und ischt alls voll Eiter, und mein Schwester hat dem Kind glei den Brand gelöscht, und mir han gesagt: sie soll ein paar Vaterunser bete, und sie müeß

fescht dran gl a u b e ! Die hat sich noch bedankt und wir sind weiter geradelet, und von dem Mädle nix mehr ghört. Und es ist der Krieg ausbroche, ich hab Jahre nix mehr ghört. Und vor ein paar Jahren komm ich nach Weissenbach und ich sieh die Frau, die kenn ich dem Geschlecht nach schon von je.

Und dann sag i: Horche Sie, ham Sie nicht einmal ein Mädle gehabt mit einem ganz verbrannten Rücken, was alles eitrig war? Sagt sie: Ja, seid Ihr des Frau?

Da sag i: Ja, ich bin dabeigewese, das war mei Schwester! Aber die ist schon lang gestorben! — Da sagt sie:

Mein Gott, ich hab schon lang gewartet und immer nachgefragt, und nie hab ich mich bedanken können... Und die (Frau) hat mir dann so die Händ geschüttelt:

Von der Stund an, wo Ihr betet hent für das Mädle, da ischt des so schnell abgeheilt!"

Der Doktor hat dann noch gesagt: Er kann das nicht verstehen, wie schnell die Heilung vonstatten gangen ischt. Und mir geht (es = sagt die Informantin) immer drum, dass es niemand erfährt, weil du wirst ja bloß schief a n g e g u c k t, und als H e x verschrien..."

Eine Befürchtung, mit der unsere Heilerin keineswegs allein steht. Gerade das Unerklärliche erscheint vielen unheimlich und kann bei Unkundigen einen derartigen Verdacht sehr wohl hervorrufen. Außergewöhnlich ist an dem eben gebrachten Bericht, daß hier der Brandsegen angewendet wird, wo eigentlich ein W u n d s e g e n hätte gesprochen werden müssen. Das „Brandlöschen“, bei dem die verbrannte Haut dann ziemlich schnell regeneriert, wird in der Regel bei frischen Verbrennungen angewendet.

Bald kann die Informantin selbst in Unglücksfällen mit dem von der Schwester übertragenen Wissen helfen:

„Einmal sagt zu mir die Mutter: Gut, daß Du kommst, man hat Dich wollen antelefonieren. Da hent ein paar Bube in einem Benzinkanister gezunderet, und der ischt explodiert und der (Bub) ischt halt furchtbar verbrennt, weil wenn der Doktor kommt, der tut ihm bloß weh, und der Bue heult immer und heult, und denn hab ich dem Bue den Brand glei gelöscht, und am anderen Tag sagt er:

Der Doktor hat mir nit helfe könne, aber die hat mir geholfen!"

„Ein andermal, das war Anfang Krieg, und da hat sich da obe mal ein Mädle verbrennt, und da ischt der Schwager komme, von dem Vater, von dem Kind, und hat auch darum gefragt und da han i sagt: Ja — wer hat sich denn da verbrennt?

Ja die Pia!

Ja, dann han i der den Brand gelöscht, und die ischt aber dann zum Doktor gange, und die hat mir dann aber erzählt, wie sie zum Doktor ins Wartezimmer gange ischt — hat dann die Pia gesagt: Mama — mir tut nix mehr weh!

Und da bringt sie mir (= die Mutter) einmal ein paar Gläser, sechs Stück hat sie mir gebracht. Und da sag i: Warum gibst du mir die Gläser?

Sagt sie: Du weißt schon für was!

I sag: I weiß in aller Welt nit für was!

Da sagt sie: Du hast unserer Pia so geholfen!

Und da hab ich gesagt: Ich will nix! Nimm deine Gläser mit! Und die hats einfach nicht mit... und ich muß die Gläser behalten, das ischt mir so komisch vorkomme. Und dann bin i — mir ham 'baut ghabt, und der Mann war schwer herzkrank — und dann bin i nach Reutte mit dem Sohn, dass mir solle die Schulde wegbringe. Der Sohn war dortmals in der kaufmännischen Lehr, und da hat sich einmal einer am Elektrische, die ham gesagt: der ischt von Schwaz, der ischt furchtbar verbrennt, und dem hab ich stillschweigend den Brand gelöscht, und der ischt, nach 14 Tagen ischt der mal dagewesen, und geht in unsern Betrieb und da ruf i ihn her, und da sagt er: Frau, i hab kein Zeit; i hab kein Zeit, i muß gehn!

Dem hab i dann ni gsagt, daß i des war, die wo ihm so schnell geheilt hat..."

Nicht alle, denen auf diese Weise geholfen wird, wissen darum und glauben daran. Das ist auch der Tenor des folgenden Berichtes:

„Und dann hats amol da vom Schuster drüben, an Installateur, der hat da draußen an Arbeit gemacht, der hat geschweißt, und da ischt irgendwas mit dem Pulver, von dem Pulver gespritzt und den hats verbrennt. Und i war damals so aufgeregt und da han i mindestens vier-, fünfmal den Brand hintereinander, immer betet, und hab immer zu den Armen Seelen betet, mir hat der Mensch so leid tan, und der ischt auch wieder komme, und ich hab ihm gesagt: Ich hab ihnen einmal den Brand gelöscht. Aber der hat mir garnicht dergleichen tan, i glaub, daß die des garnit glaube, aber das ischt ja mir gleich. Geholfe han i!"

Auch Ärzte haben mir gegenüber ihrer Verwunderung Ausdruck gegeben darüber, daß beim Brandlöschchen zumeist keinerlei Narben bleiben. Unsere Heilerin erlebte das einmal bei einem Buben:

„Und da unte, der jüngste, der ischt ein Jahr jünger wie mei Sohn, und der ischt als Kind in einen heißen Brei gefallen, wisset — an Maisbrei — hat die (Mutter) an Boden gestellt und nimmer guckt, und der schreit — er sitzt in dem Maisbrei drin, dann isch sie zum Doktor, der hat ihr was gschumpfe, und dann ischt sie zu mir komme, und nachher han i dem Bue den Brand gelöscht, und ist auch gleich gheilt. Da bleibt nix, garantier i, bleibt garnix! Keine Wunde! Keine Narbe! Da sehet ihr garnix! Das heilt so schön zue!"

Einen Blutsegen besitzt unsere Informantin nicht, dennoch würde sie auch hier gerne helfen. So ist sie dabei, sich ein eigenes Blutstill-Gebet zu entwickeln:

„Herr Jesus Christ / Der Du am Kreuz den letzten Tropfen Blut vergossen hast / Erbarme Dich dieser Person (und den Namen dann sagen): Erhöre mein Gebet und stille das Blutgerinsel (= ‚derPerson').“

Zusatz:

„Da müßte ich doch die erste Erhöhung bei Jesus Christus selber han... was den Lorenz bei dem Brand-Gebet betrifft: Ich glaube, daß der Heilige = Jesus Christus selber ist..."

In der Tat ist unsere Heilerin dabei, unter weitgehendem Verzicht auf den in den meisten Heilsegen obligatorischen episch-darstellenden, wie auch den die Krankheit oder das Leiden beschwörenden zweiten

Teil ein echtes Gebet zum Blutstillen zu entwickeln, das sie an Christus und damit an die Gottheit selbst adressiert. Informantin glaubt, daß — unbeschadet des Einsatzes von Mentalkraft bei der Gedankenkonzentration — unbeschadet auch der Nennung des Hl. Laurentius — beim Brandsegen die eigentliche Hilfe doch von Christus selber zu erwarten ist.

12. Vils westlich von Reutte:

Abschließend für die Lechregion im weiteren Sinne sei noch der Besuch bei einem Nachkommen einer Heilerfamilie in Vils erwähnt. Adolf R., Jg. 1922, Mühlenmeister im Zementwerk von Vils, nebenberuflich Jagdfreund, Geweihsammler und Schnitzer, hat Kenntnis für die Behandlung von Warzen und Schärzen vermittelt bekommen. Sein Großvater konnte die Englische Krankheit abbeten, der Vater übermittelte diese Fähigkeit hinüber ins Inntal. Es ist dies ein weiterer interessanter Beleg dafür, daß altes Heilwissen auch in neuerer Zeit erst in bestimmte Gegenden gelangte. Was der Vater noch wußte, übergab die Mutter auf dem Krankenbette ihrem Sohn Adolf, mit der Auflage, es nicht auszuplaudern.

Die Besprechungsformel für die „Schärzen“ hält er allerdings nicht für so geheimnisvoll, daß er sie mir nicht weitersagen dürfte:

„Schärze, geh weg! Tu du dem (oder der: . . .) nichts an!

Dreimal wird die befallene Stelle mit dem Finger kreisrund umfahren und dann mit Speichel betupft. Kein Vaterunser. Keine Dreifaltigkeitsformel, sondern — wie der Informant sich ausdrückt: „ganz einfach“.

Der Informant ist heute etwas skeptisch. Er meint, da könne man sagen, was man wolle, es helfe so und so (womit er der autosuggestiven Theorie unwissentlich den Vorrang gibt). Mit Religion hat das für ihn nichts zu tun. Im Rückblick gesteht er unbeschadet früherer Erfolge, er glaube heute selbst nicht so recht daran.

II. PAZNAUNTAL:

Fährt man das Montafon aufwärts über die Silvretta-Hochalpenstraße, so kommt man, nach Überschreitung der Vorarlberger Grenze ins Tiroler Paznauntal. Auch hier haben sich Relikte eines früher weiter verbreitet gewesenen Heilerwesens erhalten.

13. Kappel-Holdernach:

Am 14. Juni 1974: Besuch bei dem Gerber Alois Juen, dessen Herkunft durch seinen rätoromanischen Namen angedeutet ist. Wir befinden uns in einem alemannisch-romanischen Mischgebiet. Das Blutstillen beherrscht Juen nicht, dafür ist er auf „Schärzen“

spezialisiert und eine Reihe von anderen Leiden. Einmal konnte er einen geistlichen Herrn von seinen „Schärzen“ befreien, dem eine Frau aus der Gemeinde geraten hatte, sich einmal zu ihm zu begeben.

Seine Heilungen erklärt Juen folgendermaßen:

„Mit guten Worten muß das gehen, nicht etwa mit dem Teufel vielleicht... ob der ‚liebe Gott‘ auch mit hilft? Ja freilich! Mit etwas Schlechtes kann man nichts vertreiben, nur mit guten Worten! Mit heiligen Worten!“

Einer seiner Patienten kam mit einem schwarzen Grind auf dem Kopf zu ihm:

„Da war einer, der hatte, mindestens einen Zentimeter dick, den ganzen Kopf schwarze Rinde drauf... hat der gehabt. Hab ich ja selber denkt: Ja was hat denn der? Das ist aber mit der Zeit alles geheilt, alles weg und hat man garnichts gesehen. Also gar nix mehr. Vollständig ausgeheilt. Das hat der schon lang g'hat und viel doktoret. Einmal da und einmal dort und alles hat nix geholfen.“

Aussprachen mit Ärzten und Parrern hatte Juen noch nicht. Seine Heilbefähigung empfing er durch den Vater von Alois Ladner in See, dessen Sohn heute noch als Heilkundiger aufgesucht wird.

14. See / Paznauntal:

Alois Ladner, der neben dem Abbeten von Schärzen und Warzen auch das Blut zu stillen vermag, hat die Gabe von seinem Vater (s. auch o.!) Der Informant ist Jg. 1904 und verdiente sich seinen Lebensunterhalt durch Landwirtschaft, als Arbeiter in der Schweiz und durch Schmuggel, der in diesem Tal gelegentlich ein sehr lukratives Geschäft bildete. Mich interessierte die moraltheologische Komponente dieses Einkommenszweiges. Ladner hat seine eigene Lebensphilosophie entwickelt. Er meint, wenn er im Zweifel über die Rechtmäßigkeit dieser Tätigkeit gewesen sei, habe er gebetet: „Lieber Herrgott, Du hast mich so geschaffen! Jetzt mußst mi so habe!“ Der damals zuständige Pfarrer, dem er seine Skrupel einmal beichtete, meinte begütigend: Schmuggel sei im Paznauntal „kei Sünd“ (seine Pfarrköchin schmuggelte fleißig mit). Sünde freilich sei es, wenn die Zollbeamten ihn anriefen und er dann nicht stehenbleibe. Dann würden sie nämlich scharf schießen. Und das sei dann — von ihm, also Ladner aus gesehen — Selbstmord! (was die Kirche nicht gestatten könne). In diesem Fall konnte er seinem Pfarrer die Zustimmung nicht versagen, sonst ist er den Geistlichen gegenüber kritisch eingestellt. Er habe, erzählt der Informant, einmal gelesen, daß der Abfall vom Glauben durch die Geistlichen komme. Unser Gespräch dauert eine halbe Nacht lang und kostet den Wirt eine 2-Liter-Flasche Rotwein. Die Frau wird hinaus komplimentiert: Was hier zu besprechen sei, sei Männersache. Während er mir seine Schmuggelgeschichten erzählt, die ein ganzes Tonband zu füllen beginnen, macht er es sich mit einem Kissen bequem.

Er hat immerhin gerade sein 70. Lebensjahr vollendet. Das Kissen ist von seiner Gattin bestickt und trägt die schöne Inschrift: „Mit Gott sollst du in allen Sachen / den Anfang und das Ende machen“.

Nun zu den Heilungen. Früher einmal waren „Zauberbücher“ da, wie Ladner es nennt, aber die wurden bereits von der Mutter verbrannt. Wenn Ladner Krankheiten abbetet, müsse er, so sagt er: „ganz im Stande der *G n a d e* sein“. Es seien „ganz heilige Worte“, die man dann spreche, das Ganze geschehe im Namen der hl. Dreifaltigkeit und „mit Jesu Barmherzigkeit“.

Noch nicht lang liegt es zurück, da mußte er wieder einmal gegen die „Schärzen“ helfen:

„Das war vielleicht vor zwei Monaten: da ist ein Bub gekommen, aber er ist zweimal gekommen, das ist auch schlechter mit Schärzen-Vertreiben, wenn er schon beim Arzt war. Und der Arzt schon mal geschmiert hat, das ist schlechter. Am besten gleich, ohne daß der Arzt eine Salbe verschrieben hat, die Schärze, die ist rund und frißt immer weiter.

Das war (also) ein schwieriger (Fall), der hat müssen zweimal kommen, bis die (Schärze) kriepiert ist, bis die verreckt ist...

... Im Winter, da war es schon öfter, und die sein kemmen, um daß ich muß beim Vieh auch die Schärzen vertreiben, nit, jaja.“

„Und dann, da war einer mal beim Doktor, der hatte *Nasenbluten*, immer wieder. Und wo der Doktor da war, von Kappel, und da het er g'seit, wens noch amol ischt, und dürfen sie nimmer kemma, und müssen sie schauen, daß sies mit *Sympathie* stillen können!

Ich kann (so der Arzt) nimmer helfe! Von dort an (nach meiner Behandlung) ists aber nicht mehr aufgetrete...“

„Und zum *Warzen*-Vertreiben ist es dasselbe. Erst ein *Gebet*, jaja: Mein Jesu Barmherzigkeit, verzeih mir meine Sünde! Mein Jesus, gib mir die Kraft, mit denen diesem sein Leiden abzunehmen.

Ja, das ischt alles, aber es ist schon noch ein Spruch:

Jesus, Dir leb ich / Jesus, Dir sterb ich / Jesus, Dein bin ich in Leben und Tod!

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, da mach ich (ein) *Kreuz*-zeichen drauf. Das denk ich dazu, sagen tu ichs nicht... Und ich will *nichts verdienen* dabei, denn ein ‚*Vergeltsgott!*‘ ist nach dem Glauben schon ein Verdienst. Oder — wie ischt?“

15. See II, Nähe Gasthof „Zur frohen Aussicht“:

Oskar Kolb, Jg. 1918, sitzt auf der Bank vor seinem Haus, als ich mein Anliegen vortrage. Er heilt „Schärzen“ und stillt das Blut. Seit ca. 12 Jahren. Seine Kenntnisse hat er von einem ihm bekannten Maurer vermittelt bekommen und möchte sie später einmal innerhalb der Familie weitergeben. Informant legt Wert auf die *G e h e i m h a l t u n g* seiner Formeln oder Gebete, die er seit 12 Jahren anwendet. *Fernheilungen* stellen für ihn angeblich kein Problem dar. Ebenso könne er in seiner Familie helfen, wenn etwas nicht in Ordnung sei. Mit *Warzen* hatte er bislang viel, mit *Schärzen* weniger zu tun. Auch sich selbst glaubt er, das *Blut* stillen zu können. Das

sei aber schwieriger und dauere ca. 5—10 Minuten länger. Unrecht aber ist es — wir kamen auf das Problem bereits an Hand eines Berichtes vom oberen Lech (Steeg) zu sprechen, das Blut dort zu stillen, wo keine Notwendigkeit dazu besteht:

„Da war bei uns im Tal früher einmal ein Schweinemetzger. Der hat spaßeshalber einem Schwein das Blut gestillt, so daß es nicht ausbluten konnte. So etwas darf man nicht tun. Das ist M i ß b r a u c h . . .“

III. INNTAL — GEBIET:

Hier wurden keine näheren Untersuchungen angestellt. Den Auskünften verschiedener Informanten nach gebe es hier nicht mehr viel von den alten Bräuchen.

16. Schönwies:

Eine ältere Einwohnerin des Dorfes, Jg. 1897, erhielt von einer alten Frau in Pettneu im Stanser Tal 1922 einen Segen fürs „Brandlöschchen“ (= der zweite mir bekannte Fall in Tirol) und einen fürs Blutstillen. Während ersterer nicht angewendet zu werden brauchte, wurde das Blut in mehreren Fällen gestillt. Aussprachen gab es weder mit einem Pfarrer, noch mit einem Arzt. Die Informantin bittet mich, nähere Einzelheiten nicht weiterzusagen, denn:

„soetwas muß man heilig halten“.

Sie selbst wird ihre Kenntnisse nicht weitergeben, sie habe zuviele negative Erfahrungen machen müssen:

„Ich stills nicht mehr . . . es ist undankbar . . . ich lass es jetzt ausgehen.“

17. Kauns / Kaunsertal, südlich von Landeck/Inn:

Der Gastwirt Alois P., Jg. 1900 besitzt eine Formel für „S ch ä r z e n“, die aber auch bei Warzen helfe. Er erhielt sie durch einen „Reisejäger“, gab sie bereits einmal weiter. Sie helfe aber immer noch.

Informant betont das ausdrücklich, da vielerorts der Glaube herrscht, nach der Weitergabe könne man selbst nicht mehr helfen. Bei der Heilung werden drei Finger auf die linke Achsel des Patienten gelegt, dazu sagt man dreimal „tausend hübsch!“, betet drei Vaterunser und den Englischen Gruß. Die kleine Zauberformel „tausend hübsch“ traf ich bereits einmal in einem Allgäuer Dorf in der Nähe von Kaufbeuren an. Vom Heiler selbst wird diese Kombination durchwegs als religiöses Gebet verstanden, wenn er sagt: die Heilung geschehe „durch das Gebetsvertrauen . . . ich denk an den Herrgott, oder die Muttergottes oder was damit zusammenhängt.“

Er gibt an, man müsse „beten, daß es hilft“ und: es habe bis jetzt „überall geholfen“. Er habe es schon lang gemacht. Anstrengend aber

seien die Heilungen. Vergangenes Jahr habe er 20 Stück von „Schärzen“ befallenes Vieh behandelt mit je drei Vaterunsern. Das habe ihn ziemlich angestrengt: „Da verleidets einem das“.

IV. PITZTAL:

18. Wenns:

Oskar G., Jg. 1903, war früher Knecht und Kleinbauer und erhielt im Alter von 30 Jahren seinen Heilspruch für „Schärzen“, die er nach Möglichkeit bei abnehmendem Monde abbetet. Im Notfall könne man das aber auch bei einem anderen Mondstand tun. Dem Sohn wurde die Fähigkeit bereits übertragen, und auch dieser praktizierte sie einmal mit Erfolg. Aussprachen ergaben sich weder mit dem Pfarrer, noch mit einem Arzt. Dieser, versichert mir G., wisse aber um sein Tun. Informant erzählt nicht gern darüber und arbeitet „... im Geheimen, (denn) viele Leute lachen darüber“.

19. Matzlerwald:

Hier lebt noch ein heute 86jähriger Landwirt Karl G., der sehr schwerhörig ist. Sein Sohn berichtete mir, der Vater habe geholfen bei den „Schärzen“ bei Mensch und Vieh. Die Gabe geht weiter an den Sohn. Der Mondstand ist nicht von Interesse. Die Formel muß geheim gehalten werden, „sonst hilfts nicht mehr“. Der Sohn beurteilt die Heilwirksamkeit der Tätigkeit seines Vaters positiv, „schon mancher, wo der Arzt nimmer geholfen hat, und hat nachher geholfen“.

20. Nähe Wenns:

In der Nähe von Wenns lebt ein ehemaliger Straßenarbeiter und Steinhauer, Jg. 1909, der gleichfalls Heilungen durchführt. Seiner eigenen Aussage nach erhielt er seine Befähigung durch das bekannte „Schlinsermännle“, den Heiler Hermann Dörn aus Schlin in Vorarlberg. Dieser habe sie aus einem Buch einer alten Frau aus Frastanz/Vlbg. Mit Dörn kam er in Kontakt auf Grund seines Ischias-Leidens. Informant bezeichnet Heilungen von Tieren als „sehr anstrengend“. Er nimmt bei den Menschen Schmerz, sowie Fieber oberhalb von 39 Grad. Auch versteht er sich aufs Blutstillen, nicht hingegen aufs „Brandlöschchen“ oder das Abbeten der in der Gegend so verbreiteten „Schärzen“. Wie Dörn verwendet er Heilsprüche. Er „betet“ sie ab im Namen der hl. Dreifaltigkeit.

Weder mit einem Pfarrer noch mit einem Arzt habe er sich bisher über die Heilwirksamkeit seiner Methode ausgetauscht, allerdings sei einmal ein junger Arzt zu ihm als Patient gekommen, um ihn auf die Probe zu stellen.

Während Informant selbst die Heilwirksamkeit der Segenssprüche betont, war einer meiner Bekannten aus dem P a z n a u n t a l der Meinung, ihm habe dieser den Sachverhalt etwas anders dargestellt:

„Und da hat er mir (einmal) erzählt, oder die Frau vielmehr, dass er hin ist zum Schlinsermännle und der hat dann naussigfunde: ‚Sie sind viel besser begabt als ich!‘ Sie können das viel leichter machen. Und der hat dann dem des gseit, nicht, und von dort an hat ers gemacht, und er ischt (selbst) auch vom Schlinsermännle gesund geworde. Ischias hat er gehabt, jaja, und er hat gseit, er hat fast nicht mehr gehen können.“

Derselbe Gesprächspartner berichtet mir von einer Südtiroler RechtsanwaltsGattin, die auf einer Tragbahre nach Wenns getragen worden sei und beim vierten Besuch selbst habe wieder laufen können. Offensichtlich muß dieser Heiler doch unter Einsatz aller psychischen wie physischen Kräfte an die Arbeit gehen. Auch wenn wir die oben wiedergegebene Auskunft des Hermann Dörm mit Vorsicht weitergeben, weil Randbemerkungen eines Heilers gelegentlich überbewertet werden, so erscheint mir folgende Mitteilung meines Paznauntaler Gewährsmannes doch nicht uninteressant:

„Da hab ich mal mit der Frau allein gesprochen, da hat mir die Frau gesagt: ich bin froh, wenn nu niemand kommt; was ich hab mit meinem Mann, das weiß kein Mensch! Er braucht in einer Nacht oft drei, vier Hemd, so schwitzen mueß er...“

V. ÖTZTAL:

Im Ötztal sind mediale bzw. Spruchheilungen heute nur noch wenig bekannt. In Z w i e s e l s t e i n besuchte ich eine dort wohnhafte Frau, heute Ende 60, die als Vorschauerin von Todesfällen bekannt ist, und mit der ich auch ein Gespräch führen konnte über Heilungen. Sie erzählte mir zwei Fälle von gelungener Vertreibung der uns bereits namentlich bekannten „S c h ä r z e n“ : Der erste Bericht führt uns noch einmal zurück ins P i t z t a l nach W e n n s :

„In Wenns im Pitztal da hat meine Schwester, die ist hingegangen zu einer, die so Schärzen vertrieben hat. Und die hat (zu ihr) gesagt:

‚Sieh zum Fenster hinaus und sieh nicht zu mir her, und sie ist mit dem Kind in den Winkel gegangen und dann hat sie die Schärzen vertrieben, sie waren in vier Tagen verschwunden.‘ Und wie die Kinder dann größer waren, dann hat sie die Kinder selber hingeschickt, und die Kinder, die haben dann gesagt: Ja, sie macht sowas l e i s e, und macht sowas um die Schärzen rum, aber was sie gesprochen hat, das wissen wir nicht. Und als man sie gefragt hat: Ja, was macht denn die Frau? Dann haben sie gesagt:

‚Ja, die macht so: ppspspsps... und sie fährt dann mit der Hand so drüber...‘

Der zweite Bericht ergibt bereits Anhaltspunkte für das (in diesem Fall untere) Ö t z t a l :

„In U m h a u s e n, da hat einer gelebt, der so Schärzen vertrieben hat. Mein Bruder hat auch so eine Schärze gehabt, und dann ist er zu ihm

hingefahren, und dann hat der zu ihm gesagt: „Ja, halte mich doch nicht für so einen Hexenmann, — ich kann das ja garnicht!“

Und wie mein Bruder gesagt hat zu ihm: Guck mal, man sagt, das sei eine Schärze, was sagt man denn da? — da sagte er: „Ja, ich kann mal hinschauen und ansehen, was du da hast... aber halte mich nicht für einen schlechten Mann!“

Und trotzdem, da war in acht Tagen nichts mehr zu merken! Er sagte zu ihm: „Wenn noch was ischt, dann soll er kommen!“ Aber es war nichts mehr vorhanden von der Schärze. Bei uns sagt man „Zitterer.“

Als ich in Umhausen nachfragte, erhielt ich die Auskunft, der betreffende Heiler sei vor Jahren bereits verstorben. Aber wenn ich Glück hätte — seine Tochter habe manches von ihm geerbt:

21. Umhausen:

Frau Marianne J., Jg. 1919, die Tochter des betreffenden Heilers, hat von diesem den Spruch gegen die Schärzen nicht übernommen, wohl aber einen Blutsegen:

Glückselig die Stunde, da Jesus Christus geboren wurde,
glückselig die Stunde, da Jesus Christus begraben wurde,
am glücklichsten die Stunde, da Jesus Christus von den Toten
auferstanden und in den Himmel aufgefahren ist.

Der Segen schließt nicht mit der Dreifaltigkeitsformel, sondern mit drei, im Namen des Blutenden gesprochenen „Ave Marias“. Er wurde bereits an die Tochter weitergegeben, „damit vielen geholfen wird. So wollte es auch unser Vater“. Durch Fernheilung konnte auch den Patienten in Krankenhäusern geholfen werden. Der Vater der Informantin vermochte auch bei Muskelschwund zu helfen, kam aber nicht mehr dazu, sein Wissen weiterzuvermitteln. Informantin gibt wertvolle Einblicke in ihre Anschauung über die von ihr geübte Methodik des Blutstillens:

„Man muß ein bißchen in der Gnade stehen... Ja, das glaub ich. Der Vater hat gesagt: Ich will das nicht mitnehmen, man soll den Menschen helfen mit dem. Und dann hat er das zuerst der Mutter und dann uns älteren Kindern — die anderen waren ja noch zu klein — gelernt. Und das hat bis heute immer noch Erfolg gehabt. Und dann gehe ich — weil ich denke, daß ich dann näher bei Gott bin und die bessere Andacht habe, und weil ich das Glück habe, ganz nahe bei einer Kirche zu wohnen, und gehe dort um zu beten.

Und wenn ichs in meinem Zimmer mache, manchmal hat man keine Zeit (um in die Kirche zu gehen), dann zünde ich eine Kerze in meinem Zimmer an. Das ist meine persönliche Sache... das müßt vielleicht nicht sein... ich denke nur, das hilft vielleicht mehr, wenn ich das auch noch mach, — der Vater hat das nie gemacht, das ist vielleicht von mir, ein Glauben... Und ich will, daß den Menschen geholfen wird... Und wenn ich Weihwasser dazu nehme, dann ist das vielleicht auch von mir ganz persönlich.“

Als „magisch“ wird man diese ganz im volksreligiösen Raum verwurzelten Anschauungen und Bräuche nicht gut bezeichnen kön-

nen. In einem benachbarten Ort wohnt der Bruder der Informantin, der ihr gelegentlich zu Hilfe kommt:

„Da ist noch mein Bruder. Und wenn ich merke, daß ich nicht in der Verfassung bin, da ruf ich den an und sag, er soll mir helfen, dem und dem das Blut zu stillen. Wenn ich nicht ganz bei der Sache bin, dann hab ich einfach das Gefühl, vielleicht hilfts dann nicht, wenn ich mich nicht ganz konzentrieren kann, dann ruf ich den Bruder an und dann ist das hundertprozentig. Mein Bruder, der ist auch ganz religiös.“

Bei Frauen im Kindbett erscheint allerdings Vorsicht geboten:

„Unser Vater, der hat uns gesagt, also bei einer Wöchnerin, soll man das Blut nicht stillen, weil es schon passiert ist, daß die innerlich verblutet ist daran. Nur bei Unglücksfällen oder Nasenbluten, oder man schneidet sich an etwas (soll man das Blut stillen).

Einmal konnte eine Frau, die wohl Bluterin gewesen ist, auf mehrere Jahre hinaus vom Nasenbluten befreit werden:

„Ja, da war eine Frau, die war schwer herzleidend, und auf einmal hat sie angefangen Nase zu bluten sehr stark, und im Sanatorium hat man ihr natürlich was gegeben. Und das hat alles nicht geholfen. Und zufällig hat meine Schwester diese Frau dann besucht, und hat ihr gesagt: Ich ruf dir meine Schwester an, die kann dir das Blut stillen. Und hat mich dann telefonisch angerufen, ich soll ihr das Blut stillen, die hört nicht mehr auf Nase zu bluten. Und im Sanatorium wissen sie sich keinen Rat mehr, und ich hab dann das gemacht, und das hat geholfen auf die Minute, und während meine Schwester noch dagesessen ist, hat das aufgehört sofort, und die hat dann 5 Jahre kein Nasenbluten mehr gehabt: 5 Jahre!“

Wenn die Erzählung den Tatsachen entspricht und es sich auch nicht um einen Zufall handelt, müßte man annehmen, daß die Praktik des Blutstillens, in diesem Falle sogar durch Fernwirkung, auch imstande sei, den gesamten Organismus nachhaltig zu beeinflussen. Auch aus dem Allgäu besitze ich analoge Berichte von Blutern, die auf Dauer oder zumindest längere Zeit von ihrem Leiden befreit worden sein wollen.

VI. ZILLER- UND TUXERTAL:

Das Ziller- und Tuxertal-Gebiet unterscheidet sich von den bisher genannten Tälern darin, daß man hier der Meinung ist, man dürfe zu Lebzeiten nur noch zwei anderen das Geheimnis preisgeben, wenn man die Kraft, etwa zum Blutstillen behalten wolle. Darüber berichtet bereits Lehrer Hupf auf in seinem oben genannten Aufsatz²⁾. Mit der Geheimhaltung wird es verschieden gehandhabt. Das Tabu, die Formel mehr als zwei Bekannten weiterzusagen, hat sicherlich ursprünglich den Sinn gehabt, den Heiler genau überlegen zu lassen, wem er sein Geheimwissen verrät, andererseits aber einem allzu magischen Verständnis des Heilspruches entgegenzuwirken. Wichtig war und ist noch in erster Linie das Bestreben, den als „Gebet“

verstanden oder — im formalen Sinn gelegentlich „mißverstanden“ Spruch — vor Spott und einem unbefugten Gebrauch zu schützen, so wie er uns sowohl im Lech- wie im Paznauntal begegnet war. Später gerät der eigentliche Grund einer solchen Regel dann nur allzu leicht in Vergessenheit und es kommt zu einem magischen Verständnis der mit „mana“, also einer selbstwirksamen Kraft erfüllten Formel. Hinzu kommt natürlich ein psychologischer Faktor: Dem Heiler, in diesem Falle dem Blutstiller, mag die Konzentration leichter fallen, wenn er seinen Heilspruch rezitiert in dem Bewußtsein, daß seine Umgebung nicht den Wortlaut kennt.

22. Burgstall bei Mayerhofen/Zillertal:

Landwirt Johann W. ist Jg. 1927 und erhielt seinen Blutsegen 1962 von seinem Schwiegervater, der ihn wiederum von dessen Schwiegermutter übertragen bekommen hatte. Inzwischen hat W. bereits achtmal das Blut gestillt, nur ein einziges Mal angeblich ohne Erfolg. Das war bei seiner Schwägerin, also innerhalb der Familie. Vielleicht war das ein Zufall. Wichtig zu wissen in diesem Zusammenhang ist allerdings, daß verschiedene Heiler vorgeben, bei Verwunden könnten sie schlechter helfen als bei anderen.

Die Formel selbst hält W. geheim:

„Beim Menschen wird der Name genannt, bei einem Tier der Name des Hofes. Das Gebet hat mit ‚drei Rosen‘ — zu tun (= wahrscheinlich: DREI ROSEN BLÜHEN AUF JESU GRAB etc.), aber das darf man nicht sagen.

Dann betet man ein Vaterunser, und drei ‚Gegrüßet seist du, Maria‘, und einmal den ‚Glauben‘! Dann kommt das Amen. Im Höchstfall soll man das alles dreimal beten, aber nicht öfter. Man soll das nicht zu oft weitergeben, nur an Jüngere, und nicht mehr als drei sollen es jeweils wissen. Also höchstens an drei Jüngere weitergeben...“

Mit dem ihm anvertrauten Wissen darf der Heiler nicht leichtfertig umgehen:

„Nur im Notfall darf man das machen... Als mein Schwiegervater das noch machte, hat meine Frau das zweite Kind bekommen. Da war die Hebamme dabei, die Frau hörte nicht mehr auf zu bluten. Ich ging dann abends zum Schwiegervater in die... (Name), ist ca. eine Stunde weg. Und als ich dort ankam, hab ich ihm gesagt, daß die Frau so blutet, und dann hat er (das) Blut gestillt und dann ging ich wieder schnell zurück, und das dauerte nicht länger als höchstens eine halbe Stunde, und als ich zurückkam, hat(te) sie aufgehört zu bluten. Die Hebamme, die hat ihr vorher schon Spritzen gegeben, den Tagsüber zwei Spritzen, aber das hat nicht geholfen. Aber das Blutstillen von ihrem Vater, das hat dann geholfen.“

Ein anderes Beispiel:

„Voriges Jahr kam ein Mann zu mir, dem wurde sein Vater ins Krankenhaus Schwaz eingeliefert, und der blutete den ganzen Tag aus der Nase. Die Ärzte konnten ihm nicht helfen. Abends kam er zu mir und fragte mich, ob

ich das machen könnte. Ja, ich werds versuchen! (sagte ich). Es war ca. 7 Uhr abends, und am anderen Tag kam er wieder und dankte mir: Es hat(te) geholfen. Es war cirka sieben Uhr, als es aufgehört hat zu bluten."

Auch bei Tieren hat W. bereits geholfen:

„Ein anderer Fall war, mit einem Schwein, kam mein früherer Nachbar: Die hat Junge geworfen, die Sau, und den ganzen Tag über hat sie geblutet. Abends kam er zu mir, ich sollte versuchen, ihm zu helfen. Der Sau zu helfen.

Und als er nachhause kam wieder, hatte die Sau aufgehört zu bluten. Nach meinem — nach dem Blutstillen . . ."

Einmal mußte sich ein Spötter eines besseren belehren lassen:

„Es waren eigentlich mehr bei der Holzarbeit. Ein Nachbar, der über das Blutstillen gespottet hatte, haute sich mit dem Beil in die Wade, daß er stark blutete. Und dann fragte er (= meinen Schwiegervater), trotzdem er also nicht glaubte, er möchte ihm das Blut stillen. Mein Schwiegervater tat es, und sofort hörte es auf zu bluten. Nachher war der Mann geheilt. Auch von seinem Spotten . . ."

23. Donauberg bei Mayrhofen:

Frau Margarete K. ist Jg. 1929, behandelt Warzen und übernahm eine Blutstill-Formel 1946 von einer „alten Frau“, als sie selbst an Nasenbluten litt. Sie gab ihr Wissen bereits weiter an ihren Ehegatten (der wahrscheinlich älter ist als sie) und an ihren Sohn. Sie will sich erkundigen, ob jene alte Frau ihr Geheimnis auch an andere weitervermittelt hat. Sollte die Höchstzahl der „Mitwissenden“ noch nicht erreicht sein, will sie auch mir ihren Heilspruch sagen. Nach Rezitation desselben sagt sie: „Bestell ich Dir N. N. . . ." (= daß das Blut zum Stehen kommt oder dgl.); bei Tieren fügt sie den Schreibnamen des Bauern ein. Handelt es sich um eine schwere Blutung, kann das „Gebet“ bis zu 5 x wiederholt werden. Leidet jemand unter Würmern, wird in die Formel „Würmer“ statt „Blut“ eingesetzt. Warzen werden ohne einen die Manipulation begleitenden Spruch auf einen Wollfaden „aufgeknöpft“ (soviel Knöpfe wie Warzen), und dieser dann beim Gebetläuten still irgendwo vergraben.

24. Vorderlanersbach / Tuxertal:

Herr Johann S. ist Jg. 1901 und vertreibt Warzen und „Grind“ (einen Hautausschlag) m. w. kurz vor dem Neumond an drei bestimmten Tagen der Woche (sog. „Schwindtage“). Mit einem Geistlichen oder Arzt ergab sich noch keine Aussprache, allerdings schickte ihm ein Arzt aus dem Oberinntal einmal ein Mädchen mit Warzen. S. erhielt sein Wissen von dem verstorbenen Heiler Weiland.

Beim „Grind“ werden in die Mitte desselben drei Kreuze eingezeichnet, dann aus der Mitte Haare ausgezogen und zu Kohle verbrannt. Die Asche wird in ein Stück Papier gewickelt und dieses wirft man hinter sich in ein fließendes Gewässer.

Informant vertritt die Meinung, „daß der Glaube, daß das Vertrauen hilft“, ärgert sich aber über den Spottnamen „Der Warzenkrämer“, den ihm seine Heiltätigkeit eintrug.

24 a. Vorderlanersbach II:

Hier wohnt noch ein 1934 geborener Verwandter des unter „23“ genannten Heilers, der dasselbe tut wie dieser und im Magnesitwerk arbeitet. Heilsprüche wendet er angeblich nicht an, betet während der Therapie allerdings das Vaterunser, das Ave-Maria und den Glauben. Aussprachen mit einem Pfarrer oder Arzt haben auch hier noch nicht stattgefunden. Die Übergabe dürfe, so erfahre ich auch hier, nur an J ü n g e r e erfolgen.

25. Lanersbach / Tuxertal:

Frau Toni K., Jg. 1901, unterhält ein Schuhgeschäft und bringt Warzen zum Verschwinden. Die Übertragung wurde von ihrem Vater bereits in den zwanziger Jahren „angesagt“ (= angetragen). Dieser heilte auch noch den M u s k e l s c h w u n d, nahm seine diesbezüglichen Kenntnisse allerdings mit ins Grab, Frau K. hält sich an die hier beachteten „S c h w i n d t a g e“, den Dienstag, Donnerstag und Samstag. Ich fand diese Sitte bisher nur im Bereich des Zillertales und im nördlichen Südtirol. Toni K. wird ihr Wissen einmal weitergeben. Sie spricht von einem

„Sympathiemittel: Ich mach schon was, aber das darf ich nicht sagen. Es ist ein religiöses Gebet... ich habs halt probiert, dann hats geholfen, dann glaubt man daran...“

26. Madseit / Tuxertal:

Hier treffe ich den für mich interessantesten und zugleich auskunftsbereitesten Heiler des ganzen Gebietes. Herr Johann M. ist Jg. 1908 und zum zweiten Male verheiratet. Auch er hat sein Wissen von dem verstorbenen Lanersbacher Heiler Weiland erhalten, bei dem er als Knecht gearbeitet hat. Seine Therapie bezeichnet er als „a n h e b e n“. Als ich mit seinem Sohn auf dem Anwesen ein Gespräch führe, redet dieser mich sogleich mit „Du“ an und bemerkt zu meinem Anliegen, die „Gesellschaft“ sei diesen Dingen gegenüber heute skeptisch eingestellt. Mir wünscht er Glück bei meinen Bemühungen, „auf daß durch diese der Nachwelt etwas erhalten bleibe“.

Den Vater treffe ich — es ist die Woche nach Pfingsten — oben auf der Pichlalm, wohinauf in der vorangegangenen Nacht das Vieh getrieben wurde. Nachdem Informant sich von der Seriosität meiner Interessen überzeugt hat, erhalte ich bereitwillig Auskunft:

W a r z e n werden bei a b n e h m e n d e m Monde behandelt, und zwar an einem der drei bereits genannten „Schwindtage“. Dabei

wird auf jede der Warzen ein K r e u z mit einer Erbse gezeichnet. Die Erbsen werden wie auch anderswo unter der Dachtraufe vergraben, wo sie möglichst schnell vergehen, außerdem wird eine spitze Stange darauf gesetzt. Das Berühren der Warzen geschieht im Namen der hl. Dreifaltigkeit, dabei werden drei Vaterunser gebetet.

Johann M. ist im Besitz eines Heilspruches für M u s k e l s c h w u n d :

„Du schwindest nicht / Gott hat auch nicht geschwunden /
Christus hat auch nicht geschwunden / Der Heilige Geist hat auch
nicht geschwunden / Du schwindest im Blute nicht / Du schwindest
im Marke nicht / Du schwindest im Beine nicht / Du schwindest
im Fleische nicht!
Sowahr als Jesus Christus am Kreuz gestorben ist, soll der
Schwund geheilt sein...“

Johann M. sucht als N a c h f o l g e r

„einen jüngeren gesetzten Mann, der es weiter macht. Es ist aber schwer, heute einen solchen zu finden. Er muß gesetzt in Charakter und Denkweise sein und verschwiegen“.

Ich erkundige mich nach dem Grund seiner Offenheit mir gegenüber. Informant meint: „Man solls nicht in der Öffentlichkeit sagen“. Die Aussichten für die Heilung von „Schwund“ beurteilt dieser mit „fast hundertprozentig“. Über seinen „Lehrherrn“, den 1974 verstorbenen Bauern Weiland erzählt er, dieser habe gesagt: „Beim Beten muß man die G e d a n k e n dabei haben... er hat sich gleich hinterher bekreuzigt“. Von „Gebetszwängerei“ kann auch hier keine Rede sein. Johann M. meint, der Erfolg hänge ab vom Herrgott. Bleibt er einmal aus, mache er sich deshalb keine Gedanken: „Ich bete einfach, und wenns nichts nützt, hab ich halt gebetet“. „G r i n d“ bei seinen Kühen wird so behoben: Drei Haare von der kranken Stelle werden ausgerissen, ein Kreuz gemacht, und die Haare im Namen der hl. Dreifaltigkeit verbrannt bei „aufnehmendem Monde“.

Johann M. hat zum B l u t s t i l l e n folgenden Spruch:

„+++ Blut bleib stehen, du sollst nicht mehr gehen / sowohl
als Jesus Christus gestorben ist am Kreuz! Dazu 1 Vaterunser und
den Glauben gebetet.

Das Blutstillen geschieht selbstverständlich auch hier unabhängig von bestimmten Tagen. Man muß dazu lediglich Namen und Alter des Blutenden wissen. Auch aus der F e r n e kann man helfen, wenn es darauf ankommt, besser aber ist es, wenn man bei dem Blutenden dabei ist.

VII. SÜDTIROL:

Im Oktober 1973 und September 1974 habe ich versucht, auch die meisten Alpentäler Südtirols in meine Erkundungen einzubeziehen. Der Erfolg war bemerkenswert gering. In einigen Tälern wie im Sarnatal bei Bozen, dem Reintal bei Taufers, dem Antholzer-Tal und anderen traf ich allenfalls auf sehr blasse Erinnerungen eines früher auch hier sicherlich vorhanden gewesenem Spruch-Heilerwesens. Im Ullten- und Ahrntal sieht es heute noch etwas besser aus. Im Grunde genommen aber ist das Südtiroler Spruchheilertum heute nur noch an einzelne Personen gebunden und wird mit diesen möglicherweise aussterben, so wie es in Osttirol praktisch wohl bereits zum Erliegen gekommen ist.

27. Karthaus / Schnalstal:

Hier lebt der heute 76jährige Karl Raffener, Jg. 1899, der als Schuster, Schreiner und Bauernheiler viel Gutes getan hat. Raffener war Fähnrich der Musikkapelle von Karthaus, ist ein sehr aufgeschlossener und menschlich außergewöhnlich feiner, tief sinniger und von daher sensibel veranlagter Mensch mit zahlreichen mystisch-okkulten Erfahrungen. Seine Heilungen geschehen überwiegend auf Kräuterbasis. Das dafür notwendige Pflanzenmaterial sammelt er selbst. Er ist im Besitz einer kleinen volksmedizinischen Bibliothek, unter der auch die Bücher des Kräuterpfarrers Künzle aus der Schweiz nicht fehlen. Vor Jahren erwarb er sich von einem seiner Bauernpatienten ein altes Madonnenbild, vor dem er seine Gebete verrichtet, besonders wenn er es auch mit schwierigen Krankheiten zu tun hat. Er hält sich für den letzten Heiler der weiteren Umgebung, der auch noch mit „Sympathie“ arbeitet. Seine diesbezüglichen Kenntnisse sind allerdings auf einen Blutsgegen begrenzt, den er als Soldat, wohl zur Zeit des Ersten Weltkrieges, als er in der kk. österreichischen Armee diente, in der Tiroler Stadt Schwaz von einer Bauersfrau bekam. Es handelt sich um den Drei-Rosen-Segen:

„Es sind drei Rosen auf unseres Herren Grab / Die erste ist die Sanftmut / Die zweite ist die Demut / Und die dritte stille dir / (z. B.: Karl Raffener) Das Blut! + + + Amen. (Dreimal)“

Raffener hat Erfahrungen mit gynäkologischen Blutungen. Bei im Kindbett blutenden Frauen ist das Blut sogleich gestanden:

„Über dies hab i mit Ärzten kein einziges Mal gesprochen. Sie sind der erste, mit dem ich über diese sympathischen Mittel sprich. Ärzte hätten sich oft interessiert über meiner ganzen Heilkunst und Wissenschaft, aber da hab ich nie ausgekramt.

Ich habe aber auch noch ein Kräutermittel gegen das Bluten! Und dann kann man diese Kräuter in die Hand nehmen, auch in beide Hände, — wenn die Kräuter warm werden, dann bleibt das Blut stehen... Und dann hab

ich zwei Wurzen, die wenns eine Wunde ischt, — auf dieser Wunde im Kreuz auflegen. Das dauert einen kleinen Moment, dann steht das Blut! Diese Wurzen hab ich in keinem Kräuterbuch gefunden. Durch einen alten Mann hab ich die kennengelernt. Der hat mir das gesagt. Und dies wächst im ganzen Schnalstal in einem einzigen Ort und tut gelb blühen. Die woaß niemand."

Raffener wäre gern selbst Arzt geworden, aber wie bei so vielen dörflichen Heilern von heute fehlte damals dazu das — Geld. Als ich Oktober 1974 Abschied von Karl Raffener nahm, der im darauffolgenden Winter um ein Haar beim Absturz des Lkws seines Sohnes ums Leben gekommen wäre, hat dieser Tränen in den Augen:

„Das was ich Ihnen heute gesagt habe, das habe ich noch niemandem erzählt. Von Naturn (= Vinschgau) hab ich von einem alten Mann das Mittel mitgeteilt bekommen zur Verheilung von Brüchen: Man schneidet drei Stückchen Selchfleisch und schneidet drei Stückchen Papier, schreibt darauf einmal MEUS, auf nächstes DEUS, das dritte: JOB — das ist eine alte Medizin und wird den Tieren eingegeben.

Und als einmal eine Kuh krank wurde und ich geholt wurde, sagte ich mir: Ich kann der Kuh das ja nicht so einfach geben; das sehen die anderen dann vielleicht. Da hab ich mir eine eigene Methode ausgedacht: Erst hab ich der Kuh die drei Stücke ins Maul gesteckt, dann Milch genommen und hinterhergegossen. Man muß eben experimentieren!"

„Heute ist das alles ausgestorben. Ich bin der Letzte hier weit und breit. Auch der Louis Micheler von St. Martin in Passeier ist tot."

Die Vertreter der Kirche verhalten sich gelegentlich ablehnend oder doch zumindest skeptisch:

„In die früheren Jahren hat sie (die rk. Kirche) das als Aberglauben abgelehnt — vollständig! Und da sind mir z. B. auch Fälle bewußt, z. B. über das Schwinden, Kürzerwerden, Einschwinden: Der Körper wird schwach und arm und hat große Schmerzen. Das war früher streng verboten gewesen von der Kirche, obwohl doch da eigentlich garnichts Schlechtes dabei war. Erst in den späteren Jahren war einmal ein Pfarrer bei uns, und der hatte eine Kuh, welche geschwunden hatte in einem hinteren Bein, und da hat man zu einem Bauerndoktor gerufen, er soll noch kommen und soll dieser Kuh helfen — diese Kuh schwindet, vom Pfarrer die:

Hat er gesagt: Nein, ich kann nicht kommen, der Pfarrer hat gesagt, ich dürf das Schwinden nicht weiterbetreiben. I müeß des sein lassen. Das (= mit dem) Schwinden dürf ich nicht helfen. Da hat der Pfarrer gleich wieder zurück geschickt, er soll doch kommen. Und da hat ers dem Pfarrer persönlich gesagt: Herr Pfarrer, ich bin bei Ihnen beichten gewesen. Sie ham mir das vollständig abgelehnt — ich darf das nicht machen! d. h.: Daß ich da beim Menschen oder beim Vieh s'Schwinden soll vertreiben. — Wol, wol, das machense nur! (hat der Pfarrer gesagt) Dann hat ers dürfen machen: Beim Pfarrer selber — bei seiner Kuh. In Notturns.

Ich glaub, wendet sich Raffener dem Verfasser zu, — von sympathischen Mitteln werden Sie wahrscheinlich mehr wissen als ich."

28. Martelltal:

Im Martelltal, das südlich vom Vinschgau verläuft, hat sich Landwirt L., Jg. 1897, mit Muskelschwund („Schwinden") und dem Blutstillen befaßt. Die Methode und die Formeln erfahre ich

nicht. Angeblich hat der Bauer, den ich gerade beim Melken antreffe, sein „Büchlein“, in dem alles drin steht, daheim gelassen. Dieses nahm der Bruder seiner Frau dem im Sterben liegenden Schwiegervater rasch ab, damit es nicht verloren gehe. L. bedankt sich für das Gespräch. Er habe Angst gehabt, es könnt „Sünde“ sein, was er da gemacht habe, fühle sich nun aber etwas beruhigt.

29. St. Gertraud / Ultental:

Das Ultental verläuft südwestlich von Meran parallel zum Vinschgau. Josef Gruber aus St. Gertraud, den ich als älteren Mann auf der Straße anhalte, gibt sofort zu, daß er und noch andere im Ort Muskelschwund zum Abklingen brächten und auch Blut stillen könnten. Der Segen für den **S c h w u n d** lautet:

„Hilf fürs Schwinden / Für Fleisch und Blut / Und Mark und Bein (= 3×) dann: + + + (Dreifaltigkeitsformel)

Das **B l u t** werde bei ihnen gestillt mit diesem (stark korrumpiert wiedergegebenen) Spruch:

„Christus heilt / Ein das Wort / Oh Wunde halt ein / Wie Christus sein göttliches Wort / Wie aus der Wunde fließt / Sein göttliches Wort + + + (dreimal)

30. St. Gertraud — St. Nikolaus / Ultental:

Josef Breitenberger, Altbauer, der seine Wirtschaft inzwischen an den Sohn übergab, ist Jg. 1901 und hat „**S c h w u n d**“ sowie **B l u t u n g e n** zum Stillstand gebracht. Sein „Blutsegens“ ist derzeit nicht auffindbar. Im Anschluß an seinen Heilspruch gegen Muskelschwund hat er noch ein Credo und fünf Vaterunser gesprochen, in schwierigeren Fällen auch dreimal das Glaubensbekenntnis. Dabei wurden mit dem Daumen drei Kreuze auf den Rücken des Patienten gezeichnet: auf Schulterblatt, Rücken und Steiß.

Darum herum wurden imaginäre Kreise gezogen. Das Wissen stammt vom Vater. Der Sohn des Informanten ist nicht an Übernahme interessiert. Ihm fehlt der Glaube daran. Breitenberger meint, man müsse den Schwund bei dem gleichen Mondstand abbeten, an dem er sich zum ersten Mal bemerkbar machte. Ist man sich darüber nicht im klaren, solle man es bei **v e r s c h i e d e n e n** Mondständen tun.

31. St. Martin / Passeiertal:

Obwohl, worauf Karl Raffener von Karthaus im Schnalstal hingewiesen hatte, ein bekannter Heiler aus St. Martin der Kräuterarzt Luis Micheler inzwischen auch verstorben sei, fand ich hier Herrn Alfons Schenk, Jg. 1890, der sich auch als Einrichter betätigte und Muskelschwund sowie Blutungen behandelt hat. Anfangs gibt er sich scheu und zurückhaltend.

Seine jetzige zweite Frau, früher Hebamme von Beruf, schaltet sich freundlicherweise als Vermittlerin ein, um ihren Mann zum Reden zu bringen.

„Dem Pfarrer kannst du doch sagen, oder glaubst du, daß es dann keine Kraft mehr hat? (und zu mir gewandt:) Mein Mann hat eine besondere Kraft, was ich auch nicht versteh.“

Hier sind es also offensichtlich nicht allein die Formeln, die als Voraussetzungen des Heilerfolges verstanden werden, sondern die naturhaft bedingte Veranlagung des Heilers.

Bei Blutungen (Schenk: „bloß ein Wort!“) wird fünfmal gerufen: „Kreuz Christi hilf mir!“ — im Angedenken an die fünf schmerzhaften Wunden Jesu, dann betet man drei Vaterunser:

„Zugleich wird ein Eichenzweiglein auf die Wunde aufgelegt, dieses muß man am Gründonnerstag morgens mit einem Streich abhauen und bis Sonnenuntergang liegen lassen. Dann wird es aufgesammelt für eine spätere Gelegenheit. Beim Auflegen auf die Wunde wird das Sprüchlein gebetet.“

Der Schwund wird auf eine altertümlich-magische Weise behandelt: von einem Gemsbock, der am „Frauentage“ (15. 9.) von einem „verlässlichen“ Jäger geschossen wurde, wird die „Wurze“ (Penis) genommen und die betreffende Stelle bzw. das betreffende Glied bei zunehmendem Monde umfahren. Dabei wird aber kein Gebet oder dgl. gesprochen. Nach Auskunft einiger Frauen an der Kirche von Moos im oberen Passeiertal könne man dazu aber auch einen bestimmten Stein nehmen. Schenk berichtet, ein von ihm behandelter Junge habe an der betr. Stelle innerhalb einer Woche bereits um 5 cm an Umfang zugenommen. Außergewöhnlich ist die Übernahme der Heilfähigkeit.

„Ich hatte ein Buch, das war 1727 gedruckt, das hab ich einem jungen ‚Wandervogel‘ (= Handwerksburschen) abgekauft und bereits auf dem Rückweg nachhause ganz intensiv gelesen, bis es dunkel wurde. Das hab ich reichlich bezahlt.“

Nach dem ersten Weltkrieg war ich sieben Jahre in Sibirien. Wir hatten keine Verbindung mit der Heimat. Wenn wir nachhause Briefe geschrieben hatten, wurden diese in eine Grube geworfen. Daheim wurde ich damals für tot erklärt. Man hat ein Seelenamt für mich gelesen. Als mein Bruder einmal Geld gebraucht hat, hat er das Buch verkauft. Später war es nirgends mehr aufzutreiben.“

Ich bezweifle, daß die Schwundheilungsmethode aus jenem Buch stammt, da sie auch im oberen Passeiertal nicht unbekannt ist. Mit Pfarrern und Ärzten ergab sich noch keine Aussprache. Allerdings wurde Alfons Schenk einmal von einem Arzt angezeigt. Der ihm wohlgesonnene Richter in Meran aber ließ ihm eine Nachricht darüber zukommen und erbat 4000 Lira Verwaltungsgebühr. Damit war der Fall ad acta gelegt.

32. Trenten bei Bruneck:

Hier ist der Landwirt Paul Unterperfinger bekannt als Schwundheiler. Jg. 1920, wirkt er doch wesentlich jünger. Seine Therapie ist kombiniert aus Gebet und der Anwendung einer bestimmten Salbe. Wie die Ziller- und Tuxertaler Schwundheiler hält sich U. an die drei „Schwindtage“, den Dienstag, Donnerstag und Samstag. Der M o n d muß zunehmend sein. Pfarrer kommen als seine, Ärzte schicken ihm ihre Patienten. Die Ü b e r t r a g u n g erfolgte von seinem altgewordenen Vater mit den Worten: „Das ist ein Geheimnis“. Er selbst habe erst nicht so recht daran geglaubt und war erstaunt, wie es beim ersten Male schon geholfen habe.

Seine Tätigkeit bezeichnet der Informant als „ein Opfer“. Er habe die letzte Nacht bis einhalb 12 Uhr „gearbeitet“, erst dann sei die letzte Patientin gegangen. Seine Patienten kämen bis von Deutschland her.

33. St. Peter / Ahrntal:

Jakob Auer, Jg. 1903, ist mehr Heilkräuterexperte als Sympathiedoktor. Er bestand mit noch zwei anderen das Herbalistenexamen, bei dem ein Professor die lateinischen Namen der Kräuter wissen wollte. 22 fielen damals durch. Auer selbst wäre gern Arzt geworden. Das Interesse an der Kräuterheilkunde kam vom Großvater über den Vater; auch andere Verwandte haben sich mit ähnlichem befaßt. Eine Weitergabe ist nicht beabsichtigt: „Die jungen Leute haben daran kein Interesse“.

Mit einem Pfarrer hat er sich über seine Heilungen noch nicht unterhalten. Mit einem italienischen Arzt, der wegen seiner Sprachschwierigkeiten wenig Zulauf hatte, kam es zu Schwierigkeiten. Dieser erstattete gegen ihn Anzeige. Heute hilft Auer, der einen 1630 erbauten Hof bewohnt, nur noch im engeren Bekanntenkreis.

Sympathie- und Zauberbücher, auch handgeschriebene, erhielt er einmal von einem anderen Bauern. Die „schlechten“ verbrannte er. Es habe ihn, gesteht er mir, beim Lesen derselben „förmlich geiraust“.

Auer hat sich auch als S c h w u n d -Heiler betätigt: Aus (angeblich) 10 Laubholzarten werden Späne geschnitten und diese zu einem „S c h w i n d b a n d“ zusammengenäht und an den drei „ungeraden“, uns bereits bekannten „Schwindtagen“, dem Dienstag, Donnerstag und Samstag aufgelegt.

34. Kaser n / Ahrntal:

Karl Griesmaier, Jg. 1893, ist gelernter Schreiner und Drechsler. Nebenher schnitzt er oder sammelte, früher jedenfalls, Mineralien. Seine Frau verdient durch Klöppeln dazu. Griesmaier, ein äußerst

liebenswürdiger älterer Herr, erzählt mir stundenlang von seinen mystisch-okkulten Erfahrungen, Begegnung mit Spukgestalten und Hexen. Seine Kenntnis der S c h w u n d - Heilungsmethode hat er von einem früher hier tätig gewesenem Heiler namens Gruber. Das Schwindband wird bei ihm nicht aus 10 (vgl. „33“), sondern aus 9 Laubhölzern hergestellt und an den drei Schwindtagen aufgelegt. Eine andere Möglichkeit, das Glied eines Molches, dem schwindenden Glied am menschlichen Körper entsprechend, abzutrennen und dort aufzulegen, wird von ihm als „Tierschinderei“ abgelehnt.

Anderes Fachwissen bezieht Griesmaier aus dem Albertus-Magnus-Buch ⁶⁾.

35. P e t t a u / Ahrntal:

Herr Josef Voppichler, Jg. 1928, wohnt heute in Egg im Bregenzerwald, also außerhalb der Tiroler Volkstumsgrenzen. Er stammt allerdings aus Pettau, das zwischen St. Peter und Kasern im Ahrntal gelegen ist und erhielt seine Heilbefähigung von seinem inzwischen verstorbenen Vater übertragen. Auf dem Gebiet der sympathetischen Therapie besitzt er umfangreichere Kenntnisse und auch Erfahrungen als die mir bekannten, heute noch in Südtirol ansässigen Bauernheiler. Er beschäftigt sich mit der Beseitigung von Warzen, Überbein, Schwund, Grind und stillt seinen Patienten das Blut.

Das Ü b e r b e i n wird geheilt, indem bei abnehmendem Monde an einem Samstag, notfalls auch an einem Mittwoch, drei Vaterunser gebetet werden:

„Da hab ich mal bei einem Bauern gearbeitet. Und da hat ein Kollege ein Überbein gehabt. Und da hab ichs dem Vater gesagt. Hat der Vater geantwortet: Das kannst du selber! — und da hab ich das (zum ersten Mal) gemacht. Und der Kollege, der hat (= damals noch) gelacht darüber. Und drei, vier Mal, das weiß ich nicht genau mehr die Zeit, das war vor Weihnachten. Und ein andermal da haben wir bei einem anderen Bauern gearbeitet, und haben im gleichen Zimmer geschlafen. Und abends, da hat der gefühlt, daß er das Überbein weg hat. Und da hab (diesmal ich) gesagt: Ich glaubs nicht! Und da hat der aufstehen müssen und Licht machen, daß ich es sehen konnt — und da war es wirklich weg...“

Die Methode: Man reibt — wie im Lechtal — einen zufällig gefundenen Knochen über das Überbein, spricht ein Vaterunser und wirft den Knochen hinter sich. Ein Gebet oder ein Heilspruch wird angeblich nicht verwendet.

⁶⁾ Albertus Magnus, bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh; Fiktiver Erscheinungsort, z. B. Toledo u. a.

Bei der Weitergabe soll man stets darauf achten, daß der Empfänger jünger sei als man selbst. So heilt der Sohn des Informanten heute bereits Warzen. Das sei ganz einfach:

„Da nimmt man einen Seidenfaden oder Erbsen oder alles Möglichen, — immer bei abnehmendem Monde, denn der Mond hat sowieso etwas in sich. Man soll dabei beten, immer beten, ein Vaterunser... ein guten Gedanken, hat der Vater gesagt: einen guten Gedanken.“

Zum „Grind“, meint der Informant, brauche er „etwas“. Dieser wird in einen beliebigen Baum verpfropft. „Grind“ das seien „Flechten“, es gebe „nasse“ und „trockene“.

Die Schwund-Heilung bei Menschen wurde noch nicht ausprobiert. Bei Tieren ist sie einfach:

„Das geht hundertprozentig. Das Tier muß draußen stehen auf einem Rasen, und wo es drauf steht, das Stück tut man rausschneiden, dann tut man das ‚Wasen!‘ ins Kamin hängen. Wenn das Rasenstück ausdörft, geht auch die Erkrankung zurück.“

Informant betätigt sich auch als Blutstiller unter Zuhilfenahme einer Variante der 3-Blumen-Formel (= in Jesu Gärtlein, oder: auf Jesu Grab). In den Heilspruch wird der Name der betreffenden Person eingesetzt. Er schließt mit der Dreifaltigkeitsformel. Auch Fernwirkung ist möglich, wenn nur der Name des Blutenden bekannt ist:

„Zum Beispiel der Nachbar, wo ich gewohnt hab, der hat einmal morgens angerufen: Da hat sich der Bauer, der hat sich beim Rasieren ziemlich fest geschnitten. Da hab ich gsagt: Jaja, hab wollen in die Kirche gehen. Und dann hab ichs gemacht und hab nach 10 Minuten wieder angerufen: Jetzt ischts gut! (= haben die gesagt).“

Ein anderer Fall:

„Ja, als ich noch in Hittisau gewohnt hab, da war ein Mädle, 15, 16 Jahre alt, der hat man den Zahn gezogen, hat fest geblutet, stark. Und ist der Vater extra zu mir nach H. gefahren, hab ichs auch gemacht — hat aber auch aufgehört. Ich stell mir vor, daß das in 10 Minuten aufhört — höchstens.“

Die Heilwirkung ist nach Meinung des Informanten abhängig von bestimmten Voraussetzungen:

„Also, man soll keine ungebeichteten Sünden haben, der Katholik hat, wir sagen läßliche und Todsünden. Eine Todsünde soll man nicht haben, dann gehts nit. Man soll auch jedem helfen, der kommt. Auch wenns der ärgste Feind ist, sowieso! Und kein Geld nehmen, nichts verlangen!“

Nicht jeder aber besitzt die Heilbefähigung:

„Mein Bruder hats auch probiert, der kann es aber nicht. Das hängt mit den eigenen Kräften zusammen. Nicht nur mit dem Glauben. Den Glauben hat mein Bruder auch, aber bei dem tuts nicht!“

VIII. Zusammenfassung und Rückblick:

Verglichen etwa mit dem Allgäuer Gebiet zeigen die Tiroler Gebirgstäler heute ein wesentlich spärlicheres Vorkommen von Sympathie- und Spruchheilmethoden, das sich dem Anschein nach in den kommenden Jahrzehnten weiter vermindern dürfte.

Es wurden bei meinen bisherigen Nachforschungen, die allerdings nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, folgende Heilmethoden festgestellt:

1. Blutstillen:

a) Inntal-Region (III)	1
b) Lechtal-Region (I)	11
c) Ötztal (V)	2
d) Paznauntal (II)	2
e) Pitztal (IV)	1
f) Südtirol insgesamt (VII)	5
g) Ziller- und Tuxertal (VI)	4
Insgesamt	26

2. Brandlöschchen:

a) Lechtal-Region (Nesselwängle)	1	1
----------------------------------	---	---

3. „Grind“ (= eine Hautflechte):

a) Ziller- und Tuxertal (VI)	3	3
------------------------------	---	---

4. Brüche:

a) Südtirol (VII)	1	1
-------------------	---	---

5. Fiebernehmen:

a) Pitztal (IV)	1	1
-----------------	---	---

6. „Schärzen“:

a) Lechtal-Region (I)	1
b) Inntal-Region (III)	1
c) Ötztal (V)	1
d) Paznauntal (II)	2
e) Pitztal (IV)	2
Insgesamt	7

Da „Grind“ nur im Ziller- bzw. Tuxertal angegeben wurde, wo keine „Schärzen“ behandelt werden, ist damit zu rechnen, daß es sich in beiden Fällen um ähnliche Hautflechten handelt, die dann insgesamt = 10 nachgewiesene Fälle ergeben würden.

7. „Schwinden“ (= Muskelschwund):

a) Lechtal-Region (I)	2
b) Südtirol insgesamt (VII)	7
c) Zillertal-Gebiet (VI)	1
Insgesamt	10

8. Überbein:

a) Lechtal-Region (I)	2	2
-----------------------	---	---

9. Warzen:

a) Lechtal-Region (I)	8
b) Paznauntal (II)	2
c) Zillertal-Region (VI)	4
Insgesamt	14

10. Vertreibung von Würmern:

Zillertal (VI)	1
----------------	---

Fazit:

Auch wenn man eine Reihe von Imponderabilien in Betracht zieht, so die für einige Landschaften zweifellos unvollständige Exploration — besonders im Zillertal-Gebiet würden eingehendere Erhebungen wohl auch heute noch weiteres Material ergeben-, oder auch die sehr verschiedene Größe der Täler oder die Zusammenfassung der im ganzen nicht sehr ergiebigen Südtiroler Täler, so sind doch ganz deutlich Schwerpunkte sichtbar:

So hat das „Blutstillen“ (unser Ausgangs-Thema) ganz eindeutig in der Lech-Region (I) seinen Schwerpunkt mit 11 nachweisbaren Fällen gegenüber 14 für das gesamte übrige Tiroler Gebiet,

Hautflechten („Schärzen“, „Grind“) werden in den verschiedenen Tälern noch ein- bis zweimal jeweils behandelt. Eine Ausnahme bildet Südtirol, wo ich bisher noch keine Belege fand.

Muskelschwund wird hingegen in Südtirol noch von insgesamt 7 Heilern behandelt, gegenüber drei Belegen für das übrige Tirol (Lechtal, Zillertal).

Warzen werden im Lechtal noch sehr häufig sympathetisch behandelt (8 Belege), im Ziller- und Tuxertal (4 Belege), im Paznauntal (2 Belege). Natürlich würde gerade für Warzen eine genauere Nachsuche sicherlich auch für die anderen Gebiete mehr Material erbringen. Das meinige entstammt ja in erster Linie den Besuchen bei solchen Heilern, die in näherer oder weiterer Umgebung als Spe-

zialisten für bestimmte Erkrankungen oder Leiden angesehen werden, und beruht nicht auf der Nachfrage nach irgendwo noch vorhandenen Heilmitteln bzw. -rezepten. Bemerkenswert erscheint das Fehlen sympathetischer Kenntnisse in den von mir besuchten Osttiroler Tälern. Die Frage ist, ob hier nicht der zeitweise vorhanden gewesene reformatorisch-lutherische Einfluß mit eine Rolle spielt, oder ob es sich um eine reine Zufälligkeit handelt. Fremdenverkehr und ärztliche Versorgung eines Gebietes mögen ebenfalls dazu beitragen, daß das alte Geheimwissen heute zunehmend in Vergessenheit gerät.

Volksmedizinisches Erbe oder übernommene Rezeptbuchweisheit?

Bemerkungen zu einem handschriftlichen Arzneibuch der Oststeiermark aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

(Mit 2 Abbildungen)

Von E l f r i e d e G r a b n e r

Vor einigen Jahren fiel mir in einer Grazer Tageszeitung ein im typischen Journalistenton geschriebener Artikel unter dem Titel „Einen Ratz einbalsamieren“ in die Hände ¹⁾. Es handelte sich dabei um die haarsträubende Kommentierung eines handschriftlichen Arzneibuches aus der Oststeiermark, die die ganze Hilflosigkeit des Artikelschreibers gegenüber solcher Materie bekundet. Damals wußte ich noch nicht, daß ich genau ein Jahr später durch das Entgegenkommen des Besitzers dieser Handschrift die in dem Zeitungsartikel ins Lächerliche gezogenen Stellen im Original nachprüfen werde können ²⁾. Da stellte sich dann heraus, daß der Zeitungsschreiber nicht einmal die (öhnehin sehr deutliche!) Handschrift richtig lesen konnte. So ist sogar der wohl auf Sensation und Kuriosität angelegte Titel vom „einbalsamierten Ratz“ völlig unrichtig. In der Handschrift ist lediglich von einer Katze die Rede, die man einsperren — und nicht einbalsamieren — sollte, und deren Kot man dann bei „Krebs-Zustand“ — die hier wieder falsch als „Kramp fzustände“ gelesen werden — trocknen und auf den „Schaden“ auflegen mußte. Der knappe Text dieses Zeitungsartikels, der wohl zur Belustigung gedacht war, läßt weiterhin Fehler auf Fehler erkennen. Und weil in dem handschriftlichen Arzneibuch ein loses Blatt beigelegt ist, das den Namen „Anton Erbauer, Peinbruchheiler und Wundenheiler bei Weitz, Haus 63“ trägt, wird dieses Arzneibuch auch sofort großzügig jenem Naturarzt, der sich mit einem solchen Vornamen nicht einmal sicher festhalten läßt, zuge-

¹⁾ E. A u t e n g r u b e r, „Einen Ratz einbalsamieren“ (Kleine Zeitung vom 9. VI. 1972, S. 22 f.).

²⁾ Hier habe ich Herrn OSR Hans M a n d l aus Stubenberg für die freundliche Überlassung des handschriftlichen Arzneibuches sehr zu danken.

schrieben³⁾. Denn, so beschließt der Artikelschreiber seinen Bericht, „vom Anton Erbauer haben wir nur ein Buch, und in diesem Buch haben später, den Handschriften nach zu schließen, noch zwei Generationen der Familie weitergeschrieben . . .“

Tatsächlich wissen wir heute jedoch sehr wenig über Entstehung, Besitz und Herkunft dieses Arzneibuches. Vor zwei Jahrzehnten fand es ein Bauer in der Umgebung von Stubenberg auf seinem Dachboden und brachte es dem Lehrer in die Schule. Wem es einst gehörte oder wer es verfaßt bzw. zusammengeschrieben hat, ist völlig unbekannt. Es dürfte, den verschiedenen Schriften nach zu schließen, aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen. Die einzelnen, erst später zusammengebundenen Faszikel verraten ungefähr sieben verschiedene Handschriften. Der heute stark beschädigte Einband war einstmalig mit einer Pergamentschicht überzogen. Die Einteilung — ein Titelblatt fehlt — ist unübersichtlich und einige Faszikel wiederholen sich mehrmals. Die ganze Handschrift zählt 458 Seiten und wird durch ein 12 Seiten langes Register beschlossen. Sie beginnt mit dem Kapitel „Salben und Pflaster“ und bringt allein für die Salben 25 Rezepte. Es ist nun nicht uninteressant, daß sich allein von diesen 25 Rezepten schon etwa 18 als wortgetreue Abschriften aus einem einstmalig weit verbreiteten Arzneibuch festhalten lassen, das unter dem Titel „Freywillig aufgesprungener Granat-Appffel Deß Christlichen Samaritans“ bekannt war und der Herzogin Eleonora Maria Rosalia von Troppau und Jägerndorf, einer geborenen Fürstin von Liechtenstein, zugeschrieben wird. Freilich hat, wie man heute weiß, die Herzogin selber an der Abfassung des Werkes keinen Anteil, ihr Verdienst besteht lediglich in der Anregung und allenfalls in der Erprobung einzelner Stücke. Es ist erstmals um 1600 in Wien erschienen und hat sich als wahres Hausbuch fast 300 Jahre auf dem Büchermarkt gehalten, wurde aber bei den von Zeit zu Zeit durchgeführten Modernisierungen starken Veränderungen unterworfen⁴⁾. Dieses früher viel zu Rate gezogene Arzneibuch soll an die 12 Auflagen erlebt haben⁵⁾ — 1697 erschien eine auch in Graz — und wurde 1863 letztmals als Neudruck in Stuttgart aufgelegt.

³⁾ Der berühmte Beinbruchheiler aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hieß Franz Eßel, vgl. Ordbauer oder Erdbauer. Ihn erwähnt die Göth'sche Serie, jene Fragebogenergebnisse, die durch Erzherzog Johann veranlaßt und die im Steiermärkischen Landesarchiv (in Abschriften auch im Steirischen Volkskundemuseum) aufliegen. Es heißt dort (G. S. XIII, Weiz 1842): „... dann in Mortantsch Franz Eßel, vgl. Ordbauer, ein weitberühmter Beinbrucharzt, dessen Salbe gegen alle möglichen Übel angewendet wird“.

⁴⁾ G. E i s, Forschungen zur Fachprosa. Bern 1971, S. 297 ff.

⁵⁾ H. M a r z e l l, Die Volksmedizin. In: Die Deutsche Volkskunde. Hsg. von A. S p a m e r, Bd. 1, Berlin und Leipzig 1934, S. 169.

Vergleichen wir nun einmal eines der in unserem steirischen Arzneibuch verzeichneten Salbenrezepte mit jenem aus dem „Freywillig aufgesprungenen Granat-Apfel“ der Grazer Ausgabe von 1697:

Augensalbe

Nim 1 Pfund (hier steht die Bezeichnung lb. für lat. libra = Pfund!) frischen, ungewaschenen Butter, wasche denselben neunmal aus Rosenwasser und lasse das Wasser wohl eintrocknen. Darnach nim Nix ⁶⁾): Nickel: präparirten Tucia jedes zwei Loth, präparirten Gaffer 1 Loth. Die Butter thue in einen warmen Mörsel; die Species mache zu Pulver. Vermische alles unter einander, unter die Butter wohl und behalts. — Sie bleibt mehrere Jahre.

Usus

Diese Salben ist also vor alle rothe und hitzige Augen, und wenn schon ein Fell sich ansetzen sollte. — Deß Tages zweimal, morgens und abends gebraucht, einen kleinen Hanfkörner groß in das Egg des Auges gethan und unter den Augenliedern herum gewälzt. Auch ist es in übrigen Krankheiten der Augen, besonders der Nieven ⁷⁾ am besten. Probatum ⁸⁾.

Als Vergleich dazu das als Vorlage dienende Rezept aus dem „Granatapfel“ ⁹⁾:

Augen-Salbe

Nimb 1. Pfund ungewaschen frischen Buter / wasche den 9 mahl aus Rosen Wasser / laß das Wasser wol außsincken / darnach nimb Nix / praeparirten Thucia / jedes 2. Loth / Gaffer 1 Loth / thue den Buter in einen warmen Mörsel / mach die obigen Species zu Pulver / vermisch alles wol unter den Buter / und behalt es. Dise Salben ist vor alle hitzige rothe Augen / wann auch schon ein Fell sich solte ansetzen / deß Tags 3 mahl eines Haneff-Körnl groß in das Eck deß Augs gethan / und unter der Augen Lückl herumb gewelzt ist sehr gut / in übrigen ist es für die Nifen am besten. Probatum. —

Die Abhängigkeit dieses steirischen Arzneibuchtextes von jenem aus dem „Freywillig aufgesprungenen Granat-Apfel“ ist hier augen-

⁶⁾ Nix = nihilum album, Zinkoxyd oder schwefelsaures Zink; vgl. dazu: E. Grabner, „Nichts ist gut für die Augen“. Heilchemie, Volksmedizin und Redensart um das „Augennix“ (Carinthia I, Klagenfurt 1962, S. 316 ff.).

⁷⁾ Die Nifel, eine Krankheit der menschlichen Augen, welche in einem heftigen Jucken besteht.

Niffig (besonders bei den Augenlidern) = juckend, krampfartig zuckend.

⁸⁾ Hsl. Arzneibuch aus der Oststeiermark, S. 2 f. (hier zitiert als HAO).

⁹⁾ Freywillig-aufgesprunger Granat-Apfel / Deß Christlichen Samaritans Oder Auß Christlicher Liebe deß Nächsten eröffnete Gehaimbnus ... Grätz 1697, S. 82. (Zitiert als „Granatapfel“.)

scheinlich. Das trifft auch für weitere Salben-Rezepte dieses 1. Kapitels zu, wie für die „Althee-Salben“, „Bettlersalben“, „Brustsalben“, „Kardobedickensalbe“ (Verballhornung aus „Cardobenedict-Salbe“!), „Kranabetsalben“, „Brandsalben“, „Grüne Salben“, „Clistiersalben“, „Geschwärsalben“, „Salbe für Dörrhusten und Cathar“ (sic! für Katarrh!), wobei es sich wieder um einen Abschreibefehler handelt, denn in der Vorlage heißt es „Salben vor Dörr/Husten und Cathar“; unter „Dörre“ verstand man das „Abnehmen des Leibes“, Schwindsucht = Dörrsucht), „Muttersalben“, „Ruhr-Salben“, „Salben fürs Reißen in Gliedern und dgl.“ (der genaue Wortlaut der Vorlage lautet: „Salben für das reissend Geblüt / die Glieder darmit zu schmieren . . .“), ferner für die „Salbe für die Wassersucht“, die „Gaffer-Salben“ oder für die „Brandsalben“, um hier nur einige aufzuzählen.

Bei anderen dieser Salbenrezepte hingegen lassen sich keine Gemeinsamkeiten, die auf jene genannte Vorlage schließen ließen, finden. Aber auch sie sind, wie verschiedene, zum Teil arg verballhornte Bezeichnungen vermuten lassen, keine Eigenschöpfungen etwa irgend-eines oststeirischen Heilpraktikers, sondern wohl ebenso Abschriften aus gedruckten- oder nach den vielen orthographischen Fehlern, besonders bei lateinischen Endungen, zu schließen, aus schon handschriftlich überlieferten Vorlagen. So wird z. B. von der Osterluzei als von der „Aristolochia langa“ (!) (richtig „longa“) gesprochen, ferner von „Bolum Armenum“ (Bolus Armenus, armenischer Bolus, eine Tonerde von gelblich-roter Farbe), von „Sanguinem Drakonis“ (Sanguis draconis = Drachenblut, das Harz der Rotangpalme, *Draecena Draco L.*, die in Ostindien und auf den Kanarischen Inseln heimisch ist)¹⁰) oder von „Storax liguipa“ (!), richtig *Styrax liquidus*, eine klebrige, terpentinhältige Masse von angenehm benzoartigem Geruch. Auch die häufige Verwendung von lateinischen Bezeichnungen wie „Usus“ für Gebrauch und „Probatum“ oder „Probatum est“ am jeweiligen Rezeptschluß, weisen auf eine solche vermutete Vorlage hin.

Nicht viel anders verhält es sich beim weiteren Kapitel der Pflaster. Neben fast wörtlichen Abschriften aus dem „Granatapfel“ wird auch hier ein ebenfalls einer Vorlage entnommenes „Pflaster für die Würm im Kopf“ beschrieben, das noch deutlich auf die auch in der Schulmedizin einst vorherrschende Vorstellung von krankheitserregenden Würmern hinweist, die in den Körper des Menschen eindringen und dort verschiedene Krankheiten hervorrufen:

¹⁰) E. Grabner, „Drachenblut“ als Heilmittel. Volksmedizinisches und Kulturhistorisches um das „Sanguis Draconis“ bei Carolus Clusius (Clusius-Festschrift = Burgenländische Forschungen, Sonderheft V, Eisenstadt 1973, S. 122 ff.).

Pflaster für die Wurm im Kopf

Nim Senfmehl mit Brantwein abgemacht, wie ein Taig, streichs auf ein Tüchlein, und lege es einer Mannsperson über das Genick, einer Weibsperson über das Hirn, so sterben die Würm im Kopf ¹¹⁾.

Dieser „Hirnwurm“ sollte nach alter Vorstellung Melancholie und Wahnsinn erzeugen. Schon im Altertum glaubte man an einen in der Stirnhöhle hausenden Wurm und diese Vorstellung vom „Kopfwehwurm“ war auch im ganzen Mittelalter geläufig. Im 18. Jahrhundert verstand man unter der Bezeichnung „Hirnwurm“ auch eine seuchenhaft auftretende Krankheit (morbus hungaricus), die mit starken Kopfschmerzen verbunden war und als deren Ursache man einen Seuchewurm vermutete ¹²⁾.

Das Kapitel über die Pflaster wird auf Seite 49 mit dem „Beinbruchpflaster“ beschlossen. An die untere freie Hälfte dieser Seite wurde jedoch — anscheinend in späterer Zeit — eine gar nicht in dieses Kapitel passende Eintragung angeschlossen. Eine ungelenke Handschrift vermerkt hier völlig unmotiviert ein „Bewerdes mittel wider die Wanzen“, das ja in einer Zeit, in der die hygienischen und sozialen Verhältnisse viel zu wünschen übrig ließen, wohl sehr gefragt war:

„Nehme Scheidwasser, frische Rindsgalle und Eisenvitriol, zu gleichen Gewichtstheilen unter einander gemischt und in die Fugen der Bettstellen geschmirt, soll von erwünschter Würkung sein“.

Auch bei solchen späteren Eintragungen handelt es sich in den meisten Fällen ebenfalls um Abschriften aus alten Vorlagen. Für das „Wanzenrezept“ dürften es sicherlich alte „Kunst- und Wunderbücher“ gewesen sein, wie zum Beispiel jenes von 1764, das unter dem Titel „Kluger Haus-Vater“ bekannt war und im 7. Kapitel einige „Bewehrte Mittel, wie allerley Ungeziefer . . . künstlich zu vertreiben und zu tödten seyn“ eine ähnliche Anleitung bringt ¹³⁾.

Einen verhältnismäßig breiten Raum nehmen die Öle und die „Öhl-Bereitungen“ ein. Hier fehlt natürlich auch das Wacholderöl nicht, „das andere Öhle übertrifft, wenn es wohl separirt und restifizirt worden ist. Es durchdringet alle fleischlichen Theile, Adern, Spannadern und Beine“ ¹⁴⁾. Es werden dann alle Krankheiten aufge-

¹¹⁾ HAO, S. 42 f.

¹²⁾ E. Grabner, Der „Wurm“ als Krankheitsvorstellung. Süddeutsche und Südosteuropäische Beiträge zur Allgemeinen Volksmedizin (Zeitschrift f. deutsche Philologie, 81. Bd., Berlin 1962, S. 224 ff.).

¹³⁾ Johann Joachim Bechers Kluger Haus-Vater / ... Leipzig 1764, S. 679.

¹⁴⁾ HAO, S. 59.

zählt, bei denen dieses Wacholderöl wirksam sein soll. So wirke es bei allen Wunden und Geschwüren heilend, bringe bei Gicht die gelähmten Glieder wieder zurecht, heile den Krebs, Fisteln, Krampf und Geschwülste, vertreibe die Geschwüre der Leber, der Lunge und der Milz. Ferner „führe es die schleimichte Materie des Magens hinweg“ und mache guten Appetit. Es vertreibe aber auch alle Fieber und erweiche den Stein. Es töte die Würmer und wirke besonders gut bei Kolik und „Mutterkrankheiten“ und treibe „gewaltig den Stein, Urin und Sand“. Und als Nachsatz unter „N. B.“ wird dazu noch deutlich vermerkt: „Wenn es recht ist seberirt (!) und restifizirt worden: So hat es diese Würckungen“. Also auch hier handelt es sich, wie vor allen die eingestreuten Fremdwörter zeigen, um Abschriften oder Diktate solcher Rezepte.

Beim Skorpionöl, für dessen Herstellung man 1 Pfund Baumöl und 200 Skorpione braucht, war es wieder der „Granatapfel“, der hier als Vorlage diente, ebenso beim „Magenöhl“, beim Öl „Für den Krebs an den Brüsten der Weiber“, beim „Köstlichen Kardobenedict-Öhl oder Wund-Balsam“ oder beim „Mirrhenöhl“. Besonders deutlich wird diese Abhängigkeit im anschließenden Kapitel von den „Wässern“. Von den 17 angeführten Rezepten sind allein 15 Abschriften aus dem hier stets verwendeten „Granatapfel“. Wie sehr es dabei aber immer wieder zu Abschreibfehlern — vielleicht auch schon von anderen Vorlagen übernommene — kommt, zeigt sich hauptsächlich bei den Krankheitsbezeichnungen. So soll z. B. das „Herzstärkungswasser“ dieser Sammelhandschrift gegen die „Ruhr, Pestperteschen, Windwassersucht, fürs Aufsteigen der Mutter und dessen Schwäche“ wirksam sein¹⁵⁾. Dabei wird auf den ersten Blick wohl kaum verständlich sein, um was für eine Krankheit es sich bei den sogenannten „Pestperteschen“ handeln soll. Hier gibt aber das Arzneibuch der *Eleonora Maria Rosalia*, unser viel zitierter „Granatapfel“, eindeutige Auskunft. Wir finden dort ein Wasser, „so alles Böses von Herten treibt, dasselbe stärckt / ist auch gut vor die Ruhr / Pest / Petetschen / Wind-Wasserucht / durch auffsteigende und schwäche der Mutter / gar nutzlich zugebrauchen“¹⁶⁾. Wir sehen also wieder einmal deutlich, wie solche Verballhornungen zustande kamen und Krankheitsnamen zu den seltsamsten Wortgebilden verstümmelt wurden. Natürlich handelt es sich dabei um zwei Krankheiten, um die Pest und zweitens um die sogenannten „Petechen“ (ital. *le petecchie*), worunter man das Fleckfieber verstand.

Ansonsten sind es nicht immer gerade sehr appetitliche Dinge, die zur Herstellung solcher „Wässer“ Verwendung fanden. So sollten

¹⁵⁾ HAO, S. 91.

¹⁶⁾ Granatapfel, S. 12, Nr. 26.

mehrere Hände voll Taubenkot mit Weinessig versetzt und 6 Tage in die Sonne gestellt werden. Das sollte dann ein klares Wasser ergeben und ein besonders gutes Mittel gegen Blasensteine sein¹⁷⁾. Ebenso wird das aus 1 Pfund Schnecken hergestellte „Sandwasser“ als ein vortreffliches Mittel bei „Sand und Grieß“ beschrieben. Auch Regenwürmer, in einem verschlossenen Glas und in den Backofen gestellt, sollten ein „schönes Wasser“ ergeben und „für das Schwinden eines Gliedes am Leibe“ helfen¹⁸⁾.

Natürlich spielen auch die Phasen des Mondes eine große Rolle, so z. B. bei dem Augenwasser, das man zum Eintropfen in die Augen verwendete, wobei man mit dieser Prozedur beginnen mußte, „wenn der Mond voll ist und so lange, bis er wieder neu wird“. Im „wachsenden Mond“ durften solche Augenbehandlungen allerdings nicht vorgenommen werden¹⁹⁾. Hier spielt noch die in der Volksmedizin lange hereinwirkende Vorstellung von der Kraft des Mondes eine bedeutende Rolle. Gleichsam wie der Mond abnimmt, sollte auch die Krankheit abnehmen. Daher hütete man sich ängstlich, solche Handlungen im „wachsenden“ Mond zu unternehmen, wie ja die ausdrückliche Mahnung in unserer Handschrift, aber auch in der Granatapfel-Vorlage deutlich vermerkt: „... im wachsenden Mond / muß mans nicht brauchen“²⁰⁾.

Einige Male wird auch die Bezeichnung „Balneum Mariae“ bei den Anleitungen zu den Arzneien verwendet. Darunter verstand man das der Überlieferung nach von der legendären Alchemistin *Maria Judaica* erfundene Wasserbad, in dem chemische Substanzen bis 100 Grad Celsius erhitzt werden konnten. Auch hier hatte man bei den Abschriften aus den Vorlagen mit der lateinischen Benennung Schwierigkeiten. Während in den Granatapfel-Rezepten immer richtig von „Balneum Mariae“ gesprochen wird, kommen in der oststeirischen Handschrift stets falsche lateinische Endungen vor, wie „Balneo Maria“ oder „Balneo Marie“²¹⁾. Auch war man sich bei solchen Niederschriften nicht mehr im klaren, um was es sich eigentlich bei diesem „Marienbad“ handle. So wird sogar einmal die Erklärung beigefügt: „Balneo Maria (!) ... das ist ein Brantweinkessel“²²⁾ oder es wird einfach mit der Bezeichnung „Kupfer-Kessel“ umschrieben²³⁾.

17) HAO, S. 93.

18) HAO, S. 96.

19) HAO, S. 86.

20) Granatapfel, S. 2, Nr. 3.

Vgl. dazu: E. Gr a b n e r, Mondglaube und Mondkraft in der Volksmedizin (Zeitschrift des Hist. Vereins f. Stmk., 54. Jg., Graz 1963, S. 79 ff.).

21) HAO, S. 92, 95, 165, 240.

22) HAO, S. 92.

23) HAO, S. 95.

Ein Rezept zur Bereitung des „guten Theriak“ durfte in solchen handschriftlichen Arzneibüchern natürlich nicht fehlen. Er galt seit dem Altertum als ein wirksames Gegengift in Form einer Latwerge²⁴⁾. Freilich war er später in seiner Zusammensetzung wesentlich einfacher als jener, den uns schon Galen (129—199) in seinen Schriften beschrieben hat und der aus etwa 70 Stoffen zusammengesetzt war.

In unserem Rezept sind es nur wenige pflanzliche Produkte wie Hohlwurzel, Enzianwurzel, Lorbeer und Myrrhen, Cardobenedikt, die man im gepulverten Zustand mit Honig verrührte und die dann den „guten Theriak“ ergaben²⁵⁾. Die Herkunft solcher Wundermittel wurde meist einem berühmten Arzt zugeschrieben, so wie es z. B. beim wunderkräftigen „Lebenslatweg“ vermerkt wird:

„Diese Latwerge hat ein hochgräflicher weltberühmter Leibarzt erfunden, und für seine freiherrliche Familie gebraucht, und er hat gesagt in seiner Beschreibung, daß eine solche Kraft drinnen verborgen liege. Wenn ein Mensch an Lungen und Leber so verdorben wäre, und nur noch eines Nagels breit gut anzutreffen ist: so brings den Menschen in kurzer Zeit wieder zurecht, und reißt ihm aus dem Rachen des Todes; welches viele Menschen zu meiner Zeit wohl erfahren, die sich zum Abschied aus dieser Welt bereitet haben und haben glücklich durch diese Latwerge und durch Hilfe Gottes ihre ganze Gesundheit wieder erlanget“²⁶⁾.

Auffallend ist hier der plötzliche Wechsel in der sonst üblichen übernommenen Rezeptbuchsprache in eine persönliche, ichbezogene Ausdrucksweise. Hier könnte es sich zum ersten Mal um eine eigene Äußerung des Schreibers dieser Handschrift handeln, wenn er von den „Menschen zu meiner Zeit“ spricht, die durch diese „Lebenslatwerge“ aus dem „Rachen des Todes“ gerissen wurden.

Ein häufig verwendetes Mittel war das sogenannte „Dörrband“, das man bei Gliederverrenkungen und Verstauchungen verwendete. Es war dies in seiner einfachsten Zusammensetzung ein aus Schusterpech, Terpentin, Wachs, Kolophonium, Blutstein, Schwarz- und Geisbart-Wurzel bereitetes Pflaster, dessen Bestandteile verschiedenartig gemengt waren²⁷⁾. Unsere oststeirische Handschrift verwendet dazu, sich wieder eng an die Vorlage des „Granatapfels“ haltend, gepulverte Schwarzwurzel, Weizenmehl, Eibischkraut oder Eibischwurzel, „Bole Ameni“ (eine Verballhornung aus *Bollus Armenus*, ein Mineral von

²⁴⁾ Latwerge = sirupähnliche Arzneimittel.

²⁵⁾ HAO, S. 102;

Granatapfel, S. 63, Nr. 11.

²⁶⁾ HAO, S. 104 f.

²⁷⁾ V. Fossel, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz, 2. Aufl. 1886, S. 162.

gelbroter Farbe), Eichenrinde, „Feichtenpech“ (Fichtenpech) und Lerchenpech. Dies alles verrührt und am Feuer erhitzt, sollte das „echte Thörrband“ ergeben ²⁸⁾. (Abbildung 1)

Purgation

Nimm Safranblüthen und Rainsamenzöl je 1 lb 1/2
 gereinigten Weinstein 1 lb, Galgen und 1/2 lb
 1/2 lb 1/2 lb mit 1/2 lb Indigol weinweissen Pfeffer
 Pfeffer und Pfeffer, darunter und Indigolweiss, 1/2 lb
 In wein gereinigtes Öl und nimm, und alle guten Weisheit
 und nimm gereinigt.

Dies ist eine sehr gute Purgation, für je
 kommen, und bewirkt ein jedes Geschäft.

Dörband

Nimm gepulverten Safran je 1 lb, Galgen
 weins 2 lb, Weinsamenzöl 1 lb, feinst
 Indigol oder Rainsamenzöl 1 lb, Weinsamenzöl
 2 lb, gepulvert, die weissen Pfeffer und
 Pfeffer 1 lb. In weissen Pfeffer 1 lb gereinigt
 Pfeffer mit 2 lb Indigolweiss. Das weissen
 gepulvert abige Pfeffer gereinigt nimm
 und Indigolweiss ferner nimm das weisse
 Pfeffer in Hand mit Öl gereinigt.

N.B. Dieses ist das rechte Dörband.
 N.B. Dieses ist das rechte Dörband.
 N.B. Dieses ist das rechte Dörband.
 N.B. Dieses ist das rechte Dörband.
 N.B. Dieses ist das rechte Dörband.

Abb. 1. „Dörband“-Rezept aus dem oststeirischen Arzneibuch

²⁸⁾ HAO, S. 108.

Eine ähnliche Zusammensetzung enthält auch das Rezept im Arzneibuch der Herzogin Eleonora Maria Rosalia von 1697, das mit dem langatmigen Titel „Ein Dörrband / wo das Glid verrenckt ist / oder ein Schmetzen bekommt / daß man nicht weiß / woher es kommt“ überschrieben ist ²⁹⁾. Wesentlich älter jedoch, vermutlich aus dem frühen 17. Jahrhundert, ist ein solches Dörrband-Rezept in einem handschriftlichen Arzneibuch aus Oberwölz (Bez. Murau). Es ist vielleicht sogar älter, als jenes im „Granatapfel“. Dieses gute „Törrpandt zu den Painprichen wann man khein Pflaster hat“ verwendet dafür Schwarzwurzel, runde Hohlwurzel, „Bollus Armeny“, Gerstenmehl, Bohnenmehl, Krebschalen, „alles vein zu kleinen bulfer gemacht und Undereinander gemischt und dann provier es mit Ayrweys und milch übergeschlagen. Ist bewert und guet“ ³⁰⁾.

Der Name „Dörrband“ für solche Pflaster kommt wohl daher, daß man sie im noch warmen Zustand auf die Körperstellen streicht und sie dort so lange beläßt, bis sie von selbst abfallen, also „abdörren“ ³¹⁾. Gegen diese Bezeichnung Dörrpflaster wendet sich aber schon um 1620 der Augsburgische Stadt-Physicus Dr. M i n d e r e r, wenn er in seiner „Kriegsarzney“ schreibt: „Die Dörrbänder taugen allein im Anfang der Verletzung eines glidmassens, so ohne verwundung geschehen — so aber die geschwulst sich allbrait erhebt hat, sein die Dörrbänder kein nutz; zu deme so haissen sie nicht Dörrbandt, sonder Terbanth“ ³²⁾. Er will also hier das Dörrband nicht mit trocknen, dörren, erklärt wissen, sondern sucht die Erklärung in Bezeichnungen wie Teer oder Terpentin, was ja gar nicht so abwegig erscheint, da Terpentin und ähnliche Produkte tatsächlich bei der Herstellung solcher Dörrbänder verwendet wurden.

Die Abhängigkeit von einer gedruckten Vorlage wird wieder sehr deutlich in den handschriftlichen Rezepten gegen „Fieber und Gelbsucht“, im Mittel „zur Erweichung der Flaxen“, wie in jenem „wider den Frosch“ oder „wider Gicht- und Gallzustände“. Auch die Mittel gegen Halsweh, Kopfweh, Krebs, faule Wunden und Schäden sowie gegen den Fingerwurm lassen sich deutlich als genaue Abschriften aus dem „Granatapfel“ erkennen. Daß es sich dabei nicht um Eigenständiges handelt, zeigen immer wieder lateinische Bennungen,

²⁹⁾ Granatapfel, S. 308, Nr. 4.

³⁰⁾ „Ein Schennes Arzeney Biechlein. So durch mich Hannß Michaeln Schifer Zusamen getragen worden.“ Vermutlich frühes 17. Jahrhundert. Stammt aus Oberwölz, im Besitz des Steirischen Volkskundemuseums, S. 126 f.

³¹⁾ Vgl. dazu: G. F. Most, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin. Nachdruck der Ausgabe von 1843. Graz 1973, S. 170 f.

³²⁾ R. M i n d e r e r, Medicina militaris seu libellus Eastrensis... id est: Gemeine Handstücklein zur Kriegs-Artzney gehörig... Augsburg 1620, S. 53 und 55.

wie z. B. jene Salbe, „die gut für die Wunden / so viel faules Fleisch ist / und der Brand darbey“ und die die Bezeichnung „Unguentum Egyptiakum“ (für „Unguentum Aegyptiacum“ im „Granatapfel“) trägt³³).

Ganz unvermittelt werden dann plötzlich zwei Kapitel eingefügt, die im Granatapfel von 1697 am Ende des Buches stehen: Das Kapitel über die Apothekergewichte und der Bericht „Wie die Kräuter und Wurzeln müssen gesammelt werden“. Es sind dies die alten Vorstellungen vom Sammeln der Kräuter und Wurzeln zu bestimmten Tagen und Stunden, in denen sie am heilkräftigsten seien. So müssen die Kräuter vor Sonnenaufgang oder spät, wenn die Sonne bereits untergegangen ist, gesammelt werden. Denn „da sind sie in der besten Kraft“. Auch hat bei „Sonnenschein das Kraut um die Hälfte weniger Kraft, weil die Erde hernach der Pflanze den Erddunst und die Kraft gibt“. Die Wurzeln sind hingegen vom 15. August bis 8. September, also im sogenannten „Frauendreißiger“, wie man diese besonders für die Pflanzen fruchtbare Zeit auch nennt, zu graben. Denn vor jener Zeit ist die Kraft „mehr in Blüten und Kraut“³⁴).

Den Kräutern und ihrer Heilwirkung ist dann auch ein eigenes Kapitel gewidmet, das den Titel trägt: „Von den besten Kräutern und Wurzeln, welche als gute Hausmitteln ersprießliche Dienste leisten“. Hier werden nun in alphabetischer Reihenfolge heilkräftige Pflanzen, Wurzeln und Früchte beschrieben, wobei interessant ist, daß immer wieder auf die wunderbare Wirkung solcher pflanzlicher Produkte hingewiesen wird. Beim Kardobenediktenkraut, das auch für den „Krebs und andere faule Schäden“ besonders wirksam sein soll, wird berichtet, daß „einem Weibsbild, welchem die Brüste von dem Krebs bis auf das Bein ist aufgeessen worden“ mit gekochtem Kardobenediktenwasser geholfen wurde³⁵). Ebenso wird die Heilkraft des Weizens gerühmt. So sollen seine Körner auch gegen das „Podagra“ besondere Heilkräfte entfalten. Jedenfalls habe es „ein König und Kaiser von Rom“ erfahren, der, anscheinend von dieser Krankheit befallen, sich bis zu den Knien in Weizen gesetzt habe. Dieser habe dann „die Füße dermaßen ausgetrocknet, daß sie ihres Schmerzens bald quitt und erlediget worden“³⁶).

Daran schließen sich wieder, völlig unsystematisch und zum Teil schon am Beginn der Handschrift wiedergegeben, Rezepte für Pflaster, Salben, Öle und Tränke. Auch hier sind es wieder Zusätze, die auf die

³³) HAO, S. 123;
Granatapfel, S. 480, Nr. 10.

³⁴) HAO, S. 125 f.;
Granatapfel, S. 515 f.

³⁵) HAO, S. 163.

³⁶) HAO, S. 185 f.

Berühmtheit solcher von hochstehenden Persönlichkeiten verfertigten Arzneien hinweisen. Bei der Salbe „zu allen Schäden“ wird in einem Nachsatz eigens betont, daß dies die Wundersalbe eines großen und tapferen Königs von England gewesen, die er in „allen Wunden und Schaden, vor andern Salben“ als sehr heilsam befunden habe³⁷⁾. Dabei werden vielfach wieder viele lateinische Bezeichnungen übernommen, zum Teil richtig, zum Teil aber auch verballhornt. So wird z. B. nicht von der Art, sondern von der „Species“ gesprochen, die Osterluzei wird auch in der lateinischen Benennung mit „Aristolochia longa“ und jene, die in „Sicilia“ wachse, als „Aristolochia clematitis (!) bezeichnet (richtig müßte es natürlich „clematis“ heißen). Das Pappelkraut (Käsepappel), das „innerlich und äußerlich sehr dienstlich und heilsam“ sei, werde von alten Männern auch „Omnimorbia, das ist wider alle Krankheiten“ genannt. Auch die beiden Bezeichnungen „Malva maior“ und „minor“ werden angefügt³⁸⁾. Eibisch trägt die unvollständige Bezeichnung „Altea“ (richtig Althaea!), und bei der Bereitung der „Quinta Essentia“ des Honigs wird stets vom „Spiritus vini“, von „Destillieren und Reciieren“ gesprochen. Das schon erwähnte Wasserbad, das man auch als „Balneum Mariae“ bezeichnete und in dem chemische Substanzen bis zu 100 Grad Celsius erhitzt werden konnten, wird überhaupt nicht mehr verstanden, wenn es hier bei der Bereitung eines Eieröles sinnstörend heißt, daß man das geschlagene Eiweiß mit „Balo distilieren“ solle³⁹⁾.

Wie sehr es sich auch bei diesem Kapitel um Abschriften aus Vorlagen handelt, wird besonders deutlich an lateinischen Krankheitsbenennungen, die, meist mit falschen Endungen und ohne die deutsche Bedeutung, eingefügt werden. Bei den Wirkungen und Kräften des Kalmusöles heißt es z. B., daß es auch die „Suffocationis uteri“ benimmt⁴⁰⁾, richtig müßte es „suffocatio uteri“ heißen, worunter man früher einmal verschiedene krankhafte Symptome an der Gebärmutter verstand, die man ganz allgemein unter dem Namen „Mutterzustände“ zusammenfaßte.

Dann folgt wieder ein umfangreicher Faszikel, der fast ausschließlich dem „Freywillig aufgesprungenem Granat-Apfel“ der Eleonora Maria Rosalia entnommen ist. Dabei wiederholen sich ganze Faszikel, die anscheinend irrtümlich zweimal abgeschrieben und dann dem handschriftlichen Band beigegeben wurden. Der handschriftliche Vermerk am Rande „wird geschrieben aus . . .“ ist leider unvollständig und verschweigt die Vorlage. Aber man kann daraus

³⁷⁾ HAO, S. 198.

³⁸⁾ HAO, S. 218.

³⁹⁾ HAO, S. 232.

⁴⁰⁾ HAO, S. 241.

sehr deutlich erkennen, wie solche Sammelhandschriften entstanden sind und neue Teile immer wieder beigefügt wurden.

Neben den vielen Mitteln aus dem Natur- und Pflanzenreich sind es hier auch immer wieder jene „Sympathiemittel“, die aus der Vorlage gläubig übernommen werden. So z. B. jenes „Wider die Gelbsucht“, bei dem man Eier im Harn des Kranken hartkochen und geschält in einen Ameisenhaufen legen mußte. „Sobald die Ameisen das Ey verzehrt haben, so ist die Gelbsucht auch vergangen / ist bewährt und oft probirt worden“⁴¹⁾.

Hier lassen sich gleich zwei volksmedizinische Grundgedanken erkennen: Einmal ist es jenes „Similia similibus“ — Gleiches mit Gleichem —, das hier als wirksame Komponente angewendet werden soll. Die gelben Eier im gelben Harn sollten die Gelbsucht vertreiben. Zum anderen Male aber soll die auf das Ei übertragene Krankheit dadurch vernichtet werden, daß man sie durch die Ameisen auffressen läßt.

Ein ähnlicher „Similia-similibus-Zauber“ liegt vor, wenn man bei der Gelbsucht der Kinder Schöllkraut (*Cheledonia maior*) „so man auch Cillon-Kraut nennet“ nehmen und dem Kind unterlegen sollte. Weiters heißt es dann in dem wörtlich aus dem Granatapfel übernommenen Rezept: „Thue dem Kind gemeldes Kraut in die Schuhe und hencks ihn auch am Hals“. Oder: „Nim des Kindes harn, sied rohes Fleisch darinnen, und gieb es dem Hund zu fressen“⁴²⁾. Auch hier handelt es sich um eine magische Vernichtung der Krankheit.

Den „Krebs“, unter dem man früher natürlich alle fressenden, geschwürartigen Krankheiten verstand, versuchte man ebenfalls durch recht sonderbare Methoden zu heilen. Es handelt sich hiebei um jenes eingangs erwähnte Rezept, das ein pseudo-volksmedizinischer Artikel einer Grazer Tageszeitung völlig unrichtig und verzerrt wiedergab, wobei aus einer Katze ein „Ratz“ und aus „Krebs-Zustand“ Krampfzustände oder aus Gillwurzeln (*Helleborus niger*) „Grillwurzeln“ (die es gar nicht gibt!) wurden, um nur einige der unzähligen Fehler des von Unkenntnis getragenen Artikels zu nennen. Es kann also gar keine Rede davon sein, daß dieses Rezept, selbst wenn das handschriftliche Arzneibuch einem Wundheiler namens Erbauer gehört haben oder gar von ihm selbst verfaßt worden sein sollte, aus dessen eigenem Gedankengut stammt. Das „bewährte Stuck für den Krebsen“ ist, wie sich eindeutig beweisen läßt, eine wortgetreue Abschrift aus dem „Granatapfel“ von 1697! Es lautet in der oststeirischen Handschrift folgender-

⁴¹⁾ HAO, S. 257;
Granatapfel, S. 304, Nr. 10.

⁴²⁾ HAO, S. 266;
Granatapfel, S. 367.

maßen: „Man soll eine Katze einsperren in ein sauberes Zimer, daß sie aushungere, alsdann soll der Koth und alles was unsauber ist darin, ausgekehrt werden, hernach wirft man der Katz etliche lebendige Krebsen vor, so wird sie dieselben verzehren, alsdan soll man ihr Koth, was sie hernach verrichtet, fleißig aufheben, dörren, und zu Pulver machen, und es auf den Schaden des Tages zweimal streuen“⁴³⁾. (Abbildung 2)

Auch hier sind die Gedankengänge solcher Praktiken für den Kundigen leicht zu erkennen: Vorerst ist es einmal der Glaube an die Heilkraft des Kotes, der früher einmal — und nicht nur in der Volksmedizin — allenthalben Geltung hatte. Es hat sogar den Anschein, als ob zur verstärkten Verwendung und Verbreitung dieses Mittels weniger das Volk als vielmehr die „gelehrte“ Medizin den Anlaß gegeben hätte. Denn im 17. Jahrhundert und zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die Blüte dieser „Kotmedizin“, und ihre Träger waren Ärzte. Von einem solchen, dem Stadtphysikus von Eisenach **Kristian Frantz Paullini**, stammt die 1714 in vollständigster Auflage erschienene „Dreck-Apotheke“, die alle Dreckmittel erschöpfend zusammenstellt⁴⁴⁾. Es ist daher also nicht verwunderlich, wenn solcher Katzenkot — noch dazu, wenn er in der Hauptsache als „Produkt“ der vorher gefressenen Krebse — auch hier wieder der „Similia similibus-Gedanke“ — als heilsam angesehen wurde, eben gegen eine solche geschwürartige „Krebserkrankung“ Verwendung fand.

Aber die „Dreckmedizin“ dieser vergangenen Jahrhunderte geistert — natürlich wieder als Abschrift aus dem „Granatapfel“ — auch in weiteren Rezepten dieses oststeirischen Arzneibuches. So ist es sogar Menschenkot, der für das „Fell der Augen“ heilkräftig wirken sollte, wenn man ihn zuerst in einem Topf luftdicht verschloß und dann in den Backofen gab, um ihn anschließend zu Pulver zu verreiben und mit einem Federkiel in die Augen einzublasen. Dies galt als bewährtes Mittel und sollte das „Fell hinwegnehmen“⁴⁵⁾.

Doch genug von dieser unappetitlichen „Dreckmedizin“, für die es in dieser Handschrift noch unzählige Beispiele gäbe. Es sind jedoch ausnahmslos, wie fast alle handschriftlichen Rezepte dieses Sammelbandes, keine Eigenschöpfungen irgendeines kundigen Heilpraktikers,

⁴³⁾ HAO, S. 269;

Granatapfel, S. 388, Nr. 1.

⁴⁴⁾ K. F. Paullini, Neu-Vermehrte / Heylsame Dreck-Apotheke / ...
Frankfurt a. Main 1714.

⁴⁵⁾ HAO, S. 301;

Granatapfel, S. 165.

Wie sehr es dabei immer wieder zu Abschreibfehlern kommt, beweist auch jenes Rezept, das bei Angina Heilung schaffen sollte, bei dem aber aus der Bezeichnung Angina eine „Angelina“ wurde. So lesen wir jedenfalls die Überschrift zu jener Anleitung als „Ein gutes Mittel vor die Angelina“⁴⁶⁾. Daß dabei „Schwalbennester“ verwendet wurden, ist durchaus nicht neu. Schon Celsus (1. Jh. n. Chr.) und Plinius d. Ä. (23—79) erwähnen sie als Heilmittel⁴⁷⁾ und sie wurden in der Volksmedizin bis in die neueste Zeit herein in Milch gekocht und auf einen Schafwollstrumpf gelegt, zu Umschlägen gegen Halsweh verwendet⁴⁸⁾.

Wie unsystematisch dieses ganze handschriftliche Arzneibuch zusammengeschrieben ist, zeigen die sich wiederholenden Anleitungen zur Herstellung von verschiedenen Heilmitteln. So z. B. wird jene berühmte „Ägyptische Salbe“, „Unguentum Ägyptiacum“, die schon im ersten Teil der Handschrift angeführt wird, auch im zweiten Teil als getreue Abschrift aus dem „Granatapfel“ wiedergegeben⁴⁹⁾. Sie besteht im wesentlichen aus Honig, Essig, Grünspat und Alaun und sollte für alle Wunden, besonders wenn diese schon in „Brand“ übergegangen waren, heilkräftig wirken. Dabei wird im zweiten Rezept nur vom „Brand“ als solchen gesprochen, wogegen es im ersteren speziell der „kalte Brand“ ist. Denn in den volkstümlichen Heilpraktiken unterscheidet man stets zwischen dem „kalten“ und dem „heißen“ Brand, je nach dem Verlauf und der Dauer desselben. Dabei ist aber nicht alles Brand im Sinne der wissenschaftlichen Medizin. Im allgemeinen gilt Krebs als „kalter Brand“, wirkliche Gangrän als „heißer Brand“.

Auch unter der „Unsinnigkeit“ verstand man früher eine eigene Krankheit. Noch 1725 beschreibt sie der Schweizer Arzt Theodor Z w i n g e r folgendermaßen: „Unsinnigkeit/Infania, Mania. Ist eine Verwirrung des Verstands, da man allerhand Sachen begeheth oder redet / ohne einige Vernunft. Diese Kranckheit ist gemeinlich ohne Fieber / und pfeget bey etlichen Personen zu gewissen Zeiten / wie die Fallende Sucht zu erscheinen. In den Fiebern selbstem aber / sonderlich in den Hitzigen / sihet man zuweilen die Leut auch toben und wüthen / solches aber rühret allein von allzu hitzigem und jastendem Geblüt her“⁵⁰⁾.

⁴⁶⁾ HAO, S. 308.

⁴⁷⁾ A. Cornelius C e l s u s, De Medicina libri octo. IV, 4.
C. Plinius S e c u n d u s, Historia naturalis. XXX, 4.

⁴⁸⁾ G. J u n g b a u e r, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Berlin und Leipzig 1934, S. 148.

⁴⁹⁾ HAO, S. 123, 327;
Granatapfel, S. 480.

⁵⁰⁾ Th. Z w i n g e r, Sicherer Und Geschwinder Artzt, Oder Neues Artzney Buch . . . Basel, 5. Aufl. 1725, S. 842.

Es ist also nicht verwunderlich, auch gegen solche Krankheiten — wir würden sie heute in eine Nervenklinik verweisen — ein „herrliches Mittel“ zu finden. Freilich bestand es aus relativ harmlosen Ingredienzien und hatte wohl mehr sympathische denn tatsächliche Heilwirkung. Es ist wieder dem so oft zitierten „Granatapfel“ entnommen und lautet in der Handschrift dieses in der Oststeiermark aufgefundenen Arzneibuches:

„Man nimmt eine gute Hand voll Knoblauch, ziehe das weiße Häutlein ab, gieß ein guten scharfen Weinessig darauf, laß es sieden biß zu einen Köchel wird, mit diesem schmiert man den verkehrten Menschen, so warm als möglich ist, die Schultern und Arm, fein warm hinein wohl gerieben, so wird ihm ein Schlaf zugehen, den soll man ihm zulassen, und beileib nicht erwecken, bis der Kranke selbst erwacht, so ist seine Unsinnigkeit weg. Man muß sehen daß dieses vor 24 Stunden kan gebraucht werden so hilft es gewiß“⁵¹⁾.

Auch der Krankheitsname „das wilde Vergicht“ ist heute kaum mehr geläufig. Meist ist die Bezeichnung „Gicht“ ein Sammelname für verschiedene neuralgische, rheumatische und arthritische Erkrankungen, für im Blut oder Körper herumziehende „Flüsse“. Ursprünglich verstand man darunter die durch Beschreien angezauberte Krankheit⁵²⁾. Da die volkstümliche Heilkunde die Symptome beobachtet, ohne die Ursache zu kennen, versteht sie unter Gicht oder Vergicht — im Süddeutschen oft in der Mehrzahl „die Gichter“ — Zuckungen, Lähmungen, Fluß, Sucht, Schlag und besonders Kinderkrämpfe. Bei der „wildem Vergicht“ handelt es sich aber in der Regel um rheumatische Erkrankungen, bei denen unser Rezept heißes, in Säckchen gefülltes Salz empfiehlt, das man auf die schmerzenden Stellen auflegen sollte⁵³⁾.

Dann folgt gänzlich unvermittelt, ohne das Rezept „Vor den Wurm, so dem Menschen am Finger wächst“ weiterzuführen, ein thematisch völlig neuer Faszikel, der sich mit den „Sterbezeichen“ befaßt. Aber auch hier handelt es sich nicht etwa um aus eigener Erfahrung Zusammengetragenes, sondern diese „Prognostica“ sind wieder einer genau bekannten Vorlage entnommen. Solche von den antiken Ansichten über die Kennzeichen des nahen Todes (Facies Hippocratica) ausgehende Proben entwickelte schon das Mittelalter. Sie sollten eine sichere Prognose ermöglichen, ob ein Schwerkranker sterben

⁵¹⁾ HAO, S. 331 f.;
Granatapfel, S. 485.

⁵²⁾ Vgl. dazu: P. L e s s i a k, Gicht. Ein Beitrag zur Kunde deutscher Krankheitsnamen (Zeitschrift für deutsches Altertum, 53. Bd., 1912, S. 101 ff.).

⁵³⁾ HAO, S. 332;
Granatapfel, S. 488.

oder genesen werde. Von diesen diagnostisch-prognostischen Texten haben sich viele auch im Druck ihre Geltung bewahrt und fanden Aufnahme in so manche Arzneibücher, medizinische Unterrichtswerke und Hausvaterschriften des 16. bis 19. Jahrhunderts⁵⁴). Aus einer solchen „Hausvaterschrift“ hat auch unsere oststeirische Handschrift geschöpft, denn es läßt sich in diesen Kapiteln eine völlige und wortgetreue Übereinstimmung mit Textstellen aus dem einstmals auch in unseren Gegenden viel gelesenen Hausbuch des Andreas Glorez von Mähren festhalten⁵⁵).

Dieses Kapitel beginnt mit der diagnostischen Anleitung zur „Begriffung des Pulses“ und leitet dann über zu der prognostischen Bedeutung dieser Handlung⁵⁶). Dabei wird auch der schnelle und langsame Puls beachtet: „Ist der Puls bei einem gesunden Menschen schnell und klein, bedeutet es eine hitzige und trockene Natur, und einen jähzornigen Menschen, bei dem aber der Zorn bald vergehet“. Ein langsamer Puls hingegen aber bedeutet eine „kalte und trockene Natur“. Greift man „die Ader mit vier Finger, und sie schlägt unter allen vierten Fingern, so ist es gut“. Ist die Ader jedoch „klein, also daß man sie kaum vernimmt, schlägt oft und zittert, so nahet der Mensch dem Tode“.

Erst jetzt folgen die „unterschiedlichen Prognostica“ die — wieder reine Abschrift — sich auf die schon oben erwähnten „Facies Hippocratica“ berufen und seit dem Mittelalter zu den unentbehrlichen Bestandteilen der Arznei- und Hausbuchliteratur gehören. Hippokrates wird dabei immer wieder erwähnt: „Hippokrates sagt, daß die fetten Menschen eher sterben, als die mageren, darum soll man ihnen wenig zu essen und zu trinken geben, und geringen Trank, sollen auch arbeiten, so werden sie mager“. — Man sieht also, solche Probleme gab es schon in früheren Zeiten und nicht nur in unserer übersättigten Wirtschaftswunderwelt! —

Verschiedene Zeichen deuten Krankheit und Tod an: „Aller kalter Schweiß bedeutet lange Krankheit und in der Krankheit den Tod“. Bekommt der Mensch nach einem Trunk den Krampf oder Husten, so ist es tödlich. Hat der Mensch hingegen „Schmerzen in dem Haupt,

⁵⁴) Vgl. dazu: G. Eis, Wahrsagetexte des Spätmittelalters. Aus Handschriften und Inkunabeln. Berlin 1956, S. 53 f.

Derselbe, Forschungen zur Fachprosa. Bern 1971, S. 22 ff.

O. Gäbelkhover, Artzneybuch. Tübingen 1595, Teil 3, S. 223.

A. v. Lebenwaldt, Land-Stadt-Hauß-Artzney-Buch / ... Nürnberg 1695, S. 504 ff.

⁵⁵) A. Glorez von Mähren, Der vollständigen Hauß- und Land-Bibliothec Erster (und Anderer) Theil. Regensburg 1701.

⁵⁶) HAO, S. 337 ff.

und es fährt ihm Eiter, Wasser, Blut aus den Ohren, Mund oder Nase, so wird er gesund”.

Richtige „Todeszeichen“ jedoch sind es, wenn ein Kranker entstellt, „die Nase spitzig ist, die Augen tief stehen, die Ohren kalt werden, das Angesicht grünlich oder schwarz wird“. Ebenso untrügerische Zeichen des Todes sind es, wenn der Mensch „das Licht scheuet, also daß ihm die Augen thränen, wann er in das Licht sieht, oder so sie ihm zittern oder in dem Schlaf halb eröffnet stehen und die Augenlider schwären, die Augenbrauen niederfallen“. Auch ist es ein Zeichen eines baldigen Todes, wenn ein Mensch „krank in einer Sucht“ liegt, und er „gegen die Wand schaut oder die Nasenlöcher reibt oder die Decke zieht, als wollt er etwas zupfen oder einen Faden herausziehen“. Nach verschiedenen anderen bösen Vorzeichen, die meistens den Tod des Menschen bewirken, folgt dann abschließend das Kapitel „Von den Zeichen des Todes aus den Blättern“. Hier wird nach plötzlich entstandenen, an verschiedenen Körperteilen sichtbar gewordenen Bläschen auf einen auf bestimmte Tage vorausberechneten Tod geschlossen. Wieder ist es *Hippokrates*, dem eine solche prognostische Lehre zugeschrieben wird: „Nachfolgende Prognostica aus den Blättern sind in Hippogratis (!) Grab gefunden worden, welche er mit sich begraben lassen, daß es niemand nach ihm sollte bekommen, und zeigt auf welchen Tag der Kranke sterben werde“⁵⁷⁾. Und nun folgt die Aufzählung dieser Sterbezeichen und die Angabe, nach wie viel Tagen mit dem Tode des Erkrankten zu rechnen ist:

„Wann dem Kranken eine Blatter in dem Angesicht wird, und ihm der Puls schwach ist, und oft in die Nasenlöcher greift, und die linke Hand auf die Brust leget, sollst du wissen, daß er in neun Tagen stirbt.

Werden dem Kranken die Nägelschwarz, bleich oder grün, und er bekommt vornen auf der Stirn eine rothe Blatter, der stirbt am 4ten Tag, so ihm die Krankheit mit Niesen ankommen.

Wird dem Kranken eine Blatter auf dem Aug, als einer Haselnus, und er hat erstlich beschwerlich geschlafen, so stirbt er an dem zweiten Tag.

Wird dem Kranken eine Blatter hinter dem rechten Ohr, als wäre er verbrant, so stirbt er am siebenten Tag, so er undäuet“⁵⁸⁾.

Diese Aufzählung der verschiedenen als Todeszeichen gedeuteten Bläschen wird dann noch auf zwei Seiten fortgesetzt, wobei solche Erscheinungen an den verschiedensten Körperstellen, wie hinter dem lin-

⁵⁷⁾ HAO, S. 347 ff.

⁵⁸⁾ Undäuen, in der älteren Medizin häufig für „sich erbrechen“, Undau = vomitus, mhd. undäw, undäwen, undöwe.

ken Ohr, unter dem Kinn, am Hals, auf der Hand, auf dem Daumen, dem Knie und an der mittleren Zehe des linken Fußes beobachtet werden. Sie sind untrügliche „Sterbezeichen“, wobei aber unschwer zu erkennen ist, daß es sich auch bei diesem Kapitel um keine Eigenschöpfung, sondern um eine reine Abschrift — freilich wieder mit so manchen orthographischen Fehlern — aus dem „Hausbuch“ des Andreas Glörez von Mähren handelt, dessen frühe Ausgabe Ende des 17. Jahrhunderts vorlag.

Nicht viel anders verhält es sich auch mit dem anschließenden „Urinspiegel“. Die auf 2 Seiten, in einzelne Hauptstücke, zusammengeschriebene Abhandlung verrät ebenfalls eindeutig eine Vorlage. Eine solche Diagnose aus dem „Beschauen des Wassers“ war in der Heilkunde sehr lange üblich. Hier sind es Relikte aus dem Mittelalter, das über die Medizin des Altertums nicht wesentlich hinausgekommen ist und auf dem Gebiet der Diagnose und Therapie manches hinzugefügt hat, was später besonders volkstümlich geworden und geblieben ist. Eines der interessantesten Beispiele dafür ist die Harnschau. Während die antike Heilkunde der Urinuntersuchung eine — auch modern gedacht — richtig beschränkte Stellung im Rahmen der diagnostischen Hilfsmittel gegeben hatte, gewinnt im späteren Mittelalter, namentlich seit dem 13. Jahrhundert, unter dem Einfluß theoretischer Spekulationen eine übermäßige Bewertung des Urins immer größere Bedeutung. Es kommt so weit, daß ein Lehrbuch die Krankheiten nach den Veränderungen einteilt, die sie im Urin hervorrufen. Dabei müssen nicht nur 20 verschiedene Farben auseinander gehalten werden, sondern auch 5 Konzentrationsgrade, die über den Feuchtigkeitsgehalt der Krankheitsmaterie Auskunft geben. Als Zeichen einer Auflösung der Gewebe bei auszehrenden Krankheiten sollte der Urin eine fettige oder ölige Beschaffenheit annehmen. Dazu kommen bei gewissen Krankheitszuständen bestimmte Arten der für gewöhnlich unsichtbaren Bodensätze, die wieder mit Bezug auf Farbe und Konsistenz genau differenziert wurden. Selbst die Lokalisation einer Krankheit, wie z. B. auch einen Knochenbruch, wollte man aus dem Urin diagnostizieren. Hier zeigt sich ein Grundfehler, der die Wissenschaft oft hat entgleisen lassen, der Analogiebeweis, die Neigung, rein äußerliche Ähnlichkeiten zu inneren Übereinstimmungen zu vertiefen und dann für die verglichenen Dinge gleiche Gesetze anzunehmen. Man setzte den im Uringlas stehenden Harn zum menschlichen Körper in Analogie. Wie man im Körper vier Hauptregionen auseinanderhielt, so teilte man den Urin im Glas in vier Regionen. Der Zirkel, die oberste Schicht, entspricht dem Kopf, die folgende der Brust, die dritte den Baueingeweiden, die Grundsicht (fundus) dem Harn- und Geschlechtsapparat. Veränderungen in einer der vier Harnschichten zeigen Veränderungen in den

entsprechenden Körperregionen an. Wie schematisch man dachte, möge ein Beispiel zeigen: Das durch Katarrh hervorgerufene körnige Sediment sitzt im oberen Teil des Harnglases (im circulus). Hier wird es häufig vom Schaum verhüllt. Schüttelt man das Glas, so kommt es zum Vorschein. Wenn es hierbei aus dem Zirkel in die zweite Region heruntersinkt und nur langsam an seine alte Stelle zurückkehrt, so sind die Brustorgane Sitz der Erkrankung, bei schneller Rückkehr dagegen beschränkt sich der Katarrh auf den Kopf. Ganz extreme Harndiagnostiker wollten sogar das Alter und das Geschlecht des Kranken und die Frage der Jungfräulichkeit uroskopisch entscheiden. Diese Methode blieb in weiten Medizinerkreisen anerkannt, bis im 16. Jahrhundert mit diesem Unfug aufgeräumt wurde. Im Volk genoß die Methode noch lange weiter Vertrauen, und noch viel später erscheinen in der bildenden Kunst Christus als Arzt und die Schutzpatrone des ärztlichen Standes mit dem Uringlas. Eine der frühesten Darstellungen, die Christus mit einem erhobenen Uringlas und in der Tracht eines spätmittelalterlichen Urologen zeigt, findet sich auf einem niederländischen Holzschnitt aus dem Jahre 1510⁵⁹⁾.

Der bekannteste noch in unserem Jahrhundert nach solchen Methoden arbeitende Heilkünstler war der 1935 verstorbene J o h a n n R e i n b a c h e r, der in der Steiermark und weit über deren Grenzen hinaus als „Höllerrhansl“ großes Ansehen genoß. Er stellte die Krankheiten aus dem Urin fest und hatte einen solchen Zulauf, daß die von Graz nach Stainz verkehrenden Züge in den Jahren 1925 bis 1930 numerierte Karten ausgeben mußten, um den Zustrom zu regeln. Sein sicherlich eigenwillig umgeformtes Wissen von der Harnschau dürfte er wohl einem alten Medizinbuch verdanken, in dem die mittelalterlichen Gedankengänge von den verschiedenen Farben und Konzentrationen des Harnes noch übernommen wurden⁶⁰⁾.

Auch unser „Urinspiegel“ im handschriftlichen Arzneibuch aus der Oststeiermark läßt alle Elemente mittelalterlicher „Harnschau“ erkennen. Es wurde anscheinend genau so aus einer gedruckten Vorlage übernommen^{60 a)}, wie jener aus dem 18. Jahrhundert, den uns R o m u a l d P r a m b e r g e r in seiner handschriftlichen Volksmedizin vorlegt, der ebenfalls eine große Abhängigkeit von solchen seit

⁵⁹⁾ E. G r a b n e r, „Ein Arzt hat dreierlei Gesicht...“. Zu Entstehung, Darstellung und Verbreitung des Bildgedankens „Christus coelestis medicus“ (Materia Medica Nordmark 24, Uetersen 1972, S. 297.).

⁶⁰⁾ E. G r a b n e r, Der „Höllerrhansl“. Ein weststeirischer Wunderdoktor (Blätter f. Heimatkunde, 43. Jg., Graz 1969, S. 146 ff.).

^{60 a)} Hier handelt es sich um eine Abschrift der wesentlichsten Teile aus W. H. R y f f, Handbüchlein und Experiment vieler Artzneyen... Straßburg 1954.

dem Mittelalter immer wieder nachgedruckten „Urinspiegeln“ zeigt⁶¹).

Der letzte Teil dieses handschriftlichen Arzneibuches gleitet dann immer mehr in ein bunt zusammengetragenes „Haus- und Wunderbuch“ ab. Unter der Kapitelüberschrift: „Mehrere Wissenschaften“ werden allerlei Anleitungen zur Entfernung von Flecken, zur Vertreibung von Ungeziefer, zur Entfernung von Rost und dergleichen angeführt. Daran schließen sich ohne Übergang einige Blätter mit Anleitungen für Arzneimittel bei menschlichen Gebrechen an, die abschließend einige Kräuter und Wurzeln anführen, aus denen man heilkräftige „Wasser“ herstellen könne. Nach den vielfach eingestreuten lateinischen Benennungen handelt es sich auch hiebei um aus gedruckten Vorlagen entnommene Abschriften. So wird z. B. noch die lange Zeit auch in der wissenschaftlichen Medizin verwendete „Menschmumie“ angeführt, die als Bestandteil eines Pflasters gegen „das Schwinden der Glieder“ beigemischt wurde⁶²).

Die dann folgenden Seiten, deren Rezepte zum Teil wieder dem „Granatapfel“ entnommen wurden, aber auch Kräuterbücher zur Vorlage haben dürften, entbehren jeglicher systematischer Anordnung und beschließen auf Seite 458 mit der Aufzählung der Heilwirkungen der Erdbeere und des Erdrauchs diese in einzelnen Faszikeln verfertigte und dann erst später zusammengefügte Sammelhandschrift. Ein Register, das sich einer der Schreiber dieser Handschrift herstellte, unterteilt dieses zur leichteren Auffindung der verschiedenen Arzneimittel in Salben, Pflaster, Öle, Wässer, Pillen und Pulver und Mittel, wobei auch Kapitel wie „Sterbezeichen“, „Urinspiegel“ oder „Mehrere Wissenschaften“ unter der Rubrik „Mittel“ geführt werden.

Damit also endet jenes oststeirische handschriftliche Arzneibuch, das für den unkritischen Betrachter sicherlich als ein ganz besonderes Zeugnis volksmedizinischen Heilwissens gelten mag. Bei näherer kritischer Untersuchung jedoch stellen sich völlig andere Aspekte heraus. Fassen wir also abschließend zusammen: Ein über 400 Seiten starkes, handschriftliches Arzneibuch wird am Dachboden eines oststeirischen Bauernhofes gefunden und dem Lehrer übergeben. Auf Grund einer losen, handschriftlichen Beilage, die neben einigen Rezepten auch den Namen eines einst angesehenen oststeirischen Beinbruchheilers trägt, der sich allerdings unter dem Namen Anton (Erbauer) gar nicht nachweisen läßt, wird die ganze Handschrift als das Werk jenes berühmten

⁶¹) R. Pramberger, Volksmedizin I, Handschriftband im Archiv des Steirischen Volkskundemuseums, S. 123 ff.

⁶²) HAO, S. 387;

E. Grabner, Der Mensch als Arznei. Alpenländische Belege zu einem Kärntner Schauermärlein (Festgabe für Oskar Moser. Klagenfurt 1974, S. 81 ff.).

Wundarzt betrachtet. Bei genauer Durchsicht lassen sich aber in den einzelnen Faszikeln, die verschiedene Handschriften tragen, eindeutig Vorlagen erkennen, aus denen bestimmte Kapitel entnommen und zusammengeschrieben wurden. Es ist dies vor allem im ersten Teil das einstmals in großem Ansehen stehende Arzneibuch der Eleonora Maria Rosalia, Herzogin von Troppau und Jägerndorf, das unter dem Titel „Freywillig aufgesprungener Granat-Apfffel Deß christlichen Samaritans“ an die 12 Auflagen erlebt hat. Unter den verschiedenen Haus- und Wunderbüchern, die ebenfalls Verwendung fanden, läßt sich jenes des Andreas Glorez aus der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert festhalten. Auch der normalerweise in Arzneibüchern nur selten vorkommende „Urinspiegel“ ist Vorlagen, die sich weit zurück bis in die mittelalterliche Medizinliteratur verfolgen lassen, entnommen. Es bleibt also kaum etwas von jenem vermuteten volksmedizinischen „Eigenwissen“ des angeblichen oststeirischen Wundheilers übrig. Außer einigen ab und zu eingeworfenen Bemerkungen und einem abschließenden Register, dürfte es sich kaum um aus eigenem Wissen und eigener Erfahrung geschöpftes Gedankengut handeln. Wir werden also solche handschriftlichen Arzneibücher sehr kritisch betrachten müssen. Die immer wieder, vor allem in Laienkreisen vertretene Meinung, daß es sich bei solchen Handschriften um durchaus Eigenständiges, in langer Erfahrung Erworbenes handelt, läßt sich in den meisten Fällen — wie es an Hand dieses Arzneibuches aufgezeigt werden konnte — in den wenigsten Fällen halten. Immer wieder waren es Vorlagen, die abgeschrieben und weitergereicht wurden, um dann als Abschrift, wie die vielen orthographischen Fehler deutlich zeigen, abermals ausgeschrieben zu werden.

Es wäre nicht uninteressant — und für die Volksmedizinforschung zweifellos von Nutzen — auch andere handschriftliche Arzneibücher auf einen solchen Aussagewert hin zu überprüfen.

St. Didacus (Diego) von Alcalá in Langenlois

Zur Ikonographie eines weniger bekannten Patrons gegen die Pest

(Mit einer Abbildung)

Von Emil Schneeweis

Wer immer sich auf dem so reizvollen Gebiet der religiös-volkskundlichen Ikonographie zu betätigen versucht, wird bald zu der Erkenntnis gelangen, daß etwa das Ansprechen eines oder einer Heiligen lediglich mit Hilfe der generellen und individuellen Attribute, wie sie in dem einen oder anderen, größeren oder kleineren Nachschlagewerk geschildert sind, nicht immer ans Ziel bringt.

Dies kann mannigfache Ursachen haben. Zunächst können mehrere, ja viele Heilige gleiche oder ähnliche Attribute führen — schon allein auf Grund der doch begrenzten Auswahl an Beigaben sowie infolge gleicher oder ähnlicher Funktion der betreffenden Gestalt im Volksglauben. Weiters ist es möglich, daß die Patronate der Heiligen, die sich ja zum Teil in den Attributen ausdrücken, variiert werden, und zwar durch Faktoren, die nur von der Volkskunde her verständlich sind: durch wirtschaftliche und soziale Gegebenheiten, aber auch durch Einflüsse aus dem Bereich der Volksetymologie, das heißt also volkssprachliche Phänomene.

Für jeden Punkt nur ein Beispiel:

Die heilige Nothelferin Katharina von Alexandrien zeigt „normalerweise“ als ihr Hauptattribut das zerbrochene Rad; wo sie als Schutzherrin der Bergleute gefeiert wird¹⁾, ist dieses Rad intakt oder als Zahnrad, mit Winde, auch wohl über einem Mundloch stehend, wiedergegeben²⁾; denn was fängt der Bergmann mit einem zerbrochenen Rad an?

Der weithin als Patron gegen das Feuer hoch verehrte heilige Florian figuriert in bäuerlichem Milieu meist als römischer

¹⁾ Franz Grieshofer, Das Ischler Bergfest. Wien 1970 (= Leobener Grüne Hefte 121).

Franz Stadler, Brauchtum im Salzkammergut. Gmunden o. J. (1971), S. 50.

²⁾ Ständige Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde: Kasten aus dem steirischen Salzkammergut, bez. 1817. Inv.-Nr. 44.010.

Centurio, der einen brennenden Bauernhof oder sonst ein ländliches Bauwerk löscht; in adeliger Umgebung, also etwa in Schloßkirchen, läßt er seine „Riesenlöschkraft“³⁾ natürlich einer Burg, einem Schloß angedeihen und trägt dabei gar oft eine dem jeweiligen Zeitstil entsprechende Ritterrüstung. Paradigmata hierfür lassen sich bei einiger Beobachtung leicht selbst auffinden.

Der große Kirchenlehrer und Kirchenvater Augustinus wird dort, wo die erste Silbe seines Namens an das Wort „Auge“ anklingt, als Helfer bei Augenleiden angerufen⁴⁾; so befindet sich in der ständigen Ausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde eine Nothelfertafel aus Nordtirol, die unseren Heiligen mit einer Brille auf einem seiner sonstigen Attribute, dem Buch, zeigt. Und in Altmannsdorf, jetzt Wien XII., gab es das Augustinusbründl, dessen Wasser eben in ophthalmologischen Angelegenheiten angewendet wurde; nunmehr existiert freilich nur noch die Statue des Heiligen⁵⁾.

Eine weitere Schwierigkeit der, wenn ich so sagen darf, praktischen Ikonographie beruht darauf, daß die bildliche Darstellung und Ausstattung der Ordensheiligen fast eine eigene Wissenschaft ist und — soweit es sich nicht um „prominente“, in Volksglauben und Kult fest verankerte Personen handelt — oft nur durch eingehende, auch wohl archivalische Untersuchungen aufgeklärt werden kann.

Das heißt, daß wir bei Arbeiten auf dem Gebiet der religiös-volkskundlichen Ikonographie durchaus im Sinne der fachlich ohnehin erforderlichen ganzheitlichen Betrachtungsweise immer nach dem vielzitierten „Sitz im Leben“⁶⁾ zu forschen haben — das Heranziehen möglichst vieler Hilfswissenschaften unserer Disziplin wird uns dann nicht nur beim Klären eines gerade vorliegenden Problems dienlich sein, sondern auch zur Förderung und Erweiterung unserer fachlichen Kenntnisse.

Die prächtige Pestsäule von Langenlois, Bezirkshauptmannschaft Krems, Niederösterreich, stammt aus dem für die Geschichte des „Schwarzen Todes“ hierzulande so bedeutsamen Jahre 1713 und wird in der kunsthistorischen Literatur des öfteren

³⁾ Ein Wort meines Lehrers in Judaistik, Univ.-Prof. Dr. Kurt Schubert.

⁴⁾ Dietrich Heinrich Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, S. 11.

⁵⁾ Österreichische Kunsttopographie, Bd. II. Die Denkmale der Stadt Wien (XI.—XXI. Bezirk). Wien 1908, S. 29.

Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Wien. 6. verbesserte Auflage. Wien 1973, S. 157.

Im folgenden zit. als „Dehio“.

⁶⁾ Hermann Gunkel, zit. in: Lexikon für Theologie und Kirche, IV. Bd. Freiburg 1960, Sp. 1274 f.

Im folgenden zit. als „LThK“.

beschrieben⁷⁾, ohne daß freilich die darauf angebrachten Bildwerke ikonographisch erschöpfend und richtig interpretiert werden. Die dem Zeitstil entsprechend gestaltete Wolkensäule⁸⁾ wird nach oben abgeschlossen von der Gruppe der Marienkrönung; an den Ecken des dreistufigen Postamentes erheben sich die Statuen der Pestpatrone Sebastian, Rochus und Karl Borromäus.

Der von Voluten gezierte Hauptsockel trägt an seinen drei Seitenflächen Reliefs von Heiligen — und damit gelangen wir endlich *medias in res*.

In der Österreichischen Kunsttopographie heißt es *loco citato* nämlich: „... mit. . . der hl. Rosa sowie zwei Ordensheiligen . . .“ Nun, natürlich handelt es sich hier um keine der Heiligen mit dem Namen Rosa, sondern um die immer wieder auf Pestsäulen auftretende Rosalia; und der eine „Ordensheilige“ ist der in gleicher Funktion und gleichem Zusammenhang erscheinende Franz Xaver.

Nicht ganz so einfach erschien auf den ersten Blick die Bestimmung des zweiten Ordensheiligen. Das Relief (siehe Abbildung!) zeigt einen Kapuziner oder Franziskaner⁹⁾, der mit dem Rosenkranz in den gefalteten Händen vor einem anscheinend aus Baumstämmen zusammengefügt Kreuz kniet, welches in steinigem Grund gepflanzt ist; diese Anordnung könnte auf eine Höhle oder Einsiedelei hinweisen.

Zu diesen rein bildmäßigen Determinanten haben nun jene aus dem Bereich der Ortsgeschichte, der Funktion und damit des Volksglaubens zu treten.

Aus der einschlägigen Literatur wissen wir, daß in Langenlois ein Franziskanerkloster bestand¹⁰⁾; und da wir den in Frage stehenden Heiligen auf Grund seiner Darstellung an einer Pestsäule im Allgemeinen und als „Dritten im Bunde“ (nämlich mit St. Rosalia und St. Franz Xaver am Sockel) im besonderen ebenfalls als mit Agenden in Sache Pest betraut vermuten dürfen, war das Problem so gut wie gelöst.

7) Österr. Kunsttopographie, Bd. I. Die Denkmale des politischen Bezirks Krems. Wien 1907, S. 295 und Abb. 184.

Dehio Niederösterreich. Wien 1972, S. 176.

8) Alexander Gr ü n b e r g, Pestsäulen in Österreich. Wien 1960 (= Österreich-Reihe Bd. 122/124).

9) Joseph Bra u n, Tracht und Attribute der Heiligen in der deutschen Kunst. Stuttgart 1943, S. 794.

Im folgenden zit. als „Braun“.

10) Dehio Niederösterreich, S. 175.

(Karl Le c h n e r, Hg.), Handbuch der historischen Stätten Österreichs. I. Bd. Donauländer und Burgenland. Stuttgart 1970, S. 377.

Topographie von Niederösterreich. IV. Bd. Wien 1903, S. 660 f.

Österr. Kunsttopographie, Bd. I, S. 294.

Die beiden Ordinaten „Franziskaner — Pest“ wiesen bei Benützung sowohl der hagiographischen¹¹⁾ als auch der ikonographischen Nachschlagewerke¹²⁾ eindeutig auf den im Titel genannten Heiligen Didacus hin; ja sogar die auf dem Relief vor dem knieenden Beter auffallende Kugel könnte meines Erachtens als Rest des hin und wieder in dieser Situation erwähnten Kruges gedeutet werden¹³⁾. Somit erscheint der heilige Didacus, auch Diego, von Alcalá in ikonographisch korrekter Darstellung und entsprechend seinem Pestpatronat im Rahmen meiner Untersuchungen über religiös-volkskundliche Bildwerke in Niederösterreich zum ersten Male nachgewiesen.

¹¹⁾ LThK, III. Bd. Freiburg 1959, Sp. 370.

¹²⁾ Rudolf Pfl e i d e r e r, Die Attribute der Heiligen. Ulm 1898. Lexikon der christlichen Ikonographie. 6. Bd. Freiburg 1974, Sp. 54 f. Braun, Sp. 184.

¹³⁾ Rudolf Pfl e i d e r e r, l. c., S. 58.

Chronik der Volkskunde

Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariazell

Das im Vorjahr (1974) eröffnete Museum im Rest des Klostergebäudes von Mariazell im Wienerwald (Kleinmariazell) wurde in der Zwischenzeit etwas ergänzt und erweitert. Es ist nunmehr auch der schlichte Kreuzgang in die Schausammlung miteinbezogen, und zwar sind dort Großfotos der wichtigsten Bildstöcke angebracht, die an der „Heiligen Straße“ stehen. Diese Neugestaltung wurde durch den Herrn Landeshauptmann von Niederösterreich Andreas Maurer am 14. Juli 1975 feierlich eröffnet. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der soeben erschienene Katalog des Museums vorgelegt:

Via sacra. Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariazell. Ausstellung und Katalog von Helene Grönn (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XV) Wien 1975. 98 Seiten, 4 Farbtafeln, 24 Abb. auf Tafeln (S 60,—). Der Band enthält außer dem Katalog die drei Abhandlungen:

Leopold Schmidt, Via sacra. Zur Geschichte der „Heiligen Straße“ zwischen Wien und Mariazell.

Emil Schneeweis, Wegweiser zur Magna Mater Austriae. Denkmale der Volksfrömmigkeit an der Via sacra.

Rupert Feuchtmüller, Die Wallfahrt König Ferdinands V. von Ungarn nach Mariazell im Jahre 1833 in den Bildern von Eduard Gurk.

Schdt.

Norbert F. Riedl †

Am 26. März 1975 ist Dr. Norbert F. Riedl, Associate Professor für Anthropology an der Universität von Tennessee, im Alter von 45 Jahren gestorben. Der leidenschaftliche Autofahrer ist in seinem Wagen von einem Herzversagen ereilt worden.

Norbert F. Riedl, Sohn des großen burgenländischen Sammlers Hofrat Adalbert Riedl, hat in Wien studiert und 1953 mit seiner vorzüglichen Dissertation „Die burgenländischen Speicherbauten mit besonderer Berücksichtigung des Kittings“ sein Studium abgeschlossen. Er war dann einige Zeit an unserem in Vorbereitung begriffenen „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ tätig, und hat mit mir zusammen „Die Johann R. Bünker-Sammlung zur Sachvolkskunde des mittleren Burgenlandes“ (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 6, Eisenstadt 1955) herausgegeben. 1956 ging er mit seiner amerikanischen Frau in die Vereinigten Staaten und bemühte sich dort, Volkskunde im Rahmen der verschiedenen Gesellschaften und an den Universitäten zu betreiben, an denen er mit der Zeit zum Associate Professor of Anthropology wurde. Die letzten Jahre hindurch hat er mit viel Eifer an der Universität von Tennessee gelehrt. Die Volkskunde dieser Landschaft wurde sein besonderes Anliegen, wie zuletzt sein „Survey of Tennessee Folk Culture“ (Knoxville 1965) beweist. Seine Kollegen haben ihn sehr geschätzt. Das beweisen die Nachrufe von Ambrose Manning und Ralph W. Hyde, die sie ihm im „Tennessee Folklore Society Bulletin“ (Bd. XLI, Juni 1975, Nr. 2, S. 73) gewidmet haben. Was Hyde über ihn

geschrieben hat, könnten seine alten Kollegen hier im Lande alle bestätigen, die ihn einfach gern gehabt haben.

Die amerikanischen Kollegen haben in ihrer praktischen Art zur Erziehung der fünf Kinder Riedls einen Memorial Fund gegründet. Wer da helfen will, wende sich an das Department of Anthropology, South Stadium Hall, University of Tennessee, Knoxville 37916 USA.
Leopold Schmidt

Wilhelm Conrad Ast †

Am Sonntag, dem 27. Juli 1975 ist Oberlandwirtschaftsrat Dipl.-Ing. Wilhelm Conrad Ast in Gutenstein im 76. Lebensjahr verstorben.

Ing. Ast war viele Jahre hindurch der treubesorgte Erforscher und Pfleger von Gutenstein in Niederösterreich. Er hat sich nebenberuflich mit der Heimatkunde des Gutensteinertales in immer steigendem Bemühen beschäftigt und dabei schöne Erfolge erreichen können. Das Wiederbekanntwerden der einstmal so beliebten Wiener Sommerfrische ist weitgehend seinem Bemühen, vor allem um die Errichtung des Heimatmuseums in der Alten Hofmühle von Gutenstein zu verdanken. Zusammen mit seiner nimmermüden Frau Hiltraud Ast hat er daraus eine Forschungsstätte für das alte Bergbauerntum, Holzfäller- und Kohlenbrennerwesen dieses Tales gemacht, hat Vorträge, Führungen und Filme in die Wege geleitet, durch die auch die Mitglieder des Vereines für Volkskunde immer mit den neuesten Ergebnissen dieser Spezialforschung vertraut gemacht wurden.

Von Asts Veröffentlichungen auf diesem Gebiet sind besonders „Heimat Gutenstein. Wanderung durch eine historische Landschaft“ (zusammen mit Lothar Machura und Rupert Feuchtmüller, Wien, o. J.) zu erwähnen, ferner der Katalog „Gutenstein — Alte Hofmühle. Holz und das bäuerliche Nebengewerbe im Schneeberggebiet“ (zusammen mit Hermann Steininger, Gutenstein 1965), ferner „Dreihundert Jahre Gnadenstätte Mariahilferberg.“ (zusammen mit Hiltraud Ast, Gutenstein 1968), sowie das besonders bekanntgewordene Buch „Holzkohle und Eisen. Beitrag zur Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Raumes um Gutenstein“ (zusammen mit Hiltraud Ast und Ernst Katzer, Linz 1970). Die andauernde gute Zusammenarbeit mit allen ähnlich interessierten Persönlichkeiten und Einrichtungen hat Asts Forschungen und Veröffentlichungen wesentlich befruchtet und gefördert, wie umgekehrt wir alle von ihm und seinem Museum gelernt haben. Der Verein für Volkskunde wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.
Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Probleme der Sagenforschung. Verhandlungen der Tagung, veranstaltet von der Kommission für Erzählforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. vom 27. September bis 1. Oktober 1973 in Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Lutz Röhrich. 219 Seiten (vervielfältigt). Freiburg im Breisgau 1973, Forschungsstelle Sage (Deutsche Forschungsgemeinschaft).

Man sieht es dem schmalen roten broschierten Bändchen mit seinem vielfältigen Text nicht an, daß hier eine der wichtigsten Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Sagenforschung in neuerer Zeit vorliegt. Die Tagung in Freiburg 1973 muß, diesen hier veröffentlichten Vorträgen nach, zu den bedeutendsten Veranstaltungen dieser Art gehört haben, und es ist ungemein erfreulich, daß der größte Teil der Vorträge in extenso abgedruckt werden konnte.

Nach den Vorsprüchen von Lutz Röhrich, Karel C. Peeters und dem Freiburger Prorektor Gottfried Schramm folgen die 16 Vorträge. Lutz Röhrich leitet mit einer kritischen Problemschau „Was soll und kann Sagenforschung leisten?“ in die aktuellen Probleme ein. Er tut es gründlich, vielseitig, mit deutlicher Ablehnung auch von Richtungen, die bei der Tagung sonst positiv vertreten wurden. Das gilt beispielsweise (S. 17) für den Strukturalismus, von dem Röhrich schreibt „Was nützt ein ahistorisches Inbeziehungsetzen des Beziehungslosen? So manche Strukturalismen erscheinen mir wie eine Art Glasperlenspiel. Die wirklich großen Würfe des Strukturalismus sind ausgeblieben, die hochgespannten Erwartungen — gerade im Bereich der Folklore — haben sich nicht erfüllt.“ Diese Einstellung berührt ausgesprochen wohlthuend, besonders wenn man feststellen muß, daß strukturalistische Schlagwörter heute nicht selten von wahren Dilettanten vermarktet werden. Aber die Tagung hat immerhin den seriösen Vilmos Voigt aus Budapest mit seinem Vortrag „Die strukturell-morphologische Erforschung der Sagen“ zu Wort kommen lassen. Etwas positiver steht Röhrich parapsychologischen und psychologischen Sagenforschungen gegenüber. Für diese Gebiete hat dann Gotthelf Isler gesprochen, mit dem programmatischen Vortrag „Tiefenpsychologie und Sagenforschung“.

Fast wichtiger als diese theoretischen Auseinandersetzungen erscheinen mir einige positive Aufzeichnungs- und Interpretationsbeiträge. Da steht weit im Vordergrund der Beitrag von Linda Degh „Neue Sagenscheinungen in der industriellen Umwelt der USA“, mit höchst amüsanten Mitteilungen über die Sagengläubigkeit von Leuten, die ganz naiv an ihre „Erlebnisse“ glauben. Aus dem beträchtlichen in Indiana gesammelten Material sind offenbar schon viele wertvolle Schlüsse gezogen worden (S. 39 u. ö.). Dann bringt Rolf Wilh. Brednich als großer Kenner, „Historische Bezeugung von dämonologischen Sagen im populären Flugblattdruck“, wobei er feststellen muß, daß „eine systematische Auswertung (dieses Flugblattmaterials) durch die Erzählforschung noch aussteht“ (S. 53). Ergänzend dazu wirkt der Beitrag von Stefaan Top aus Flandern über „Dämonologische Züge in Räubersagen“. Nach einer anderen Richtung hin ergänzt Maja Bošković-Stulli mit ihren „Dämonologi-

schen Sagengestalten an der kroatischen Adria-Küste" die bisherige Forschung. Nebenbei: Es muß sprachlich richtig wohl „dämonisch“ und nicht „dämonologisch“, heißen, wie andererseits die Mythengestalten eben „mythisch“, und nicht etwa „mythologisch“ wären. Es folgen kleine Monographien, die jeweils den Stand der betreffenden Forschung markieren. So von Edith Marold ein Kapitel aus ihrer Dissertation über „Die Gestalt des Schmiedes in der Volks-sage“; es muß dies mindestens schon die dritte Dissertation über dieses Thema sein. Marianne Rumpf hat sich das alte vielerörterte Thema der „Perchentsagen“ noch einmal vorgenommen, und so klar wie es eben bei diesen Überlieferungen geht, das Wahrscheinliche vom nur Erwünschten, Erträumten, zu scheiden versucht. Ein Gegenstück scheint die Abhandlung von Alfons Roock über „Den Werwolf als dämonisches Wesen im Zusammenhang mit den Plagegeistern“. Als flandrischer Beitrag ist dieser Vortrag besonders zu vermerken. Wayland D. Hand gibt dann als ein Ergebnis seiner Ausgabe der Frank C. Brown-Collection (Volksüberlieferungen aus Süd-Carolina) „Witch Riding an Other Demonic Assaults in American Folk Legend.“ Ebenfalls einer bestimmten Gestalt, an die sich sagenhafte Züge heften können, hat Tekla Dömötör einen Vortrag gewidmet „Die Hebamme als Hexe“. Es ist schon erstaunlich, daß diesen hilfreichen Frauen immer so viele böse Züge nachgesagt wurden. Wenn man bedenkt, daß die hier verarbeiteten Aufzeichnungen alle in unseren Jahrzehnten durchgeführt wurden, wird man wohl von der andernorts so eifrig zitierten „Aufklärung als gesunkenem Kulturgut“ usw. recht wenig halten. Mehr der psychologischen Interpretation wieder zugewandt erscheint der Vortrag von Lea Virtanen über „Sagentraditionen bei Kindern“, im wesentlichen in Finnland. Bei Erscheinungen wie einem „vorsätzlichen Suchen nach Furchterlebnissen“ (S. 1974) wird man sicherlich die Kinderpsychologie mit heranziehen müssen, da sind wir nicht ganz zuständig. Der gut fundierten Sagenforschung österreichischer Tradition gehört der Vortrag von Karl Haiding „Wildleute — Sagen in Österreich“ an, wo alle die bekannten Motive wie Mahrtenehe, Herrin der Tiere usw. wiederkehren. Auf Haidings originale Aufzeichnungen aus dem Ennstal (S. 199 ff.) muß hier besonders hingewiesen werden. Die Schlußbeiträge behandeln Methodisches zur Sagen-Archivierung: Leena Koivu behandelt „Die Katalogisierung der dämonologischen Sagen im Volksdichtungsarchiv der Finnischen Literaturgesellschaft“ und Lutz Röhrich gibt eine „Einführung in das Freiburger Forschungsprojekt „Dämonologische Sagen“. Das Projekt ist nach der Einstellung der Fortführung des „Handwörterbuches der deutschen Sage“ in Angriff genommen worden. Dem Bericht nach ist offenbar schon viel getan worden, Belegquellen der verschiedensten Art wurden und werden aufgearbeitet. Der vorliegende Berichtband bezeugt, daß Mitarbeiter für die Weiterführung des Unternehmens vorhanden sind. Man darf ihm also weiteres Gelingen wünschen.

Leopold Schmidt

Walter Deutsch und Gerlinde Haid (Hg.), Die Geige in der europäischen Volksmusik. Bericht über das 1. Seminar für europäische Musikethnologie St. Pölten 1971 (= Schriften zur Volksmusik, Bd. 3) 212 Seiten, 69 Notenbeispiele, 64 Abb. Wien 1975, Verlag A. Schendl. S 492,—.

Die Volksmusikforschung ist in den letzten Jahren wieder beachtlich gefördert worden. Es handelt sich dabei nicht zuletzt um die Erforschung der volkstümlichen Musikinstrumente und ihrer Spielweise. Wichtige Beiträge wurden und werden in den Seminaren geleistet, die Walter Deutsch von seinem Institut in Wien aus veranstaltet, bei denen sich hervorragende Vertreter dieser Spezialdisziplin treffen und aussprechen.

Das 1971 in St. Pölten abgehaltene Seminar war der Geige gewidmet, wobei die Vielseitigkeit des Themas kaum auszuschöpfen war. Der Ertrag dieses Seminars liegt nun erfreulicherweise in diesem schönen Band vor, auf den hier wenigstens kurz hingewiesen werden soll. Walter Deutsch deutete einleitend „Einige Probleme“ der volkstümlichen Geigenmusik in Europa an, in den Einzelbeiträgen stellte sich heraus, daß es sich nicht um ganz Europa handelt, da wesentliche Gebiete im Westen (Frankreich) wie im Süden (Italien) und Südwesten (Spanien, Portugal) völlig ausfallen.

Österreich war erfreulicherweise gut vertreten. Helga Thiel bemühte sich um „Quellen und Nachrichten zur volkstümlichen Geigenmusik in Österreich“, mit einem beachtlichen Ausblick auf die verschiedensten Gebiete und Probleme. Daß die historische Vertiefung, also beispielsweise die Verwertung literarischer Zeugnisse, noch manches zu wünschen übrig läßt, kann einem solchen ersten Versuch nicht angekreidet werden. Der Referent hatte über die Volksmusikinstrumente-Sammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde zu berichten, der Vortrag konnte hier nur im Auszug geboten werden. Franz Eibner meditierte ausführlich über „Geigenmusik in Wien“ von seinem ganz speziellen Standpunkt aus, und mit besonderer Berücksichtigung des Walzers als Geigenmusik. Ein einfacheres Gegenstück dazu bot Hermann Derschmidt mit seinem Vortrag über „Die Geige in der oberösterreichischen Volksmusik“, also das Landlergeigen, worüber schon Ernst Hamza einstmal wichtiges zu sagen hatte. Karl Horak gab einen klaren Überblick über „Die Geige als Volksmusikinstrument in Tirol“, wobei auch der Rückgang der Geige als führendes Melodieinstrument betont wird.

Von den näheren und engeren Nachbarn waren mehrere sehr prominent vertreten. So berichtete Jan Steszewski über das Geigenspiel in Polen, Dragoslav Dević über Gusle und Lirica in Jugoslavien, also eigentlich jenseits der Grenzen der eigentlichen Geigenmusik, Julian Strajnar dagegen über die Geigenmusik in Slovenien. Balint Sarosi konnte überlegen das Sonderthema „Geige und Zigeunermusik in Ungarn“ behandeln, gewissermaßen ein Kapitel seines umfassenden Buches über die Zigeunermusik von 1971. Daß im neugriechischen Bereich die Geige eine Rolle spielt, ist wenig bekannt. Aber Rudolf Brandl hat sich sehr kenntnisreich auf Grund eigener Aufzeichnungen (1965—1969) hier über die „Rolle der Violine in der Volksmusik des Dodekanes“ geäußert. Vom äußersten Südosten nach dem Nordwesten: John A. Brune berichtet über „Geige und Geigenmusik in Großbritannien und Irland“ und Reidar Sevag behandelte das nicht unbekanntes Kapitel „Geige und Geigenmusik in Norwegen“ ungemein kenntnisreich und anschaulich.

Obwohl man also nicht gerade ganz Europa in dem Band vertreten finden wird, sollen doch die gebrachten Beiträge, so wie sie quer durch den Erdteil gelagert erscheinen, herzlich bedankt und begrüßt sein. Daß Österreich dabei nicht schlecht abgeschnitten hat, daß es über die erfreulich gute Organisation dieses Seminars hinaus wichtige sachliche Beiträge bieten konnte, sei doch noch eigens betont.

Leopold Schmidt

Margarete Baur-Heinhold, Bemalte Fassaden. Geschichte, Vorbild, Technik, Erneuerung, Großoktav 164 Seiten, mit 261 einfarbigen und 30 zum Teil doppelseitigen vierfarbigen Abbildungen. München 1975, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 78,—.

Die bemalten Fassaden der bemörtelten Stein- oder Ziegelhäuser in Süddeutschland, Westösterreich und der Schweiz sind der kunstwissenschaftlichen wie der volkskundlichen Forschung schon lange aufgefallen. Es gibt gar nicht wenig Literatur über die „Lüftmalerei“, wie man sie seit einiger Zeit verallge-

meinernd nennt. Aber ein zusammenfassendes Buch mit sehr vielen guten Abbildungen ist jedenfalls zu begrüßen, vielleicht auch deshalb, weil doch zur Zeit verhältnismäßig viele derartige bemalte Häuser allenthalben restauriert wurden und werden, und sich daher besser als früher photographieren lassen.

Das Buch geht historisch vor. Es bespricht die Bemalung der Profanbauten seit dem hohen Mittelalter, soweit sich eben Andeutungen davon erhalten haben. Die erste große Zeit ist die süddeutsche Renaissance, zu der es fast gleichzeitig die Ergänzung durch das Sgraffito gibt. Die im protestantisch gewordenen Österreich zahlreichen, zum Teil gut restaurierten Sgraffitohäuser sind nur in wenigen Beispielen gezeigt, die Literatur, beispielsweise Richard Kurt Donin, Das Bürgerhaus der Renaissance in Niederdonau, Wien 1944, ist leider nicht berücksichtigt. Die prangenden Fassaden von Augsburg, einstmals auch von München, kommen gut zur Geltung. Die Gegenstücke in Wien, beispielsweise das Hasenhaus in der Kärntner Straße, sind leider untergegangen, aber immerhin in Kupferstichen bekanntgeblieben, hier freilich nicht erwähnt. Die Ausweitung dieser erzählenden Malerei auf das ländliche Haus auch schon in diesem Zeitraum kommt vorzüglich zur Geltung. Zu den Bildinhalten eine kleine Korrektur: Auf dem schönen Gasthof zum Stern in Ötz ist ein Musikerpaar dargestellt. Es handelt sich dabei um den Spieler eines Dudelsacks und die Spielerin einer Drehleier, nicht eines Hackbrettes, wie bei Abb. 74 mitgeteilt wird.

Großartig dann der Bildstoff aus Barock und Rokoko. Nach den weltlichen und alttestamentarischen Bildinhalten überwiegen nun in Bayern und Tirol jene der Gegenreformation, vor allem der Heiligenverehrung. Freilich sind es eben die Kirchenmaler gewesen, die ihr Kunsthandwerk nun auf die Hausfassaden übertrugen, ähnlich wie bei der Möbelmalerei. Nur selten treten neben den Haus- und Feuerpatronen andere Gestalten auf, manchmal die Hausbesitzer und Bildbesteller. In ganz seltenen Fällen greift man auf sprichwortartige Evangelienstellen zurück wie beim „Splitter und Balken“, der hier Abb. 140 für Mittenwald bezeugt erscheint. Das Gegenstück dazu wäre in Schärding (Unterer Stadtplatz Nr. 9) zu finden.

Das reiche Erbe ist einige Zeit hindurch im Klassizismus, vor allem im Allgäu und im Lechtal, noch weiter vermehrt worden. Das 19. Jahrhundert bringt viele Verluste, erst nach 1900 folgt eine Zeit eines neuen Verständnisses. Dann kommt die Zeit der Restaurierungen und heute die sicherlich nicht uninteressante Periode von Neuschöpfungen, denen hier ein gewisser Raum doch gegeben wird. Für die derzeitigen Bestrebungen der „Street Art“ fällt immerhin noch ein Schlaglicht ab. Über die Maltechniken der Fassadenmalerei und über deren Restaurierung unterrichtet ein eigenes Kapitel von Helmut O d e m e r. Literaturverzeichnis und eine kleine Sammlung von Hausprüchen vervollständigen das schöne Buch.

Leopold S c h m i d t

Klaus Beißl, Liebesgaben. Zeugnisse alter Brauchkunst. 168 Seiten mit 48 Farbtafeln. Salzburg 1974. Residenz Verlag. S 298,—.

Zunächst muß dem Verfasser bestätigt werden, daß er schreiben kann Er versteht es, seinen Stoff in einer im besten Sinne populärwissenschaftlichen Weise auch denen nahezubringen, die bisher von „Volkskunst“ und „Minnegaben“ noch kaum etwas wußten wie Sammler, Liebhaber, Touristen, Museumsbesucher. Und er beweist damit, daß man die Dinge lesbar, ja sogar amüsant darstellen kann, ohne an wissenschaftlicher Solidität zu verlieren.

Freilich hat er es auch mit ausnehmend reizvollen Gegenständen zu tun: Auf 48 ausgezeichneten Farbtafeln finden sich Krüge und Gläser, Brautkronen und Gürtel, Kleider und Schmuck, gezielter Hausrat und Möbel, Liebesbriefe und Hochzeitsporträts. Jedes Bild ist mit einer ausführlichen Legende versehen und historisch-ökonomisch eingeordnet, was ein wenig an den unvergleichlichen

Bildband zu Adolf Spamers „Deutscher Volkskunde“ erinnert. Im anschließenden Katalog finden sich dann präzise alle notwendigen Angaben für den Wissenschaftler samt Hinweisen über weiterführende Literatur.

Den einführenden Text scheint ein Hauch von Strukturalismus zu umgeben. Da ist viel von der „Sprache“ der Gegenstände, von „zeichenhaftem“ Verhalten, von „Bildersprache“ und „Sprache“ der Sinnbilder, der „Sprache“ der Farben die Rede. Nun: Sprache ist ein Verständigungsmittel, Teil eines Kommunikationsprozesses. Zeichen müssen verstanden werden sowohl von denen, die sie in Auftrag geben oder anfertigen, wie von denen, die sie empfangen, betrachten, tragen. So offenbart auch dieses Buch den Zeichencharakter kultureller Güter als Teile sozialer Systeme, innerhalb derer sie Gültigkeit und „Stimme“ besitzen.

Beitl zeigt, wieviel Sachwissen und historisches Einordnungsvermögen Vorbedingung für eine derartige „Deutung“ von Volkskunst ist.

Ingeborg Weber-Kellermann

Fritz Winkler, Sagen aus dem Böhmerwald. (= Band 4 der Reihe „Sagen aus dem Mühlviertel“) 312 Seiten, Textillustrationen von Gerhard Hirschrodt. Linz 1974, Oberösterreichischer Landesverlag. S 128,—.

Fritz Winkler gibt seit mehreren Jahren bereits Sagensammlungen heraus, bisher auf das Mühlviertel beschränkt. Als Herausgeberschaft zeichnet die Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde und Heimatpflege im Bezirk Rohrbach. Der vorliegende Band greift über das Mühlviertel in den Böhmerwald aus, die Verbindungen sind ja immer enge gewesen. Im Nachwort bekundet Winkler, daß aus dem Böhmerwald Heimatvertriebene, die im Mühlviertel ansässig geworden sind, diese Sagen noch weiter erzählten. Er selbst hat die Texte aus Adalbert Stifter entnommen, ferner aus den verschiedenen Sagensammlungen, die vor dem ersten Weltkrieg im Preßverein Rohrbach erschienen sind, und aus den „Heimgartenabenden“ von P. Zephyrin Tobler. Die Quellen sind nicht im einzelnen nachgewiesen. Mündlich überliefertes Erzählgut verdankt Winkler seiner Angabe nach dem Bauern Josef Panhölzl am Oberschönhub bei Hohenfurth. Das Ganze ergibt ein schönes Buch, mit guten Zeichnungen geschmückt.

Wer sich für die Sagen genauer interessiert und nach ihren Quellen fragt, kommt über die genannten knappen Angaben nicht hinaus. Bei Stichproben wird er bald merken, daß man einen genauen Vergleich mit dem besten Buch auf diesem Gebiet, nämlich Gustav Jungbauer, Böhmerwald-Sagen, Jena 1924, durchführen müßte. Da käme man den Quellen näher, die Jungbauer im Anhang genau angeführt hat. Manchmal glaubt man greifen zu können, wo Winkler geschöpft hat: Die Mäusesage „Der Krämer und der Schatz“ (S. 80) beginnt bei ihm „Vor vielen Jahren“ —, das ist aber auch die einzige Abänderung gegenüber dem Text bei Jungbauer (S. 179), wo es „Vor langen Jahren“ heißt. Nur daß Jungbauer genau zitiert hat: Seine Fassung stammt aus den Deutschen Sagen der Brüder Grimm (Nr. 332), deren Quelle „Wenzel, Dramatische Erzählungen“ sich freilich nicht mehr so leicht verifizieren läßt.

Bücher sind nun einmal für verschiedene Sorten von Lesern geschrieben. Sagensammlungen für alle Arten von Sagen-Interessenten, und die Sagenforscher gehören eben besonders stark dazu: Und die wollen von so einem Buch eine Durchnummerierung der Sagen, wollen die Quellenhinweise, wollen Auskunft, warum die eine oder andere Sage umerzählt worden ist, und was der Gesamtbestand nun eigentlich ausdeckt, nämlich die Kenntnis des Herausgebers, oder den (mehr oder minder fiktiven) Gesamtbestand, und was es an solchen Fragen sonst noch geben mag. Aber das Buch ist offenbar mehr für den Gebrauch an

Schulen geschrieben, es ist ja auch als Klassenlesestoff zum Unterrichtsgebrauch für die 3. bis 5. Schulstufe der Volksschulen und die 1. Klasse der Hauptschulen und allgemeinbildenden höheren Schulen zugelassen. Gut so, aber nun möchten wir wissen, wonach die Eignung für diese Schulstufen beurteilt wird. Sollen die Schüler die sagenhafte Fassung von historischen Ereignissen kennenlernen? Das wäre ja möglich, Winkler gibt reiches Sagenmaterial dafür. Zuerst kommen Sagen von Schweden, dann von Hussiten, dann von den Rosenbergnern, dann von der Gründung von Hohenfurth, — die Geschichte läuft also zutal, und man wird den Grund dafür nicht feststellen können.

Das gut gemeinte und äußerlich schöne Buch stellt also vor allerhand Fragen, die wohl nur der Verfasser beantworten könnte. Das heißt schließlich, daß man Sagensammlungen in dieser Form wohl nicht gutheißen kann, weil sie ihr Stoff doch von einer subjektiven Meinung des Verfassers wegrückt. Man kann Sagensammlungen nicht nur ganz anders machen, man soll es auch.

Leopold Schmidt

Maria Kundegraber, Backmodel aus Bauern- und Bürgerhäusern. Katalog der gleichnamigen Sonderausstellung des Steirischen Bauernmuseums. 56 Seiten mit 8 Abb. Stainz 1975.

Maria Kundegraber hat vor einigen Jahren die Leitung der Außenstelle Stainz des Steirischen Volkskundemuseums übernommen (ÖZV XXVIII/77, 1974, S. 284 ff.) und das Museum in dem gewaltigen Schloß Stainz rasch und wohlüberlegt aufgestellt und zugänglich gemacht. Aus dem Material, das sich weitgehend auf Gewinnung und Bereitung der Volksnahrung in Steiermark bezieht, läßt sich nicht nur eine Hauptaufstellung gestalten, es ist auch genug Stoff für Sonderausstellungen vorhanden. Aus diesem Stoff wie aus verschiedenen Leihgaben hat Maria Kundegraber nunmehr eine erste Sonderausstellung (vom 7. Juni bis zum 31. Oktober 1975) gestaltet, und dazu erfreulicherweise auch einen schönen Katalog vorgelegt. Es geht um die Arbeitsvorgänge: Zubereitung des Teiges, Formen des Teiges durch Radeln, Gießen und Tauchen, Formgebung durch Ausstechen, Kleinbäckerei aus Blechformen, Waffeln und Hohlhippen, Lebzelten und Tragant, und dazu nun die Backmodel von Blech, Kupfermodel, Backmodel aus Schwarzton, Gugelhupfmodel gestern und heute, die Backformen von Ton, Gugelhupfmodel aus Steingut, Krapfenmodel oder Dalkenmodel und schließlich Rehrückenmodel. Die Objekte sind genau beschrieben, womöglich ihrer Herkunft nach festgelegt, mit dem Hinweis auf die steirischen Kochbücher versehen, aber auch mit den abschließend dargebotenen „Historischen Rezepten aus der Steiermark“. Man segnet wieder einmal die Tatsache, daß in der Volkskunde auch weibliche Kollegen wirken, die sich sachverständig mit diesen Dingen beschäftigen können. Auf diese Weise ist doch eine Ausstellung entstanden und ein Katalog dazu vorgelegt worden, die man wirklich als Bereicherung unseres Wissens bezeichnen kann.

Leopold Schmidt

Peter Anich und Blasius Hueber, Atlas Tyrolensis. 1774. Faksimiledruck nach einer Originalausgabe im Besitz des Tiroler Landesarchivs, Innsbruck. Herausgegeben und mit einem Begleitwort versehen von H. Kinzl. Innsbruck 1975, Universitätsverlag Wagner Ges.m.b.H., S 645,—.

Vor zweihundert Jahren ist diese berühmte Karte von Tirol erschienen, die als eines der schönsten Kartenwerke der alten Zeit gilt. Anich und Hueber, beide bäuerlicher Herkunft, haben nicht nur die Berge und Flußläufe, sondern auch die Wälder und Hochweiden eingezeichnet, wobei den Almen eine eigene Signatur gegeben wurde. Sie haben alle Siedlungen, auch die ländlichen, vom

Dorf bis zum Weiler und zum Einzelhof verzeichnet, wobei die alten Namen in ihrer Schreibweise bemerkenswert bleiben. Sie haben die großen Kirchen ebenso wie die kleinen kartographisch festgelegt, auch die Wallfahrten und die Einsiedeleien. Nicht nur die Bergwerke, die selbstverständlich waren, sondern auch die kleinen Bauernbadeln haben sie dankenswerterweise verzeichnet. So darf man das berühmte Werk wohl auch als volkskundlich bedeutsam ansprechen. Daß es jetzt in einem vorzüglichen Faksimiledruck vorliegt, den der Innsbrucker Geograph H. Kinzl mit einem eindringlichen Geleitwort versehen hat, ist dem Verlag herzlich zu danken.

Leopold Schmidt

Peter Schenk, Die Almwirtschaft im Alpbachtal (Tirol) in Geschichte und Recht. Innsbrucker staatswissenschaftliche Dissertation (1962) für die Drucklegung durchgesehen und herausgegeben von Nikolaus Grass (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Studien zur Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Bd. IX) Innsbruck, Österreichische Kommissionsbuchhandlung, 1974. 304 Seiten. S 390,—.

Mitunter kann man merkwürdige Veröffentlichungen über unsere Alpenländer lesen, beispielsweise über das Zillertal und seine Menschen, und zwar von volkskundlich vorgebildeten Leuten aus bundesdeutschen Universitätsinstituten. Nach ihrer Kenntnisnahme möchte man meinen, daß dieses Fach von niemandem mehr ernstgenommen werden kann.

Dann aber stellt sich heraus, daß ganze Themenkreise der alpenländischen Volkskunde mit großem Interesse von befreundeten Nachbardisziplinen behandelt werden. Das gilt hinsichtlich des Almwesens beispielsweise von der Geographie, aber auch, und zwar speziell in Tirol, von der Rechtsgeschichte. Man weiß, daß vor einem Vierteljahrhundert die „Rechtsgeschichte der Alpwirtschaft“ von Nikolaus Grass ein bahnbrechendes Werk war. Grass hat all die Jahre hindurch sein Thema nicht aus den Augen verloren, und hin und wieder auch einen interessierten Schüler zur Weiterarbeit auf dem Spezialgebiet ansetzen können. Auf diese Weise ist die „Almwirtschaft des Schnalstaies unter Einbeziehung der Herdenwanderungen ins innerste Ötztal“ von Karl-Heinz Werner entstanden und 1969 veröffentlicht worden. Auf diese Weise ist auch diese Dissertation des Münchners Peter Schenk 1962 entstanden, und da sie wertvoll genug war und ist, hat sie nun Nikolaus Grass selbst noch einmal durchgearbeitet und in persönlich bereicherter Form herausgegeben. Der Fall mag ungewöhnlich erscheinen; aber die Mitforschung ist Grass selbstverständlich dafür dankbar, daß auf diese Weise das Almwesen im heute so bekannten Alpbachtal eine eindringliche Darstellung erfahren hat.

Leopold Schmidt

Bernd Dieter Insam, Der Ork. Studien zu einer alpinen Wort- und Erzählgestalt (= Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen, Bd. 5) 221 Seiten, mit 4 Karten. München 1974, Wilhelm Fink Verlag, DM 68,—.

Die gewissenhafte Monographie einer Sagengestalt, welche vor allem aus sprachlichen Gründen schon seit langem von der bairisch-österreichischen Mundartforschung untersucht wurde. Anton Pfalz hat schon 1914 darüber gearbeitet. Insam, selbst aus Südtiroler Familie, hat das gesamte Material, das vor allem in den Wörterbuchkanzleien vorliegt, durch eigene Aufnahmen ergänzt, und daraus nun diese ungemein eindringliche Arbeit geschaffen, die bereits 1968 als Münchner Dissertation vorlag, aber bis zur Drucklegung immer noch ergänzt wurde.

Der Ork, oder Lork, oder Nork, das Nörgele, und wie die Wortformen sonst lauten, stammt von lat. orcus, und ist wohl auf verschiedenen Wegen von der antiken Unterweltsgestalt zum alpenländischen Dämon geworden. Insam

untersucht zunächst die „Volkssprachliche Wortgestalt“, in der minutiösen Art der germanistischen Mundartforschung, einschließlich der Wortgeographie. Dann folgt die Untersuchung der „Sagen- und Erzählgestalt“, mit besonderer Darbietung des „Modells Vernuer“, wo Insam eben genau nachgesammelt hat. Bemerkenswert, daß man auf den Einödhöfen von Vernuer am Eingang des Passeirtales nicht nur den Nork kennt, nach ihm eine Höhle, das Norkloch, benennt, sondern daß dort ein Körperbehinderter auch „Nörkeler“ schnitzt (S. 51). Man denkt an Gegenstücke wie die Rubezahl-Figürchen aus dem Riesengebirge. Die weitere Untersuchung geht sehr eindringlich auf den Sagenbestand, auf das Orkenlied in der Sprachinsel Ljetzen (Giazza) und alle weiteren Ausgestaltungen bis zur Aufnahme in die Perkeo-Romantik der Gegenwart ein. Die einzelnen Schichten der Gestaltung des dämonisch-elbischen Wesens werden vorzüglich herausgearbeitet.

Insam bleibt dabei nicht stehen, sondern gibt im weiteren Auskunft über die „Diachrone Komponente der Wort- und Erzählgestalt“, das heißt, er erörtert die Bezeugungsgeschichte der Sagengestalt nach ihren literarischen Erwähnungen in der Antike und im Mittelalter, in mittellateinischen Benediktionen ebenso wie in mittelhochdeutschen Dichtungen. Eine besonders eindrucksvolle Sammlung stellt die der „Bezeugungen in Flurnamen“ dar. Auch sie ist chronologisch angeordnet, wobei die älteste Bezeugung „In Orcai“ für St. Pauls in Eppan bereits 1220 erfolgt. Der Arbeit ist eine eigene „Dokumentation“ beigegeben, die eine sehr umfangreiche „Sagenbestandstabelle“ mit Angabe des Sagensgeschehens, der Lokalbezüge und der Quellen, und schließlich noch eine Textausgabe der Nork-Sagen bietet. Bei der Genauigkeit, mit der Insam gearbeitet hat, ist ein Literaturverzeichnis und ein Wortverzeichnis geradezu eine Selbstverständlichkeit.

Man wird sich über diese eminent fleißige Dissertation über eine sehr bemerkenswerte inneralpine Sagengestalt herzlich freuen dürfen.

Leopold Schmidt

Anna Wielander-Platzgummer, *Sougeats Jorummer*. Kinderreime aus dem Vinschgau. Gesammelt und illustriert. 64 Seiten. Meran (1975), Verlag Hermann Unterberger. Lire 2000,—.

Ein liebenswertes Büchlein. Die Verfasserin hat die alten Reime mundartgetreu aufgezeichnet und lose gruppiert: Sprüchlein für Wiegenkinder, Lieder für Kleinkinder, Spielreime, Necksprüche und schließlich Liedstücke, wie sie aus verschiedenen Zusammenhängen in Erinnerung geblieben sein mögen. Die Darbietung ist schlicht, aber was landschaftlich zu erläutern ist, das wird in den Anmerkungen am Schluß des Bändchens erklärt, wobei auch einige Hinweise auf Jahresbräuche wie das Dreikönigsingen oder das Scheibenschlagen abfallen. Erinnerungen an die Zeit, da die Kinder ins Schwabenland zur Arbeit verschickt wurden, fehlen nicht. Das mit originellen Zeichnungen der Verfasserin ausgestattete Bändchen stellt eine erfreuliche Neuerscheinung dar.

Leopold Schmidt

Hermann Schilli, *Das Schwarzwälder Freilichtmuseum — Der Vogtsbauernhof*. Mit Fotos von Heinz Finke und Rolf Heitz. Lahr/Schwarzwald — Moritz Schauenburg Verlag (1975), 102 Seiten, 1 Museumsplan, 2 Karten, zahlreiche Abb. in Farbe und Schwarzweiß. ISBN 3-7946-0113-0.

Das hübsch ausgestattete Buch des bekannten Freiburger Hausforschers und Begründers des seit 1963 auf 18 Objekte angewachsenen Schwarzwälder Freilichtmuseums in Gutach vermittelt eine treffliche Zusammenfassung des

dort Gezeigten. In ihm wurden die drei wichtigsten Hauslandschaften des Schwarzwaldes mit den drei „aussagekräftigsten Schwarzwaldhäusern“, mit dem Hippenseppenhof aus dem Hochschwarzwald, dem ortsständigen „Vogtsbauernhof“ von 1570 des Gutachtales und dem „Lorenzenhof“ aus dem nördlich anschließenden Kinziggebiet, vereinigt. Hermann Schilli suchte damit zugleich die wichtigsten Züge dieser Wäldler Region und eigenständigen Kulturlandschaft Südwestdeutschlands zu erfassen, an der ehemals vorderösterreichische Herrschaftsgebiete Anteil hatten und sich mit protestantisch-württembergischen teilten.

Dem Buch sind viele und grundlegende Forschungsarbeiten zum Hausbau, über Volkskultur und Landeskunde vorangegangen, nicht zuletzt ein eigener „Führer durch das Museum“ vom gleichen Verfasser¹⁾. Das spürt man und das hebt es sehr deutlich von ähnlichen anderen, vornehmlich auf das Bild abgestellten Darstellungen ab. Es besticht durch seine gediegene, außerordentlich kenntnisreiche Darlegung der Museumsbauten ebenso wie durch zahlreiche interessante Details über das Hauswesen, das Arbeitsleben und die Wirtschaftsgeschichte (z. B. Köhlerei, Pecherei, Flößerei, Glasmacherei, Strohflechtere, Uhrmacherei). Man findet hier also Hinweise auf alte Schlafsitzen, Nachtfreierei, Totenbett, Feuerwirtschaft, Sparherdentwicklung (seit 1556), Geheimverstecke in Speicher und Haus, Bienenhaltung, Pferdeanspannung, Stallhaltung, Tenzzeichnungen, die reich vertretene Imagerie (aus dem elsäss. Weißenburg), Hinterglasmalerei, die Tracht und ihre Entwicklung (Schwarzwälder „Bollenhüte“). Hier möchte ich am liebsten hinweisen auf die prachtvollen Krippenfiguren zum einstigen Schwarzwälder Volksleben (um 1800), die sich heute als Vermächtnis der Mönche von St. Blasien im Benediktinerstift zu St. Paul in Kärnten befinden und die seitens der Volkskunde bislang nur wenig Beachtung gefunden haben. Ebenso trefflich beschreibt Schilli die Technologie der Wassermühlen, Sägen, Stampfen und Pressen neben zahlreichem Arbeitsgerät. Manches mutet den Österreicher sehr bekannt an: die Glockentürmchen der Heidenhäuser im Hochschwarzwald (angeblich gibt es sie seit der Gegenreformation), die hohe Stubenkultur, der „Tiroler Ofen“ im Leibgedinghäusle, die hohe Brennholzbühne („Hürdli“) der Rauchküche, die Tenzzeichnungen, die Scheunenwirtschaft mit Tiefbansen und der „Fahr“ (Hochtenne) und anderes. Hermann Schilli hat alle diese Dinge in zahlreichen Vorstudien wissenschaftlich untersucht; ein Verzeichnis dieser wichtigsten Arbeiten aus dem Schwarzwald, die hier anklingen, würde das Buch sehr bereichern und sollte für eine gewiß zu erwartende Neuauflage vorgesehen werden. Hervorzuheben sind auch die Planzeichnungen und Fotos, besonders die Schwarzweißbilder, die sich ohne Aufdringlichkeit dem Vorhaben einfügen, nämlich eine fundierte und gemeinverständliche Beschreibung vom einstigen Schwarzwälder Hausleben zu geben.

Oskar Moser, Graz

Christa Hinze, Märchen, die die Brüder Grimm nicht kennen. Illustriert von Maria Gamundi. (= Diederichs Löwenbücher 10) 168 Seiten. Düsseldorf und Köln, 1975. Eugen Diederichs Verlag. DM 10,80.

In seiner neuen volkstümlichen Märchenreihe bringt der Diederichs Verlag wieder einen Band heraus, den man trotz des sprachlich schwachen Titels als lesenswert ansprechen möchte. Es handelt sich um Märchen und märchenartige Geschichten, wie sie in den Sammlungen nach Grimm vorkommen, und wie sie

¹⁾ Hermann Schilli, Schwarzwälder Freilichtmuseum: Vogtsbauernhof in Gutach im Schwarzwald — Führer durch das Museum, mit Zeichnungen von Helmut Richter, hrsg. vom Ortenaukreis Offenburg. 4. Aufl. 1974, 79 Seiten, 2 Planübersichten, 3 Karten.

besonders Paul Zaunert gesammelt hat. Aus seinen Sammlungen sind daher etwa zwei Drittel der hier veröffentlichten 30 Geschichten genommen, leider ohne irgendeinen Hinweis auf die jeweilige Herkunft. Der genauere Märchenfreund muß sich also seine Anmerkungen selber machen, was wohl ein Geduldspiel sein dürfte.

Leopold Schmidt

Gerd-Heinz Mohr, Das vergnügte Kirchenjahr. Heitere Geschichten und schmunzelnde Wahrheiten. 174 Seiten. Düsseldorf-Köln 1974, Eugen Diederichs Verlag.

Kein wissenschaftliches Buch, eher ein Gegenstück etwa zum „*Studiosus jovialis*“ des Odilo Schreger oder zu anderen alten erbaulichen Schwank- und Scherzsammlungen. Mohr stellt nach dem Lauf des Kirchenjahres Geschichten zu Weihnachten, Fastenzeit, Ostern, Pfingsten, Kirchweih, Reformationsfest zusammen, fügt Geschichten von den Heiligen, ihren Festen und Wallfahrten hinzu und einige Schwänke, die vom Jüngsten Gericht handeln. Es sind alte Schwänke, neuere Scherze, ganz aus der Gegenwart geschöpfte Witze, wie sie in den Sammlungen von Geschichten um Papst Johannes XXIII. usw. zu finden sind. Ein nicht geringer Teil gehört der Gruppe „*Kindermund*“ an. Quellen sind nur in wenigen Fällen angegeben; wer das vergnügliche Büchlein ernsthaft benützen will, muß sich die Quellen selbst suchen und an den Rand schreiben. Da es sich um viele und auch manche seltene Geschichten handelt, wäre eine solche private Nacharbeit wohl lobend. Wenn ein Seminar die Arbeit übernehmen, und Diederichs ein Quellenheft herausbringen würde, wäre es freilich noch netter. Aber so etwas ist ja kaum zu erhoffen.

Leopold Schmidt

Paul Schwarz, Die neue Eva. Der Sündenfall in Volksglaube und Volks-
erzählung (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 77) 250 Seiten,
1 Karte. Göppingen 1973, Verlag Alfred Kümmerle. DM 36,—.

Die „neue Eva“ ist jene Frau im Schwanktypus AaTh 1416, welche der Versuchung nicht widerstehen kann, in eine Schüssel hineinzuschauen, deren Deckel aufzuheben man ihr verboten hat. Natürlich hüpfst aus der Schüssel eine Maus heraus, Eva ist als neugierig entlarvt und muß die Folgen tragen. Es können auch Mann und Frau sein, es kann auch ein Vogel sein, der aus der Schüssel herausfliegt, wie der Hänfling des Papstes Johannes XXII., aber im Prinzip ist es immer dasselbe.

Über dieses Motiv hat Paul Schwarz, ein nicht nur volkskundlich, sondern auch theologisch gebildeter Kandidat, seine Dissertation bei Lutz Röhrich geschrieben. Es ist eine ungemein kenntnisreiche Arbeit geworden, deren Mittelteil, „Die Beispielerzählung vom neuen Sünderpaar“ (S. 71—182) bezeugt, wie vielfältig das Motiv auftritt, welche Frühformen es im Mittelalter gegeben hat, wohl aus einem orientalischen Anstoß her, wie sich dann die heute geläufigen Formen ab dem 17. Jahrhundert verbreitet haben, und zwar mit einer ungemein dichten literarischen Verarbeitung.

Wenn man das diesem Hauptkapitel vorangestellte Kapitel „Entwicklungsgeschichte der volkstümlichen Erzählüberlieferung vom Sündenfall“ liest, dann wird man sich freuen, eine kenntnisreiche Darstellung jener Dinge zu bekommen, die einstmals Wilhelm Koppers in seinem „*Urmensch und sein Weltbild*“ (Wien 1949) so gar nicht im Sinn einer wirklichen Ethnologie angeschnitten hatte. Die Paradiesesgeschichte als Volkserzählung, das wäre schon damals das Thema gewesen. Hier wird das Thema sachgerecht ausgeführt, mit einer erstaunlich reichen Heranziehung der Literatur sowohl über die Urzeitmythen der Naturvölker und der Hochkulturen, über die biblische Paradieserzählung, wie über die volkstümlichen Gestaltungen und Erweiterungen des biblischen

Sündenfallberichtes, wovon Lutz Röhlich in seinem Band „Adam und Eva“ schon aufschlußreiche Belege gebracht hat. Ein großer Teil dieses Kapitels entzieht sich wohl der volkskundlichen Beurteilung, hier haben Religionsgeschichte und Ethnologie das Wort. Aber für die Beurteilung der Legenden und der Schwänke, Märchen und Sagen über dieses Thema aus der mündlichen Überlieferung ist das Kapitel selbstverständlich wichtig. Unserer Beurteilung entzogen erscheint mir auch der Schlußabschnitt „Glaubenswirklichkeit und Sozialfunktion des Erzähltyps AaTh 1416“. Aber da es doch auch hier darum geht, die Herkunft der Ehepaar-Redaktion des Typs von einer protestantisch bestimmten Lehr-Erzählung des 17. Jahrhunderts festzustellen, wird man auch diesen Schlußabschnitt aufmerksam zur Kenntnis nehmen müssen.

Wenn Paul Schwarz mehrfach darauf hinweist, daß es sich weitgehend um protestantische Tradition handle, so soll hier schließlich nicht ein Blick auf die beigegebene Karte unterbleiben: Sie zeigt Österreich und offenbar auch Altbayern völlig frei von Bezeugungen dieses Schwankes. Das könnte wohl ein Hinweis darauf sein, daß katholische Landschaften ihn tatsächlich nicht aufgenommen haben. Aber alle solche Beleglisten und ihre kartenmäßigen Auswertungen haben selbstverständlich immer nur vorläufigen Charakter, es können im nachhinein wohl noch Fassungen in bisher zeugnissfreien Landschaften auftreten, und den einstweilen einleuchtenden Beweis einigermaßen erschüttern. Das kann sich ja in Zukunft noch zeigen. Einstweilen wird man mit einer Monographie wie dieser sehr zufrieden sein.

Leopold Schmidt

Wolfgang Brückner, Elfenreigen, Hochzeitstraum. Die Öldruckfabrikation 1880—1940. Mit einem Beitrag von Willi Stubenvoll. (= dumont kunst-taschenbücher 22) 168 Seiten, mit 26 Farbtafeln und 76 Schwarzweiß-Abbildungen. Köln 1974, Verlag M. DuMont Schauberg.

Da sich die wohl eigentlich zuständige Disziplin, die Kunstwissenschaft, um die populäre Kunst, um das, was im 19. und 20. Jahrhundert in Zimmern, Stuben, Küchen hing und hängt, nicht angenommen hat, geht der Aufarbeitungsprozeß dieser zwischenschichtlichen Kunst durch Vertreter der Volkskunde weiter. Wolfgang Brückner hat sich schon des Wandschmuckes angenommen, hat die Erzeugnisse der Firma May dargestellt, und ist nunmehr zu den „Öldrucken“ übergegangen. Sie waren zu Anfang unseres Jahrhunderts der große Schrecken der Jugendbewegung und der Abscheu der mit ihr verbundenen Sammlung und Forschung. Die ganze Hinterglasforschung ist nicht zuletzt aus der Ablehnung der Öldrucke zustandegekommen und ihrer inneren Intention nach zu verstehen. Nunmehr, wie gesagt, scheint die Zeit für eine mehr oder minder objektive Betrachtung dieser Bilder gekommen, und Brückner bemüht sich um eine lesbare Darstellung dieser „Kunstpopularisierung“. Er bearbeitet die Ikonographie der frühen Öldrucke, sieht das Aufkommen neuer Themen, die sehr bezeichnende Hochkunstrezeption, die ja immer weitergeht, und gliedert dann den von ihm erarbeiteten Bestand der profanen und der religiösen Schlafzimmerbilder der zwanziger Jahre. Abschließend versucht er den Weg vom Sofabild zum Zimmerschmuck zu überblicken.

Diese Dinge lassen sich mit den Mitteln der bisherigen Volkskunde kaum überschauen. In einigen Instituten sind eigene Sammlungen, zumindest Karteien darüber angelegt worden. Was die Intention betrifft, so wird sie von „Bewältigung des 19. Jahrhunderts“ bis „Gegenwartsvolkskunde“ schwanken. Vermutlich wird man die Beschäftigung mit diesen Gegenständen noch längere Zeit als „Geschmackssache“ erklären. Aber es ist wohl gut, daß sich jemand des Gebietes überhaupt annimmt.

Leopold Schmidt

Gertrud Angermann, Engel an Ravensbergischen Bauernhäusern. Ein Beitrag zum Wandel des Dekors vom 18. bis 20. Jahrhundert (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, herausgegeben von der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, H. 2) 142 Seiten mit 62 Abb. Münster 1974, Selbstverlag der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

Die hochstehende Bauernhausforschung in Westfalen läßt erfreulicherweise auch Monographien über Einzelheiten an diesen mächtigen Häusern entstehen. Gertrud Angermann hat sich ein bezeichnendes Thema herausgegriffen, jene Engel, die an den Toren der Höfe in der Umgebung von Bielefeld die Spruchtafeln begleiten. Vor vierzig Jahren hat einmal eine damals zeitgebundene Strömung die Meinung aufkommen lassen, daß es sich dabei gar nicht um Engel, sondern um den Gott Heimdall handle, und die von den Engeln meist gehaltenen Posaunen oder Trompeten wurden dementsprechend für Heimdalls Horn gehalten. Mit dieser offenkundigen Fehlinterpretation schlägt sich die Verfasserin heute noch herum, obwohl die zeitgebundene Fehldeutung kaum einer Widerlegung bedarf. Aber Frau Angermann hat dafür alle diese Höfe besucht, fotografiert oder Bildzeugnisse nicht mehr bestehender Tore ausfindig gemacht, und kann eine gewisse zeitliche Einengung vom späten 18. bis ins mittlere 19. Jahrhundert vornehmen: Damals also haben mehr oder minder gewandte Schnitzer diese im wesentlichen nach Empire-Mustern gestalteten Engel fliegen und blasen lassen, man kann es mit Frau Angermann auch als eine Innovation in einer für die Ravensberger Bauern wirtschaftlich besonders günstigen Situation bezeichnen (S. 48). Die Interpretationen der Darstellungen scheinen meist schlüssig, nur bei den Attributen der Engel, also Szeptern, Blumen, Schlüsseln usw. hätte die Verfasserin vielleicht einen Blick in die Zeitschrift für Volkskunde, V, 1933, S. 151 ff. tun sollen. Dort war über diese Dinge immerhin schon manches zu sagen gewesen. Dennoch eine fleißige, nützliche Arbeit.

Leopold Schmidt

Bjarne Beckman, Von Mäusen und Menschen. Die hoch- und spätmittelalterlichen Mäusesagen, mit Kommentar und Anmerkungen. Mit drei Anhängen. 222 Seiten. Zürich 1974 (zu beziehen durch den Verfasser, CH 3047 Bremgarten, Zelgweg 2).

Die Sage vom Mäuseturm zu Bingen ist wohlbekannt (Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 241). Die Brüder Grimm hatten sie aus der Thüringer Chronik von Bange. Beckmann stellt in seiner umfassenden Monographie die „Hattoversion“ von Bingen in die Mitte seiner Ausführungen (S. 77—116) und macht mit der erstaunlichen Fülle von Anführungen der Sage in der mittelalterlichen Literatur bekannt. Sie beziehen sich auf Persönlichkeiten des 10. Jahrhunderts, stammen selbst aber erst aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Man kann sich anhand der sorgsam ausbreiteten Paralleltexte davon überzeugen, wie kompliziert die Überlieferung ist.

Beckmann hatte sich vorher mit der „Maus im Altertum“ beschäftigt, die Abhandlung ist 1972 erschienen. Mit den dabei gewonnenen Vorkenntnissen zeigt er nun, wie nach der langen Pause in den „dunklen Jahrhunderten“ das Mausmotiv im Hochmittelalter wieder auftaucht, in sächsischen, elsässischen, polnischen und englischen Versionen, bis es eben zu der Festlegung um einen Mainzer Erzbischof kommt, an dem und an dessen Turm im Rhein sich die markanten Motive ankristallisieren. Nach der Hattoversion bespricht Beckmann noch die toskanische, die jüngere elsässische, die jüngere polnische, die jüngere schwedische Version und führt auch die späterhin im deutschen Sprachgebiet aufgezeichneten Fassungen auf, sowie die etwas seitab stehenden sieben-

bürgischen, bei denen es sich wohl um Zigeuner-Überlieferungen handelt. Beckman hat sich große Mühe mit einer sachgemäßen Interpretation gemacht, jeder Abschnitt endet mit einem eigenen Kommentar, der die weitverstreute Literatur zu verarbeiten sucht. Es geht ihm schließlich um den Nachweis, daß sich die Sage aus einer „klerikalen Tendenznovelle“ entwickelt habe, wie dies im Hochmittelalter nicht selten der Fall gewesen sein mag. Im ganzen eine sehr bemerkenswerte Monographie.

Leopold Schmidt

Marcus Seeberger, Menschen und Masken im Lötschental.
Photos von Oswald Ruppen. Brig 1974, Rotten Verlag. Groß-Quart, 104 Seiten, mit zum Teil farbigen Abbildungen.

Die „Roich-Tschägätä“ (Rauh-Gescheckten) des Lötschentales sind der volkskundlichen Maskenforschung seit 1907, nämlich seit Leopold Rütimeyer, der schweizerische „Urethnograph“ seinen Aufsatz „Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental“ im Globus (91, 1907, S. 201 ff., 213 ff.) veröffentlichte, ein Begriff. Diese übermäßig großen, rohen, bunt bemalten Holzmasken sind nach Rütimeyer, Hedwig und Karl Anneler und nach Karl Meuli schnell berühmt geworden, von historischer, psychoanalytischer und volkskundlicher Seite häufig behandelt, auch in Museumsstücken und Abbildungen wohlbekannt geblieben.

Ein neues Buch darüber muß im Fluß der Kenntnisnahme wie der Forschung stehen. Das ungemein schön gearbeitete Buch, mit den Photos von Oswald Ruppen, die dem Stil der „Magnum“-Photographen entsprechen, ist schon um dieser Gegenwarts-Impressionen wegen dankbar zu begrüßen. Die einst gefürchteten Maskenläufer scheinen freilich recht zahm geworden zu sein, sie bewerfen nicht einmal die Zuschauer mit Ruß, und wenn sie eine „Tochter“ endlich in den Schnee zerren, dann vielleicht doch schon dem Photographen zuliebe. Die gerade diesen „schiachen“ Masken einstmals eigentümliche Wildheit ist offenbar nur mehr Fassade.

Mit diesen Fragen befaßt sich der Text dieses Buches, von dem Förderer des Talmuseums in Kippel Marcus Seeberger stammend, nur sehr spät und verhältnismäßig kurz. Seeberger schreibt im längeren Teil seines Textes über die Urgeschichte und Geschichte des Hochtals, das erst durch den Bau der Bern-Lötschberg-Simplonbahn weiterhin bekannt wurde. Es ist ein ruhiger, inhaltsreicher, im wesentlichen historisch eingestellter Text, der mit den dauernd dazwischen eingeschalteten Maskenbildern nichts zu tun hat. Erst ab S. 85 (bis 101, aber wieder durch Abbildungen unterbrochen) beschäftigt sich Seeberger mit den Masken.

Er referiert ihre Forschungsgeschichte, zeigt auf, was von Schnitzern und Maskenträgern noch bekannt ist, und beschäftigt sich ausführlich mit der „Deutung der Masken“, wie sie nun von den verschiedensten Seiten her schon mehr als ein halbes Jahrhundert versucht wird. Den älteren, teils urgeschichtlichen, teils sagenkundlichen Deutungen, die das Alter dieser Masken möglichst weit hinaufrücken wollten, stehen die neueren Meinungen gegenüber, die sie für nicht viel mehr als hundert Jahre alt halten wollen. Aber Seeberger weist immerhin darauf hin, daß schon 1827 das Maskieren verboten und mit Strafe bedroht worden sei, was jedenfalls auf ein Vorhandensein vor diesem Termin schließen lasse. Wichtig ist, daß Seeberger nicht nur über die Arbeiten von Theo Gantner und von Arnold Niederer referiert, die für ein geringes Alter der Masken plädieren, sondern auch über gegenwärtig laufende Diplom- und Doktorarbeiten in Freiburg in der Schweiz, in Neuenburg und in Lyon, die „mehrheitlich Gantners These von den hundert Jahren des Lötschentaler Maskenlaufens strukturalistisch zu untermauern suchen“ (S. 95). Die in solchen Arbeiten erbrachten Hinweise auf Schnitzer und Maler, die durch

Abbildungen von exotischen Masken in Missionszeitschriften angeregt worden seien, sind zweifellos nicht uninteressant. Für manche andere Maskengruppen werden sie auch zutreffen, für die Löttschentaler vermutlich nicht, da um 1860 dort recht wenig an derartigen Zeitschriften bekanntgewesen sein dürfte. Das heißt, daß Seeberger, ohne sich für eine allzu hoch angesetzte Altertümlichkeit dieser Masken zu entscheiden, die gegenwärtige Mode, die „Roichschäggätän“ nicht mehr als hundert Jahre alt sein zu lassen, doch ablehnt. Da ist offenbar noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Für das schöne und, wie man sieht, auch inhaltsreiche Buch wird man besonders im Alpenbereich sehr dankbar sein. Leopold Schmidt

Hannes Kopp, *Erziehung im Wandel. Kindererziehung in den Jahren um 1890 und 1970 im Spiegel je einer deutschschweizerischen Familienzeitschrift. Aussagenanalyse und Interpretation (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 55) Basel 1974. 344 Seiten (vervielfältigt). Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, bzw. Kommissionsverlag Rudolf Habelt Bonn. sFr. 28,—.*

Die Gegenwartsvolkskunde geht tastend an ihre Probleme, ja zunächst an ihre Materialien heran. Es stimmt, was Hannes Kopp hier einleitend schreibt: „In den Aussagen der Massenkommunikation in Film, Schallplatte, Rundfunk, Fernsehen und in der Presse unseres und des vergangenen Jahrhunderts hat sich eine unermeßliche Fülle Stoffes angesammelt, welche sowohl der volkswissenschaftlichen Gegenwartsforschung dienen, als auch die Brücke zur Vergangenheit schlagen kann“ (S. 20 f.). Kopp versucht dies für sein Thema durch die Analyse der Beiträge in den Zeitschriften „Schweizerisches Familien-Wochenblatt“ (um 1890) und „Annabelle“ (um 1970) zu tun. Ein fleißige Arbeit, die aus den an sich meist sehr unbedeutenden Beiträgen dieser Zeitschriften die jeweiligen sachlichen Mitteilungen herauszuholen unternimmt. Freilich zeigt sich bald, daß man auf diese Weise nicht zu eigentlich volkswissenschaftlichen Ergebnissen kommt. Was die jeweiligen Redakteure über Fingerlutschen und Nägelbeißen schreiben, ist letztenendes für uns unwichtig. Und wenn sie mehr oder minder alltägliche Ratschläge über das Schenken zum Geburtstag oder zu Weihnachten geben, dann berührt das als recht unbedeutend, weil nicht in das tatsächliche Verhalten, wie es sich ja längst hat feststellen lassen, eingepaßt. Wenn wir die Zeitungen exzerpieren, interessiert uns nicht die Meinung der geschäftsmäßig abgehetzten Redakteure, sondern nur die nüchterne Sachmitteilung. Selbst die Werbeanzeigen für Geschenke zum Muttertag sind noch interessanter als das Geschwätz der jeweiligen Spaltenbetreuer darüber.

Im ganzen also wohl ein Versuch, von der Seite der Massenmedien, in diesem Fall zweier vielgelesener Zeitschriften, in ein Thema der Gegenwartsvolkskunde einzusteigen, aber ohne Kraft der Überzeugung, daß dies in dieser Form möglich oder gar notwendig sei. Leopold Schmidt

Edbin Bojc, *Pregovori in reki na Slovenskem. (Sprichwörter und Redensarten im Slowenischen). Ljubljana, Državna založba Slovenije (Staatsverlag Slowenien) 1974. Geb. 407 Seiten.*

Fast gleichzeitig mit dem großen, zweibändigen Werk „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“ von Lutz Röhrich (Freiburg i. B., 1973; Redaktion Gertraud Meinel, den wichtigen Nachträgen hinzu von Leopold Schmidt (ÖZV XXVIII/1974, S. 81—130) und einer „Sammlung türkischer Redensarten“ von Bedrye Atsiz und Hans-Joachim Kibling, Wiesbaden 1974 (vgl. ÖZV XXIX/1975, S. 72 f.) erschien auch diese neue Sammlung von Sprichwörtern und Redensarten der Slowenen, die über ebenfalls jüngst herausgekomm-

mene Auswahl Sammlungen mehr volkstümlichen Charakters von Stank Prek¹⁾ und Marija Makarovič²⁾ hinaus auch wissenschaftliche Geltung beanspruchen kann. E. Bojc schließt immerhin eine auffallend rege Sammel-tätigkeit dieser Kleinformen der sogenannten „Volksdichtung“ bei unseren slowenischen Nachbarn ab, die vor mehr als hundertdreißig Jahren mit Anton Krempe³⁾ (Zeitung „Novice“ 1846, 1847/48), ferner mit dem Gailtaler Slo-wenen Matija Majar (1848), für die Kärntner Slowenen auch mit V. Kur-nik (1852, 1854, 1855) und mit J. Bilc 1857 begonnen hatte. E. Bojc bietet S. 17—21 eine willkommene, auch entfernt und sehr verstreut Erschienenes über Sprichwort und Redensart der Slowenen erfassende Bibliographie. Dabei sind aber auch noch früher schon angelegte, allerdings nur handschriftlich erhal-tene Sammlungen berücksichtigt wie die „Krainischen Sprichwörter“ (Kranjski pregovori; Adagia carniolica) von J. Mihelič (1780) oder jene Sammlung von 460 Sprichwörtern, die M. Pleteršnik in zwei Handschriftbänden für das volkskundlich reichhaltige „Slowenisch-deutsche Wörterbuch“ gesammelt hatte, das dann von Fürstbischof Anton Alois Wolf gefördert 1894/95 erschei-nen konnte⁴⁾. Natürlich hat E. Bojc auch die in den viel früheren Wörter-büchern und in den slowenischen Predigt- wie Erbauungsbüchern der Reforma-tionszeit vom mittleren 16. Jahrhundert an enthaltenen beachtet. Demgemäß vermag er in seiner Einleitung (S. 7—16) eine Art Forschungsgeschichte zu geben; damit auch einen Versuch zur Psychologie der Gattung und einer kritischen Begründung des Wandels innerhalb des Sprichwort- und Redensarten-schatzes sowie der verschiedenen Anordnungsmöglichkeiten, ehe er die eigene Sammlung in XX Untergruppen nach Zeit und Mensch, Arbeit, Ruhe, Unter-haltung, Gesellschaft und Familie, Natur, Gegensätzlichkeiten, Recht, Wetter usw. aufgliedert. Ein recht gutes Sachregister erschließt S. 357—404 diese will-kommene Neu-Sammlung.

Leopold Kretzenbacher

Maja Bošković-Stulli (Hrsg.) Kroatische Volksmärchen. Übersetzt von Wolfgang Eschker und Vladimir Milak. Reihe: Die Märchen der Weltliteratur. Düsseldorf—Köln, Eugen Diederichs Verlag 1975. Geb. 318 Seiten.

Die verdienstvolle Reihe „Märchen der Weltliteratur“, begründet von Friedrich von der Leyen, herausgegeben von Kurt Schier und Felix Karlinger, hat im letzten Jahrzehnt mindestens in dreifacher Hinsicht gewonnen. Einmal dadurch, daß mehr und mehr auch zahlenmäßig kleineren Nationen jeweils ein voller Auswahlband gewidmet ist; dies im vollen Wissen darum, daß es selbstverständlich keine nationseigenen Märchen gibt; daß eth-nische Zuordnungen nur schwer und nur auf Grund von Namen, Sprachlich-Formalem und allenfalls aus besonderen Requisiten und Landschaftsbezügen erfolgen dürfen, ohne daß es absolut strenge Scheidungen gäbe. Zum andern,

1) St. Prek, Ljudska modrost-trden je most (etwa: Volkesweisheit — eine starke Brücke). Maribor (Marburg/Drau) 1972, 140 Seiten.

2) M. Makarovič, Pregovori-življenjske resnice (Sprichwörter-Lebens-wahrheiten). Ljubljana 1975, 208 Seiten.

3) Daß dieser Anton Krempe¹⁾ auch sonst eine Fundgrube für Volks-kundliches zumal im Bereich der historischen Untersteiermark bietet, kann man bequem aus dem Neudruck seines Werkes zu München, Verlag R. Trofenik, 1974) entnehmen: A. Krempl, Dogodivšine štajerske zemlje. Z'posebnim pogledom na Slovence (Geschichte des Landes Steiermark. Mit besonderer Berücksichtigung der Slowenen). V'Gradci (Graz) 1845.

4) A. A. Wolf — M. Pleteršnik, Slovensko-nemški slovar. I, Ljubl-jana 1894; II, 1895.

daß entgegen früherem Gebrauch eben nicht mehr schon gedruckte, wenn oft weit verstreute und schwer zugängliche Sammlungen die Auswahlrunde abgeben, sondern daß in der weitaus größeren Anzahl der Fälle junge, tonbanddokumentierte Aufnahmen aus der Feldforschung herangezogen werden, das Leben oder zumindest das rudimentäre Nachleben des Märchens und verwandter Gattungen aufscheinen zu lassen im Text samt Kommentar und weiterführendem Literaturverzeichnis. Zum dritten, daß diese Reihe nicht nur ängstlich nach kaum je bestehenden „reinen“ Märchen Ausschau hält, sondern daß sie durchaus auch verwandtes Erzählgut, wie es ja auch von den Erzählanlässen her nicht geschieden vorgetragen, tradiert wird, mit aufnimmt. So z. B. jener Sonderband „Legendenmärchen“ (F. Karlinger — B. Mykytiuk, 1967). Nicht anders als auch hier im neuesten Bande aus dem europäischen Südosten, der den „Mazedonischen Märchen“ (W. Eschker, 1972), den bulgarischen (Vaclav Frolec, 1971) wie den rumänischen (F. Karlinger — O. Birlea, 1969), unmittelbar aber den „Albanischen Märchen“ (M. Camaj — U. Schier-Oberndorfer, 1975) folgt, wo jeweils vielerlei Arten „Märchen“, aber eben auch Legendenartiges, Schwankhaftes und dgl. für die Nation der Kroaten zumal aus reichen Feldforschungsschätzen der Herausgeberin Maja Bošković-Stulli enthält. Sie hatte eigenständig schon so viel Theoretisches zur Erzählforschung geboten wie sie Volkserzählungen aller Art aus der westkroatischen Lika, aus dem dalmatinischen Hinterland von Sinj, aus der Hercegovina, aus Istrien und von der Insel Brač usw. in hervorragend kommentierten Ausgaben vorzulegen vermochte.

Die Auswahl für einen Band „Kroatische Märchen“ hat es deswegen besonders schwer, weil das kroatische Volk in oft genug als Bevormundung leidvoll empfundener Sprachgemeinschaft mit dem zahlenmäßig erheblich größeren Serbentum lebt, weil sich nunmehr auch die Mohammedaner Bosniens und der Hercegovina als „Muslimanen“ ebenso wie die orthodoxen, serbisch sprechenden Montenegriner (Crnogorci) als „Nationalitäten“ besonderer Art fühlen und diesen Status im neuen Jugoslawien wie die Makedonen angemeldet und durchgesetzt haben, indes der kroatische Volksboden darüber hinaus so sehr verschiedenartig geographisch, sozial, geschichtlich geprägte Siedelräume umfaßt, die man mit Milovan Gavazzi (Die Kulturzonen Südosteuropas. Südosteuropajahrbuch II, München 1958, S. 11—31) als dem mediterranen, dem pannonischen, dem dinarischen und zum Teil (in der nie streng abgegrenzten, durch das Kajkavische dialektgleichen Nachbarschaft der Slowenen in der historischen Untersteiermark) dem alpinen Bereich zuordnen muß.

Dennoch ist aus der Fülle des im „Institut za narodnu umjetnost“ (Volkskunst-Inst.) zu Zagreb/Agram Geborgenen, dort wissenschaftlich Dokumentierten und Analysierten ein in sich wohl ausgewogener Band geworden. Man begegnet Ähnlichem in früheren Sammlungen. So das Märchen vom „Mädchen ohne Hände“ (AT 706) oder jenes von den „Hundsköpfen“ (Nr. 9; vgl. dazu L. Kretzenbacher, Kynocephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung. München 1968 = Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients, Bd. V). Ähnliches gilt für Nr. 44: „Zar Trojan hat Ziegenohren, eine Schweineschnauze und einen Hundeschwanz“ (AT 782), das heißt für einen Typus, dem Frau Bošković-Stulli eine weitausgreifende typologische Studie gewidmet hatte (Narodna predaja o vladarevoj tajni = Die Volksüberlieferung vom Geheimnis des Königs; „König Midas hat Eselohren“, Zagreb 1967).

Das Nachwort (S. 272—299; dazu der Kommentar-Anhang S. 300—317 mit reichen Nachweisen zu jeder Einzelnummer) bringt alles Wissenswerte über die sprachliche wie die historische Stellung des Kroatentums im Ring der übrigen südslawischen Völker und seiner anderen Nachbarn; dazu ausreichend die

Gegenwartssituation der Erzähltradition, der Erzähler wie der Anlässe und auch der historischen Schichten seit der vorwiegend religiös intendierten, gedruckten Parabel- und Exempelliteratur in glagolitischen (= altkroatisch geschriebenen und gedruckten) Erbauungsbüchern und Predigtsammlungen, die vom mittleren 15. Jahrhundert an Märchenhaftes, Legendenartiges und Schwanknahes enthalten, indes die eigentliche „Märchensammlung“ auch bei den Kroaten im 19. Jahrhundert nach den Brüdern Grimm und dem (Kroatisches ohne klare Scheidung mit aufnehmenden) serbischen Gelehrten Vuk Stefanović Karadžić aufkam. Wenn auch auf die zur Zeit der Zugehörigkeit Kroatiens zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie vielen in deutscher Sprache erschienenen Sammlungen kroatischer Märchen hingewiesen wird, unter anderem auf Milena Preindlsberger-Mrazović, *Bosnische Volksmärchen*. Innsbruck 1905, so wäre vielleicht ein kritischer, zum Teil warnender Blick auf Ivana Berlitsch (recte I. Brlić-Mažuranić, geb. 1874 in Ogulin) „Aus Urväterzeiten. Märchen aus kroatischer Urzeit“, Salzburg o.J. (um 1935) angebracht gewesen, da dieses (auch in andere Sprachen übersetzte) Buch vielen des Kroatischen nicht Kundigen den ersten Einstieg ermöglicht, aber auch frühe Fehlweisungen verursacht hatte. Solche sind im vorliegenden neuesten Bande ausgeschlossen. Zum Quellenhinweis S. 289 auf Weichard Freiherr von Valvasor, *Die Ehre des Herzogtums Krain, Laibach-Nürnberg 1689*: man kann es heute besser als nach der 2. Ausgabe zu Rudolfswerth 1877—79 zitieren nach dem von Branko Reisp eingeleiteten Neudruck in vier Foliobänden zu München, Verlag R. Trofenik, 1971—1973. — Die „Kroatischen Märchen“ sind sorgfältig ausgewählt, wissenschaftlich reich kommentiert, ansprechend in jeder Hinsicht, auch in ihrer sprachlichen Gestaltung.

Leopold Kretzenbacher

Aino Ränk, *Ethnology 1945—1975* (= Folia Bibliographica. A Bibliography of Works Published by Estonian Scholars in Exile, 5) Stockholm 1975, Institutum Litterarum Estonicum (S-103 84 Box 7238). Vervielfältigt, 58 Seiten.

Neben der großen Internationalen Volkskundlichen Bibliographie erscheinen zur Zeit nicht wenige nationale Volkskunde-Bibliographien. Sie erfüllen verschiedene Aufgaben und verbessern zweifellos unsere Kenntnisse der Fachliteratur.

Es gibt Sonderfälle: Das Ende des zweiten Weltkrieges hat Wanderungen von Gelehrten mit sich gebracht, die sich mit der so stark in den Vordergrund gerückten „Exilliteratur“ während jenes Krieges durchaus messen können. Ein besonders markanter Fall war das Ausweichen von Gelehrten aus den baltischen Ostseestaaten nach Schweden. Unter ihnen waren nicht wenige bedeutende Vertreter der Volkskunde, die infolge der großen und tätigen Kollegialität der schwedischen Fachleute auf ihrem Sachgebiet weiterarbeiten konnten. Was sie in den vergangenen dreißig Jahren veröffentlicht haben, weist jetzt die vorliegende Bibliographie aus. Sie ist überaus reichhaltig, und die Veröffentlichungen in Zeitungen sind dabei gar nicht aufgenommen.

Die Veröffentlichungen sind alphabetisch nach den Autoren angeordnet, und wir wissen, daß sich so mancher davon, etwa Erik Laid oder Oskar Loorits, nicht mehr unter den Lebenden befindet. Der bedeutendste Publizist ist wohl Gustav Ränk, von dem hier nicht weniger als einhundertvierzig Arbeiten ausgewiesen sind. Aber auch Felix Oinas und Ivar Paulson, Ilmar Talve nicht minder, sind mit langen Werklisten vertreten. Es ist sehr erfreulich, daß nunmehr diese Bibliographie vorliegt und ein stilles, aber dennoch eindrucksvolles Zeugnis dafür ablegt, was diese Forscher unter ihren schwierigen Lebensbedingungen leisten konnten.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1
Wien 1975

zu Schneeweis, St. Didacus

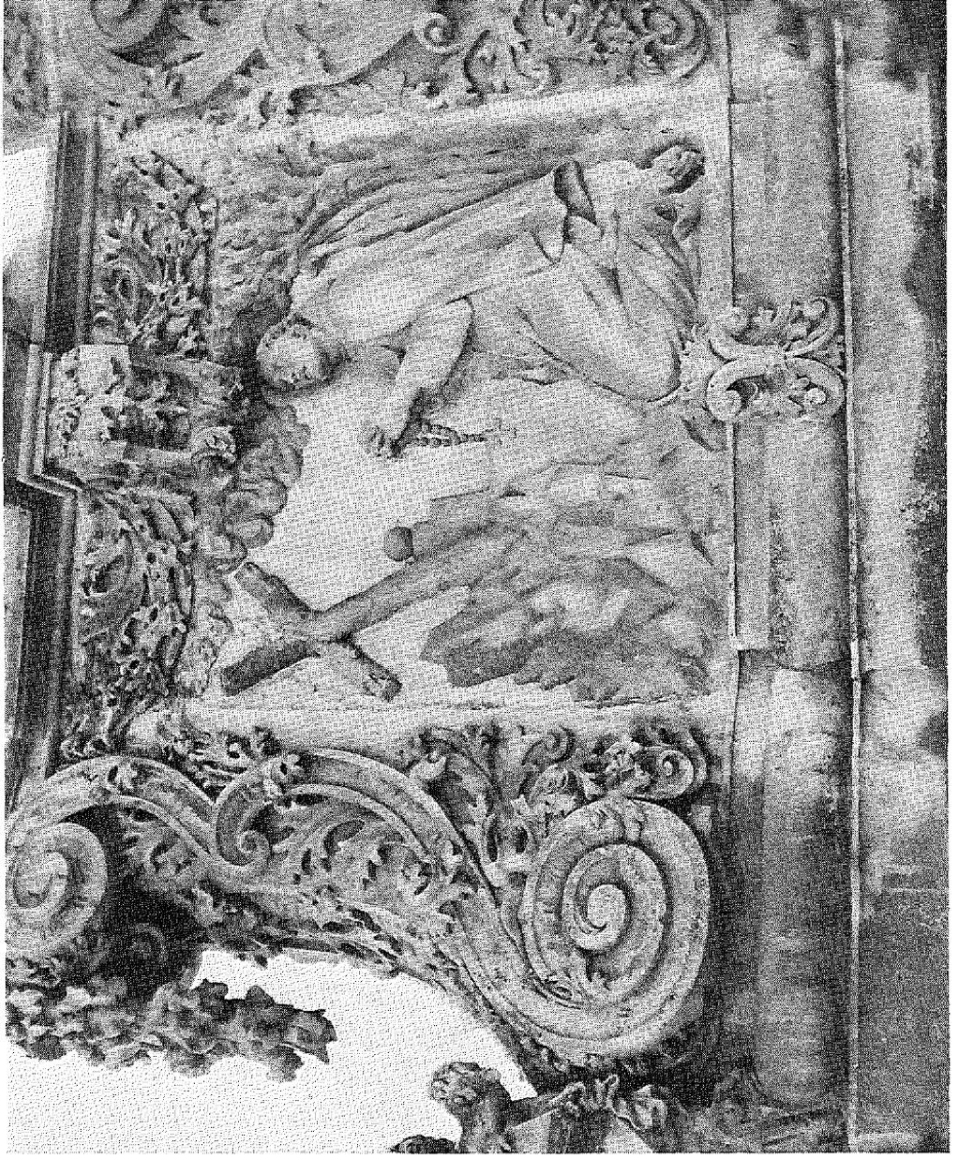


Abb. 1. St. Didacus. Relief auf der Pestsäule von Langenlois
(Niederösterreich) 1713

Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde

Von Leopold Schmid

Vor mehr als vierzig Jahren, nämlich im Jahr 1933, veröffentlichte Arthur Haberlandt „Eine Betrachtung ländlichen Wohnens und Siedelns“ in der damaligen Architektenzeitschrift „Profil“ unter dem Obertitel „Das verlorene Paradies“¹⁾. Es war eine knappe, mit vorzüglichen Zeichnungen ausgestattete Übersicht über die Formen des bäuerlichen Hauses in Österreich, wie sie Haberlandt in Jahren eigener Forschung erstellt hatte, immer im Bewußtsein, etwa vier Jahrzehnte der österreichischen Bauernhausforschung unmittelbar miterlebt zu haben²⁾. Es war eine sachliche Forschung gewesen, an der man noch im nachhinein oft das Glücksgefühl nachempfinden kann, ein wahres Neuland der Forschung entdeckt zu haben.

Der Großteil der beteiligten Forscher hatte sich die Hauslandschaften Österreichs und seines Umlandes erwandert, mitunter die Umgebung der jeweiligen Sommerfrischenorte genauer erkundet. Die wenigsten dieser Forscher hatten jemals in einem solchen Haus gewohnt. Zudem handelte es sich durchwegs um Männer, die wohl für die Konstruktion der Häuser viel Verständnis aufbrachten, kaum aber für deren Nutzung, wie sie etwa die Frauen besitzen mußten, welche in diesen Häusern wohnten, kochten, die Kinder großziehen mußten, immer mit einem Blick zum Vieh hinüber und einem zweiten womöglich auf die Felder, die Wiesen hinaus, wo der Mann und die Buben arbeiteten. In manchen Gegenden, beispielsweise im mittleren Oberösterreich, aber auch in den Flachgauhöfen von Salzburg, mag dies zwar schwer, aber doch zu bewältigen gewesen sein. In anderen Gegenden hätte man sich wohl gewundert, daß man dieses Wohnen in solchen Häusern als „Paradies“ bezeichnete. Die Leute in den Streck-

Vortrag, gehalten am 26. September 1975, bei der 15. Tagung der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde von Niederösterreich in Mistelbach.

¹⁾ Arthur Haberlandt, Das verlorene Paradies. Eine Betrachtung ländlichen Wohnens und Siedelns (Profil, Bd. I, Wien 1933, Nr. 1, S. 3—8).

²⁾ Arthur Haberlandt, 60 Jahre vergleichende Bauernhausforschung im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, Bd. LXXXII, 1952, S. 22—32).

höfen des Burgenlandes etwa, die zu mehreren Familien nebeneinander in diesen engen Lehmziegelschluchten hausen mußten, haben das keineswegs für einen Idealzustand gehalten. Die Bäuerinnen in Steiermark und Kärnten, die an den Kochöfen ihrer Rauchstuben standen, in denen man nur beim Sitzen einander erkannte, weil beim Stehen der Kopf schon in Rauch gehüllt war, sie ertrugen das zwar offensichtlich sehr geduldig, aber für paradiesisch werden sie es kaum gehalten haben. Oder die Bauern im Kärntner Nockgebiet, in Kaning etwa, die im Sommer in ihren Blockbauten nicht schlafen konnten, weil sie von den in den Blockritzen hausenden Wanzen zerbissen wurden, so daß sie es vorzogen, den Sommer über auf den Heuhaufen auf der Wiese zu schlafen, sie werden ihr Paradies vermutlich zumindest im Sommer nicht in diesen Häusern gesucht haben. Aber als echte Kärntner halfen sie sich mit einem schönen Lied, und sangen in der warmen Nacht draußen: „Aufn Strahaufen lieg i's gern / Schau schen auffi aufn Morgenstern —“³⁾. Wir wissen das aus den vorzüglichen Erinnerungen des Kleinbauern Michael Unterlercher aus Kaning sehr genau⁴⁾. Das Lied freilich hat dann erst Karl Liebleitner aufgezeichnet.

Was im Titel von Arthur Haberlandts Essay anklingt, das geht auf die Frühzeit der Bauernhausforschung zurück. Wahrscheinlich ganz besonders auf den Ältervater der ganzen Disziplin, den westfälischen Juristen Justus Möser, der in seinen „Patriotischen Phantasien“ von 1768 zuerst auf die Werte der heimischen Bauernhäuser zu sprechen gekommen ist⁵⁾. Nun ist das mächtige niederdeutsche Haus, in dem man vom Herd aus die ganze Wirtschaft übersehen konnte, sicherlich ein beachtliches sinnvolles Wohngefüge gewesen. Aber Justus Möser wußte davon eigentlich kaum sehr viel, seine Äußerungen galten als Widerspruch zur städtischen Aufklärung, zur landfremden Mode, und wurden von seinen Zeitgenossen Herder und Goethe auch so verstanden. Aber sie haben die spätere Reisendenliteratur doch angeregt, die Wohngewohnheiten zu vergleichen, man kann das in der Geschichte der Bauernhausforschung ganz gut beobachten. Diese im Empire und im Biedermeier reisenden Naturforscher und ähnlichen Literaten konnten freilich noch keine moderne Hausforschung leisten, die gab es vor

³⁾ Karl Liebleitner, Wulfenia-Blüten. Einige fünfzig Lieder und Jodler aus Kärnten (= Österreichisches Volkslied-Unternehmen, Kleine Quellenausgabe Bd. 6). Wien und Leipzig 1932, S. 6, Nr. 1.

⁴⁾ Michael Unterlercher, In der Einsicht. Das Leben eines Kärntner Bergbauernbuben. Erinnerungen eines Siebzigjährigen. St. Ruprecht bei Villach, 1932.

⁵⁾ Justus Möser, Ausgewählte Patriotische Phantasien. Neuausgabe, Leipzig o. J. (1910).

Justus Möser, Briefe. Hrsg. von Ernst Beins und Werner Pleister (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen, Bd. XXI). Hannover 1939.

der naturwissenschaftlichen Epoche nicht. Auch Wilhelm Heinrich Riehl, der Vollender dieser Biedermeier-Reise-Literatur und Initiator einer neuen sozialwissenschaftlichen Betrachtung des Volkslebens hat mit der Hausforschung im neueren Sinn kaum etwas zu tun⁶⁾. Er war eigentlich in den Fachwerkhäusern am Rhein und in der Pfalz zu Hause, und sah von dort aus das „Leben im ganzen Haus“, mit patriarchalischer Führung und einem Zusammenleben mit dem Gesinde, wie es für seine Zeit, die Frühzeit der Industrie, die Leser eigentlich schon überlebt anmuten mußte. Daß er auf seinen Wanderungen durch alle deutschen Landschaften die bäuerlichen Behausungen kennenlernte und gelegentlich auch beschrieb, hat mit der neueren Hausforschung nichts zu tun⁷⁾.

Sie erwuchs erst drei Jahrzehnte später, aus den Einflüssen von klassischer Altertumskunde und von Ethnographie heraus, und im unmittelbaren Zusammenhang mit der Verdichtung des Eisenbahnnetzes. Erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ermöglichte der Schienenverkehr großflächigere Übersichten der Hauslandschaften, die nun nahezu gleichzeitig an den verschiedensten Stellen entdeckt wurden. Ihre zeichnerische Aufnahme durch Ingenieure und Architekten und die bald darauf folgende Auswertung dieser Typenbezeichnungen in Form von Karten stellt eine eigene Großleistung dar, von der das Fach Volkskunde in allen anderen Teildisziplinen gezehrt hat. Wenn heute ein soziologisch eingestellter Studiosus in einer Fachzeitschrift herausfordernd schreiben kann „Ich verstehe nichts von Bauernhausforschung“⁸⁾, und die Schriftleitung ihm so etwas durchgehen läßt, dann zeigt sich dort, wieweit manche Forschungsrichtungen von dieser einst so wichtigen Bahn, diesem wirklich neuen Ansatz abgekommen sind.

Die Bauernhausforschung vom Ende des 19. Jahrhunderts folgte also nicht den real-idealistischen Ansätzen von Wilhelm Heinrich Riehl, sie gestaltete sich etwa ab 1870 als eine Erforschung von Haustypen, die zunächst als landschaftlich gesehen wurden. Aber schon 1882 sollten sie von Rudolf Henning als stammheitlich bedingt angesprochen werden, was bedeutende forschungsgeschichtliche Folgerungen zeitigte⁹⁾. Kein Zweifel, daß dort, wo man Riehl folgen konnte,

⁶⁾ Viktor von Geramb, Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Wirken (1823—1897). Salzburg 1954 ff.

⁷⁾ Wilhelm Heinrich Riehl, Land und Leute. 2. Aufl. Stuttgart 1861, S. 273 f.

⁸⁾ Dieter Kramer, Vom Nutzen und Nachteil der Volkskunde. I. Wem nützt Volkskunde? (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 66, Stuttgart 1970, S. 1 ff.).

⁹⁾ Rudolf Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, Bd. XLVII), Straßburg 1882.

nämlich in der horizontalen Dreigliederung Deutschlands¹⁰⁾, diese stammheitliche Zuweisung in den Altstammlandschaften eine gewisse Berechtigung besaß. Man konnte für Niederdeutschland das Hallenhaus mit den Fachwerkwänden geltend machen, oder für die hochalemannischen Landschaften das Hochstudhaus mit seinem mächtigen Dach, oder schließlich in Altbayern das Pfettendachhaus mit den Blockwänden und der geringen Dachneigung seiner Schindelbedeckung. Die Zuweisungen konnten in den Altstammesgebieten noch weit mehr ins einzelne gehen. Sobald man in die Neustammgebiete schritt, wie sie später Josef Nadler genannt hat¹¹⁾, wurden solche Zuweisungen freilich fraglich. Wenn Anton Dachler, der hochverdiente österreichische Hausforscher, der auch die erste Hausformenkarte Österreichs erstellte, für Niederösterreich eine fränkisch-mitteldeutsche Zuweisung versuchte, so war und blieb dies umstritten¹²⁾. Manchmal hat man sogar den in dieser Konstruktion enthaltenen guten Kern nicht mehr beachtet, um den Arthur Haberlandt eigentlich zeit seines Lebens noch ringen sollte¹³⁾.

Aber man sah ja die Probleme, und verstand, daß die stammheitliche Zuweisung nur wenige davon lösen konnte¹⁴⁾. Man sah die Probleme etwa des verschiedenen Alters der für das Haus so maßgebenden Dachkonstruktionen. Man sah den Holzblockbau, der manchenorts nichts als ebendieses war, manchenorts aber vielleicht ein einfacherer Nachfolger oder Ersatz des Mauerbaues. Man sah die Problematik der Dachkonstruktionen, bei der besonders das Sparrendach auffallen mußte, das durch die Zimmerleute einen wahren Siegeszug quer durch Europa angetreten hatte. Ob es in der Frühzeit eine Konstruktion des Nordseeraumes gewesen war, ob man den Anfang seiner weiteren Verbreitung als eine Innovation in karolingischer Zeit ansprechen durfte, das ließ sich von der Stammheitlichkeit her nicht mehr entscheiden. Ähnlich stand es mit den Feuerstätten, von denen vor allem Rudolf Meringer klargemacht hatte, daß sich die Haustypen durch sie deutlicher von einander abheben ließen als durch sonst eine andere

¹⁰⁾ Wilhelm Heinrich Riehl, *Kulturstudien aus drei Jahrhunderten*. 5. Aufl., Stuttgart 1896.

¹¹⁾ Josef Nadler, *Das stammhafte Gefüge des Deutschen Volkes*. München 1934, S. 110 ff.

¹²⁾ Anton Dachler, *Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung*. Wien 1897.

¹³⁾ Arthur Haberlandt, *Zur Frage der Herkunft und Geltung der Benennung „fränkisches Haus“, „fränkisches Gehöft“* (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XLVII, 1942, S. 44—50).

¹⁴⁾ Bruno Schier, *Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa* (= Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Bd. XXI). Reichenberg 1932.

Einrichtung¹⁵). Man war den Ofen im Wohnraum gewöhnt, und fand nunmehr auf den Hausforscherwanderungen, daß man in den Ostalpen einen Hauptraum hatte, der mit einer Kombination von Herd und Ofen beheizt wurde, so daß der Wohnraum eben auch eine Küche war, oder eigentlich auch keine, sondern eine Stube, eine Rauchstube, wie man sich zu sagen gewöhnte¹⁶). Schon wenn man von den Alpen aber nur wenig nach dem Süden weiterwanderte, kam man bereits ins Gebiet der ofenlosen Behausungen, es tat sich in Friaul, in Istrien die Welt der ofenlosen Kaminhäuser auf¹⁷), der man sonst erst wieder weit im Westen, in Frankreich, in den Niederlanden, in England, begegnen sollte, wenn man über das zunächst besonders durchwanderte Alt-österreich hinausschauen wollte.

Welch eine Fülle von großen, offenbar auch alten Kulturelementen, mit der man sich von den verschiedensten Gesichtspunkten her auseinandersetzen konnte. Manche dieser Elemente verlockten zur intensiven Beschäftigung, so daß etwa nach Meringer unter seinem großen Schüler Viktor von Geramb eine ganze Schule der Rauchstubenforschung entstehen konnte¹⁸). Und während diese und so manche andere Hausforscherschule die kaum schon vollständig erkannten und erfaßten Gebiete bearbeiteten, zog das Leben, dieses sich rasch wandelnde Leben im 20. Jahrhundert die Realität, dieses ganze altertümliche Haus- und Wohnwesen der Forschung einfach unter den Füßen weg. Hatte es zu Anfang dieses Jahrhunderts immerhin noch viele intakte Rauchstuben in Holzblockhäusern in Steiermark und Kärnten gegeben, so gibt es heute vermutlich kein einziges mehr, außerhalb der Freilichtmuseen¹⁹). Manche Holzblockhäuser stehen selbstverständlich noch, aber niemand mutet den Frauen mehr zu, an den Rauchstubenöfen zu kochen. Und selbst mit den Blockhäusern geht es rasch zu Ende. Wenn ringsum neue Häuser, zunächst aus Ziegeln, dann schon aus Betonplatten gebaut werden, dann verträgt es kaum ein

¹⁵) Rudolf Meringer, Beiträge zur Geschichte der Öfen (Wörter und Sachen, Bd. III). Heidelberg 1912, S. 137 ff.

Rudolf Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat (= Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 116). Leipzig 1906, S. 33 ff.

¹⁶) Viktor von Geramb, Die Kulturgeschichte der Rauchstube. Ein Beitrag zur Hausforschung (Wörter und Sachen, Bd. IX, Heidelberg 1924).

¹⁷) Gustav Bancalari, Forschungen und Studien über das Haus. I. Rauchhaus, Herd, Ofen, Rauchfang, Kamin (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXVI, 1896, S. 93—128).

Gustav Bancalari, Das ländliche Wohnhaus in den Südalpen. Eine volkstümliche Studie (Globus, Bd. LXV, 1894, Nr. 9).

¹⁸) Hanns Koren, Viktor von Geramb. Ein Lebensbild (= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 5). Graz 1974.

¹⁹) Viktor Herbert Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz, Bd. 4), 2. Aufl. Stübing 1972.

Bauer, noch in einem Blockhaus zu wohnen. Als ich vor einigen Jahren an der Dreiländerecke zwischen Niederösterreich, Burgenland und Steiermark wanderte, fand ich in einem der für diese Mittelgebirgslandschaft bezeichnenden Kleinweiler unter den gemauerten Höfen einen einzigen, der noch voll im Blockbau erstellt war. Ich betrachtete ihn dementsprechend, nahm ihn rasch auf, konnte aber der Ansprache des Bauern doch nicht entgehen, der mir zunächst nur zusah, und dann meinte: „Dös muaß weg“. Auf meine Frage, warum das eigentlich sein müsse, sagte er trocken: „Dös paßt nimmer ins Dorf“. Keine Frage, es waren und sind also die Leute selbst, die zwar schon seit 1848 persönlich und wirtschaftlich „frei“ sind, aber erst seit 1918 verstanden haben, daß sie dadurch auch über sich und ihr Eigen verfügen können, und erst seit 1945, meist erst noch ein paar Jahre später, dies auch tun, und zwar in dem Sinn, daß sie eine rasche Anpassung „ans Dorf“, also an das Allgemeingültige, vielleicht ihnen als vorbildlich Erscheinende durchführen wollen. Es geht da unter anderem um eine gewisse „Gleichheit“, über die ich vor einiger Zeit für das Gebiet der Tracht zu sprechen hatte²⁰). Man weiß, woher der Begriff kommt, aber keiner derjenigen, der sich nach einer solchen Gleichheit sehnt, versteht, was damit verbunden ist. Für meinen Gesprächspartner von damals an der Dreiländerecke lag das Paradies offensichtlich erst in der Zukunft, dieses Paradies einer Gleichheit im Dorfe.

Solche Erscheinungen haben es gewiß nicht nur mit den jeweils modernen Ideen zu tun. Sie stammen zu einem beträchtlichen Teil aus dem Bereich der Wirtschaft, auch der Landwirtschaft, und aus den in dieser schubweise vor sich gehenden Veränderungen. Das ist nicht neu, schon 1932 hat Ernst Hamza konkret darauf hingewiesen, daß die Umbauten der Höfe in der Buckligen Welt im südöstlichsten Niederösterreich mit der Umstellung der Wirtschaft verbunden seien, daß sich alte Streckhöfe durch wirtschaftliche Zubauten zu Dreiseithöfen verwandelten und ähnliches mehr²¹). Arthur Haberlandt hat damals ungewöhnlich scharf darauf reagiert und deutlich zu machen versucht, daß wirtschaftliche Beweggründe sekundär seien, daß die Gestaltung der Höfe nach innerlich vorgegebenen Typen erfolgten, die gewissermaßen Wunschziele darstellten²²). Die seit der Frühzeit der Bauernhausforschung vorhandene Neigung zur Hausbetrachtung nach Typen

²⁰) Leopold Schmidt, Trachtenforschung und Gegenwartsvolkkunde (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde, Nr. 3). Wien 1975.

²¹) Ernst Hamza, Das Entstehen von Streckhöfen und ihre Weiterentwicklung bis zu Dreiseithöfen im niederösterreichischen Wechselgebiet im Lauf der verflossenen 100 Jahre (Unsere Heimat, Bd. VI, Wien 1933, S. 159 ff.).

²²) Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs (Bd. I). Wien 1953, S. 18 ff. u. ö. (m. Lit.).

hat sich damals bei Haberlandt noch einmal ganz stark geltend gemacht.

Nun haben sich die Anschauungen mit der Zeit doch gewandelt, die Ausrichtung nach Typen ist in den Geisteswissenschaften mehrfach angezweifelt worden. Karl Anton Nowotny etwa hat 1960 in einer fulminanten Erklärung darauf hingewiesen, daß der Typengedanke aus der Naturwissenschaft stamme, und daß dementsprechend Typenreihungen für die Gebiete der Ethnologie und damit auch der Volkskunde nicht maßgebend sein könnten²³⁾. Man wird dennoch befinden, daß man im Bereich des Bauernhauses mit Typen arbeiten kann, sie konnten sich, wenn einmal ein gewisser Ausgleich der Formen erreicht war, lang erhalten. Es bleibt aber fraglich, wann landschaftlich jeweils solche Typen entstanden sein mögen, und welche Bedeutung sie tatsächlich hatten. In vielen Fällen besaßen sie offenbar Vorbildcharakter, das heißt, es galt für ihre Geltungszeit eigentlich das gleiche Moment des Strebens nach Angleichung wie heute. Eine andere Frage ist die, inwieweit viele Haustypen durch Lenkung von zuständigen Obrigkeiten entstanden oder doch gefördert worden sein mögen. An der Tatsache von resoluten Lenkungseingriffen an sich ist nicht zu zweifeln. Was man so Zeitgeist, Zeitstil im ländlichen Bauen nennt, das ist sehr wohl durch solche lenkende Eingriffe bewirkt worden. Die grundrißmäßig schwierigen mittelalterlichen Hausformen etwa sind in der frühen Neuzeit von sehr regelmäßigen abgelöst worden, in denen man mitunter geradezu den Zeitgeist des mathematischen Zeitalters, der Epoche eines Descartes, zu spüren meint²⁴⁾.

Man darf nur alle derartigen Erkenntnisse nicht überbetonen und überinterpretieren. Wenn man heute die Diskussion von Hamza und Haberlandt überdenkt, wird man finden, daß sie doch in zu engen Bahnen verlaufen ist. Einfache Ansichten vom Einfluß der Wirtschaft auf den Hausbau haben in ihrer Art immer recht gehabt. Es kam und kommt sehr darauf an, von welcher Wirtschaft man dabei spricht. Wenn es um Viehwirtschaft geht, dann wird man sich an die Feststellung eines rumänischen Bauern in Siebenbürgen erinnern dürfen, der dort im Burzenland meinte, als damals die meisten Dörfer ihre alte deutsche Mehrheit an die Rumänen verloren: „Der Deutsche baut zuerst ein Haus, dann den Stall. Der Rumäne aber baut zuerst den Stall und dann sein Haus“²⁵⁾. Das ist gewiß volkstümliche Spruch-

²³⁾ Karl Anton Nowotny, Die logischen Grundlagen völkerkundlicher Theorien (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XCI, 1961, S. 47—63).

²⁴⁾ Leopold Schmidt, Volkskunst in Österreich. Wien 1966, S. 66 ff.

²⁵⁾ Max Barthel, Kein Bedarf an Weltgeschichte. Geschichte eines Lebens. Wiesbaden 1950. S. 279.

weisheit, hat aber doch einen sachlichen Kern, und vom Bau der Stallungen aus sieht die ganze Typenentfaltung eines Hofes anders aus, als vom Wohnhaus, das einem sozialen Leitbild entsprechen kann.

Näher an die Gegenwart heran führt der Gedanke, daß es sich bei Erscheinungen wie jenen, die Ernst Hamza damals betonte, immer noch um solche handelte, deren Wandel rein durch landwirtschaftliche Bedürfnisse bedingt war. Die freilich erst später stärker bemerkten Wandlerscheinungen durch Sommerfrische, Vermietung, Zweitwohnung von Städtern, von Landfremden sind erst dreißig Jahre später zu Bewußtsein gekommen. Dann freilich hat sie beispielsweise die schweizerische Hausforschung mit Max Gschwend ins Kalkül zu ziehen begonnen²⁶⁾. Zu dem von Gschwend stark herausgestellten Baumaterialwandel wäre nunmehr der Funktionswandel stärker zu berücksichtigen.

Solche Wandlungserscheinungen hat es bei den großen geschichtlichen Einschnitten immer gegeben. Der Wandel vom mittelalterlichen Haus zum Haus der frühen Neuzeit muß nochmals betont werden. Hier ist vor allem an den Wandel der Heizung zu erinnern, einer Einrichtung, die immer schon weitgehend gesellschaftlich bedingt war. Die Kamine der mittelalterlichen Burgen entsprachen einer internationalen Einstellung, und bei weitem weniger der Notwendigkeit, die Räume in den langen Wintern zu erwärmen. Man muß an diesen Kaminen beträchtlich gefroren haben, aber sie waren einfach repräsentativ, kein Bürger und kein Bauer hatte sie oder konnte sie auch nur haben²⁷⁾. Der Vorstoß zur Ofenheizung nach 1300 ist eine kulturgeschichtliche Tatsache, die man weit stärker bewerten müßte als es für gewöhnlich geschieht. Oskar Moser hat vor kurzem für Villach gezeigt, daß man aus den Angaben zu einem wichtigen mittelalterlichen Stadthaus wohl von vielen Kammern und Kemenaten erfährt, aber nichts von einer Küche²⁸⁾. Es bleibt nach diesen Angaben sogar unklar, wo sie gelegen gewesen sein müßte. Und man denkt dann dabei daran, daß tatsächlich unsere Burgen und unsere spätmittelalterlichen Stadthäuser beispielsweise in der Wachau ebenfalls ihre Schwierigkeiten mit den Küchen gehabt haben müssen, bis man sich zum Zubau der Trichter-

²⁶⁾ Max Gschwend, Wandlungen im ländlichen Hausbau des 19. Jahrhunderts in der Schweiz (Festschrift der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1971, S. 224—237).

²⁷⁾ Anton Dachler, Die Ausbildung der Beheizung bis ins Mittelalter. Wien 1907.

Anton Dachler, Die bäuerliche Beheizung in Frankreich (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XLIII, 1913, S. 150 ff.).

²⁸⁾ Oskar Moser, Die Räume eines Villacher Bürgerhauses um 1300 (Carinthia I, Bd. 165, Klagenfurt 1975, S. 269 ff.).

küchen entschloß²⁹⁾. Das ergab dann ein völlig unregelmäßiges Außenbild der Bauten, man könnte sich vorstellen, daß man sich zunächst über diese baulich in das bisherige Haus nicht integrierten Zubauten sehr wunderte; es dauerte wohl bis zur Malerromantik des 19. Jahrhunderts, daß man diese absonderlichen Trichterküchen als malerische Elemente dieser Bauwerke empfand. Denkt man dann an die unmittelbare Gegenwart, so wird man vielleicht an die Futtersilos gemahnt, die ab den dreißiger Jahren plötzlich von der Landwirtschaft gefordert und gefördert wurden. Die zylindrischen Betonbauten wurden neben die Stallungen der Höfe gestellt, und sie wurden in das Hausganze ebensowenig integriert wie einstmals die Trichterküchen. Bis zur Entdeckung der Futtersilos durch landschaftsromantische Maler dürfte allerdings noch ein weiter Weg sein.

Die beiden Beispiele mögen zeigen, daß man also in so mancher Hinsicht mit Eingriffen, mit Lenkungserscheinungen rechnen muß, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Eine für unsere Landschaften bezeichnende Erscheinung, auf die hier nachdrücklich hinzuweisen ist, sind die Weinkeller, die Erdkeller in den Kellergassen vor allem im Weinviertel, früher aber auch weiterhin im östlichen Niederösterreich, in Mähren und in Westungarn³⁰⁾. Es hat sie im Mittelalter noch nicht gegeben; damals hatten die Weinorte, man weiß das aus Wien ebenso wie aus Krems oder aus Retz, ihre Keller unter den Häusern, mitunter ein ganzes umfangreiches Kellersystem. Dadurch war der Wein auch gleichzeitig vor feindlichem Zugriff geschützt, die Türkenkriege bewiesen ja dann sehr deutlich, daß die Mohammedaner tatsächlich den Weinbau der Christen zu vernichten trachteten. Die Erdkeller, die Kellergassen sind daher erst angelegt worden, als die Türkenstürme überdauert waren, also erst seit dem späten 17. Jahrhundert. Die meisten alten Keller in Niederösterreich stammen aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert, nur damals war ja auch die gesellschaftlich-wirtschaftliche Grundlage dafür gegeben, da die Erdbewegungen für diese Kelleranlagen nur im Untertänigkeitsverhältnis durch Robotarbeit zu leisten waren³¹⁾. Die fühlbare Lenkung der Anlagen in den Löß-Hohlwegen spricht eine deutliche Sprache, deutlich freilich vielleicht nur für den Hausforscher, nicht für den geneigten künstlerischen Betrachter, der mehr den Reiz des „anonymen Bauens“ daran zu spüren glaubt. Aber über diese Probleme, über die Kellergassen, die

²⁹⁾ Anton Dachler, Trichterküche in Rossatzbach (Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XVII, Wien 1911, S. 80).

Arthur Haberlandt, wie oben, Anm. 22, S. 150 ff.

³⁰⁾ Leopold Schmidt, Volkskunde von Niederösterreich. Bd. I, Wien 1966, S. 241 ff.

³¹⁾ Istvan Vincze, Ungarische Weinkeller (Acta Ethnographica Academiae Hungaricae, Bd. IX, Budapest 1960, S. 119 ff.).

Preßhäuser und deren Gemeinschaftsfunktion handelt ja Werner Galler, auf dessen Ausführungen also nur hinzuweisen ist ³²).

Man sollte, wenn man sich über das Aufkommen ebenso wie über das Vergehen der alten Kellergassen unterhält, nicht übersehen, daß es parallele Einrichtungen gibt oder gegeben hat, bei denen man die Zuordnung zur jeweiligen Wirtschaft wie zur ländlichen Bauweise ebenso ins Auge fassen muß. So hat es einstmals in mehreren Landschaften, beispielsweise im Fichtelgebirge, bemerkenswerte Milchgruben gegeben, deren Problematik beim Vergehen jener unserer Kellergassen entspricht. Diese zum Teil ausgemauerten und mit Brunnstuben, also Quellfassungen versehenen Milchgruben gehörten den einzelnen Bauern, waren aber zusammengeordnet, meist in Reihen oder auch kreisförmig um einen Brunnenplatz. Die schönste Anlage, aus dem Klassizismus stammend, steht noch in Schönbrunn bei Wunsiedel, die meisten anderen sind in den letzten Jahrzehnten zerstört worden; die modernen Kühlanlagen haben die alten Milchgruben eben überflüssig gemacht ³³). Ein anderes Gegenstück, freilich gesellschaftlich nicht direkt mit unseren Weinkellern zu vergleichen, sind die in Bayern einstmals stark verbreiteten Bierkeller, die Sommerkeller, in denen das Bier gelagert, und an denen es im Sommer auch ausgeschenkt wurde. Die Brauereien haben sie einstmals zu Dutzenden rund um die kleinen Städte in Bayern und Franken errichtet, und diese Sommerbierkeller haben zweifellos im Spätbiedermeier, das ja lange gewährt hat, eine gesellschaftliche Funktion erfüllt ³⁴). Sie waren seit etwa 1600 üblich geworden, wurden noch um 1800 stark gefördert, und gingen dann nach 1900 allmählich ein. Die an Hohlwegen unter schattigen Bäumen gelegenen Keller mit ihren Vorplätzen luden zu Kellerfesten etwa zu Kirchweih oder zu Pfingsten ein, und so lang man zu Fuß ging oder mit dem Pferdewagen fuhr, entsprach der Besuch offenbar stark den Heurigenbesuchen bei uns. Seit der verstärkten Motorisierung, aber auch seit den modernen Kühlmethoden der Brauereien haben sie ausgedient, kaum ein Fünftel von ihnen wird mehr besucht.

Diese Hinweise auf mehrere, in mancher Hinsicht verwandte Bautengruppen, gereifte Einzelbauten von gleicher Funktion, sollten unter anderem zeigen, was davon heute zu halten ist: Es waren diese Kellergassen, diese Milchgruben, diese Bierkeller offenbar zu ihrer Zeit Innovationen. Es waren mehr oder minder planmäßige Ausführun-

³²) Werner Galler, Preßhäuser, mit Betonung der Gemeinschaftsfunktion (Vortrag bei der Niederösterreichischen Volkskundetagung 1975).

³³) Karl Sitzmann, Die Milchgrube (Bayerischer Heimatschutz, Bd. 1933, München, S. 73—76).

³⁴) Günther Heinitz und Herbert Popp, Sommerkeller in Franken. Die Retraktion eines Kulturlandschaftselementes (Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Bd. 34/35, 1975, S. 121—144).

gen, reihen- oder gruppenmäßige Ausführungen von bisher eher einzeln angelegten Bauten, die auch zu feststellbaren Zeiten entstanden sind. Bei den Weinkellern ist die Zeit dieser Innovation: nämlich nach der Beendigung der Türkenkriege, eindeutig festzustellen. Mit anderen Worten, das Ganze hat einmal begonnen, und wenn nunmehr die Innovations-Inversion festgestellt wird, man sagt jetzt zu diesem Aufhören der Nutzung der alten Reihenbauten so³⁵), dann ist auch das eben festzuhalten. Es ist eine Sache der heutigen Sentimentalität, vielleicht einen alten derartigen Weinkeller von Professoren und Studenten frisch weiß zu lassen, und eine solche nostalgische Regung ist vermutlich für niemand unfaßbarer als für die Weinbauern, denen der Keller gehört³⁶). Wir als Vertreter der Gegenwartsvolkskunde nehmen die Innovations-Inversion ebenso zur Kenntnis wie die nostalgische Handlung dieser vermeintlichen denkmalpflegerischen Aktion und versuchen, womöglich doch mehr an Erkenntnis aus solchen Fakten zu gewinnen.

Da wäre also die Auseinandersetzung zwischen den geltenden Bindungen und der Befreiung davon, zumal in Konjunkturzeiten, wie die schwedische Volkskunde so richtig festgestellt hat³⁷). Nüchtern gesehen bedeutet das beispielsweise: Neusiedler Weinbauern gestalten ihren Hof zum „Heurigen“ aus, vor allem der reichsdeutschen Gäste wegen, denen das immer wieder besonders bodenständig und originell vorkommt. Sie selber, die Neusiedler Weinbauern, haben sich aus dem Erlös dieser Heurigen längst eine Villa am Grundsee gekauft. Zwischen der Vorspiegelung alten Herkommens und dem tatsächlichen Leben der aktiv Beteiligten herrscht keine Lebenseinheit. Wie tief die Sprünge im Unterbewußtsein gehen mögen, läßt sich kaum erkennen, die Erforschung dieser psychischen Zerrissenheit ist auch nicht direkt Sache der Volkskunde. Aber wir können vielleicht Erfahrungen beistellen, wenn wir auch eine solche Gegebenheit geschichtlich betrachten, Parallelen aus dem Verhalten früherer Generationen beim Umgang mit ländlichen Bauten und Bauformen heranziehen.

Wie man allenthalben sieht, hat in den letzten Jahrzehnten die äußere Form des „Tirolerhauses“ nach dem Osten Österreichs zurückgeschlagen. Ungezählte Neubauhäuser, ob von Architekten oder von Pfuschern erbaut, weisen das charakteristische Dach mit dem Neigungswinkel des alpinen Pfettendaches auf. Der „Austrian look“ im Siedlungsbau also, wenn man so sagen will. Diese die längste Zeit nur von

³⁵) Heinitz und Popp, wie oben, Anm. 34, S. 140.

³⁶) Zeitungsbericht „Aktion Osterputz“ in Bockfließ (Die Presse, 20. III. 1975, S. 4, mit Abb.).

³⁷) Walter Hävernick, Einzelprobleme der historischen Volkskunde. Hochkonjunktur und „Kulturfixierung“ (Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, Bd. 14, Hamburg 1970, S. 7—14).

Kennern unserer alten Hauslandschaften beklagte Tatsache wird heute auch schon von Tageszeitungen beklagt und angeprangert, ohne daß diese ästhetischen Kritiker freilich einen Grund für ihre Beschwerde angeben könnten³⁸⁾. Denn, ob es uns nun gefällt oder nicht, diese Häuser mit dem „Tyrolian look“ des alpinen Daches kommen doch irgendeinem Wunschenken entgegen, erfüllen für den Besteller das unausgesprochene Begehren nach der Villa im Gebirge, wie man es heimlich jenen neidet, die es haben, die es sich seit längerer Zeit leisten können, oder die es sich, wie so manche Amerikaner, einfach an den Waldrändern von Wien nach dem Krieg hinstellen ließen. Für uns bedeutet es eigentlich die Wiederaufnahme einer der vielen Alpensehnsüchte, die es seit Rousseau immer wieder gegeben hat³⁹⁾. Man kann, um auf dem Gebiet des ländlichen Bauens zu bleiben, diese Spur am besten mit der Sehnsucht nach dem Schweizerhaus verfolgen, denn seit Rousseau wurde doch zunächst „Alpen“ mit „Schweiz“ identifiziert, und nur gelegentlich und hin und wieder griff man unter dem gleichen Motto der Sehnsucht nach dem alpinen ländlichen Leben auch zu anderen, in Österreich besonders nach Tiroler Formen. Der Ausgang für so ziemlich alles Weitere ergab sich wohl noch zu Rousseaus Lebzeiten durch die Anlage des „Hameau“ beim Schloß Petit Trianon, das 1774 für Königin Marie Antoinette errichtet wurde⁴⁰⁾. Dieses „Hameau“ mit seinen Viehställen, der Mühle, der Milchhauswirtschaft gab, wie Richard Hamann schrieb, gab damals „Veranlassung und Kulisse für unschuldig sein wollendes, kokett-raffiniertes Spiel der Gesellschaft um Marie-Antoinette, die hier ihren Freunden Milch aus Sévres-Tassen reichte, die ihren eigenen Brüsten nachgebildet waren“⁴¹⁾. Bei letzterer Ausführung mag es sich um eine Reminiszenz an die vielen Verleumdungen der unglücklichen Königin gehandelt haben, die zur Zeit der Französischen Revolution ausgestreut wurden. Aber das Hameau hat es wirklich gegeben, über dieses künstlich nachgebildete Dörfchen mit seinen acht originalgetreuen Bauernhöfen sind wir gut unterrichtet. Die Gründung hat bekanntlich sofort Nachahmungen gefunden, Graf Lascy etwa ließ 1765 den Schloßpark von Neuwaldegg anlegen und dann 1782 „ein kleines, mit elf mit Stroh gedeckten Hütten bestehendes Dorf erbauen, das eben

³⁸⁾ Zeitungsberichte im Wiener „Kurier“, Serie „Watschenmann“, 1975 (Jörg Mauthe).

³⁹⁾ Richard Weiß, Volkskunde der Schweiz. Grundriß. Erlenbach-Zürich 1946, S. 240 f.

⁴⁰⁾ Stefan Zweig, Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters. Frankfurt 1953, S. 131 f.

⁴¹⁾ Richard Hamann, Geschichte der Kunst. Bd. II, München 1954, S. 788.

Hameau, oder auch Holländerdörfel genannt wurde" ⁴²⁾). Die Reste haben sich bekanntlich bis heute erhalten.

Mit diesen aus dem Spätrokoko herüberwirkenden, bäuerlich sein wollenden Bauten gelangt man bald an die Zone der sentimental Verherrlichung des ländlichen Lebens, welche in den verschiedensten Gartenanlagen verwirklicht wurde oder doch werden sollte. So plante Johann Prokop Mayer 1774 unter anderem für den Garten der Würzburger Residenz „einfache ländliche Hütten, eine gotische Ruine und einen Tempel“, und zeichnete konkret einen „wunderlichen Pavillon mit zwei flankierenden Türmen, genannt „Scheiterhaufen oder Kohlenhütte“ für den Irrgarten ⁴³⁾). Die Dächer der Rundtürme waren kegelförmig geplant, mit Langschindeln so gedeckt, daß sie wie Rundmeiler aussahen. Zur allgemeinen Bauernromantik trat also die fallweise gar nicht unbedeutende Köhlerromantik, die sich auch auf der Bühne geltend machen sollte ⁴⁴⁾). Ein anderes Beispiel der gleichen Richtung in sentimentaler Zeit bietet das „Seifersdorfer Tal“ unweit von Dresden. Dort ließ seit 1781 Graf Hans Moritz Brühl jenes Gartenwerk anlegen, das um 1800 das Musterbeispiel eines „sentimentalen Gartens“ darstellte ⁴⁵⁾). Ein von einem gewundenen Fließchen, der Röder, durchflossenes Tal, in dem über vierzig Objekte standen, vom „Tugendstein“ bis zur „Pan-Büste“, war es also. Unter ihnen befand sich ein „Jägerhaus“ und eine „Hütte der Hirtin der Alpen“, eine einfache Dachhütte, die offenbar keinem realen Vorbild nachgebaut war, weder einem aus den Alpen noch einem aus dem nahen Erzgebirge. Die einfache Hütte war ein Blockbau, deren Pultdach vorn auf zwei Ständern aufruhete und mit Schilf gedeckt war. Aber man nannte sie eben „Hütte der Hirtin der Alpen“, wodurch sich der gewollte Anschluß an die Alpen-sentimentalität der Zeit verdeutlicht. Daß uns der Graben mit seinen vierzig Objekten heute an ein Freilichtmuseum erinnern könnte, sei nur am Rande bemerkt. Gemeint war es ja durchaus nicht so.

⁴²⁾ Karl Lechner (Hrsg.), Handbuch der historischen Stätten Österreichs. Bd. I: Donauländer und Burgenland. Stuttgart 1970, S. 685.

⁴³⁾ Dieter Hennebo und Alfred Hoffmann, Der architektonische Garten. Renaissance und Barock (= Hennebo und Hoffmann, Geschichte der deutschen Gartenkunst, Bd. II). Hamburg 1965, S. 358 und Abb. 135.

⁴⁴⁾ So ist Felix Kurz-Bernardon in Wien als Holzhacker und als Kohlbauer aufgetreten und hat eine entsprechende Kaufruf-Arie gesungen. Vgl. Hiltbrand und Wilhelm Ast, Ernst Kätzer, Holzkohle und Eisen. Beitrag zur Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Raumes um Gutenstein (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 6). Linz 1970, S. 90.

Zu den Kohlenbrenner-Szenen in Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“ vgl. Ferdinand Raimund, Werke, Hrsg. Eduard Castle. Leipzig o. J. S. XCI ff.

⁴⁵⁾ Alfred Hoffmann, Der Landschaftsgarten (= Hennebo und Hoffmann, Geschichte der deutschen Gartenkunst, Bd. III). Hamburg 1963, S. 101 und 103, Abb. 37.

Für diese frühen höfischen und adeligen Anlagen mit mehr oder minder alpinen Bauten läßt sich ein auch nur einigermaßen praktischer Wert, ein funktioneller Sinn kaum erkennen. Anders steht es bei den entsprechenden Bauten der Habsburger in Schönbrunn. Im Tirolergarten des Schloßparkes steht bekanntlich bis heute ein Haus, das äußerlich einem Inntaler Bauernhaus gleicht⁴⁶⁾. Erzherzog Johann, der eine Bruder des Kaisers Franz I., hat es in seinen jungen Jahren erbauen lassen, auf dem bewaldeten Hügel südlich des Tiergartens, und mit der Blickrichtung auf eine ganze Tiroler Bauernwirtschaft⁴⁷⁾. Es läßt sich kaum erkennen, von wo Erzherzog Johann die Anregung erhalten haben mag, seine engen Verbindungen zu Tirol verstärkten sich doch erst nach 1800. Zu dieser Zeit stand aber seine Begeisterung für die Schweiz im Vordergrund, was durch die Bekanntschaft mit dem großen Schweizer Historiker Johannes von Müller zu verstehen ist, der eine zeitlang sein unmittelbarer Lehrer war. Von ihm wünschte er sich in einem Brief vom 16. Juni 1802 sogar einen Schweizer Senn, der „die kleine Sennerey auf Schwyzer Art besorgen“ sollte, nämlich alpwirtschaften und vor allem Alphorn blasen⁴⁸⁾. Der Wunsch ging ihm dann ja nicht in Erfüllung, und anstelle der Schweizer Sennhütte wurde das Tirolerhaus gebaut, das 1809 direkt politische Bedeutung bekommen sollte. Man muß das im Zusammenhang mit der jäh aufflammenden Vorliebe für Tirol sehen, mit der Tyrolienne-Mode⁴⁹⁾, mit den Tirolern auf der Bühne und im Lied⁵⁰⁾, darf aber umgekehrt doch auch feststellen, daß Häuser, wenn sie einmal gebaut sind, die Zeiten überdauern können.

Beim Tirolerhof war es ein politisches Motiv, aus dem heraus er zunächst erbaut wurde. Aus der Aktualität ergab sich eine dauernde Vorliebe des Herrscherhauses für das alpine Volkstum, alle späteren Herrscher und manche andere Mitglieder des Kaiserhauses wurden durch das Tirolerhaus in Schönbrunn, aber auch durch andere verwandte Bauten an den Rückhalt im Alpenvolk erinnert. So ist es zu

⁴⁶⁾ Hietzing. Ein Heimatbuch des 13. Wiener Gemeindebezirkes. Bd. I, Wien 1925, S. 226 und 242.

⁴⁷⁾ Nach 1815 hat der Tirolergarten mit diesem Haus als Lieblingsspielplatz von Napoleons Sohn, dem Herzog von Reichstadt gedient.

⁴⁸⁾ Viktor Theiß, Leben und Wirken Erzherzog Johanns. Bd. I/1 (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, Bd. XVII). Graz 1960. S. 171.

⁴⁹⁾ Josef Richter, Die Eipeldauer Briefe 1799—1813. In Auswahl hrsg. von Eugen von Paunel (=Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich, Bd. XVIII). Bd. II, München 1918, S. 16, 29 u. ö.

⁵⁰⁾ R. Rosenbaum, Die Tirolerin in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (Zeitschrift für Kulturgeschichte, Bd. 5, H. 1/2).

Moritz Enzinger, Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jahrhundert (Stoffe und Motive) (= Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 28). Bd. II, Berlin 1918, S. 374, 376.

verstehen, daß in nächster Nähe des Tirolerhofes in Schönbrunn eine kleine schlichte Alphütte steht, ein unscheinbarer Blockbau, der dem Erzherzog Johann sicherlich gefallen hätte. Er war aber dem Kronprinzen Rudolf gewidmet, der in seiner Kindheit dort gespielt hat. Das war also in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Ein Jahrzehnt später fand in Wien jene Weltausstellung statt, von deren „Ethnographischen Dorf“ so viele Anstöße für die künftige Bauernhausforschung und für die Freilichtmuseen ausgehen sollten. Auf dieser Weltausstellung von 1873 befand sich auch ein Vorarlberger Bauernhaus, in dem die Hausindustrie des Ländles, die Stickerei, vorgeführt wurde⁵¹⁾. Diesen Holzbau mit seinen freundlichen Giebellauben hat nach Beendigung der Weltausstellung Erzherzog Karl Ludwig, also ein Bruder Kaiser Franz Josefs, gekauft und als „Karlshof“ im Park seines Schlosses Wartholz bei Reichenau an der Rax aufstellen lassen⁵²⁾. In diesem Vorarlberger Bauernhaus haben dann die Söhne des Erzherzogs, nämlich Franz Ferdinand, Otto und Ferdinand Karl gespielt und angeblich tagelang ohne Hilfe und Bedienung gelebt. Das gehörte offenbar zu jener „Einübung in das ländliche Leben“, wie es die Habsburger und auch die Wittelsbacher verstanden und pflegten. Franz Ferdinand, der spätere Erzherzog-Thronfolger mag einen Teil seines Interesses an alpenländischer Volkskunst diesen frühen Eindrücken im Vorarlberger Bauernhaus im Park von Schloß Wartholz verdankt haben.

Diese Gedankengänge ließen sich weiterverfolgen, da auch andere Adelskreise und Fürstenhäuser in und um Österreich damals ganz verwandte Bauten aufführen ließen, in den Parks ihrer Schlösser aufstellten, und damit zuweilen lebten und wirtschafteten. Daß alle diese Bauten als Vorbilder angesehen wurden, daß die Mode der Tiroler und Schweizer Häuser damit zusammenhängt, erscheint naheliegend, ist aber noch nie untersucht und dargestellt worden. Es würde sich zweifellos lohnen. Von der Bedeutung dieser pseudo-bäuerlichen Bauten in den Schloßparks des 19. Jahrhunderts gibt ein literarischer Beleg direkt Zeugnis. Ferdinand von Saar hat in seiner tiefsinnigen Novelle „Schloß Kostenitz“ von 1892 ein solches Bauwerk in die Handlung miteinbezogen⁵³⁾. Er schreibt, daß es hinter dem Schloß in Böhmen in den Jahren um 1848 am Rande einer großen Wiese, dicht vor einem Birkenwäldchen einen „sehr geräumigen, etwas verwittert aussehenden Pavillon“ gegeben habe, der „das Tirolerhaus“ genannt wurde. „Ein

⁵¹⁾ Karl Julius Schröer, Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräte (Gruppe XX) (Sonderdruck aus: Offizieller Ausstellungs-Bericht der Weltausstellung 1873). Wien 1874, S. 33 ff., Abb. auf S. 34.

⁵²⁾ Reinhold Lorenz, Kaiser Karl und der Untergang der Donaumonarchie. Graz-Wien-Köln 1959, S. 18.

⁵³⁾ Ferdinand von Saar, Schloß Kostenitz. Novelle. Neuausgabe, Wien 1943, S. 11 f. und 89.

hölzerner gedeckter Gang umlief von außen das erste Stockwerk", und wir denken dabei unwillkürlich an den Tirolerhof im Schönbrunner Schloßpark, von dem ja gleiches gilt. Das Innere des Hauses wird im Handlungsverlauf angedeutet: „Sie traten in den kleinen Flur und stiegen die knarrende Holzterrasse hinauf, die nach einem nicht ungeräumigen, wenn auch niederen Gemach führte. Es war in ländlichem Geschmack mit Möbeln aus Naturholz eingerichtet; an den Wänden hingen dunkel eingerahmte, und schon ziemlich verblaßte Tiroler Gebirgsveduten; in der Mitte aber über einer sauber geschnitzten, mit harten Kissen belegten Sitztruhe, prangte in sorgfältig koloriertem Steindruck das Bildnis Andreas Hofers. Die ganze Ausstattung rührte noch von der Mutter des früheren Schloßbesitzers her, die einige Jugendjahre in Tirol zugebracht und zur Erinnerung an diesen Aufenthalt das kleine Gebäude hatte herstellen und mit Vorliebe betreuen lassen." Wenn man der Biographie des eigentlichen Helden der Novelle, des alten Freiherrn nachrechnet, muß man zwei Generationen zurückzählen und kommt dann ungefähr auf das Jahr 1809. Ferdinand von Saar hat also sehr genau gewußt, wie er ein Tirolerhaus in einem böhmischen Schloßpark anzusetzen und zu motivieren hatte.

Aber die Novelle bietet uns noch weitere Einblicke in dieses Gebiet. Das um 1809 erbaute, um 1849 noch benützte Tirolerhaus im Park vom Schloß Kostenitz wurde nämlich etwa zehn Jahre später, nach 1859, den neuen Besitzern, die als geldreiche Fabrikanten dargestellt werden, bald lästig. Man wollte das alte Haus nicht mehr: „Die Damen konnten keinen rechten Platz zum Sitzen finden, die Herren stießen mit den Hüten an die Decke." Alle Besucher, auch die Damen, rauchten Zigarren, daher bald ein „unerträglicher Tabaksqualm" entstand. Daher beschloß man den Abbruch des Hauses und faßte den Entschluß, ein „den Anforderungen modernen Komforts entsprechendes Sommerhaus zu errichten." Und „wirklich entstand auch in kürzester Zeit ein ganz stattliches Gebäude im Schweizer Stil, von dessen breiter luftiger Terrasse man bequem auf einen weit abgesteckten Lawn-Tennis-Platz niederblicken konnte." Ferdinand von Saar hat hier also in sinnvollem Zusammenhang die Ablösung des altmodisch gewordenen Tirolerhauses durch das neomodische Schweizerhaus geschildert, eine Entwicklung zusammengefaßt, die sich in Österreich und auch anderswo damals vielhundertmal so ähnlich vollzogen haben dürfte.

Nun ist diese Ablösung des Tirolerhauses der Biedermeierzeit durch das Schweizerhaus der Gründerzeit sicherlich ein Kapitel für sich, das übrigens auch noch nie behandelt wurde, obwohl ja noch genügend bauliche Zeugnisse dafür herumstehen, und das Ganze als Modellfall für ähnliche Entwicklungen dienen könnte. Man kann die Gegenwart schon auch aus der Vergangenheit verstehen, wenn man

diese Vergangenheit eben richtig aufarbeitet. Aber zwischen Bauernhausforschung und Geistesgeschichte klappte eben die längste Zeit ein beträchtlicher Spalt, es wußte doch eine Disziplin von der anderen kaum etwas. Jetzt, sozusagen im nachhinein, muß man sich da die Verbindungen erst wieder erarbeiten. Vielleicht nicht zuletzt auch deshalb, weil man auf diese Weise die Vorgänge in der Gegenwart besser verstehen und unsentimental beurteilen könnte.

Das Thema ist, wie sich zeigt, einstweilen noch kaum zu erschöpfen. Man muß sich damit begnügen zu sagen, daß seit einiger Zeit offenbar jede Epoche ihren Historismus hat, und daher, vielleicht irgendwie damit im Zusammenhang, jede „Folklore“ auch ihren Folklorismus⁵⁴⁾. Die Tiroler Dächer sind dafür ähnliche Wegmarken wie der „Austrian look“ in der Mode⁵⁵⁾. Man erkennt dabei auch, daß wir es zunächst mit der Beobachtung von Extremfällen zu tun haben. Uns fällt das einzeln stehende Siedlungshaus mit dem „Tiroler Dach“ stark auf; in Reihensiedlungen, beim Bau von Appartmenthäusern, würde sich die Beurteilung rasch ändern. Wesentlich ist in der Gegenwart wohl, daß wir eigentlich nur mehr das Wohnhaus sehen. Im „Hameau“ der Königin Marie Antoinette handelte es sich noch um Bauernhöfe, und Erzherzog Johann wollte eine bewirtschaftete Alpsiedlung. Davon ist man rasch abgekommen. Der aufs Land hinausiedelnde Städter will ebensowenig wie der Schloßbesitzer der Biedermeierzeit einen Hof, sondern ein aus dem bäuerlichen Hofganzen herausgenommenes Wohnhaus. Und Wohnhäuser, ja geradezu nur mehr Wohnungen in hausähnlicher Form sind und werden immer stärker die Reihenhäuser, die „Bungalows“ der modernen Siedlungen. Das ist bei den eigentlichen Bauernhäusern, die noch bewirtschaftet werden, aber auch nicht viel anders. Der rasche Rückgang des Bauerntums, das Absinken seiner Kinderzahl, das Schwinden des ländlichen Gesindes läßt den alten Hof, das „ganze Haus“ Wilhelm Heinrich Riehls verschwinden. Noch vor kurzem hat man für „Aussiedler“ aus dem Dorfverband neue Wirtschaftshöfe geplant und auch gebaut⁵⁶⁾. Es ist still darum geworden, vermutlich deshalb, weil sich hier eine ganz andere Entwicklung angebahnt hat. Hier geht es um das Bauwesen der Agrartechnik. Einige Jahrzehnte hindurch hat man sich bemüht,

⁵⁴⁾ Hans Moser, Vom Folklorismus in unserer Zeit (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 58, Stuttgart 1962, S. 177—209).

Derselbe, Der Folklorismus als Forschungsproblem der Volkskunde (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 55, 1964, S. 9—57).

⁵⁵⁾ Lucie Hampel, Von der österreichischen Kleidung zum „Austrian look“ (Lenzinger Berichte, F. 25, Mai 1968, S. 81—96).

⁵⁶⁾ Gustav Schöck, Die Aussiedlung landwirtschaftlicher Betriebe. Eine exploratorische Studie zum sozialen und kulturellen Wandel in der Landwirtschaft (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 31). Tübingen 1972.

den Bauernhauslandschaften angepaßte neue Wirtschaftshöfe zu planen. Das ist alles von der technischen Entwicklung über den Haufen gerannt worden. Anscheinend bewegt sich das alles wirklich in jene Richtung, die jener rumänische Bauer im Burzenland damals angedeutet hatte: „Wir bauen zuerst den Stall“, — denn diese moderne Landbautechnik hat vor allem zuerst die Garagen für die immer größer und teurer werdenden Landmaschinen zu planen. Die Probleme, die sich hier ergeben, führen weit aus unserem Rahmen hinaus, weit auch von unseren hier angeschlagenen Themen Historismus und Folklorismus weg, denn was sich hier abspielt, gehört wahrscheinlich gar nicht mehr in unser altes europäisches Wirtschaftsgefüge, sondern lenkt den ehemaligen Bauern in das Neuland, das sozusagen zwischen dem amerikanischen Farmer und dem russischen Traktoristen liegt. Wer das Wohn- und Siedlungswesen dieser beiden Gruppen betrachtet, der weiß, daß dafür unser bisheriges Forschungs- und Wertungssystem nicht ausreicht. Man mag sich nur vielleicht fragen, ob dort, wo zunächst die Wünsche nach den neuen „Ställen“, den Landmaschinenhallen erfüllt sind, sich vielleicht Wünsche nach neuen Wohnbauten auf dem Lande ergeben, und nach welchen Leitbildern sich diese wohl orientieren werden. Aber um das vorauszusagen, müßte unsere Gegenwartsvolkswunde ja schon zur Zukunftsforschung werden, was ihr einstweilen doch noch nicht zugemutet werden kann.

Stilperioden der ungarischen Volkskunst

Über einige Möglichkeiten des Vergleichs der Volkskunst in Ungarn und Österreich

Vortrag, gehalten am 23. März 1973 im Verein für Volkskunde in Wien.

Vor allem möchte ich meinen aufrichtigen Dank dafür aussprechen, daß ich, hier in Wien, im Verein für Volkskunde, dieser um die Entfaltung der mitteleuropäischen Volkskunde so verdienten Gesellschaft, über ungarische Volkskunst sprechen darf.

Meine Aufgabe ist, ich muß es gestehen, bei weitem nicht leicht. Über Volkskunst sprechen wir im allgemeinen — ich könnte sagen — unter uns. Unter ungarischen Forschern vor einem ungarischen Publikum. Wobei viele gemeinsame Kenntnisse und Konsense das Verständnis zwischen Vortragenden und Zuhörern gewährleisten. Sehen wir ausländische Kollegen bei uns zu Gast, die uns zum Beispiel die griechische oder die dänische Volkskunst erörtern, ist ein Hauptmotiv unserer Aufmerksamkeit, aus der Konfrontation mit der fremden, in diesem und jenem der unsrigen ähnlichen; in anderen Belangen wiederum abweichenden Volkskunst, unsere eigene Volkskunst besser zu verstehen. So erachte ich es jetzt als meine Aufgabe im Rahmen eines kurzen Vortrags vom neuen, in Budapest ausgearbeiteten Bild der ungarischen Volkskunst einen Überblick zu geben, den meine verehrten Zuhörer, die mit der österreichischen Volkskunst vertrauten Fachleute und Nichtfachleute, zu einer ähnlichen Konfrontation verwenden mögen.

I.

Mit dieser Zielsetzung bin ich auf einem unausgearbeiteten, experimentellen Gebiet der europäischen volkskundlichen Forschungen angekommen. Wohl gibt es wertvolle Ergebnisse in der Vergleichung einzelner Objektformen, Motive und Techniken, die über zahlreiche Länder verbreitet sind, gefestigte Methoden indessen besitzen wir noch nicht, um die Volkskunst ausgedehnter Landschaften und Länder im Ganzen, Abläufe von mehreren Jahrhunderten miteinander zu vergleichen. Die Schwierigkeiten liegen nicht allein darin, daß die zu vergleichenden Schöpfungen der Volkskunst verschieden sind, und

auch die Zusammensetzung der bäuerlichen gegenständlichen Welt¹⁾ der einzelnen europäischen Länder voneinander abweicht. Sehr verschieden sind auch die Museen, die die Gegenstände der Volkskunst aufbewahren, sowie die Bücher, in denen sie publiziert werden, weil die Anschauungsweise, sozusagen die Optik, mit der die wechselnden Trachten, Bauwerke, Hauseinrichtungen usw. in den einzelnen Ländern betrachtet wurden, verschieden ist. Prof. Leopold Schmidt wies in der Einleitung seines Buches der Volkskunst mit Recht darauf hin, daß bei den Diskussionen über die Umgrenzung der „echten“ Volkskunst und ihrer Sachgruppen es sich praktisch nicht als die schlechteste Lösung erwies, als Volkskunst all das gelten zu lassen, was einstmals Michael Haberlandt in seinem Museum gesammelt hatte, und was bei den wechselnden Interpretationen der einander folgenden Generationen dennoch als die Grunddokumentation der österreichischen Volkskunst zählt²⁾. Anderswo dagegen, so auch bei uns in Budapest, wurde die Zusammenstellung dieser musealen Grunddokumentation in vieler Hinsicht nach anderen Prinzipien vollzogen³⁾.

Außer den Meinungsverschiedenheiten von Wissenschaftlern und Museumsdirektoren handelt es sich hier auch um die Unterschiede in der Allgemeinbildung und in der Stellungnahme der Öffentlichkeit, was auf die Gestaltung der lebenden Volkskunst rückwirkte. Neuerdings wies Klaus Beitzl in seiner Studie über die Wiener Trachtenvereine auf die Mode der Alpenvolkstracht hin⁴⁾, die im vorigen Jahrhundert in bürgerlichen, herrschaftlichen ja sogar in höfischen Kreisen, aber auch bei den Arbeitern aufgetaucht war, sodann auf die Rückwirkung dieser Mode auf die dörfliche Kleidung, auf die Lebensverlängerung der ursprünglichen Vorbilder und ihre Verbreitung in den Dörfern selbst. Während man es in Österreich mit einer dem Hochland zugewandten Mode zu tun hatte, vollzog sich in Ungarn eine ähnliche Strömung, die sich aber ausdrücklich nach dem Tiefland orientierte, und zum Teil von der Frauenmode, wie die Bauernfrauen in den Agrarstädten der Tiefebene mit einem Seitenblick auf die Damen des Adels trugen, zum Teil von der Tracht der Tieflandhirten mit den

¹⁾ Vgl. Sigurd Erixon, *Volkskunst und Kunstkultur* (Volkswerk, Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde, Jg. 1941, S. 36—49).

²⁾ Leopold Schmidt, *Volkskunst in Österreich*. Wien-Hannover 1966, S. 9.

³⁾ Leopold Schmidt, *Das Österreichische Museum für Volkskunde*. Wien 1960, S. 10—11. — Tamás Hofer, *Wissenschaftliche und museologische Beziehungen des Ethnographischen Museums (Néprajzi Ertesítő, Jg. 55 [1973], S. 79—86)*.

⁴⁾ Klaus Beitzl: *Großstädtische Trachtenvereine des 19. und 20. Jahrhunderts*. In: Günter Wiegelmann (Hrsg): *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971. Göttingen 1973, S. 1974—181.

weiten Leinenhosen und ihren Westen mit den blanken Knöpfen herkam. So ergab sich eine verallgemeinerte ungarische Volkstracht, die man z. B. bei den Weinleseumzügen überall von der Westgrenze bis nach Siebenbürgen sehen konnte. Zur literarischen Fundierung dieser tieflandzentrierten Mode trugen nicht nur der revolutionäre Petöfi, sondern auch österreichische Reisende und Dichter bei, wie z. B. Lenau.

Zwischen Österreich, das das Gebirgsvolk verabsolutierte und dem Ungarn, das das Gleiche mit dem Volk des Tieflandes tat, besteht vielleicht nicht nur ein Unterschied, sondern auch eine gewisse komplementäre Funktion. Wenn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die progressiven Künstler für das Tiefland schwärmten, kann das damit zusammengehangen haben, daß die Nachbarvölker wiederum das Bergland verherrlichten. Und damit wären wir bei einem Gesichtspunkt angelangt, von dem aus eine Gegenüberstellung der ungarischen und österreichischen Volkskunst besonders interessant sein könnte. Eine gewisse Konfrontation, ein Vergleichen — man könnte sagen: auf Volksniveau — war seit Jahrhunderten immer im Gange und hatte zur Folge, daß mit einem Seitenblick auf den „österreichischen Schwager“ nur das als echt ungarisch und volkstümlich zählte, was sich von der deutschen und österreichischen Mode unterschied. Bereits 1736 tadelte Baron Peter Apor in seinen Memoiren die Adligen Siebenbürgens wegen der bei ihnen verbreiteten „Neumode“ — dieses Wort benutzte er so, deutsch —, daß sie aus geschliffenen Gläsern Tee und Schokolade tranken im Gegensatz zu der alten ungarischen Gewohnheit, Glühwein aus unglasierten Tonkrügen zu trinken⁵⁾. Erwähnenswert ist die Differenzierung, die sich in den Zunftorganisationen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert sich in mehreren Gewerbebezweigen vollzog, und in deren Folge nebeneinander „ungarische“ und „deutsche“ Zünfte entstanden und wirkten. „Ungarische“ Schneider machten — vornehmlich für Männer — nach der aus adliger und bäuerlicher Tradition entwickelten ungarischen Mode Kleider; gleichzeitig machten die „deutschen“ Schneider Kleider nach der internationalen bürgerlichen Mode. „Ungarische“ Tischler fertigten, vornehmlich für Bauern, bemalte Möbel. Kunstmöbel nach dem bürgerlichen Geschmack bezog man von den „deutschen“ Tischlern.

In der allgemein verbreiteten Identifizierung des Bürgerlich-städtischen und des Höfisch-aristokratischen mit „deutsch“ und „österreichisch“, also fremd, und demgegenüber in der Akzeptierung als echt und national von allem, was von dem anderen abwich, spiegeln sich die Widersprüche der neuzeitlichen ungarischen Gesellschaftsgeschichte. Die aus dem Mittelalter stammenden, ummauerten königlichen

⁵⁾ Péter Apor, *Metamorphosis Transylvaniae*. Budapest 1972.

chen Freistädte lagen zumeist in den Randgebieten des historischen Ungarn, das Bürgertum in ihnen war überwiegend fremd, und von den großen Massen der ungarischen Bevölkerung isoliert. Demgegenüber entstanden in den zentralen Agrargegenden Marktflecken oder Bauernstädte mit einer Kultur und Lebensform auf bäuerlicher Grundlage, deren Bevölkerung schon wegen ihrer zumeist kalvinistischen Religion oppositionell eingestellt war. Der Zwiespalt der Stadt-Bürger und Land-Bauern vertieft sich während des Modernisierungsprozesses im 19. Jahrhundert noch mehr. An der Spitze der bürgerlich-kapitalistischen Umwandlung stand eine zum großen Teil fremde Elite, mit der sich die sog. ungarische „historische“ Mittelklasse, die verarmten, in Beamtentum untergekommenen Adligen, kaum vermischten⁶⁾. Das Bauerntum suchte bei dieser Spaltung seine Vorbilder viel lieber beim einstigen Adel; in seiner Kleidung, seinem Baustil und überhaupt in der übertriebenen Repräsentation in der gegenständlichen Welt lassen sich die adligen Vorbilder ausmachen⁷⁾. Zugleich merkt man in der Bauernkunst dieser Zeit auch einen Niederschlag der nationalen (gegen Österreich gerichteten) Unabhängigkeitsideologie. Als ein beinahe schon triviales Beispiel kann ich das Verschwinden des im 18. Jahrhundert noch so volkstümlichen Doppeladlers auf Keramiken, Stickereien und Möbeln anführen, und das Aufkommen des ungarischen Wappens als Dekorationsmotiv. Die früheste Angabe darüber, daß ein ungarischer Szür-Schneider auf einen für eine ausländische Ausstellung bestimmten Szürmantel ein ungarisches Wappen stickte, besitzen wir aus dem Jahr 1852⁸⁾. Gegen Ende des Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts stickte man im Osten des Tieflandes nicht selten acht bis zehn ungarische Wappen auf einen Mantel gleichsam als dessen Hauptschmuckelement. Einen solchen Mantel anzufertigen oder ihn zu tragen, war ein Bekenntnis zum volkstümlich-bäuerlichen, zum nationalen Bewußtsein.

II.

Dieser Gedankengang führt, an einigen spezifischen Vergleichsmomenten der ungarischen und österreichischen Volkskunst vorbei, zu einer Art der Charakterisierung der Volkskunst, die anscheinend immer häufiger angewandt wird. Ich denke daran, daß man die Kunst der Bauern bzw. anderer Trägergruppen der Volkskunst zu einem

⁶⁾ Péter Hanák (Hrsg.): *Magyarország története IV. 1849—1918.* Budapest 1972, S. 366—367.

⁷⁾ Vgl. Tamás Hofer, Phasen des Wandels im östlichen Mitteleuropa im Lichte kulturanthropologischer Theorien. In: Günter Wiegmann (Hrsg.): *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert* (wie Anm. 4), S. 251—264.

⁸⁾ Mária Kresz: *Ungarische Bauertrachten 1820—1867.* Budapest-Berlin 1957, S.

gegebenen Zeitpunkt durch das besondere spezielle Verhältnis bestimmen kann, daß die Volkskunstträger, bei uns die Bauern, zu den anderen Gruppen der Gesellschaft unterhalten bzw. durch das Ausmaß, in dem sie sich der Kunst, dem Geschmack anderer gesellschaftlicher Gruppen nähern oder sich davon entfernen. Eigentlich befassen sich mit dieser Frage die skandinavischen Forscher Svensson, Erixon, Ek u. a. mit der umstrittenen Kulturfixierungshypothese⁹⁾, die danach forscht, unter welchen Umständen sich die bäuerliche Kunst der Kunst der Schicht über ihr nähert oder sich von ihr entfernt. Aus ähnlicher Sicht deutete Arnold Hauser die Entfaltung der mitteleuropäischen Volkskunst aus, indem er ihre von ihm in eine recht späte Zeit, in das 17. bis 18. Jahrhundert versetzte Herausgestaltung mit einer Differenzierung nach Schichten der früher homogenen gesamtgesellschaftlichen Kultur erklärte¹⁰⁾. Vorzügliche neue Detailuntersuchungen zeigen, wie im Rahmen der einen oder anderen engeren Landschaft die spezifischen wirtschaftlichen, kulturellen usw. Beziehungen von Stadt zu Dorf, Herren zu Bauern die Bedingungen zur Herausgestaltung individueller Volkskunststile hervorbrachten. Die Studie von Ulrich Bauche weist nach, daß die reiche Volkskunst, die charakteristische Möbelschreinerei in den Vierlanden darum entstehen konnte, weil die Gegend in unmittelbarer Nähe von Hamburg und unter seiner Oberhoheit lag¹¹⁾. Das größte Handelszentrum Nordeuropas im 17. und 18. Jahrhundert strahlte nicht nur eine städtische Kultur auf seine Umgebung aus, es verhalf mit seinem Markt nicht nur den Bauern im Umkreis zu Wohlstand, sondern forderte gerade durch seine bedrückend überlegene Stadtkultur ein dieser sich widersetzendes Gruppenbewußtsein heraus, und eine betont ländliche Volkskunst. Dieses Beispiel ermahnt uns zugleich, bei der Qualifizierung künstlerischer Formen nach sozialen Tendenzen mit Vorsicht und unter Berücksichtigung der nur lokal gültigen relativen Maßstäbe vorzugehen. Was in den Augen der damaligen Hamburger demonstrativ rustikal erschien, hätte zu gleicher Zeit in Ungarn als städtisch, wenn nicht gar herrschaftlich gegolten. Doch ist es vielleicht nicht nötig, ausführlicher von dieser Auffassung der Volkskunst zu sprechen, da ja Leopold Schmidt

⁹⁾ Sigurd Erixon, The Term „Culture Fixation” and its Usefulness. In: *International Journal of Sociology*, Bd. 1 (1971), S. 164—176. — Sigfrid Svensson, On the Concept of Cultural Fixation (with comments). In: *Ethnologia Europaea*, Jg. 6 (1972), S. 129—156. — Sven B. Ek, Economic Booms, Innovations, and the Popular Culture. In: *Economy and History*, Jg. 3 (1960), S. 3—37.

¹⁰⁾ Arnold Hauser, Kunstgeschichte nach Bildungsschichten: Volkskunst und volkstümliche Kunst. In: *Philosophie der Kunstgeschichte*. München 1958, S. 307—404.

¹¹⁾ Ulrich Bauche, Landtischler, Tischlerwerk und Intarsienkunst in den Vierlanden. Hamburg 1965.

zum Beispiel in seinem Buch von den Trachten in Niederösterreich die Verbreitung der einzelnen Kleidungsstücke und den Wechsel der dörflichen Mode weitgehend mit der Bewegung unterschiedlicher sozialer Gruppen und ihren Bestrebungen, ihrem Situationsbewußtsein erklärt¹²⁾).

Mit dieser Anschauungsweise möchte ich im folgenden in der Geschichte der ungarischen Volkskunst vom 18. bis zum 20. Jahrhundert drei Stilperioden unterscheiden. In Ungarn gehört die Volkskunst fast ausschließlich den Bauern, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer noch den Dreiviertel-Teil der Landesbevölkerung ausmachten. Die von der Statistik erfaßten dörflichen Ackerbauern sind nach ihrer Lebensform, ihren kleinen Familienbetrieben zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg Bauern geblieben, doch sind es die einander folgenden Generationen auf recht unterschiedliche Weise gewesen. Vereinfacht, zahllose örtliche und zeitliche Abweichungen außer acht lassend, möchte ich drei Phasen, man könnte sagen drei verschiedene Typen der Bauerngesellschaft unterscheiden, und in der Volkskunst die unterschiedlichen Bestrebungen dieser drei Typen aufzeigen.

Zuallererst möchte ich die mittlere Kategorie, im großen und ganzen das Bauerntum des 19. Jhs., vorstellen, denn dieses fertigte oder gebrauchte jene Erzeugnisse der ungarischen Volkskunst, die im In- und Ausland am besten bekannt sind. Da sind vor allem die Frauentrachten mit den vielen Röcken, die Fabrikstoffe, Fabrikbänder und Goldspitzen reichlich verwendeten, die über und über bestickten Szür-Mäntel, die kurzen Pelzjacken, Ködmön genannt, die vielen bunten Teller, die Krüge und Kannen, das buntgewebte Leinen, die Sticke-reien und die mit lebhaften Farben ausgemalten Möbel in den guten Stuben der Bauernhäuser¹³⁾. Es ist kein Zufall, daß am ausgiebigsten diese Zeit in den Museen und in den Sammlungen vertreten ist, da ja die meisten Objekte der Volkskunst in dieser Zeit in Ungarn entstanden. In der gegenständlichen Ausrüstung, „der gegenständlichen Welt“ der Bauern wuchs sich neben den Gebrauchsgegenständen des Alltags die „Repräsentationssphäre“¹⁴⁾ in bis dahin nie gekannten Ausmaßen aus; dazu gehören die für festliche Gelegenheiten bestimmten Kleidungsstücke und viele Ziergegenstände. In einigen in der Volkskunst führenden Gegenden konnte man sich nicht genug tun in der Häufung der Verzierungen an den Gegenständen, und in der Vermehrung der

¹²⁾ Leopold Schmidt, Volkstracht in Niederösterreich. (Linz) 1969. S. 44—52.

¹³⁾ Edit Fél, Tamás Hofer, Klára K. Csilléry, Ungarische Bauernkunst. 2. Aufl. Budapest 1969, S. 49—51. — Edit Fél Ungarische Volksstickerei. Budapest 1961, S. 26—27. — Mária Kresz (wie Anm. 9). — Klára K. Csilléry, Ungarische Bauernmöbel. Budapest 1972, S. 37—43.

¹⁴⁾ Sigurd Erixon (wie Anm. 1).

Gegenstände selbst; andere Gegenden begnügten sich damals mit bescheidenen Statistenrollen. Diese schnell und miteinander wetteifernd entfaltete Hochblüte der Volkskunst brachte je nach Gegenden, aber auch innerhalb einzelner Gemeinden eine beispiellose Vielfalt der Formen und Verzierungen zustande.

Diese Blüte der Volkskunst, die in einigen Gegenden schon um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in anderen um ein, zwei Generationen später begann, läßt sich mit der veränderten wirtschaftlichen und sozialen Lage des Bauerntums erklären. Die Bauern schalteten sich mehr und mehr in den nationalen Markt ein, sie verkauften mehr und mehr landwirtschaftliche Produkte, hauptsächlich Weizen, nahmen gesteigerten Anteil an der Versorgung der Städte im Lande und noch mehr der rasch industrialisierten Städte westlich der Leitha. Die Flüsse wurden reguliert, die Ackerfläche stürmisch vergrößert. Die Marktwirtschaft ermöglichte es den Bauern, für ihre neomodischen Trachten Fabrikstoffe zu kaufen, gemalte Möbel, Ziergeschirr für die damals allgemein gewordenen guten Stuben anzuschaffen von jenen Handwerkern, die immer ausschließlicher für die Bauern arbeiteten. Die Investitionen der Bauern brachten ihre Kleidung, ihre Häuser, ihre Wohnungen denen der städtischen Bürger nicht näher, sie machten sie vielmehr erst recht bäurisch. Sie hoben die durch viele Jahrhunderte alte bäuerliche Tradition geheiligten Brennpunkte des Lebenslaufes und der menschlichen Beziehungen durch luxuriöse Festlichkeiten und Gegenstände hervor.

Einen Auftrieb bekam das bäuerliche Selbstbewußtsein, ja die Standesstolz atmende Volkskunst durch die Abschaffung der Leibeigenschaft, den Eintritt des Bauerntums ins politische Leben, die Erneuerung der ungarischen nationalen Kultur unter Einschaltung zahlreicher bäuerlicher Elemente. Die Nationale Kultur wiederum fand ihren Weg dank des ausgebauten Schulsystems zurück in die Dörfer ¹⁵⁾.

Dieser bäuerlichen Volkskunst, die sich bewußt von der Kleidung, der Wohnkultur, der Architektur der anderen gesellschaftlichen Schichten unterscheiden wollte, ging zeitlich die Volkskunst alten Stils voran, die wir von Objekten, zumeist aus dem 18. Jahrhundert und einigen noch älteren, kennen. Auf den für festliche Gelegenheiten bestimmten repräsentativen Gegenständen dieser Periode herrscht eine Blumenornamentik, die mit ihren (Stick-)Mustern von Nelken, Lilien, Granatäpfeln, Blumenstöcken und Girlanden den sogenannten herrschaftlichen Stickereien aus dem 16. bis 18. Jahrhundert der in den Herren-

¹⁵⁾ Vgl. Tekla D ö m ö t ö r, Folklorismus in Ungarn. (Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 65 (1969), S. 21—28).

häusern des Adels lange erhalten gebliebenen Renaissance-Blumenornamentik nahesteht ¹⁶).

Herren und Bauern vertraten bei allen Unterschieden im Niveau der Ausführung ein und denselben Geschmack und derselbe äußert sich auch in den bemalten Holzdecken, Emporenbrüstungen und Kanzeln der Kirchen ¹⁷). Zahlreiche solche Kirchendecken sind von bäuerlichen Gemeinden, von den bäuerlichen Vorständen der reformierten Kirche bestellt worden, nach den erhaltenen Protokollen gaben sie den Schreinermeistern Anweisungen für die Ausschmückung, und sie zahlten die Kosten entweder aus Spenden oder aus dem Vermögen der Gemeinde, etwa aus den Einnahmen für verpachtete Gebirgsweiden. In einem kleinen Siebenbürger Dorf legten die Burschen das Geld für die Ausmalung der Brüstung der Empore, ihres Platzes während der Gottesdienste, „aus gutem Willen für Gott“ 1699 zusammen ¹⁸). Neben bäuerlichen Gruppen und Körperschaften traten einzelne Bauersleute, ausnahmsweise sogar Knechte als Mäzene auf und ließen ihre Namen auf gemalten Kirchentüren, Kanzelschaldecken, Treppengeländern verewigen. Ihre Namen kamen manchmal neben denen von Adligen und Gutsherrn zu stehen, die ebenfalls Beiträge stifteten, doch an der Schreinerarbeit und an der Ornamentik kann man keinen Unterschied erkennen, ob die Stifter nun Adlige oder Bauern waren. Die Kunst der Wanderschreiner ist sozusagen konvertibel für sämtliche Schichten der Gesellschaft. Dieselben Handwerker arbeiteten für die Herrenhäuser und Schlösser, machten Einrichtungen für Bürgerhäuser, gelegentlich aber malten sie die Motive von den Kirchendecken auf die Aussteuerkisten für wohlhabende Bauerntöchter ¹⁹).

Beachtenswert ist, daß, als sich später die betont bäuerliche Richtung in der Volkskunst und in der Möbelbemalung durchsetzte (und vom herrschaftlich städtischen Stil immer entschiedener abwich), die ausgeprägt bäuerliche Malerei aus den Kirchen verdrängt wurde. Sie verlagerte sich in die Bauernhäuser, wo der Gebrauch gemalter Möbel, die früher nur vereinzelt in den Bauernhäusern vorkamen, allgemein wurde. Man könnte es so sagen, daß die ästhetischen Investitionen der ganzen Gemeinde früher auf die öffentlichen Gebäude, vor allem auf

¹⁶ Jolán Balogh, *A népművészet és a történeti stílusok* (Volkskunst und geschichtliche Stile) (Néprajzi Ertesítő, Jg. 49 (1967), S. 73—165).

¹⁷ Ilona Tombor, *Alte ungarische Schreinermalereien*. Budapest 1967. — Dies, *Magyarországi festett famennyezetek és rokonemlékek a XV—XIX. században* (Ungarländische bemalte Decken und verwandte Denkmäler aus den XV. bis XIX. Jahrhundert), Budapest 1968. — Tamás Hofer: *Jahrhunderte der Ungarischen Volkskunst; I. Bemalte Kirchendecken und Kircheneinrichtungen 1526—1825* (Ausstellungskatalog), Székesfehérvár 1969.

¹⁸ Ilona Tombor, (wie Anm. 17, 1968), S. 162.

¹⁹ Klára Csilléry, (wie Anm. 13), S. 34.

die Kirche gerichtet waren. In dem Maße jedoch, wie die kleinen verrauchten Bauernhäuser größer und sauberer, und durch eine gute Stube ergänzt wurden, sammelten sich die repräsentativen schönen Gegenstände immer mehr in den Häusern, hier bildeten sie ganze Ausstellungen, während in den Kirchen ein „vornehmerer“, bürgerlicher Geschmack überhand nahm. Der Geschmack schwor der von den Vorfahren ererbten farbigen Ornamentik ab. Als in den Häusern der Dörfer und Landstädte die immer bäuerlicher werdende Volkskunst noch vielfach blühte, ließ man die Stücke alten Stils, die weder bäurisch genug noch adlig-bürgerlich genug waren, meistens übermalen oder man setzte sie einfach hinaus wie z. B. in Hódmezövásárhely, wo die Empore in der Kirche ein gußeisernes Geländer bekam, und die mit Einhörnern, Seejungfer, paradiesischen Äpfelbäumen geschmückten Deckentafel als Wagenseiten der Gemeindemüllabfuhr verkamen.

Die blühende bäuerliche Volkskunst des 19. Jahrhunderts klang allmählich aus, indem die Bauern — in einzelnen Gegenden früher, in anderen später — zu einer neutralen, dem Kleinbürgerlichen näheren „spätbäuerlichen“ Art der Kleidung und der Wohnungseinrichtung übergingen. Aus dieser immer farbloser und im ganzen Land ähnlicher werdenden Bauernkultur ragten wie Inseln einzelne Gemeinden und Landschaften heraus, in denen im 20. Jahrhundert die neuesten Stilarten der Volkskunst entwickelt wurden, und diese nennen wir die dritte Stilperiode. Es handelte sich dabei um Dörfer, die dank ihrer spezifischen Pflanzenkultur, des Gemüseanbaus, zu Wohlstand kamen, und das zu einer Zeit, als im Land die Lage der Bauernwirtschaften allgemein immer schwieriger wurde. Diese fern voneinander und isoliert auftretenden späten Stile weisen eine überraschende Ähnlichkeit auf. Ihre Hauptgattung war die Stickerei, mit der Trachten und Haustextilien geschmückt wurden, die aber im Vergleich zu den kräftigen Formen und Farben der früheren Bauernstile einen lockeren zerfließenden und schwächlichen Eindruck machten; sie lassen unmißverständlich erkennen, daß bei ihren Anfängen der kleinbürgerliche Geschmack der Jahrhundertwende, die städtischen vorgedruckten Stickereien ihren Einfluß geltend gemacht hatten.

III.

Mutig, ein gewisses Risiko nicht scheuend, müssen wir verallgemeinern, um die erhaltenen Stücke der ungarischen Volkskunst, die unterschiedlichen lokalen Entwicklungsgänge in den angedeuteten drei Stilperioden unterbringen zu können. Einen ausführlichen Text für diese Konzeption habe ich in Gemeinschaft mit Edit Fél erarbeitet,

der einstweilen nur im Manuskript vorliegt und auch deutsch veröffentlicht werden soll ²⁰⁾).

Noch mehr Mut gehört dazu, die ungarische Volkskunst im ganzen mit der Volkskunst anderer Völker zu vergleichen. Man stößt dabei — besonders wenn es sich um die Volkskunst der Nachbarvölker handelt — auf gewisse Peinlichkeiten. Richtet man die Aufmerksamkeit auf einzelne Kulturelemente, kann man die Beziehungen am ehesten mit dem Begriff Übergabe — Übernahme beschreiben. Sobald wir aber von einem Element zugeben, daß es ein vom Nachbarn übernommenes ist, glaubt man es geringer einschätzen zu müssen im Vergleich zu den „ursprünglichen“ Elementen. Handelt es sich um Entlehnungen aus größerer Entfernung, ist die Beurteilung ein wenig anders. In der ungarischen Volkskunstforschung ist der Nachweis von aus der italienischen Renaissance, manchmal mit den italienischen Termini zusammen importierter Objektformen und Verzierungsmotiven ein bei weitem beliebteres Thema als zum Beispiel die Ermittlung des deutschen oder österreichischen Ursprungs der Kunstgriffe und Kunstausdrücke zahlreicher handwerklicher Tätigkeiten.

Es könnte gelingen, den Gefahren zu entgehen, wenn wir zum Zweck des Vergleichs die Volkskunst der einzelnen Nationen nicht in ihre Elemente zerlegen, sondern versuchen, sie in ihrer Gänze zu betrachten und ihre Zusammensetzung, ihre Struktur sowie ihre Beziehungen zu anderen künstlerischen Strömungen der zeitgenössischen Gesellschaft miteinander zu vergleichen. Man kann auch hoffen, daß — ähnlich wie hinter den verschiedenen Stilperioden der ungarischen Volkskunst jeweils andere Strukturen der bäuerlichen Gesellschaft stehen — auch jene Unterschiede, die sich in der Volkskunst verschiedener Völker zeigen, sich ursächlich zumindest zu einem Teil — durch die Unterschiede in den bäuerlichen Gesellschaften erklären lassen.

Eine einfache elementare Möglichkeit des Vergleichs ist die zeitliche, mit anderen Worten: man beobachtet, wo sich die Erzeugnisse der einen oder anderen Volkskunst im zeitlichen Ablauf vermehren und wo sie sich verringern. Wir haben keine umfassenden, zahlenmäßigen Daten über die Entstehung der Volkskunstgegenstände in der Vergangenheit und können solche nicht haben; wohl aber können wir die Sammlungen der Museen, die Kataloge und fachlichen Publikationen als eine Art Zufallsauswahl (random sampling) in Betracht ziehen. Professor Leopold Schmidt stellt im Zusammenhang mit den österreichischen Trachten das Gemälde Waldmüllers aus dem Jahre 1843 „Hochzeit in Perchtoldsdorf“ als einen Gipfel der Trachtenentwicklung dieses Landes hin ²¹⁾. Franz Lipp setzt auf ganz Österreich bezogen

²⁰⁾ Das Manuskript wurde dem Corvina Verlag in Budapest eingereicht.

²¹⁾ Leopold Schmidt, (wie Anm. 12), S. 67.

den reichsten und landschaftlich abwechslungsreichsten Stand der Trachten auf das Jahr 1860 ²²⁾). Mir will scheinen, daß in Ungarn der Höhepunkt in der Entwicklung der Trachten mindestens um eine Generation später eintrat. Von noch größerer Bedeutung scheint mir, daß die erhalten gebliebenen Stücke in Österreich in der Zeit weiter zurückreichen als bei uns. Auf Grund der Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, in dem auf die datierten Gegenstände besonderes Gewicht gelegt wird, kann man den Eindruck gewinnen, daß die zusammenhängenden Objektserien beinahe um ein Jahrhundert früher als in Ungarn anfangen. Ich glaube nicht, daß es sich lediglich um die bessere Aufbewahrung der Kunstgegenstände auf der einen Seite und um größere Verluste auf der anderen Seite handelt; vielmehr muß vorausgesetzt werden, daß die Verhältniszahl der mit besonderer Sorgfalt geformten Ziergegenstände — um den Terminus von Sigurd Erixon zu gebrauchen: der in die Repräsentationssphäre der bäuerlichen gegenständlichen Welten gehörenden Stücke — je nach Periode und Landschaft verschieden waren.

All das bedeutet zugleich, daß die unterschiedlich tempierte Volkskunst ihre charakteristischsten Prachtstücke unter der Herrschaft jeweils anderer Zeitstile schuf. Die Anregungen der verschiedenen herrschenden Stilarten durchliefen die unterschiedlichsten Gegenden Europas, setzten sich aber nicht überall fest. Um mich verständlich zu machen, möchte ich die Ansicht der ungarischen Bauern von Atány anführen, warum auf den Wiesen und Feldern in jedem Jahr a n d e r e wilde Gewächse in Mengen wuchern. Sie meinen, die Samen seien alle drinnen in der Erde und alle hätten ihre bestimmte Wachstumszeit. Bekommen sie dann einen guten Regen und eine gute Wachstumszeit, kommen sie hervor, sprießen und vermehren sich. Wenn nicht, dann bleiben sie eben in der Erde. Von Ungarn aus betrachtet hat es den Anschein, daß die Länder jenseits der Leitha ausgiebigen Barock- und Rokokoregen bekamen, der die Samen der Volkskunst zum Leben erweckte, während bei uns die gleichen Samen zum größten Teil in der Erde verblieben. Die barocken Anregungen des 18. Jahrhunderts brachten bei uns Schlösser, Dome, Dorfkirchen hervor und einige barocke Stadtbilder. Zu den Bauern gelangten indessen nur da und dort eine vereinfachte Fassadenlinie oder ein Ornament. Im mittleren Teil des Landes vertauschte auch der Landadel seine einfachen Häuser erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gegen anspruchsvollere Herrenhäuser, damals schon im Zeichen der klassizistischen Stilströmung, daher ihre charakteristische Form mit Tympanon und Säulenportikus. Die Bauern folgten noch später nach; und warum

²²⁾ Franz Lipp, Volkstracht. In: Adolf Mais (Hrsg.): Österreichische Volkskunde für Jedermann. Wien 1952, S. 232.

ihre Volkskunst so vielfältig und so originell bäuerlich werden konnte, mag daran gelegen haben, daß statt eines starken einheitlichen Zeitstils damals in den höheren Regionen eklektizistische, historisierende Richtungen aufgekommen waren, und am Ende des vorigen Jahrhunderts zur Zeit der geradezu maßlos gehäuften Zierats in der Volkskunst ein allgemeiner Dekorativismus herrschte.

Eine andere einfache elementare Möglichkeit des Vergleichs: Welche war die Herstellungsbasis der gegenständlichen Welt der Bauern in den verschiedenen Gegenden? Was entstand durch Selbstversorgung, was haben dörfliche Spezialisten, Heimgewerbler und was gelernte Handwerker dazu beigetragen? Diese Art der Annäherung schließt sich an die soeben angedeutete zeitliche an. Ein Beispiel: In Frankreich, in der als zurückgeblieben zählenden Gegend von Mâconnais verdrängten die hohen Schränke die Truhen — nach Susanne Tardieu's Feststellung — zwischen 1740 und 1780²³⁾. In Österreich sind viele schöne Bauernschränke bereits aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bekannt²⁴⁾. In Ungarn kam um dieselbe Zeit die Aussteuer in eine Spundtruhe und nur der eine oder andere wohlhabende, den Herrn spielende Bauer ließ für seine Tochter eine gemalte Truhe von einem Wanderschreiner anfertigen²⁵⁾. Der hohe Schrank als bäuerliches bemaltes Möbelstück erschien nur sporadisch und verbreitete sich im Land erst in seiner verbürgerlichten, einfachen Form. Die angeführten Daten deuten die zeitlichen Verschiebungen in der Volkskunst der betreffenden Landschaften aus und natürlich auch den ungleichen Lebensstandard; sie beweisen aber auch, daß im Mâconnais oder im österreichischen Kronland die gelernten Handwerker viel früher und zu einer wesentlich größeren Rolle kamen als in Ungarn. Die Spundtruhen waren Erzeugnisse von Hausgewerblern, sofern der Bauer sie nicht selbst zusammenbastelte.

Mit dem Vergleich des technologischen und materiellen Niveaus ist nichts über die künstlerische Qualität ausgesagt. Man kann auch mit dem Taschenmesser ein Meisterwerk schaffen und barbarische Schlichtheit, die Robustheit des Laien kann das Können des Handwerkers übertreffen. Jede Landschaft hat in ihrer eigenen Kunstgattung, mit ihren eigenen Mitteln Meisterwerke hervorgebracht. Daher der große Reichtum der europäischen Volkskunst.

Um 1830 rechneten reformbeflissene ungarische Volkswirte aus, daß in Ungarn auf je 78 Einwohner (nach anderen auf je 51) ein

²³⁾ Suzanne Tardieu: *La vie domestique dans le Mâconnais rural préindustriel*. Paris 1964, S. 200—201.

²⁴⁾ Leopold Schmidt, *Bauernmöbel aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz*. Wien-Hannover 1967, S. 42—43, 138—139 usw.

²⁵⁾ Klára K. Csilléry, (wie Anm. 13), S. 34.

Handwerker entfiel; in Niederösterreich dagegen auf je 15, in der Lombardei auf je 9²⁶⁾. Solche statistische Schätzungen deuten auch den verschiedenen Grad der Verstädterung an. Aber auch die Handwerker waren in ungleichem Maße urban. Zur gleichen Zeit, als 1785 die Schmiedegesellen von Ybbsitz sich darüber empörten, daß sie zu ihrem schwarzen Rock mit Goldknöpfen „dreieckig aufgestülpte“ — statt runder — Hüte tragen sollten²⁷⁾, mußte man in einzelnen ungarischen Städten der Tiefebene den Handwerksgesellen verbieten, wie die Bauern weite Leinenhosen „Gatya“ zu tragen und statt im Hause ihres Meisters zusammen mit den Bauernburschen im Stall zu schlafen²⁸⁾. Noch weniger städtisch waren die Handwerker, die zur Blütezeit der Volkskunst, besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gemalte Möbel, Tongeschirr, Szürmäntel, lange und kurze Pelze (suba und ködmön) für die Bauern herstellten. Diese hatten damals schon ihren früheren herrschaftlich-bürgerlichen städtischen Kundenkreis verloren und arbeiteten nur noch für Bauern nach bäuerlichem Geschmack, darum übersiedelten sie auch oft aufs Land.

Und damit sind wir bei der Charakterisierung der Volkskunst durch die unterschiedliche Situation des Bauerntums innerhalb der gesamten Gesellschaft angekommen. Bei der Spaltung, der Dichotomie, die die ungarische Gesellschaft gerade im späten 19. Jahrhundert, als die Volkskunst ihre höchste Blüte erreichte, in einen bürgerlich-kleinbürgerlich-kapitalistisch-proletarischen Sektor und einen feudal-adlig-bäuerlichen Sektor teilte²⁹⁾. Diese Spaltung drückte sich im betont Bäuerlichen der Volkskunst aus und darin, daß die Dorfbewohner sehr lange die Anregungen der städtischen Mode ablehnten und Inspirationen lieber vom Adel annahmen, der seinen gesellschaftlichen Niedergang ebenfalls durch Repräsentation auszugleichen suchte.

Die gleichen gesellschaftlichen Triebkräfte, die in den für die Volkskunst entscheidenden Jahrzehnten den dörflichen Geschmack in eine antibürgerliche, antiurbane, betont bäuerliche Richtung verschoben, bewirkten auf höherer Ebene, im Denken über die dörfliche Kultur und in der Wissenschaft, eine ideologische Formulierung zu Gunsten dieser Richtung. Es entstand die Meinung: Die moderne städtisch-bürgerliche Lebensform sei fremd; wirklich ungarisch da-

²⁶⁾ Géza Eperjessy, *Mezővárosi és falusi céhek az Alföldön és a Dunántúlon 1686—1848* (Zünfte in Marktflücken und in Dörfern auf der großen ungarischen Tiefebene und in Transdanubien 1686—1848). Budapest 1967, S. 175—176.

²⁷⁾ Leopold Schmidt, (wie Anm. 13), S. 49.

²⁸⁾ Géza Eperjessy, (wie Anm. 26). — István Márkus, *Kertek és tanyák Nagykovácsán a XVII. bis XVIII. században* (Abgesonderte Wirtschaftshöfe Gehöfte in Nagykovács im XVII. bis XVIII. Jahrhundert). Kecskemét 1943, S. 53.

²⁹⁾ Péter Hanák, (wie Anm. 7), S. 366—367.

gegen die adlige, volklich-bäuerliche. Es wurde vom Ungartum ein ethnographisches Bild entworfen, in dem die „Urbeschäftigungen“ — das Hirtenwesen, die Fischerei — ein besonders Gewicht bekommen, wobei man sich im Hintergrund an die nomadischen „Landnehmer“ erinnern sollte. Andererseits aber wurden diejenigen dörflichen Gruppen, die ihre betont bäuerliche Tracht und Volkskunst aufgaben, sozusagen aus dem Themenkreis der Volkskunde ausgeschlossen. Die noch so blumigen Steingutteller, die die glasierten Paradeteller der dörflichen Töpfer verdrängten; die weißen flachgestickten Kissenbezüge, die Bettdecken mit Druckmustern, die statt der buntgestickten oder gewebten Kissenbezüge nun auf den Paradebetten der guten Stube lagen, verloren genauso das Interesse der Volkskunde wie die gefladernten Kommoden, und die Schränke mit Glasscheiben. Zu dem, daß unsere Volkskunst auch ohnehin überwiegend bäuerlich war, kam eine Auffassung von der Volkskunst; eine spezifische Optik hinzu, die nicht zuließ, daß wir die verhältnismäßig bürgerlich-städtischen Charakterzüge überhaupt wahrnahmen.

Da wir nun darüber schon sprechen können, sind wir vielleicht einer unvoreingenommenen Anschauungsweise und damit einer reelleren Vergleichsbasis doch näher gekommen.

Chronik der Volkskunde

Herbstliche Volkskundetagungen 1975 in Niederösterreich und im Burgenland

Die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde von Niederösterreich im Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk veranstaltete in der Zeit vom 26. bis 28. September 1975 in Mistelbach ihre 15. Arbeitstagung. Die Vorträge fanden im Saal der Raiffeisen-Sparkasse am Hauptplatz statt, dazu kam die Ausstellung „Naive Architektur in Niederösterreich“, die von der Gruppe ZS 1 von Studenten der Technischen Hochschule Wien unter der Leitung von Dipl.-Ing. Roland Schachel dargeboten wurde. An Vorträgen fanden zunächst am 26. September der vom Referenten („Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkskunde“, veröffentlicht in diesem Heft der ÖZV) und jener „Bäuerliche Siedlungsformen und volkstümliche Elemente der Kulturlandschaft“ von Hofrat Dr. Kurt Conrad statt. Am Abend sprach Hofrat Prof. Dr. Viktor H. Pöttler über „Freilichtmuseen, Archive der Volkskultur“. Am Samstag wurde zunächst über die Ausstellung diskutiert, dann sprach Prof. Dr. Adalbert Klaar über „Die Siedlungs- und Hausformen im niederösterreichischen Weinviertel“. Am Sonntag früh fand zunächst der Vortrag von wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis über „Volks glauben um Haus und Hof“ statt, dann sprach Frau Dr. Edith Klenk-Hörandner vom Institut für Volkskunde über „Zweit- und Mehrfachfunktionen von Gebäuden und Räumen im Hofverband“. Die Tagung lief unter der Leitung von Frau Dr. Martha Sammer, betreut von der Leitung des Bildungs- und Heimatwerkes (Reg.-Rat Prof. Hans Gruber und Sekretär Dr. Hans Haid) zur allgemeinen Zufriedenheit ab.

Im Burgenland fand nun schon zum zweiten Mal die „Güssinger Begegnung“ statt, die vom Burgenländischen Bildungs- und Heimatwerk betreut wird. Die Herbsttagung 1975 war dem alten Volksschauspiel und dem Volkstheater und Laienspiel gewidmet. Die Vorträge fanden in dem stimmungsvollen, schlichten Refektorium des barocken Franziskanerklosters von Güssing statt. Unter der Leitung von Schulrat Franz Meier und Frau Margit Pflagner entwickelte sich in einer sehr guten, diskussionsfreudigen Runde der Ablauf der Vorträge durchaus planmäßig. Am Montag, 29. September 1975 sprach zunächst Professor Karl Horak über „Das Volksschauspiel im altösterreichischen Raum“. Dann folgte der Vortrag des Referenten über „Oberufer und die Volksschauspiel landschaft Burgenland“. Am Nachmittag berichtete als ungarischer Gast Frau Prof. Dr. Tekla Dömötör über „Das deutsche Volksschauspiel in Ungarn“, und zwar Gegenwartsaufnahmen, mit Photos und Tonbändern. Hans Kehrer aus Temesvar sprach über „Das Volksschauspiel im rumänischen Banat“. Am Dienstag, 30. September, folgte Dr. Erwin Streitfeld vom Germanistischen Institut der Universität Graz mit dem Vortrag „Karl Julius Schröer, Leben und Werk“, und der Landtagsabgeordnete Prof. Franz Probst, Eisenstadt, sprach schließlich über „Die Erneuerung des Volksschauspiels durch Rudolf Steiner“. So waren die verschiedensten Aspekte des großen alten Problemkreises zur Geltung gebracht. Die verhältnismäßig große Zahl von fachlich versierten Tagungsteilnehmern bewies die Bedeutung dieser erneuten „Güssinger Begegnung“.

Leopold Schmid t

Häuser und Menschen im Lungau

Das Österreichische Museum für Volkskunde veranstaltet im Rahmen seiner Reihe kleiner Wechselausstellungen „Häuser und Menschen in Bildern zeitgenössischer Künstler“ eine Ausstellung über den Lungau. Dieser Gau Salzburgs hat in der Geschichte des Museums stets eine gewisse Rolle gespielt, nicht zuletzt, dadurch, daß Michael Haberlandt schon in der frühen Sammlungszeit persönlich, zu Rad seine ersten Erkundigungen durchgeführt hat. Zu den alten Sammlungsbeständen aus den verschiedensten Sachgebieten sind dann in den letzten Jahrzehnten vor allem Bilder von zeitgenössischen Künstlern gekommen, von Emmy Hießeitner-Singer ebenso wie von Fritz Weninger, und von Leopold Schmid nicht minder als von Liesl Freiinger-Wohlfarth. Dazu konnten einige weitere Bilder älterer Maler aus dem früheren 20. Jahrhundert erworben werden, so daß sich doch ein wenn auch knapper Einblick in diesen Bereich ergeben hat. Die Ausstellung wurde am 26. Oktober 1975 eröffnet, ein kleiner vervielfältigter Katalog ist dazu erschienen. Schdt.

VIII. Tagung der freien Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“ vom 3. bis 6. Juni 1975 in Prato di Resia (Julische Alpen, Italien)

Die freie Arbeitsgemeinschaft „Alpes Orientales“, welche deutsche, italienische, österreichische, Schweizer und slowenische Fachvertreter der Volkskunde vereinigt, hat in der Zeit vom 3. bis 6. Juni 1975 in Prato di Resia (Friaul-Julisch-Venetien) ihre 8. Tagung abgehalten.

Die Studiengruppe verfolgt seit nunmehr zwanzig Jahren ein Forschungsvorhaben, dessen Ziel es ist, das überlieferte Volksleben in den Landschaften des Ostalpenbogens nach bestimmten volkskundlichen Themen und Gesichtspunkten darzustellen und zu untersuchen. Die Buchveröffentlichungen der jeweiligen Tagungsberichte legen davon Zeugnis ab¹⁾. Im Rahmen dieses Programmes wurde für die diesjährige Tagung in Prato di Resia das Thema der „Saisonerwanderung und Auswanderung im Bereich der Ostalpen“ (Emigrazione) gewählt. Die „Emigration“ ist für den untersuchten Bereich ein kennzeichnendes wirtschaftlich-soziales Phänomen. Aufgabe der Tagung war es jedoch, nicht so sehr die demographischen und ökonomischen Auswirkungen zu untersuchen als vielmehr die Auswirkung der Emigration auf die Lebensweise der betreffenden Bevölkerungen zu beleuchten: Vorgänge der Bewahrung, Erneuerung, Veränderung, Verbreitung, Austausch, kulturelle Kontakte und Gegensätze zwischen den verschiedenen Gebieten und Bevölkerungsgruppen.

Die Tagung wurde mit einem Referat von Professor G. Perusini eröffnet. Im ersten Teil seines Referates entwarf er ein Bild von der Entwicklung und den Eigenarten der Emigration in Friaul während der letzten Jahrhunderte und in bezug auf die Haltung der herrschenden politischen und kirchlichen Kräfte. Im zweiten Teil analysierte der Vortragende das Verhältnis zwischen Emigration und Prozessen der Bewahrung oder des Verlustes der kulturellen Identität innerhalb bestimmter untersuchter Gruppen. Einige Beispiele, wie etwa die Tracht mit ihren sozialen Unterschieden, wurden zur Erläuterung herangezogen.

Auf Grund von Lebenszeugnissen in Briefen, Gedichten, Liedern und Aufzeichnungen anderer Art hat Professor A. Maissen die Wesenszüge

¹⁾ Zuletzt ist erschienen: „Alpes Orientales VII“. Acta septimi conventus de ethnographia Alpium Orientalium tractantis Brixiae, anno MCMLXXII. Redigit Ioannes Griessmair. Monachii (München), Sumptibus Dr. Dr. Rudolf Trofenik, 1975.

und Wandlungen für eine Landschaft dargestellt, das über Jahrhunderte hinweg ein Hauptgebiet der bäuerlichen Emigration war: Graubünden. Schon vom 13. Jahrhundert an erfolgten Wanderungen nach Venetien und Venedig, Angehörige von Spezialberufen zogen durch die Jahrhunderte ständig auch in andere italienische Städte, und seit der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts setzte dann auch der Wanderstrom nach Frankreich und vor allem nach Nordamerika ein. Ein besonderes Augenmerk wurde auf die Wanderung von Kindern, auf die „Schwabengänger“ oder „ils Schoubacheclerchs“, gelegt, die im 19. Jahrhundert jährlich den Rhein hinabzogen und sich bei den Bauern in Schwaben als Viehhüter verdingten.

Dr. J. Strajnar forderte, daß man sich der harten Wirklichkeit der Emigration zuwenden und die bedrückenden Lebensbedingungen der Auswanderer sehen solle. Er ging von der konkreten Erfahrung eines Mitgliedes einer slowenischen Familie aus, die ins französische Bergbaurevier und inmitten einer polnischen Umgebung verpflanzt worden war. Er machte auf die Probleme der doppelten Entwurzelung aufmerksam, welche der Auswanderer erfährt im Augenblick des Verlassens seiner Heimat und dann wieder bei der Rückkehr. Er führte weiter das Problem der Sprache an, wies auf die verschiedenen Einstellungen der Generationen gegenüber dem Problem des Kulturverlustes hin und hob die Bedeutung anscheinend geringfügiger Einzelheiten — Art des Kleidens oder Verwendung bestimmter Geräte im Haus — für die Analyse derartiger Prozesse hervor.

Da die Tagung im Resiatal stattfand, in einer Gebirgsgegend also, welche seit Jahrhunderten das Phänomen der Emigration kennt, bot sich an Ort und Stelle direktes Anschauungsmaterial für die Auswirkung der Auswanderung auf die Lebensbedingungen und Überlieferungen einer bestimmten Landschaft. Prof. M. Matičetov behandelte in seinem Vortrag, ausgehend von seinen persönlichen Beobachtungen und Kontakten im Resiatal, die Motive und Elemente, welche die Auswanderung in der mündlichen Erzählüberlieferung hinterlassen hat, und zwar in jenen Landschaften, die von den Resianern auf ihren Wanderungen berührt worden sind (Friaul, Slowenien und Istrien). Professor V. Vodušek seinerseits hat die typischen Merkmale in den Musikstücken der resianischen Geiger untersucht. Diese bestehen in der Einfügung einer erweiterten Quart an Stelle einer reinen Quart. Diese Besonderheit führt er nicht etwa auf den Einfluß des Alphorns zurück, sondern vielmehr auf das traditionelle Tonsystem der Resia, dessen Altertümlichkeit aus dem autochthonen Vier- und Fünftonsystem zu erschließen ist.

Prof. N. Cantarutti steuerte einen Beitrag über eine besondere Art der Frauenwanderung bei. Aus Erto, einem kleinen Gebirgsort in Friaul, sind Frauen saisonweise ausgewandert, um Kleinhandel zu betreiben. Die Ausführungen des Referenten beruhten auf direkten Feldforschungen. Es wurde über die Geschichte dieser Händlerinnen eingehend berichtet, wobei ihre Wanderungswege rekonstruiert werden konnten und auf die Beeinflussung der volkstümlichen Kultur durch dieses mobile Bevölkerungselement hingewiesen wurde.

Die Rolle des Tanzes in den Gruppen und in der Kultur der Emigranten hat Dr. M. Ravovs beschrieben: Tanz als reine Unterhaltung im Gegensatz zu dessen ursprünglichen funktionellen Bindungen in der Heimat; Pflege traditioneller Tänze als Zeichen der Zugehörigkeit zur nationalen Kultur bei gesellschaftlichen Zusammenkünften von Auswanderern; die Notwendigkeit, dieses Zugehörigkeitsgefühl zur alten Heimat zu bewahren und somit das Gefühl der Fremdheit und Einsamkeit der Auswanderer erträglich zu gestalten.

„Die Saisonarbeit und Auswanderung in den Volksliedern von Prekmurje (Übermurgebiet)“ betrachtete Prof. Z. Kumer in ihrem Vortrag, wobei festzustellen war, daß zwischen den Themen der Volkslieder der Saisonarbeiter

und denjenigen der Auswanderer ein Unterschied besteht. Es wurden auch die zahlreichen Beziehungen zu den Vorbildern der Kunstlieder aufgezeigt und die rhythmisch-metrischen Formen sowie die musikalischen Partituren in die Betrachtungen mit einbezogen.

Prof. G. P. Grie sprach über die Beziehungen zwischen der Emigration und dem friaulischen Volkslied. Er hob die Notwendigkeit hervor, zwischen Auswandererliedern (Heimwehliedern) zu unterscheiden, welche ursprünglich an die Zeit der Saisonwanderung gebunden waren und dann später in das Repertoire der freien Gesangsvereine übergegangen sind, und solchen, die in dem Augenblick entstanden sind, als die Auswanderung in den Prozeß der Massenindustrialisation einiger Gegenden Europas einmündete. Letztere Lieder müßte man zur neuen europäischen Tradition der Arbeiterlieder rechnen. Sie sind keine Bauernlieder mehr und gehören einer neuen Tradition an, die die Einheit von Melodie und Text, wie sie für das traditionelle bäuerliche kennzeichnend war, nicht mehr besitzt.

Prof. R. Pellegrini beschäftigte sich mit einem Brief-Corpus karnischer Auswanderer aus der Zeit von 1727 bis 1825. Sein Anliegen war es, die Interferenz der Sprache zu untersuchen und deren soziokulturellen und soziopolitischen Implikationen herauszuarbeiten. An Hand einiger bezeichnender Beispiele konnte auf die Schwierigkeiten hingewiesen werden, mit welchen diejenigen kämpfen, die von der Sprache ursprünglich nur mündlichen Gebrauch gemacht haben und durch die Auswanderung in die Lage versetzt wurden, sich nun auch der geschriebenen Sprache bedienen zu müssen. Weitere Beispiele verdeutlichten die unterschiedliche Rolle, welche die verschiedenen Sprachen im Kontakt miteinander einnehmen, und zeigten den gewöhnlichen Verlauf des Akkulturationsprozesses auf, der zur Aufgabe der Muttersprache mit ihren traumatischen und psycholinguistischen Folgen führt.

An den Arbeiten und Diskussionen wirkten neben den Referenten auch M. Gavazzi, R. Wildhaber, M. Cortelazzo, G. Schroubek, V. Novak, A. Ceuc, A. Podlogar, M. Stanonik und M. Terseglav mit. Österreichische Fachkollegen waren auf der knapp vor Semester-schluß terminlich ungünstig anberaumten Tagung „Alpes Orientales VIII“ leider nicht vertreten.
Gaetano Perusini-Klaus Beitzl

Paul Stieber †

Am 17. September 1975 ist Paul Stieber (31. 10. 1915—17. 9. 1975) gestorben, noch vor Vollendung seines 60. Lebensjahres. Mit ihm haben wir einen Wissenschaftler verloren, der für sich in Anspruch nehmen konnte, die Erforschung volkstümlicher Keramik auf ganz neue Grundlagen gestellt zu haben.

Es fällt schwer, die Arbeit Paul Stiebers zu würdigen ohne Einblick in sein so reich angelegtes Leben. Der mehrjährige Aufenthalt in Japan als Knabe brachte die Begegnung mit fernöstlicher Kultur, die Freude am Sport (zweimal deutscher Hochschulmeister) und der Natur als begeisterter Bergsteiger und Skifahrer führte ihn in die Mannschaft der deutschen Spitzbergen-Expedition. Die tiefe Neigung zur Musik zeigte sich in einem umfassenden Wissen zur Musikgeschichte — er entdeckte vier Kompositionen Haydns — und über den Bau historischer Instrumente, aber auch im eigenen Musizieren, als Cellist, der mit befreundeten Philharmonikern Konzerte gab, und als Barytonspieler, der die Spieltechnik für dieses seltene Streichinstrument entscheidend verbesserte und über hundert Kompositionen Haydns für Baryton zur Aufführung brachte. Und doch war er in erster Linie Ingenieur, ein in ganz Europa gesuchter Konstrukteur von Sondermaschinen. Die Intensität dieses Lebens forderte ihre Opfer, in Form schwerer Krankheit und personeller Schwierigkeiten in der

eigenen Fabrik. In dieser Situation zog Paul Stieber einen Strich unter sein bisheriges Leben, schied aus der Fabrik aus und wählte die Unabhängigkeit des Privatmannes, ohne materielle Sicherung.

Paul Stieber war ein begabter Sammler. Seine Liebe zur Keramik, entscheidend von dem intensiven Verständnis des Konstrukteurs für Formensprache beeinflusst, hatte schon lange dazu geführt, ausgewählte Stücke zu erwerben. Mit einem Doppelhenkeltopf, signiert, datiert und lokalisiert, erfolgte der Anstoß zur wissenschaftlichen Beschäftigung. Oberthulba, so der Ort, war aber im Burgenland nicht zu finden, wohin diese unglasierte und mit weißem Pfeifenton bemalte Ware lokalisiert wurde. Paul Stieber entdeckte die Produktion in Bayern, in Unterfranken, und unterzog sie einer eingehenden Bearbeitung, gestützt auf eigenes Sammeln, mündliche Befragung und archivalische Quellen (Hafnergeschirr aus Oberthulba, Teil A. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1962, S. 150—171, Teil B ebda. 1963, S. 172—215). Jahrelanger Aufenthalt in den Osttiroler Bergen führte zur Beschäftigung mit Pustertaler Geschirr und einer Ausstellung im Museum Schloß Bruck in Lienz im Sommer 1965 (150 Jahre Hafnergeschirr aus dem Pustertal. In: Osttiroler Heimatblätter. Beilage des Osttiroler Boten, 33. Jg. [1965], Nr. 4). Die besondere Liebe Paul Stiebers aber galt dem altbayerischen Hafnergeschirr, das bis dahin in der Wissenschaft weitgehend unbekannt war und erst durch die von Paul Stieber jahrelang vorbereitete Sonderausstellung „Hafnergeschirr aus Altbaiern“ 1968 im Bayerischen Nationalmuseum in seiner Gesamtheit erfaßt wurde.

Grundlage seiner Arbeit waren eine mit viel Mühe zusammengetragene Spezialbibliothek und ein inzwischen auf über 60 Karteikästen angewachsenes Archiv, geteilt in eine Regionalkartei und eine Sachkartei mit Überkreuzverzettelung, insgesamt von ihm als Deutsches Hafnerarchiv (DHA) bezeichnet. Die mit den Fähigkeiten des Ingenieurs entwickelte Systematik der Erfassung des Einzelstücks, der Verzettelung schriftlicher und mündlicher Nachrichten, der Aufbereitung und Ordnung hunderttausender Einzelheiten zeugen nicht nur von ungeheurem Fleiß, sondern auch von dem unbedingten Willen zu gediegener Arbeit. Was dabei entstehen kann, zeigt der fundamentale Aufsatz Formung und Form (zweite erweiterte Fassung. In: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 1970/71, S. 7—73, 28 Abb.).

Paul Stieber war immer davon bestimmt, durch Hilfestellung die Grenzen der Anstrengungen des Einzelnen zu überwinden. Aus diesem Grund rief er seit 1968 Keramikforscher aus West-, Mittel- und Osteuropa nach St. Justina in Osttirol, wo in der Abgeschlossenheit einer Hütte in konzentrierter Arbeit der auch in der Forschung so wichtige Meinungsaustausch stattfand (vgl. ÖZV 1969—1975). In diesem Sinn soll die Arbeit im Deutschen Hafnerarchiv (Bayerisches Nationalmuseum) fortgesetzt werden.

Zu Ehren Paul Stiebers erscheint in Kürze ein Band, in dem eine Reihe der Teilnehmer an den Internationalen Hafner-Symposien (IHS) in St. Justina Aufsätze zu Themen volkstümlicher Keramik in Europa zusammengestellt haben.

Ingolf Bauer, München

Literatur der Volkskunde

Joachim Hähnel, *Stube* — Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung. (Schriften der volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 21). Münster-Aschendorf, 529 Seiten.

Dieser 21. Band der gewichtigen westfälischen Schriftenreihe bietet sich dar als erster Teil einer wohl von Bruno Schier angeregten, in den Jahren 1961—1963 entstandenen, ungewöhnlich breit angelegten Untersuchung des Phänomens „Stube“. Er enthält eine Aufsammlung der gedruckten historischen Quellen zur Geschichte dieses Raumtyps im Hausbau Mitteleuropas, an die dann „Überlegungen“ sowie die Literatur über das Wort „Stube“ und sein Bedeutungsfeld als zweiter Hauptabschnitt anschließen. Folgen soll noch ein weiterer Teil über die Baugeschichte der Stube im Rahmen der historischen Raumgefüge mitteleuropäischer Hausformen sowie über deren kultur- und sozialgeschichtlichen Aspekt.

Es ist nun sicher nicht leicht, dem Vorliegenden allein in einer Anzeige voll gerecht zu werden. Seine kompendiöse Anlage und der Arbeitsaufwand sind jedenfalls erstaunlich, die Durchführung korrekt, kritisch und zugleich umsichtig. Was gelegentlich auch bei uns für ein Einzelgebiet versucht und angegangen wurde, erwies sich in der historischen Hausforschung ja immer spürbarer als unentbehrliches Desiderat. Es erscheint hier nun gleich für sämtliche jemals deutschen Ländergruppen sowie für etliche Nachbarräume (Polen, Tschechoslowakei, Frankreich) als umfassende Belegsammlung aus Urkunden-, Rechnungs- und Lehnbüchern, Regesten, Urbaren, Chroniken, Annalen und dgl. zusammengestellt. In ihr spiegelt sich quasi das kulturgeschichtliche Problem „Stube“ als das jener gar nicht wenigen Kulturwörtern wie z. B. „Hof“, „Kasten“, „Kamin“, „Kaue“, „Liehe“ oder „Pflug“, die bis heute noch halb- oder ungelöste Worträtsel darstellen, was ihre Sachherkunft und ihren Bedeutungsursprung anbetrifft. Neben den oft recht begrenzten Hilfen und Auskünften der Glossare und Wörterbücher war die Hausforschung da immer noch auf Moriz Heyne's „Deutsche Hausaltertümer“ (1899—1901) und weniges andere verwiesen, sofern es um exakte historische Wortzeugnisse beispielsweise für das Mittelalter ging.

Angesichts des heutigen Standes der Quellenedition wäre dies also ein neuer und notwendiger Ansatz zu einem Arbeitsinstrument, das sicher nicht nur die volkstümliche Hausforschung dringend benötigt. Im Gegensatz zur tiradenhaften Langatmigkeit mancher modischer Theoretiker hält sich der Verfasser äußerst bescheiden im Hintergrund. Nicht ganz zwei Seiten genügen ihm zur Problemeinführung. Er gibt kurze, knappe Vorerläuterungen zu den einzelnen Quellengruppen und faßt seine „Ergebnisse“ gut und übersichtlich zusammen. Eine etwas deutlichere Untergliederung der verschiedenen Einzelabschnitte im Satzspiegel hätte dabei noch etliche Vorteile für die Übersichtlichkeit des Ganzen eingebracht.

Den Hauptteil des Buches macht die Fülle der Text- und Literaturbelege aus, die verhältnismäßig kompreß und in fortlaufendem Petitsatz gedruckt sind und die oft z. B. bei Städten wie Wien, Zürich, Straßburg, Köln, Hamburg, Stral-

sund, Stettin oder Reval viele Druckseiten oder ganze Druckbogen ausfüllen. Das Material wurde dabei (wohl vom Zettelapparat her) so angeordnet, daß unter den Ortsbelegen und historischen Nachrichten zunächst die ältesten über Dampfbäder und (vermeintliche) Badestuben einzeln und mit ausführlicher Quellenkritik behandelt werden (S. 2—13); ebenso die wichtige Gruppe von Textstellen und Wortbelegen für *stupa/stuba* zwischen 700 und 1200 mit einer deutlichen Verdichtung im böhmisch-mährischen bzw. deutschen Ostraum (13—21). Dann folgt eine zusammenfassende Übersicht über die nord- und osteuropäische Badstube in neuerer Zeit, die sich u. a. auf Ilmar Talve's bekanntes Werk von 1960 stützen kann. Den Hauptteil bestreiten sodann die langen Belegreihen zur Geschichte der „Badstuben“ in Österreich, der Schweiz und Süddeutschland (S. 30—144) sowie der „begrifflich nicht näher abgehobenen Belege“ für „Stube“, sprich „Wohnstube“; in beiden Fällen mit Einschluß auch der literarischen Quellen der mittelhochdeutschen Dichtung und bildlicher Darstellungen (S. 145—192). Nachrichten über Bad- und Wohnstuben unter verschiedenen Namen in den Ländern Mittel- und Niederdeutschlands sowie in Skandinavien, England und Frankreich schließen an (S. 192—313).

Es folgt sodann — im Exkurs gleichsam (und zugleich äußerst wertvoll!) — eine Übersicht und Materialsammlung zur „Badstube als Flachsdarre“, jedoch wieder mit Einschluß aller Verfahren und Arten von Röstanlagen zur Flachsaufbereitung in Europa (S. 314—328), samt den deutschen Sonderbezeichnungen (Haarstube, Brechstube, Pirlstube usw.) und der baltischen „Pörte“, lit. *pirtis* und der estnischen Riege. Auch dies hier gesehen unter der Aufgabe, „Belege für das Wort Stube und seine Synonyme als Raumbezeichnung im älteren, vor allem mittelalterlichen Schrifttum zusammenzustellen und aus ihrer Interpretation Aussagen zur Geschichte dieses Raumes zu gewinnen“ (S. 328).

Das Ergebnis nach J. Hähnel: In der Masse der mittelalterlichen Quellen werden verschiedene Räumlichkeiten als „Stuben“ benannt, in erster Linie wenn sie private Wohn- oder Aufenthaltsräume, zweitens Räume für Zusammenkünfte geschlossener, namentlich städtischer Gruppen oder für bestimmte Zwecke, Anlässe oder Arbeiten waren. Auch „ein öffentlicher oder privater Raum oder Bau für das Bad, das in der Regel ein Dampfbad war“, wurde mit dem Grundwort „Stube“ benannt, doch setzte man hier immer das funktionsbezogene Bestimmungswort („Badestube“) bzw. entsprechende lateinische Übersetzungen bei. Weder nach den ältesten Quellen noch nach den Aussagen des Gesamtmaterials an Belegen lasse sich daher die bisher vorherrschende Lehrmeinung halten, „daß das Wort Stube in der Bedeutung Baderaum früher als in derjenigen eines Wohn- oder Aufenthaltsraumes belegt sei“ (S. 329). Wohl aber sei immer und überall die Heizbarkeit durch einen Ofen das wesentliche und namensgebende Merkmal der Stube gewesen, die diese zugleich „von der — unheizbaren — Kammer und von den mit verschiedenen Namen belegten herd- oder kaminbeheizten Räumen unterscheidet“ (S. 334). Hähnel räumt jedoch ein, daß die mittelalterlichen Stuben „Wohnräume mit ganz unterschiedlichen (Ofen-)Feuerstätten“ waren (S. 335); er findet die Eigenständigkeit der ostalpinen „Rauchstube“ vor allem von da her ebenso bestätigt wie die der osteuropäisch-slawischen *izba*, der ursprünglich nur mit einem Herd ausgestatteten rauchigen *stofa* (*stuga*, *stue*) in großen Teilen Skandinaviens sowie der Stube (*tupa*, *pirtti*) in Finnland, die zunächst auch einen Rauchofen hatte (S. 335). „Das gemeinsame Merkmal der deutsch als *stube*, türnitz und *dornse*, lateinisch als *stuba*, *estuarium*, *caumata* und *pirale* bezeichneten Wohnräume in Ober- und Niederdeutschland ist ihre Heizbarkeit durch einen rauchfreien Ofen. Dessen ‚Erfindung‘ ist die für das mitteleuropäische Wohnwesen bedeutsame Novation, mit der die ‚oberdeutsche Stube‘ entstand und ihre großräumige Expansion (über den größten Teil Mitteleuropas) begründet wurde“ (S. 343). Ihre „Einteilung in

vier Raumviertel" mit sogenannter „Diagonalstruktur" erweist sich nach Hähnel „wahrscheinlich als eine mittelalterliche Novation (in einem Raucher-Wohnraum mindestens früh-, wenn nicht vorgeschichtlichen Alters)" (S. 335). Und wieder im Gegensatz zu diesen Raucher-Wohnräumen (Rauchstuben) erweise sich die „oberdeutsche Stube" sowohl in ihren frühesten Belegen wie auch später „im Verlauf ihrer Expansion . . . zunächst als kein neuer (Haupt-)Wohnraum, der einen älteren ablöst oder ersetzt, sondern als ein zusätzlicher Sonderraum oder Sonderbau in einem bereits differenzierten Wohn-Raumgefüge" (S. 336). Ihr Ansehen resultierte in diesem Gefüge der Wohnräume also nachgerade „aus ihrer Exklusivität" bei relativ geringen Größenausmaßen (ebda.). Sehr zurecht hebt Hähnel dabei ausdrücklich hervor, „daß es sich dabei nur um einen Strang (von Ref. gesperrt!) in der Entwicklungsgeschichte der Stube handelt. Was an so benannten Räumen außerhalb des Wohnwesens des Adels und der Geistlichkeit in der Frühzeit vorhanden war, bleibt weitgehend im Dunkel" (S. 336). Es folgen nun Feststellungen des Verfassers zur ostalpinen „Rauchstube" („Seit wann sie den Namen Stube trägt und weshalb sie diesen Namen erhielt, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen", S. 337!), zur osteuropäischen *izba*, zur altnord. *stofa* (ebda.), dann zur ostniederdeutschen *dornse* (S. 337 ff.), zur exklusiveren oberdeutschen *türnitz* (S. 339 ff.) sowie eine umfassendere Belegauswertung zur „Badstube" (S. 343—355), zu der er abschließend meint: „Der Komfort römischer öffentlicher Bäder war in der mittelalterlichen Stadt nicht realisierbar; Ansatzpunkt für den neuen Aufschwung des städtischen Badewesens im Mittelalter war die primitivere Schwitzbadtechnik Ost- und Nordeuropas. Sie bedurfte nur eines einfachen, einräumigen, ofengeheizten Badegebäudes, und mit dessen Aufkommen ist die Übernahme der Raumbezeichnung Stube auf das Bad in Verbindung zu bringen" (S. 355).

Das Fazit dieser neuen Aufschließung und Auswertung der Quellen erbringt fürs erste eine merkliche Priorität der „Stube" (Wohnstube) gegenüber deren Funktion als sonstiger Zusammenkunfts-, Arbeits- oder Aufenthaltsraum. Ihre primäre Bedeutung behält die Wohnstube auch im Verhältnis zur fast ebenso häufig und gleichzeitig auftretenden Badestube. Ihre Ausgangsform und frühmittelalterliche Vulgärform bleibt jedoch „weitgehend im Dunkel". Ebenso bleibt aber auch weiterhin ungeklärt, wie und auf welchem Wege es etwa um 1190 und anscheinend zuerst im äußersten Süden des deutschen Sprachraumes, nämlich in Südtirol (Umgebung Bozen), aber auch vermutlich in Kärnten — hier gibt es einen eindeutigen Beleg von 1191 („in castro de Dietricstane in stipa"), der Hähnel entgangen ist¹⁾, wie es also zu dieser Novation von rauchfreien Stuben auf den Burgen des Adels und bald auch in Häusern der Geistlichkeit und der Stadtbürger gekommen ist. Ich habe bereits vor Jahren in einem Hamburger Vortrag darauf hingewiesen, daß gerade an dieser Zeitmarke noch vor 1200 der kritische Punkt in den Überlieferungssträngen der frühen Stubenentwicklung zu liegen scheint. Man wird dabei deren Sachverhalte und -bestände auseinanderhalten müssen und vor allem viel eher mit selbständigen Stubenbauten rechnen müssen. Besonders im Süden und im ostmitteleuropäischen Raum muß es sich so verhalten haben. An diesem Punkt also möchte ich eher Arthur Haberlandt zustimmen und Hähnels Annahmen in Frage stellen²⁾.

Die Diskussion darüber ist freilich hier und im Rahmen dieser Anzeige von Hähnels Buch nicht abzuführen. Auch was sonst bei ihm an historischen Belegen, Literatur oder Detailfragen zu diesem ganzen ersten Abschnitt zu er-

¹⁾ Siehe Arthur Haberlandt, Zur Kulturgeschichte der Hausformen Oberdeutschlands. In: Die Sachgüter der deutschen Volkskunde (= Jahrbuch für historische Volkskunde 3/4). Berlin 1934, S. 25 und 31.

²⁾ Mon. Duc. Car. III nr. 1384.

gänzen bzw. geltend zu machen wäre, kann an dieser Stelle nicht eingebracht werden. Wir hoffen es in Kürze anderweitig darlegen zu können. Die erfreuliche Tatsache „einer Neubearbeitung auf erheblich breiterer Quellengrundlage“ und „die Sichtung aller faßbaren Quellen (so Hähnel S. 1 f.) ist an sich nur zu begrüßen und eine Leistung, die man sicher nicht allein an dem Bemühen um Vollständigkeit wird messen dürfen.

Wenn sich dabei der Verfasser — wie er einleitend vermerkt — „im Gegensatz zu der bisher meist gepflogenen Betrachtungsweise der ‚Wörter und Sachen‘“ sieht, wenn „in jedem Falle von der Sache auszugehen und es die weitere Aufgabe sei, die wortgeschichtlichen Wandlungen aus dem Verlauf der Sachgeschichte zu deuten“, so befindet er sich offenbar in einem argen Mißverständnis. Schon ein Blick in die ersten Bände von Rudolf Meringers Zeitschrift „Wörter und Sachen“ oder auch in Arbeiten dieser „Schule“ hätten ihm unbezweifelbar gezeigt, daß hier eben, und zwar im Gegensatz zu den reinen Linguisten, stets und nur von den Sachen und von der Sachentwicklung ausgegangen wurde und daß gerade diese vorwaltende Sachbezogenheit die „Methode“ ausmachte. Man sollte im Abstand von mehr als 60 Jahren auch nicht über Leute den Stab brechen, die damals erst anfangen, Neuland aufzubrechen und nach Quellen Ausschau zu halten, zu denen uns heute ganz andere Wege und ein wohlbebauter Boden zur Verfügung steht. Freilich, mit Wortbelegen allein ist das Stubenproblem ganz sicher nicht zu lösen. Die Gefahr, einem zu generalisierten Begriff „Stube“ nachzulaufen, das bringt Unschärfen, verwickelt in unlösbare Widersprüche, und dies solange, als wir nicht die tatsächliche räumlich-zeitliche Vielfalt dieser Stubenformen auch schon innerhalb engerer Regionen von den Sachrealitäten her erfaßt und begriffen haben.

Das zeigt der Verfasser selbst sehr deutlich, wenn er nun im zweiten Hauptabschnitt das „philologische Problem“ Stube angeht und das Wort „Stube“ und dessen Bedeutungsfeld semasiologisch untersucht (S. 356—417). Zur Etymologie dieses Wortes hatte man bisher german. *stuben = stieben, dann romanisches *extufare = dampfen machen, das auf griech. τυρος zurückgeführt wird, und schließlich nach Otto Lauffer mnd. stove = Feuertopf, Gefäß herangezogen und dabei stets Verfahren, Geräte beim Aufguß-Dampfbad im Auge, von denen die Bezeichnung auf den Raum übertragen worden sei, „wobei sich zusätzlich das Gerät später aus dem Raum wieder abgesondert, das Wort aber beim Raum verbleibt“ (S. 359). An diesen Schwierigkeiten litten alle bisherigen Erklärungsversuche. Joachim Hähnel sucht einen neuen und anderen Weg und unternimmt es, das große Bedeutungsfeld von „Stube“ auszuschreiten und sachgeschichtlich in einem ganzen Dutzend von Wortfeldern abzuklären. Wie schon O. Lauffer „geht er gleichfalls von Stu(b)be ‚Baumstamm, -stumpf‘ aus, sieht aber die Verbindung mit der Endstufe ‚Wohnraum (Wohnhaus)‘ in der Gleichartigkeit der materiellen Substanz (Holz); er gelangt vom Gefäß oder Behältnis, das aus dem gehöhlten Stamm entstand, zum gleichfalls hölzernen, aber zusammengefügteten Behältnis — zum Blockkasten und schließlich zum kastenartigen Blockbau“. Es hätte sich demnach „der Raum a us dem Gefäß“ heraus entwickelt und Stube wäre zu verstehen „als hölzernes Gefäß (ursprünglich aus einem Baumstamm gehöhlt) mit Bedeutungserweiterung zum (hölzernen) bewohnbaren Behältnis“ (S. 360).

Wieder ist auch hierbei eine Fülle von Material und Literatur in die Einzelabschnitte eingestaut, die man sonst so schnell nicht würde zur Hand haben können. So findet man bei Abschnitt 4: stube = ‚Brunnenfassung‘ das lexikalische wie vor allem das wichtige archäologische und reiche Material dazu umfassend zusammengestellt und möchte dem Verfasser nachdrücklich beipflichten, wenn er sagt: „... unser Wissen von rezenten bäuerlichen Brunnenfassungen in Mitteleuropa ist äußerst dürftig, so daß sich dem von der Vor- und Frühgeschichte dargebotenen Material von volkskundlicher Seite nur wenig

gegenüberstellen läßt" (S. 377). Ähnlich verhält es sich bei „Stube und Grubenhäuser“, Abschnitt 13 (S. 404—412), wo Hähnel übrigens das älteste Wortzeugnis für Stube, die „stuba“ der Lex Alemannorum, in Entsprechung zu *screena* bzw. *genitium* anderer Leges als „Webraum“, nicht mehr als Badestube interpretiert (S. 407). In Abschnitt 8: stube „Sperrwerk im Triftbach“ erwähnt der Verfasser im Zusammenhang mit Archen- und Klausenbau „von Bächen ausgehende Stuben-Ortsnamen“ (S. 390); er übersieht dabei jedoch das Faktum der eigens für „Arme und Pilger“ errichteten und unterhaltenen „Wärmestuben“, wie es beispielsweise in einer Viktringer Urkunde vom 2. November 1239 (man beachte das Tagesdatum!) für den Nordfuß des Loiblpasses in Kärnten bezeugt wird: „... in exhibitionem ignis straminis et stupe calide transeuntibus pauperibus et peregrinis“ (MDC IV/1, nr. 2184; fehlt ebenfalls bei Hähnel S. 160 f.). Man wird nicht übersehen, daß zahlreiche Ortsnamen in den Alpen auf derartige „Stuben“ hinweisen: Hofname Stübner am Nordabfall des Gaberl (Steiermark), Stuben im Oberinntal und am Arlberg.

Abschnitt 12 behandelt „Stube und Blockbau“. Wie mir scheint, gehört das zum Treffendsten, was seit langem über diese Holzbauweise und die damit verbundenen Raumstrukturen in gedrängter Überschau geschrieben worden ist. Das führt und motiviert zu neuen Fragen und Begriffssetzungen wie die vom „Flurhaus-Raumgefüge“, über die man reden wird müssen; und das erst läßt den Hausforscher Joachim Hähnel erkennen. Man kann also nur wünschen, daß er nach seinem Vorgehen auch zum Abschluß und zur „Neufassung“ der weiteren Teile dieses grundlegenden Werkes über „Die Stube“ kommt.

Vielleicht sollte man auch der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, ihrem Vorsitzenden Prof. Dr. Günter Wiegmann, und dem Verlag Aschendorff in Münster für das mutige Unternehmen danken. Bücher dieser Art könnte man vergleichen mit dem skeletthaften Ständergerüst eines gewaltigen Hallenhauses, das mit diesem steht und fällt; da ist nichts von der zugkräftigen Fassade und von äußerem bloßem Blickfang, nichts was sich heute gut verkaufen läßt, aber es ist viel für die weitere wissenschaftliche Forschungsarbeit.

Oskar Moser, Graz

Via Sacra. Das Wallfahrtsmuseum in Kleinmariazell. Ausstellung und Katalog von Helene Grönn mit Beiträgen von Leopold Schmidt, Emil Schneeweis und Rupert Feuchtmüller. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XV). Wien 1975. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde. Brosch., 98 Seiten, 4 Farbtafeln, 24 Abbildungen. S 60,—.

Wege zur Magna Mater Austriae, seit Jahrhunderten von Bedefahrern so vieler Völker der alten Donaumonarchie begangen, gibt es mehrere. Manche davon werden eigenartigerweise gerade heute im Zeitalter der Fit-mach-mit-Märsche von vielen Teilnehmern in jenem (allerdings nicht ganz neuen, aber heute anders intendierten) eigenartigen Gemisch von Bekennerfreude und sportlichem Leistungswillen, ja Ehrgeiz begangen. Aber die Via sacra schlechthin ist und bleibt jene aus der einstigen Kaiserstadt in der Herzmitte des Vielvölker-Reiches zur Himmelskönigin, an deren steirischem Wallfahrtsort Mariazell heute noch stärker als irgendwo die Aura der Sakralmitte des Habsburger-Imperiums spürbar ist. An dieser Via sacra von der Donau durch gesegnetes Voralpenland in diesen nachwirkenden Kultmittelpunkt vom „Mons Mumenalbe“ und der heutigen Basilika liegt das Kloster Kleinmariazell, erstmals, vor dem 19. Jahrhundert „Mariazell in Österreich“ geheißen und von den Benediktinern betreut, in dem Helene Grönn eine Ausstellung von 256 Exponaten aufgebaut und durch diesen Katalog sorgfältig eingeleitet und erschlossen hat. Leopold Schmidt zeichnet die Geschichte dieser Via sacra zwischen Wien und

Maria Zell nach (56—66) und weiß wie immer weit in die Kultur- und Geistesgeschichte auszugreifen. Die Denkmale der Volksfrömmigkeit erfaßt Emil Schneeweis (67—77), dem mehr als anderen, eigentlich „Berufeneren“, das Bewußtmachen und zur Pflege eines wirklichen Kulturerbes solcher Sakraldenkmäler Mahnen vorab in Niederösterreich zu danken ist, da man sich nun allenthalben stärker der Verantwortung dafür bewußt geworden ist und „was tut“. „Die Wallfahrt König Ferdinands V. von Ungarn nach Maria Zell im Jahre 1833 in den Bildern von Eduard Gurk“, die farbtechnisch reizvoll in den Farbtafeln I—IV auch wiedergegeben sind, ausgewählt aus 40 Aquarellen als Ergebnis dieser für die „malerischen Reisen“ im Biedermeier so kennzeichnenden und „zuverlässigen“ Blätter von 1833/34, beschreibt Rupert Feuchtmüller (78—90). Vier weitere Bilder dieser Serie sind als Nummern 21—24 im Schwarzweiß-Autotypienteil auf Kunstdruckpapier dem übrigen reichen Abbildungsschatz zu Geschichte und Nachleben der Via sacra beigefügt. Ein sorgfältiges Register erschließt auch hier die Fülle des ansprechend Gebotenen.

Leopold Kretzenbacher

P. Stephan Schaller OSB (Hrsg.): Ferdinand Rosner, *Passio nova*. Das Oberammergauer Passionsspiel von 1750. Historisch-kritische Ausgabe mit Nachwort. (Reihe: Geistliche Texte des 17. und 18. Jahrhunderts. Nachdrucke, Neuausgaben, Untersuchungen. Hrsg. von Hans Pörnbacher, Bd. 1). Verlag Herbert Lang u. Cie. AG, Bern-Frankfurt/Main, 1974. Geb., 423 Seiten.

Die recht unerfreulichen Vorgänge um das Passionsspiel von Oberammergau (OAG) 1970 hatten die Problematik geistlichen Spiels im säkularisierten ausgehenden 20. Jahrhundert grell beleuchtet. Zwar waren es auf der einen Seite meist weniger sachkundige als vielmehr politisch engagierte, oft nur sensationslüsterne Journalisten, die (immerhin ein Vierteljahrhundert nach Rassenwahn und Kriegsgreueln) bislang als Randerscheinung und historischen Ballast empfundenes zum zentralen Anlagen des ex voto-Spieles (mit nicht ganz sicherer Grundlage des Spielursprunges) abstempeln wollten. Die Entgegnung der (anscheinend auch unter sich zerstrittenen Spielerpersönlichkeiten und politischen Fraktionen) Spielgemeinde als „Report OAG 70/80“ war mit der Dokumentationschrift „Völker hörten die Signale“¹⁾ auch weder emotionsfrei noch sachentsprechend im starren Traditionalismus, bei fehlendem Geschmack auch nicht wirkungssicher²⁾. Daß auch kirchliche Stellen — mit Ausnahmen³⁾

¹⁾ Report Oberammergau 1970/80. Völker hörten die Signale. Herausgeber: Gemeinde Oberammergau, 1970, 192 Seiten. Vgl. dazu: Der Spiegel XXV/Nr. 35, 1971, (23. VIII., S. 61 f.).

²⁾ Vgl. die erstaunlich ausführliche und harte Auseinandersetzung mit dem „Report Oberammergau 1970/80“ in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 27. I. 1971, S. 8 unter dem Titel: „Mit dem alten Spiel gegen die neue Pest. In einer unchristlich-militanten ‚Dokumentation‘ rechnen die Reformgegner mit ihren Kritikern ab“ (Hannes Burger). Die „Report“-Auszüge als „Die Urabstimmung einer Weltgemeinde“ zeigen das Ausmaß der Emotionalisierung.

³⁾ Vgl. die aktuellen Berichte und Erörterungen zum Thema OAG in der Zs. „Emuna-Horizonte. Zur Diskussion über Israel und das Judentum“, Jahrgang V/5, Köln 1970 mit diesen Beiträgen: W. H. Eckert, Warum so viel über Oberammergau reden? (217 ff.). — H. G. Zander, Frommes Theater oder die Passionsspiele von Oberammergau (S. 227 ff.). — G. R. Schroubek, Erbauliches Spiel oder Ärgernis? Oberammergau aus volkskundlicher Sicht (S. 231 ff.). — H. H. Mallau, Beobachtungen eines Alttestamentlers zu den Lebenden Bildern von Oberammergau (S. 235 ff.). — W. Sanders, Was man auch sehen muß bei den Passionsspielen von Oberammergau (S. 246 ff.).

— ziemlich ratlos waren, nur wenig Überzeugendes zur Klärung zu sagen wußten, ist unverkennbar. Nun, das Geschrei ist verhallt. So weit, so gut. Fünf Jahre nachher erfährt die Öffentlichkeit aus der Presse, daß man sich doch zu grundlegender Textänderung, zu einem geistlichen wie sprachlichen aggiornamento also entschlossen habe und daß man die heikle Aufgabe an Dr. P. Stephan Schaller in Ettal, dem langjährigen Erforscher, Berater und Mitgestalter des Kulturerbes von OAG übertragen habe. Das erfüllt mit Zuversicht.

Noch lieber erkennt man, daß der Genannte, der nicht nur ein Gerufener, sondern schlechthin der Berufene ist, seine schwierige Aufgabe damit beginnt, zunächst einmal für die allzuvielen, die zwar mitreden, aber nur wenig vom Werden solch eines Phänomens wissen, eine wesentliche Grundschrift, den für Generationen von Spielern entscheidenden alten (nicht ältesten!) Text von OAG kritisch vorzulegen. Schaller hatte „Das Passionsspiel von Oberammergau 1634—1950“ schon zu Ettal 1950 in seinem geschichtlichen Werden vorgestellt. Er kann sich auf Handschriftenkenntnis, auf Darstellungen von J. A. Daisenberg, A. Hartmann, auf O. Mausser's Ausgabe des Rosner-Textes (Leipzig 1934) sowie auf Forschungen von H. Moser (1928, 1930) beziehen und sollte auch auf L. Schmidt mit seinen geistesgeschichtlichen Bezügen von OAG im Handbuch „Das deutsche Volksschauspiel“ (Berlin 1962; S. 14, 18, 19, 259, 260, 263, 267, 271, 275, 276, 308) verweisen. Schaller's kritische Ausgabe auf Grund von sieben Handschriften zwischen 1749/50—1761 vermag zu zeigen, wie der zu Wien 1709 geborene Karl Joseph Ignatius Rosner als Ettaler Priester (Ordensname Ferdinand) und Professor für Poesie an der dortigen Ritterakademie (gest. 1778) verfahren war, als erstmals eine „Passio nova“ notwendig erschien.

Ohne Rosner, der sich auf die „Passions Tragedy“ des Augsburger Meistersingers Sebastian Wild von 1566 ebenso stützte wie auf den offenkundig 1634 beim 1. Spiel verwendeten, aber nur in einer Handschrift von 1662 (von A. Hartmann 1880 entdeckt) erhaltenen Text einschließlich mancher Anleihen von 1674 (aus Johann Äbl-Weilheim) wie auf Bearbeitungen seines Lehrers als „pater comicus“ Karl Bader wären alle die nachfolgenden Spielgestalter, die Ettaler Patres der Bühnenpraxis wie die Laien, gar nicht denkbar. Um so erfreulicher also die ungleich besser als die von Otto Mausser (1910 noch sehr abgewertete, erst 1934 veröffentlichte) lesbare und in der Textgestaltung aus vielen Handschriften (der 1750 gespielte Text ist ja gar nicht erhalten!) sorgfältig und bis in Einzelheiten der Abweichungen von Rosner's Autograph von 1753 begründend gestaltete kritische Ausgabe. Sie ist mühevoll und gewissenhaft in der Stille der Gelehrtenstube entstanden. Also dient sie der Barockforschung für Literaturgeschichte, Volkskunde und Theaterwissenschaft und bildet den Anfang einer begrüßenswerten neuen Reihe. Diese „Passio nova“ wird Entscheidendes darbieten für ein der Würde des Themas entsprechendes Auswägen zwischen Traditionsverpflichtung und Neuansatz, wie es eben in OAG 1980 der Welt angeboten werden wird. Leopold Kretzenbacher

Volkstümliche Möbel aus Altbayern (Katalog der gleichnamigen Ausstellung).

Herausgegeben vom Bayerischen Nationalmuseum. München 1975, Deutscher Kunstverlag. 176 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen und 8 Farbtafeln. DM 32,—.

Heidi Müller, Volkstümliche Möbel aus Nordschwaben und den angrenzenden Gebieten (= Kunstwissenschaftliche Studien Bd. XLVIII). München 1975, Deutscher Kunstverlag, 146 Seiten, 88 Abbildungen auf Tafeln und 4 Karten, DM 52,—.

Die Erforschung des bäuerlichen Möbels ist wieder an eine ihrer Ursprungsstätten zurückgekehrt, nämlich nach München. Wo 1937 die große süd-deutsche Volkskunstausstellung stattfand, die nicht zuletzt eine Folge der Vor-

arbeiten von Franz Zell, von Josef M. Ritz und von Torsten Gebhard war, findet 1975 eine stattliche Ausstellung von Möbeln aus Altbayern allein statt, vom Bayerischen Nationalmuseum veranstaltet, aber in den Räumen des Münchner Stadtmuseums. Die schöne Ausstellung mit ihren Punktstücken aus öffentlichem und privatem Besitz wird durch den Katalog dokumentiert, den Walter Fuger verantwortet. Sämtliche Stücke sind nicht nur genau beschrieben, sondern auch abgebildet, freilich fast nur in schwarzweiß, jedoch in sehr schönen Aufnahmen von Walter Haberland. Es handelt sich praktisch nur um Wohnmöbel, ganz wenige Stücke gehören einem weiteren Bereich an, also etwa Sakristeikasten oder Schiffertruhen.

Dem Katalogteil ist ein Abhandlungsteil vorangestellt, in dem man manche Beiträge mit großer Aufmerksamkeit lesen wird. So „Haus und Möbel“ von Torsten Gebhard, der auch den weiteren Beitrag „Werkstatt, Handel und Abnehmer“ geschrieben hat, und somit noch einmal zu den „Tölzer Kistlern“ seiner Dissertation zurückverweisen kann. Das wichtige Kapitel „Typologie und Konstruktion“ behandelt Walter Fuger, die „Technik der Möbelmalerei“ dagegen Gisliind M. Ritz, die auch die „Gestaltungsmerkmale in der Möbelmalerei“ behandelt. Was bei Fuger stärker zum Tischlerhandwerklichen neigt, geht bei Gisliind M. Ritz mehr ins Kunsthistorische, das Gebiet ist eben vielseitig zu betrachten. „Bilder auf Möbeln“ hat wieder Walter Fuger behandelt, man muß es ja gerade bei den oberbayerischen Möbeln intensiv tun, die „Quellen der Möbelforschung“ stellt dagegen Gertrud Benker dar, deren Beitrag durch den Hinweis auf die Bildquellen von Gisliind M. Ritz ergänzt erscheint. Sie hat schließlich auch die „Möbelforschung in Altbayern“ forschungsgeschichtsdargestellt, mit der sie ja personell und sachlich so eng verbunden ist.

Anders als diese mitten aus der Bauernmöbelforschung erwachsenen Beiträge lesen sich die „Einführung“ von Lenz Kriss-Rettenbeck und „Möbel als kultureller Wert“ von Helge Gerndt. Die Einführung von Kriss-Rettenbeck betont, daß Bayern kein Volkskundemuseum habe, was in der Tat merkwürdig ist und bleibt. Im weiteren versucht Kriss-Rettenbeck die „Volkskunst“ zu rechtfertigen, und das in fünf Thesen, die irgendwelche Einsprüche von theoretischen Gegnern entwarfen sollen. Kriss-Rettenbecks Art der theologisch-philosophischen Begründung ist sicherlich interessant, nur leider unlesbar bis zur Unverständlichkeit. Wenn man den Satz (S. 10) „Unsere Ausstellung will keine am grünen Tisch entworfenen Vorstellungssysteme unter Benutzung bzw. in Mißbrauch authentischer Konkretionen aufzwingen oder vorgefaßte Hypothesen vermarkten, sondern mit aller Zurückhaltung Konkretionen als Zeugnisse präsentieren usw.“, liest, so kommt man damit kaum zurecht. Man versucht an Hand eines Lexikons mit den zweimal angeführten „Konkretionen“ klarzukommen, findet dort aber, daß es sich um „die in vielen Gesteinen vorkommenden Zusammenhäufungen von sekundär gebildeten Mineralien“ handle, was doch gar keinen Sinn ergibt. Vielleicht meint Kriss-Rettenbeck einfach konkrete Sachverhalte, wie es eben Tische und Stühle, Kasten und Betten sind, aber er bringt es nicht über sich, verständlich, meinerwegen konkret-verständlich zu schreiben. Ich fürchte nicht, „daß die Formulierungen die Vorstellung von monokausalistischen Zusammenhängen aufkommen ließen“ (S. 11), sondern eher, daß man sich wundern wird, wie man über diese Dinge und ihre Zusammenhänge anläßlich einer so schönen Schau so verzwickelt denken und schreiben kann.

Bei Helge Gerndt steht es bei weitem nicht so, aber seine Ausführungen über „Möbel als kultureller Wert“ sind doch zu wenig auf die meinerwegen also konkrete Tatsache dieser altbayerischen Möbel gemünzt. Daß die Möbel ihre Funktion haben, ist nach Weiß und mir wohl nicht mehr schwer nachzusprechen. Ob man sich gleich in „Funktionsanalysen“ deshalb stürzen muß, weiß ich nicht. Gewiß steckt in Gedanken wie „Möbel als Zeichen“ oder „Möbel als Indikator“ auch eine kleine Wahrheit. Aber ich kann mich erinnern, über

Möbel als Gegenstände des Vorzeigens, ja des Prunkens einiges geschrieben zu haben; die Dinge sind einfach nicht so neu, wie sie da vielleicht scheinen mögen.

Wenn ich die Textteile des Münchner Kataloges so überlege, kommt mir vor, daß eine gewisse Rückkehr zu einfacheren, aber gediegenen landschaftlichen Darstellungen eine ausgesprochene Notwendigkeit bleibt. Der Band von Heidi Müller ist denn auch ein wahres Labsal. Eine vorzügliche Dissertation bei Torsten Gebhard, und zwar über Nordschwaben, was in den Karten als das Gebiet ausgewiesen wird, das etwa mit Augsburg im Süden beginnt und im Norden bis an die Grenze der Oberpfalz reicht.

Innerhalb dieser Grenzen behandelt Heidi Müller zunächst die Organisation des Schreinerhandwerks in Nordschwaben mit Aufweisung aller dort vorhandenen Schreinerwerkstätten. Dann wird der „Möbelbestand“ Nordschwabens an Hand der archivalischen Quellen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert dargetan, woraus sich eine ganz vorzügliche Dokumentation ergibt. Erstaunlich, was hier für die Stellbretter und Kantbretter, für die Behälter, Kasten, Fußnetkasten, Gießfaßkasten, Aufsatz- und Glaskasten an Belegen zusammengebracht wurde. Aber auch die Truhentmöbel, also Sidel, Truhe und Schrein sind vorzüglich bezeugt. Bei den Betten lassen sich die Baldachin- und Himmelbetten, die Lotterbetten, Karrenbetten, Kinderbetten und Wiegen herausheben. Von den Sitzmöbeln werden Bank, Schranne, Stuhl und Sessel genauer belegt. Bleiben noch die Tische: Schrägpfostentisch, Klapptisch. Nach dieser ungemein eindrucksvollen Dokumentation folgt die Darstellung der „Möbelgattungen“, an Hand der Bestände der landschaftlichen Museen und Sammlungen. Was die Belege nicht aussagen können, nämlich die Formenvielfalt, das kommt hier nun zur Sprache. Aus diesen geordneten Materialien ergibt sich der Überblick über die „Möbellandschaften“ im Ries und im benachbarten ehemaligen Landgericht Heidenheim/Hahnenkamm, im Härtsfeld, im Kesseltal, im Gebiet zwischen Kesseltal und Donau, und schließlich im Donautal um Donauwörth.

Diesen ausführlichen Darbietungen und Folgerungen stehen die verhältnismäßig weniger umfangreichen Ausführungen über „Wohnen und volkstümliche Wohnvorstellungen“ zur Seite, Dinge also, die von der Möbelforschung durchaus behandelt werden sollen, nur eben ohne Verallgemeinerung. Was für Richard Weiß wie für mich zentrales Anliegen war, „Die Beziehung des Menschen zum Möbel“, das findet sich hier schön auf die landschaftlichen Verhältnisse bezogen ausgearbeitet.

Eine außergewöhnlich schöne Dissertation also, deren Veröffentlichung richtig war. Bilder sind in beträchtlicher Anzahl beigegeben. Bei dem Preis von DM 52,— wären aber vielleicht doch auch noch einige Farbtafeln möglich gewesen. Auch wenn die Farbaufnahme und dann noch der Farbdruck die eigentlichen Möbelfarben nie ganz richtig wiedergeben, eine gewisse Hilfe bei der rein optischen Möbelbestimmung bieten Farbbilder eben doch, man sollte heute auf sie nicht mehr verzichten.

Leopold Schmidt

Hermann Dannhauser, *Keramik des Mittelalters in Bayern*. Ein Katalog (= Kataloge der Prähistorischen Staatssammlung, Nr. 15/ = Beiträge zur Volkstumsforschung Bd. XXI). 74 Seiten, 55 Tafeln, Abb., Kallmünz 1973, Verlag Michael Laßleben.

Karl-Rolf Schultz-Klinken, *Die Entwicklung der ländlichen Handarbeitsgeräte in Südwest-Deutschland*. Ackerbaugeräte für Bestellung, Pflege und Ernte (= Der Museumsfreund. Aus Heimatmuseen und Sammlungen, Baden-Württemberg, Nr. 14/15). 110 Seiten mit 162 Abbildungen, Stuttgart 1975, Württembergischer Museumsverband e. V.

Die Beschäftigung mit der Sachkultur des Hochmittelalters ist und bleibt mühsam. Es gibt nicht viel an aussagekräftigen Zeugnissen, und was es reich-

lich gibt, nämlich die Keramik, ist nicht eindrucksvoll. Die unglasierten grauen Kochtöpfe und verwandten Gefäße sind zumindest in Scherben zu tausenden erhalten, werden aber nur zögernd aufgearbeitet, die Gleichförmigkeit des Materiales lockt nur selten dazu. Da ist es begrüßenswert, daß nach der Arbeit von Hermann Steininger (1964) für Österreich und von Uwe Lobbedey (1968) für Südwest-Deutschland nunmehr eine Aufarbeitung für Bayern erfolgt ist. Hermann Dannheimer von der Prähistorischen Staatssammlung in München legt das Scherbenmaterial von den Fundstätten der Südostecke der Stadtmauer in Regensburg, von der Reichsburg Cham („Schwedenschanze“ am Galgenberg), vom „Burgstall“ am Hohen Bogen im ehemaligen Landkreis Kötzing, aus dem Gebiet der Neustadt von Degendorf, vom „Burgstall“ bei Romatsried im ehemaligen Landkreis Kaufbeuren und vom Geisberg bei Haugen im Landkreis Marktoberdorf vor. Eine vorzügliche schematische Übersicht über die mittelalterliche Keramik in Bayern, die nach Jahrhunderten von 1000 bis 1500 gegliedert ist, zeigt den Formenbestand und auch den Formenwandel auf, der sich besonders aus dem Material von Cham herauslesen läßt. Die vorzüglich klaren Zeichnungen (Gefäßquerschnitte) stammen von Frau I. Mohr in München.

Dannheimer hat selbstverständlich bei den Funden jeweils nicht nur die Keramik katalogisiert, sondern auch die Beifunde, also vor allem metallene Geräte- und Waffenreste, mit aufgenommen und abgebildet. Auf dem „Burgstall“ von Romatsried im ehemaligen Landkreis Kaufbeuren, also in Bayrisch-Schwaben, haben sich auch zwei eiserne Randbeschläge von Holzspaten gefunden (Tafel 40/15.16). Das leitet zu der Arbeit von Karl-Rolf Schultz-Klinken, dem Leiter des Deutschen Landwirtschaftsmuseums. Hohenheim bei Stuttgart hinüber, in der ja auch derartige Spaten bzw. Spatenrandbeschläge behandelt sind. Schultz-Klinken hat die Bestände der Heimatmuseen von Baden-Württemberg aufgearbeitet und daraus eine knappe systematische Darstellung geformt. Es handelt sich allerdings um die Arbeitsgeräte in der ganzen ur- und frühgeschichtlichen Zeit sowie in den historischen Epochen, was zumindest in den Bildern so etwas wie die Darstellung eines Ablaufes ergibt, um den es sich in Wirklichkeit doch kaum gehandelt hat. Das also etwa an Hand der randbeschlagenen Spaten: Schultz-Klinken berichtet S. 52 über die Holzspaten, die er an sich schon für die Zeit um 6000 ante nachweisen zu können glaubt. Die ältesten gefundenen Spatenrandbeschläge stammen dann aus der römischen Siedlung im deutschen Südwesten (Abb. 80, 81), wovon zumindest der aus Bad Cannstatt (Abb. 80) eine Sonderform sein dürfte. Und dann kommt die Folgerung: „Die ersten hölzernen Spaten mit eisernen Randbeschlägen sind allerdings bei der einheimischen Bevölkerung des südwestdeutschen Raumes etwa erst ein Jahrtausend später nachweisbar.“ Also offenbar keine Kontinuität. Die Literatur über das Gerät ist dem Verfasser anscheinend unbekannt, wie etwa die Beschriftung der Spaten ab Abb. 89 zeigt, bei denen es sich nicht um rand-, sondern um blattbeschlagene Spaten handelt. Aber die Übersicht über das in Hohenheim vorhandene Gerätematerial ist dennoch selbstverständlich wertvoll.

Leopold Schmid t

Volker Kutschera, Spielzeug. Spiegelbild der Kulturgeschichte. 160 Seiten mit 8 Textillustrationen und 48 Farbtafeln. Salzburg 1975. Residenz Verlag. S 298,—.

In der Reihe „Zeugnisse alter Volkskunst“ wurde nun das sechste Werk vorgelegt, gleichfalls in bewährter Manier eingeteilt in knappen Einleitungstext, aufwendigen Farbbildteil mit ausführlicher Legende zu jeder Reproduktion, und einem abschließenden Bildkatalog. Der Schwerpunkt liegt wiederum im dominierend gestalteten Abbildungsmaterial, das sich bis jetzt ausschließlich auf die reichhaltigen Bestände des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien,

beschränkte, sich nun in dem neuen Buch stützt auf die in Österreich größte private Spielzeugsammlung des Ehepaars Folk-Stoj, die vor etwa einem halben Dezennium dem Salzburger Museum Carolino Augusteum gewidmet wurde. Doch die Auswahl der Objekte, die optisch ausgezeichnet, vielfach vor alten Papiertheater-Prospekten zur Geltung kommen, bringt leider nur schon aus einschlägigen Sammlungen allenthalben Bekanntes; ja es werden aus dem Bestand bereits publizierte Stücke wieder gezeigt (z. B. in K. Gröber - J. Metzger, Kinderspielzeug aus alter Zeit, Hamburg 1965, Abb. Nr. 84, 85 gleich mit hier Nr. 20, 21 d; in H. Kaut, Alt Wiener Spielzeugschachtel, Wien 1961, Abb. Nr. 16, 42 ident mit Nr. 35, 43). Angesichts dieser einzigartigen Kollektion, die etwa 30.000 Einzelstücke aus mehr als fünfzigjähriger Sammeltätigkeit umfaßt, sollte doch unzweifelhaft völlig unbekanntes Material hinreichend vorliegend sein! — wovon sich der Rezensent einst zu überzeugen die Möglichkeit hatte.

Bei der Themenbehandlung möchte man sich einen etwas vertiefenderen Text wünschen, denn er wird dem Untertitel „Spiegelbild der Kulturgeschichte“ nicht allzu gerecht. Ebenso scheint wissenschaftliche Solidität zu mangeln, wenn es u. a. heißt, daß sich Naturspielzeug einer theoretisch-wissenschaftlichen Betrachtung entzieht (S. 32); demzufolge dürften die diesbezüglichen Arbeiten von K. Haiding nicht bekannt sein. Letztlich vermißt man beim Literaturverzeichnis, das freilich nur eine knappe Auswahl darstellen soll und doch u. a. Verhaltensforscher K. Lorenz mit drei Büchern zitiert; es fehlen Standardwerke wie M. Bachmann - R. Langner, Berchtesgadener Volkskunst, Leipzig 1957, J. Blau, Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst, Prag 1917 f., W. Exner, Die Hausindustrien Österreichs, Wien 1890, G. Lauböck, Die holzverarbeitende Hausindustrie Österreichs, Wien 1900. Bedenklich wird es aber, wenn ebenso neben dem Hinweis auf die Arbeit G. Folk-Stoj, Eine Wiener Spielzeugsammlung (Mittbl. d. Museen Österr., 5. Jg. Wien 1956, S. 154 ff.) auch das hier wohl primär anzuführen gewesene, bereits oben zitierte Werk von Kaut fehlt, das zudem über 100 Einzelstücke aus der Sammlung Folk-Stoj abgebildet hat und in dem auch Fr. Gabriele Folk-Stoj in einem eigenen Aufsatz zu Wort kommt.

Somit eine den ersten Bänden der Reihe keineswegs adäquate Fortsetzung.
Michael Martischinig

Anneliese Röck, Abenteuer vor der Haustür. Drei Kinder entdecken Oberösterreich. 224 Seiten, mit Zeichnungen von Rudolf Nemeč. Linz 1975, Oberösterreichischer Landesverlag. S 98,—.

Oberösterreich hat sehr viele, gut geführte Heimathäuser und Ortsmuseen, auch so manche Spezialmuseen, und Höfe, die als Freilichtmuseen geführt werden. Um der Laienwelt und vor allem den Kindern einen Zugang dazu zu verschaffen, hat Anneliese Röck dieses nette Buch geschrieben, mit einer kleinen Erzählhandlung: Eine Münchner Kusine kommt zu ihren Linzer Verwandten zu Besuch, und diese zeigen nun dem Gast und den eigenen Kindern das Land ob der Enns in seiner Vielfalt und nicht zuletzt mit seinen Museen. Das ist in einer großen Anzahl kleiner Kapitel nett heruntererzählt, mit Hinweisen auf die wichtigsten Sammlungen und ihre bedeutsamsten Stücke. Das Motto ist offenbar „nur nicht schulmäßig, es handelt sich doch wieso um eine interessante Story“. Ob man den Kindern die durchaus nicht so einfachen Verhältnisse landschaftlich-historischer und volkskundlicher Art auf diese Weise schmackhaft machen kann, weiß ich nicht. Aber der Versuch ist jedenfalls zu begrüßen. Die mehrfache Warnung, nicht „mit den Fingern zu besichtigen“, ist immer angebracht, nicht nur in oberösterreichischen Heimatmuseen. Ähnliche durchaus richtige Bemerkungen sind geschickt in den Text eingeflochten. Was sie helfen mögen, vermag wohl nur ein Testverfahren zu ergründen, wenn man so etwas in den Heimatmuseen durchführen könnte.

Jedenfalls reichen die Hinweise bis in die jüngste Museumsgeschichte des Landes. Das neue Ennsmuseum in Kastenreith beispielsweise wird schon mit-besichtigt, mit berücksichtigt. Wir möchten hier auf die neue Veröffentlichung von Franz Lipp darüber hinweisen: „Alter Kasten — Neues Ennsmuseum. Ein Beitrag zum Kapitel Denkmalschutz — Museumspflege“ (Oberösterreich, 1975, S. 33—40, mit 5 Abb.)
Leopold Schmidt

Siegfried Neumann, Eine mecklenburgische Märchenfrau.
Bertha Peters erzählt Märchen, Schwänke und Geschichten, 223 Seiten.
Berlin 1974, Akademie-Verlag, DM 7,50.

Seit die Volkserzählforschung sich nicht nur mit den Volkserzählungen, sondern auch mit den Volkserzählern beschäftigt, gehört es gewissermaßen zum guten Ton dieser Spezialistengruppe, daß jeder von ihnen auch einen Band mit den genau festgehaltenen und interpretierten Geschichten „seiner“ Märchenfrau herausbringt. Das war in manchen Fällen recht bemerkenswert. Doch zeigt es sich, daß zumal auf binnendeutschem Gebiet die Beeinflussung durch andert-halb Jahrhunderte Volksmärchenveröffentlichung so groß geworden ist, daß man letzten Endes eben nur mehr die mehr oder minder guten Nacherzählungen der Grimmschen Märchen bekommt.

Dieser Gefahr ist auch der vorliegende Band nicht entgangen. Frau Peters, geb. Kortüm in Warin, war eine vorzügliche Erzählerin, und Neumann hat alles, was sie wußte, auf Tonband festgehalten. Ihr Leben wird lebendig geschildert, ihr Wirken als Lehrerin, Großmutter und Mutter waren schon Erzählerinnen. Bei der eigenen Lektüre in der Jugend lag ihr Andersen weniger, die Grimmschen Märchen mußte sie lesen und wiedererzählen, und zwar offenbar in immer steigendem Ausmaß. Aus mündlicher Tradition lernte sie Schwänke kennen, die sie auch in ihr „Repertoire“ aufnahm. All das ist von Neumann genau festgehal-ten worden, man bekommt einen vorzüglichen Einblick in das Wesen dieser gemütvollen Erzählerin. Anschließend sind 66 Erzählungen in plattdeutscher Mundart wiedergegeben, mit Anmerkungen und Worterklärungen.

Dennoch erscheint es doch zweifelhaft, ob solche Aufzeichnungen, die an sich gewiß die Freude des Volkserzählforschers sein mögen, unbedingt der Öffentlichkeit in Buchform übergeben werden müssen.

Leopold Schmidt

**Siegfried Armin Neumann (Hg.), Plattdeutsche Legenden und
Legendenschwänke.** Volkserzählungen aus Mecklenburg. 172 Sei-ten. Buchschmuck von Erika Bock. Berlin 1973, Evangelische Verlags-anstalt, DM 5,—.

Aus dem unerschöpflich reichen Wossidlo-Archiv lassen sich nicht nur Märchen, Sagen und Schwänke, sondern auch Legenden herausheben. Der fleißige und umsichtige Erforscher der mecklenburgischen Volkserzählung Neu-mann hat hier ein hübsches Bändchen mit 103 kleinen Erzählungen zusammen-gestellt, die als Legendenmärchen, Legendenschwänke und verwandte Erzählun-gen gelten können. Man würde zunächst in einem evangelischen Land nicht so viele Legenden vermuten, aber Mecklenburg ist verhältnismäßig spät reformiert worden, und manche Geschichten sind doch ohne konfessionelle Rücksicht ge-wandert und wandern offenbar noch.

Neumann hat den plattdeutsch erzählten Geschichten ein umfangreiches kundiges Nachwort beigegeben, hat zu den einzelnen Geschichten die erforder-lichen Nachweise (Typennummern) angemerkt und eine eigene Sammlung von „Wortklärungen“ angeschlossen. Eine nützliche und mit Liebe ausgestattete Sammlung.
Leopold Schmidt

Felix Karlinger (Hg.), *Berichte im Auftrag der Internationalen Arbeitsgemeinschaft für Forschung zum romanischen Volksbuch*. Seekirchen (Salzburg) 1974. Redaktion **Angela Birner**. Vervielfältigt, 116 Seiten.

Felix Karlinger, der unermüdete Romanist der Universität Salzburg, der sich so weitgehend der Erforschung der Volkserzählung verschrieben hat, ist in den letzten Jahren besonders für das Volksbuch tätig geworden. Das Volksbuch, der anonyme Roman seit dem Spätmittelalter, ist der Romantik sehr geläufig gewesen, und für das deutsche und das niederländische Volksbuch ist im 19. Jahrhundert sehr viel getan worden. Daß es bei allen europäischen Völkern Volksbücher gegeben hat und noch gibt, das ist vielfach, auch von der Volkszählforschung, nicht so recht zur Kenntnis genommen worden.

Für die romanischen Völker hat Karlinger jedenfalls ältere Bemühungen auf diesem Gebiet zu erneuern verstanden, hat Mitarbeiter für die verschiedensten romanischen Sprachen für diesen Themenbereich gewonnen, und als Frucht dieser Bemühungen liegt nunmehr dieser Berichtband vor. Seine Beiträge wurden als Vorträge auf der Arbeitstagung in Rom im September 1974 vorgelegt, übrigens in den Räumen des Österreichischen Kulturinstitutes, was uns als erfreulicher Ansatz erscheint, da dort doch im wesentlichen bisher nur Historiker und Kunsthistoriker und selbstverständlich Archäologen zu Gast waren. Aber nunmehr ist also auch die literarwissenschaftlich orientierte Volkskunde dort eingezogen.

Den Reigen der Vorträge eröffnet **Angela Birner** mit ihren Ausführungen über „Die schöne Magelone in der Romania“, also einem der berühmtesten Volksbücher überhaupt. Es folgt **Martha Ebermann** mit einer gedrängten Zusammenfassung über „Das Volksschrifttum in Frankreich, vom 17. bis zum 19. Jahrhundert“. Während die französischen Volksbücher für uns durch die Arbeiten von **Rudolf Schenda** doch ein Begriff sind, erscheinen Ausführungen für die Volksbücher in Portugal doch als eine gewisse Überraschung. **Maria Antonia Nicolau Espadinha** hat sich des Themas angenommen und einen „Überblick über die Volksbücher Portugals“ gegeben, freilich in portugiesischer Sprache, was den Zugang nicht erleichtert; eine knappe deutsche Inhaltsangabe ist hier besonders nützlich. **Adelaide Fiocchi** gibt im Anschluß daran einen Überblick über die „letteratura del volgo“ in Italien, in italienischer Sprache; eine deutsche Zusammenfassung ist beigegeben. Dann folgt eine gekürzte Darbietung der „Miscellen zu ‚Robert der Teufel‘“ von **Gabriele Trober**, was nützlich ist, da gerade dieser Volksbuchstoff offenbar in den romanischen Ländern immer wieder aufgenommen wurde. Als Gegenstück dazu bringt **Felix Karlinger** einen Auszug seines Vortrages über den „Alexius-Stoff“, also über eine Legende, die in Volksbuchform Verbreitung gefunden hat. In unseren Ländern hat vor allem der Jesuitenorden für die Verbreitung und Gestaltung des Alexius-Stoffes gesorgt, wie sich von Volksschauspieltexten ebenso noch ablesen läßt wie von Bildstöcken. Dann wird ein uns wenig bekanntes Gebiet erschlossen: **Irmgard Lackner** berichtet über „Volksbuch und Volksbuchforschung in Rumänien“. Die Romanistik nimmt hier vielleicht etwas zu wenig zur Kenntnis, daß die deutschen wie die ungarischen Volksbücher im 18. und 19. Jahrhundert für die Rumänen von beachtlicher Bedeutung gewesen sein müssen. Ein Sonderproblem behandelt **Luigi Lun** mit „Sneewittchen“ und „Granadina“, wobei die novellistische Art des sardischen Märchens betont wird. Als Koreferat zu dem Vortrag von **A. Fiocchi** legt **Gabriele Parragh** ihre Ausführungen über „Volksbuch — Trivilliteratur“ vor, mit dem Ausgriff zum trivialen Film der Gegenwart. Umgekehrt ganz auf die Historie eingestellt erscheint **Claus Riessner** mit „Romsage und Romlegende im Wandel der Zeit“. Der Auszug

läßt nicht erkennen, was von der reichen Literatur über das Thema eingearbeitet wurde. Es folgt von Luigi Tacconelli eine vergleichende Darstellung „Il motivo della Griselda in Bocaccio e in Hans Sachs“, in italienischer Sprache. Dazu wieder ein Gegenstück aus der Legendenforschung: Elisabeth Zacherl legt „Untersuchungen zum Problem der Meerfahrt im Volksbuch an Hand des Brandanmotives“ vor.

Man sieht, eine reiche Ernte. Eigentlich für einen vervielfältigten Referatenband sogar zu reich, es hätte ruhig ein Buch mit einem Register werden können.
Leopold Schmidt

Lutz Röhrich, *Märchen und Wirklichkeit*. 3. Auflage (= Wissenschaftliche Paperbacks / Germanistik, o. Nr.) 320 Seiten. Wiesbaden 1975, Franz Steiner Verlag GmbH. DM 18,—.

Das seit zwanzig Jahren bewährte Buch von Röhrich hat nun erfreulicherweise einen Neudruck erfahren. Keine Neuauflage, das wäre viel Arbeit gewesen, und kein Verlag hätte sich so leicht zur Übernahme entschlossen. Aber ein anastatischer Neudruck, dem Röhrich ein kurzes Vorwort vorgesetzt hat, das gewissermaßen das Märchen im Bereich der Gegenwart zu skizzieren versucht. Wie man etwa literarisch inhaltlich oder formal mit dem Märchen umgeht, wie man es verfilmt usw. Das alles nur in Stichworten, es wäre ja bald ein eigenes Buch daraus zu machen, mit Bildern der Märchengärten etwa, mit den politischen Karikaturen, die sich gern mancher Märchenmotive bedienen usw. Diese Themen werden hier also nur angesprochen, auch die neuere Forschung von soziologischer und anderer Seite, die sich gern der krampfhaften Sprache der späten Sechzigerjahre bedient. Röhrich geht S. IV darauf ein: „Auch im sozialen Bereich ist das Märchen nicht eigentlich herrschaftsstabilisierend. Es ist häufig geradezu strukturbrechend...“ usw. Die Sätze wirken schon wie eine Parodie, vor allem, wenn man überlegt, wie wenig die hier angeschnittenen Fragen gesellschaftsgeschichtlicher Art mit dem Märchen bei der diffizilen Schichtung jedes einzelnen Typs zu tun haben.

Es ist also erfreulich, daß das gute Buch wieder greifbar vorliegt, mit seinen Literaturnachweisen und seinem Register immer noch lesbar, benützlich, wichtig.
Leopold Schmidt

Zorica Rajković, *Tradicijski oblici nevjenčanog braka kod Hrvata i Srba u svejetlu pojma „poskusni brak“*. (Traditional forms of common-law marriage among the Croats and the Serbs in the light of the concept of „trial marriage“). Zagreb, Institut za narodnu umjetnost i folklor (Volkskunst-Institut), 1975, Brosch., 115 Seiten (engl. Zusammenfassung).

Über die Ehe gibt es entsprechend der fundamentalen Wichtigkeit dieser Sozialinstitution der Menschheit unzählig viele und auch umfassende Werke von Anthropologen und Kirchenrechtlern, von Völkerkundlern, Kulturhistorikern und Soziologen. Man braucht nur an Namen wie E. Westermarck (*The History of human Marriage*. I—III, S. A. London 1925), an J. Mogeý (*Family and Marriage*, London 1963) zu erinnern und kann (wie die vorliegende Arbeit es ohne Schaden tut) das seltsam zwielichtig geratene Buch von W.-E. Peuckert, *Weiberzeit, Männerzeit, Saeterehe, Hofehe, Freie Ehe*. Hamburg 1955, übergehen. Dennoch ist man bei der Suche nach regional-ethnischen Besonderungen mit Vergleichsmöglichkeiten von diesen Großpublikationen als Volkskundler selten gut beraten. Dies insbesondere, was die Periode vor der „öffentlichen“ (kirchlichen, standesamtlichen) Eheschließung betrifft. Hier bleibt über die Ansätze bei F. C. Fischer (*Über die Probenächte der deutschen*

Bauernmädchen. Leipzig 1902) und bei F. V. Reitzenstein (SW: Ploss-Bartels-Reitzenstein, Das Weib, Leipzig 1927) hinaus als bislang nach Materialfülle und kritischer Durchleuchtung unerreicht das Standardwerk von K. R. V. Wikmann, Die Einleitung der Ehe. Eine vergleichend ethnosoziologische Untersuchung über die Vorstufe der Ehe in den Sitten des schwedischen Volkstums. (Acta Academiae Åboensis, Humaniora XI/1, Åbo 1937). Mit ihm vor allem muß sich die vorliegende Arbeit über die Begriffsscheidungen von Kiltgang, Probenächte, Probeehe, Ehe auf Zeit usw. auseinandersetzen. Für den Bereich der Kroaten und der Serben gab es bisher schon viele Einzelstudien. So z. B. von A. Mitrović über „Zeitehen in Norddalmatien“ in den von F. S. Krauss herausgegebenen „Anthropophyteia“ (IV, Leipzig 1907, 37—45; später ausgeweitet als „Još o ženidbi i udadbi u sjevernoj Dalmaciji“ — Ehe und Vermählung im nördlichen Dalmatien im Arhiv za pravne i društvene nauke — Archiv für Rechts- und Gesellschaftswissenschaften II, Belgrad 1907, 434 ff und weiteres I. c. V, 1908, 74—81; 173—181; 237—243) auch im Monatsblatt des Juristenbundes zu Agram (Mjesečnik pravničkog društva u Zagrebu 1908, 226—239). Die Verfasserin sammelt sorgfältig diese und andere Beiträge zum Thema bei L. Bakotić 1909, T. H. Djordjević 1930, M. Medaković 1941, denen m. E. auch nachzutragen wäre Šp. Kulšić, Tragovi arhaične porodice u svatbenim običajima Crne Gore i Boke Kotorske-Trace de la famille archaïque dans les coutumes matrimoniales du Montenegro et la Boka Kotorska (Glasnik Zemaljskog Muzeja u Sarajevu 1956). Sie setzt sie auch in Vergleich mit Erscheinungsformen wie Raubehe (otmice) usw. Dennoch entschloß sie sich — ganz im Forschungsstil der Schule von Milovan Gavazzi/Agram — zu intensiver Feldforschung, die denn auch erstaunlich tiefe Einblicke in die betreffenden Gegenwartsverhältnisse bei den zweien der fünf südslawischen Völker als rezent noch dominante und nunmehr auch lokal aufgenommene Erscheinungen erbrachte. Das veranlaßte die Verfasserin zu notwendiger Kritik an der bisherigen Literatur, zur Erfassung des nichtisolierten, bloß formalistisch eingestuftes und damit fehlinterpretierten Einzelphänomens, sondern der strukturellen Gebundenheit solch einer Sozialgegebenheit. Daß ein Fragebogenversuch für den „Etnološki atlas Jugoslavije“ im Bereich solcher Intimsphäre mißlingen mußte, nimmt ja nicht wunder. „Illegitimität“ als Hauptkennzeichen ist kein hinreichendes Kriterium dafür, ob die „Probeehe“ dort traditionelle Erscheinung ist und damit, daß heutige Formen deren Nachklang sind oder ob es sich in unserer Zeit um gänzlich davon abzutrennende Neupraxis handelt. Hier spielen auch bestimmte Kalenderdaten wie Sv. Petka/Paraskeve eine Traditionsrolle bei Massenhochzeiten und dgl. Der dortige und vielenorts auch bei uns feststellbare Verzicht auf „gesetzliche“ Eheschließung ist nicht gleichbedeutend mit dem Ausbleiben jeglicher Form ehelicher Verbindung. Es gibt erstaunlich viele Einzelformen sozialer Anerkennung und Einbeziehung des Paares durch Brauchtümliches und außer-(nicht: un-)gesetzliches Schließen des Ehebundes mit seinen biologischen, kulturellen und ökonomischen Funktionen. Die Frage nach „Verbindlichkeit“ oder „Notwendigkeit“ eines kirchlichen Einsegneritus (bei den Katholiken erst durch das Tridentinum kanonisch „geregelt“) steht auf einem ganz anderen Blatt (Siehe Exkurse S. 108 et passim). Im Kroatien und im Serbien des neuen Jugoslawien nach dem II. Weltkrieg mußten aus der zunächst deutlich antikirchlichen Stimmung wie aus der (auch daraus erschwenden) Toleranz gegenüber der stark vermehrten Anzahl der auch nicht vor dem Standesamt geschlossenen Ehen die „im Volke“ bestehenden Verhältnisse zur Kenntnis genommen werden, weitgehend unangefochten gelten gelassen werden. Auch richterliche Entscheide (ab 1944!) nehmen ausdrücklich Bezug auf den „Volksbrauch der jeweiligen Gegend“, auf die „volksläufige Auffassung der ehelichen Bindung“. Man sanktionierte also behördlicherseits die im

„Brauchtum“ ohne Kirche und ohne Standesamt als geschlossen angesehene Ehe. Das wirkt sich gegenwärtig auch weiter aus im bewußten Reduzieren der Hochzeits-„Bräuche“, der Anzahl der zu ladenden Gäste (svatovi), deren Bewirtung, deren traditionellen Geschenke (davori) wie deren „Wert“ und Auswahl. Dies bis hin zum völligen Verzicht im Dorfbereich als jener sozialen Einheit, die die wirtschaftlichen Möglichkeiten ihrer Mitglieder ebenso durchschaut wie deren Intimsphäre. Auch ohne Riten vollzieht sich heute die Statusänderung durch die nunmehr vollrechtlich gebrauchten Bezeichnungen als Braut, Schwiegertochter, Frau (mlada, snaha, žena) wie beim Manne als djuvegija, mladoženja, muž.

Damit aber unterliegt auch der Begriff des „Konkubinates“ sehr verschiedenartigen Beurteilungen in jenen südslawischen ländlichen Gemeinschaften von heute. Das muß sich verständlicherweise in Erbrecht und Altersvorsorge, im Recht auf das Führen des Vaternamens von den „unehelich“ Geborenen, noch dazu in einer ehemals so sehr patriarchalen Gesellschaft nach dem Umbruch zum Sozialismus auswirken. Der Zusammenstoß zweier rechtlicher Systeme, jenes des geschriebenen, dieses des brauchtümlichen Rechtes, wird hier gerade aus der Feldforschung in unserer Zeit besonders deutlich. Das setzt sich in der Beobachtung des Umbruches der ländlich-bäuerlichen Denkweise auch in der Frage der „Scheidung“ beider Formen wie der „Ehe“ fort wie in der (nicht nur generationsbedingt verschiedenen) Einstellung zur Kindeserwartung aus Probe- oder aus „Gesetz“-Ehe. Ehehliche Fruchtbarkeit bleibt weiterhin kein sicheres Unterpfand für den Bestand der „Ehe“ beider Arten.

Die Gegenwartsaufnahmen vielschichtiger Bräuche und Meinungen auf ethnisch begrenztem Territorium (mit deutlichen Zeitbezügen weit darüber hinaus!) zeigen so recht die Fragwürdigkeit jener allzu eindimensional gebrauchten Begriffstermini älterer Forschung. Nur schade, daß solche Vielfalt mühsam erarbeiteter Erkenntnisse nur allzu knapp in einer Weltsprache zusammengefaßt (S. 112—114) erscheinen.

Leopold Kretzenbacher

Achille Bertarelli, Le stampe popolari italiane — Introduzione di Clelia Alberici. Biblioteca Universale Rizzoli — I grandi libri illustrati. Milano (1974), 30×23 cm, 87 Seiten, 62 Abbildungen.

Dem urlaubshungrigen Italienfahrer dieses Jahres mag selbst in den billigen shops für das Touristenvolk an den Küsten diese hübsche und sehr wohlfeile Großbroschüre mit dem liebevollen Profil einer Mohrenfrau kaum entgangen sein. Wir möchten hier kurz auf dieses Heft hinweisen, denn es verbirgt sich dahinter nicht mehr und nicht weniger als eine bearbeitete italienische Neuausgabe des großen Achille Bertarelli, *L'imagerie populaire italienne*, Paris, Ed. Duchartre et Van Buggenhoudt — 1929, aus der klassischen Reihe von Pierre Louis Duchartre und René Saulnier. Sie ist Clelia Alberici, der jetzigen Leiterin des berühmten Bertarelli-Nachlasses (Civica Raccolta delle stampe A. Bertarelli) der Stadt Mailand, zu danken. Frau Cl. Alberici hat dazu eine Einführung geschrieben und eine Bertarelli-Bibliographie samt einer Kurzbibliographie der wichtigsten Literatur über die italienische Populärgraphik beigezeichnet und dazu A. Bertarellis Darstellung auf den Stand von heute gebracht. Dies wie auch die exakten Bilderläuterungen geben der Publikation einen durchaus ernst zu nehmenden, wissenschaftlichen Rang. Aus dem gewaltigen Schatz der italienischen „Santi“ und populären Druckgraphik sind immerhin 62 Abbildungen (Schwarzweiß) beigegeben, deren treffliche und interessante Auswahl gleichfalls Cl. Alberici zu danken ist. Unter den so schätzenswerten Aktionen zur Bekanntmachung italienischer, vornehmlich populärer Graphik

der letzten Jahre¹⁾ wird man diesen Bertarelli-Band jedenfalls als eine sehr nützliche Ergänzung zum großen Giuseppe Cocchiara (Turin 1956), bzw. zu dessen deutscher Ausgabe, die wir Ragni M. Gschwend und dem Georg-D.-W.-Callwey-Verlag in München verdanken (München 1967), begrüßen.

Oskar Moser, Graz

Sir James George Frazer, The Golden Bough. A Study in Magic and Religion. Abridged Edition. Neudruck. London 1974, Macmillan. 971 Seiten, £ 1,95.

Frazers „Goldener Zweig“ beginnt bekanntlich mit den Worten „Wer kennt nicht Turners Gemälde ‚Der Goldene Zweig?‘“, und man muß dazu sagen, daß außerhalb der Britischen Inseln nur sehr wenige Kunstfreunde dieses Bild kennen. Freundlicherwise war es im ersten Band der Originalausgabe des „Golden Bough“ 1911 als Titelbild abgebildet. Aber diese dreizehnbändige Ausgabe kennen und benützen nur mehr wenige. Meist begnügt man sich mit der Lektüre des von Frazer selbst hergestellten bzw. autorisierten einbändigen Auszuges. Dieser Auszug ist bekanntlich auch die Textgrundlage für die einbändige deutsche Übersetzung (von Helen von Bauer, Berlin 1928) geworden, mit der man sich bei uns normalerweise begnügt. Die von Frazer gekürzte Ausgabe ist schon 1922 bei Macmillan erschienen, und seither immer wieder einmal aufgelegt worden. Wir weisen gern darauf hin, daß nunmehr 1974 wieder eine Neuauflage dieser gekürzten Fassung erschienen ist, handlich und billig, freilich auch auf keinem besonders schönen Papier. Ein surrealistisches Bild von Peter Goodfellow bildet den sehr passenden Umschlag dazu. Aber William Turners „Goldener Zweig“ wäre, der Geschichte dieses Werkes entsprechend, doch sinnvoller gewesen.

Leopold Schmidt

¹⁾ Dazu wären vielleicht nachzumelden Gino Barioli, *Mostra dei Remondini, calcografi stampatori Bassanesi* (Museo Civico di Bassano del Grappa). Bassano 1958, 100 Seiten, illustr. (Ausstellungskatalog mit 640 Nummern); und vor allem Bruno Passamani (Hrsg.), *Stampe per via — L'incisione dei secoli XVII—XIX nel commercio ambulante dei Tesini*. Catalogo della Mostra. Pieve Tesino-Trento/Bassano del Grappa 1972, 104 Seiten (Ausstellungskatalog mit 255 Nummern, davon viele im Anhang reproduziert).

**Druckfehlerberichtigung zu Michael Martischnig, Das „Denkmalgut
Köblerhäusl“ im Salzburger Großarlal. (ÖZV, NS Bd. XXIX,
Heft 2, Wien 1975).**

- S 147: Anm. 1, 8. Zeile v. o.: statt 1000 richtig 1800.
S 149: Anm. 11, 2. Zeile v. o.: statt Leizjg richtig Leipzig.
Anm. 12, 5. Zeile v. o.: statt 1976 richtig 1796.
S 150: Anm. 15, 6. Zeile v. o.: statt am richtig im.
S 151: Anm. 20, 3. Zeile v. o.: statt 17 richtig 17 I.
S 155: Anm. 41, 3. Zeile v. o.: statt 18. richtig 9.
S 156: Anm. 45, 3. Zeile v. o.: ergänze: Bd. 36.
Anm. 48, letzte Zeile: statt S richtig §.
S 157: Anm. 53, 1. Zeile v. o.: statt Urland richtig Wildnis.
S 159: Die ersten 5 Zeilen im Anmarkungsteil oben gehören zu Anm. (68) als
Fortsetzung nach 7. Zeile.
S 160: Anm. 68, 4. Zeile v. o.: statt 255 richtig 225;
ab 7. Zeile bis Schluß gehört zu Anm. (74) als Fortsetzung; vorher siehe
dort noch Ergänzung.
Anm. 72, 2. Zeile v. o.: statt auch richtig aus.
S 161: Anm. 74, 4. Zeile v. o.: ergänze: Im 4. Band der Strabonis Geographica
(Ausgabe Isaacus Casaubonus aus dem 16... nun als Fortsetzung
Zeile 8 bis Schluß der Anm. (68)).
S 163: Anm. 89, 1. Zeile v. o.: statt „soildn“ richtig „soi^dn“.
S 167: Text: 12. Zeile v. o.: statt Abb. 3 richtig Abb. 1.
Anm. 110, 2. Zeile v. o.: ergänze: II. Heft, S 145—163, Jg. 34, 1894,
I. Heft S 1—20). In Jg. 33, S 163 trifft Z...
S 168: Text 15. Zeile v. o.: statt als richtig vom;
statt überdeckt richtig übereck;
19. Zeile v. o.: statt Abb. 1 richtig S 166;
4. Zeile v. u.: statt Abb. 5 richtig Abb. 6.
S 169: Text 6. Zeile v. u.: statt abgestellt richtig abgeteilt.
S 170: Anm. 124, 7. Zeile v. u.: statt Grundrißblage richtig Grundrißanlage;
Anm. 125, 3. Zeile v. o.: statt Flug richtig Flur.
S 171: Text 13. Zeile v. o.: statt „Sechtherd“ richtig „Sechthherd“;
18. Zeile v. o.: statt Abb. 4 richtig Abb. 2.
S 172: Text 2. Zeile v. o.: statt unverschließbar richtig verschließbar.
S 173: Text 8. Zeile v. o.: statt Abb. 5 richtig Abb. 6.
Text 19. Zeile v. o.: ergänze: Küchentür (siehe Abb. 4) ...
Anm. 139: statt Anm. (15 III) richtig Anm. (15 II).
S 175: Text 5. Zeile v. o.: statt 5,2 richtig 3,2;
Anm. 147, 3. Zeile v. o.: statt Anm. (216) richtig Anm. (126).
S 177: Text 2. Zeile v. o.: ergänze (Siehe Abb. 3);
Text 16. Zeile v. o.: statt Abb. 6 richtig Abb. 7.
S 178: Anm. 160, letzte Zeile: statt Anm. (21) richtig Anm. (12).
S 179: Anm. 165, 8. Zeile v. o.: statt Abb. 7 richtig Abb. 8;
Anm. 168, 1. Zeile v. o.: statt „Khaun“ richtig „orākhāō“.
S 180: Anm. 168, 2. Zeile v. u.: statt Sp. 2176 richtig Sp. 1276.
S 181: Text 5. Zeile v. o.: statt Abb. 7 richtig Abb. 8;
Anm. 177, 3. Zeile v. o.: statt Verstrebung richtig Verstäbung.
S 182: Text 1. Zeile v. o.: statt Abb. 5 richtig Abb. 6;
Text 11. Zeile v. o.: statt Abb. 8 richtig Abb. 5.

M. M.

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1
Wien 1975